Ger. Lit.
D

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LVI.

(Juli — August — September 1888.)

309152
35
1
11

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Otto Herrusdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Capstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. U. Hoepli's Hofbuchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 56

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundfünfzigsten Bande (Juli — September 1888).

		Seite
I.	Kaiser Friedrich	V
II.	Das Grafenkind. Novelle von **Ernst Wichert.** I./IV. . .	1
III.	Ein amerikanischer Staatsmann: Henry Clay. Von **Anton E. Schönbach**	31
IV.	Berlin und Frankfurt. Mit ungedruckten Briefen aus den Jahren 1848 und 1849. Von **W. Lang.** II. (Schluß.) . .	47
V.	Ludwig Holberg. Von **Georg Brandes**	76
VI.	Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** VII.	99
VII.	Der Krieg der sicilischen Vesper. Von **Otto Hartwig.** I./II.	124
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Kraufe**	138
IX.	Politische Rundschau	147
X.	Neue Denkwürdigkeiten. Von **G. Egelhaaf**	153
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Bibliographie	159
XIII.	Das Grafenkind. Novelle von **Ernst Wichert.** V./VI. (Schluß.)	161
XIV.	Der Krieg der sicilischen Vesper. Von **Otto Hartwig.** III./IV. (Schluß.)	189
XV.	Rousseau und Kant. Von **F. Heinrich von Stein** . . .	206
XVI.	Zur Erinnerung an Heinrich von Stein. Von **Herman Grimm**	217
XVII.	Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** VIII./IX.	221
XVIII.	Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Der Charakter und die maßgebenden Ideen der Epoche. Von **Ferdinand Lotheißen**	242
XIX.	Frau von Staël in Italien. Von **Lady Blennerhaffett**	267

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Gebhard Leberecht von Blücher. Von **Gottlob Egelhaaf**	287
XXI.	Die Universitätsfeier von Bologna in ihrer Bedeutung für die italienisch-deutsche Rechts- und Staatswissenschaft . . .	295
XXII.	Theodor Storm zum Gedächtniß. Von **Erich Schmidt**	298
XXIII.	Politische Rundschau	301
XXIV.	Neue Romane und Novellen. Besprochen von **Otto Pniower**	307
XXV.	Literarische Notizen	315
XXVI.	Bibliographie	320
XXVII.	Spätglück. Von **Hans Hoffmann**	321
XXVIII.	Adelbert von Chamisso als Naturforscher. Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Januar 1888 gehalten von **E. du Bois-Reymond**	329
XXIX.	Das ökumenische Patriarchat, die orientalische und die bulgarische Frage	350
XXX.	Eine deutsche Robinsonade. (Insel Felsenburg.) Von **Philipp Strauch**	379
XXXI.	Ein Blick in das Leben der Pariser Kleinindustriellen. Von Professor **G. M. Asher**	400
XXXII.	Bemerkungen über Körperschönheit. Von **Fr. Merkel** in Göttingen	414
XXXIII.	Nur nicht lesen! Eine Controverse von **Bertramin** . . .	428
XXXIV.	Die Bildungsmittel der Reichspost- und Telegraphenverwaltung. Von **F. Hennicke**	451
XXXV.	Oberösterreich und seine Dichter. Von **Adalbert Horawitz**	460
XXXVI.	Politische Rundschau	466
XXXVII.	Indiens Literatur und Cultur	472
XXXVIII.	Der russische Nihilismus	473
XXXIX.	Literarische Notizen	475
XL.	Bibliographie	479

Das Grafenkind.

Novelle

von

Ernst Wichert.

I.

Die Uhr im Corridor des Amtsgerichts schlug Eins. Der alte Gerichtsrath Rohrhagen, seit vielen Jahren ständiger Commissarius für Aufnahme von sogenannten Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, entließ den Referendar, der seine Protocolle geführt hatte, und schickte sich dann selbst zum Aufbruch an. Eben hatte er seine losen Papiere in die Schieblade des Schreibtisches eingeschlossen, als ihm der im Vorraum wartende Bote eine Karte großen Formats mit dem Bemerken überreichte: „Der Herr läßt anfragen, ob der Herr Rath noch zu sprechen wären. Er kommt deshalb so spät, weil er den Herrn Rath gern allein gesprochen hätte."

Der Rath zeigte ein recht verdrießliches Gesicht und nahm dem Boten die Karte mit einer Bewegung des Unwillens aus der Hand. Als er aber die Aufschrift: „Arthur Graf Moorland" gelesen hatte, schien der Besuch nicht mehr so störend zu sein. „Ah so —" sagte er, nickte freundlich mit dem grauen Kopf, erhob sich vom Lehnstuhl und ließ bitten, einzutreten.

Es war nicht die Grafenkrone auf der Visitenkarte, was seine Stimmung so merklich verbesserte, auch nicht der Umstand, daß er dem Grafen, der erst vor etwa einem Jahr seinen bleibenden Aufenthalt in der Stadt genommen hatte, ein paarmal hier und dort in der Gesellschaft begegnet war. Aber es fehlte ihm nicht an näheren Beziehungen zu dem ebenso vornehmen als reichen Manne. Der Bruder des Gerichtsraths war Pfarrer an der zu den großen Besitzungen des Grafen gehörigen Patronatskirche, und dessen Sohn, Dr. Georg Rohrhagen, seit Kurzem als ordentlicher Gymnasiallehrer angestellt, hatte nicht versäumt, sich in der städtischen Wohnung der gräflichen Herrschaften vorzustellen, auf deren Schloß er zu allen Feierlichkeiten als Schüler und Student ein stets gern gesehener Gast gewesen war. Auch hier hatte der junge Mann ziemlich unbeschränkt Zutritt zur Familie, und da er auch mit seinem alten Onkel in regstem Verkehr

stand, war es wohl selbstverständlich, daß er öfters das Gespräch auf den hohen Gönner und seine Angehörigen brachte. Er sprach von der leider sehr kränklichen Gräfin stets als von einer ungewöhnlich liebenswürdigen und gütigen Dame, von der jetzt achtzehnjährigen Comtesse Cilli, der einzigen Tochter, mit einer Art schwärmerischer Begeisterung. So war der Graf dem Gerichtsrath, auch wenn sie bisher nur wenige Worte gewechselt haben mochten, ein guter Bekannter, der auf das wohlwollendste Entgegenkommen Anspruch hatte.

Der Herr, der vom Boten eingelassen wurde, verleugnete auf den ersten Blick den früheren Officier nicht. Der graumelirte Schnurrbart überragte buschig das kurzgeschorene Backenhaar; das Kinn war glatt rasirt; das lebhafte graue Auge durchforschte rasch den Raum. Der hechtgraue Ueberzieher, bis zum Halse hinauf zugeknöpft, saß der schlanken Figur wie angegossen. Der steife, weiße Kragen hielt den Kopf aufrecht. Die Cravattennadel in Form eines Hufeisens paßte zu den radgroßen Manschettenknöpfen mit Pferdeköpfen. Den runden Hut mit schmaler, rundum abfallender Krämpe und ein Stöckchen mit Elfenbeingriff hielt er in der linken Hand; von der rechten war der wildlederne Handschuh abgestreift. „Ich komme Ihnen zu unbequemer Zeit, bester Herr Rath," sagte er, ihm ein paar Finger entgegenstreckend, in dem Ton eines höflichen Mannes, der auch eine überflüssige Entschuldigung für schicklich hält; „aber es war mir darum zu thun, Sie unter vier Augen ganz ungestört in einer Angelegenheit . . . ja, wie soll ich sagen —? meinetwegen: zu consultiren, wie man den Arzt consultirt, wenn es einen krankhaften Zustand zu heben gilt. Um etwas der Art handelt es sich."

„Ich stehe jeder Zeit gern zu Diensten," versicherte der Rath, ihn zum Sopha führend. Das Zimmer war mit diesem Möbel ausnahmsweise ausgestattet, weil hier häufig das Publicum der besseren Stände verkehrte.

„Es handelt sich, wie gesagt," nahm der Graf sogleich wieder das Wort, „— hm, hm — wie gesagt, um etwas der Art. Die Krankheitsgeschichte . . . sie läßt sich vielleicht auch umgehen; nur der augenblickliche Stand der Sache . . . Ich rechne jedenfalls auf Ihre tiefste Verschwiegenheit."

„Sie ist bei einem richterlichen Beamten selbstverständlich," bemerkte der Rath.

„Selbstverständlich," wiederholte der Graf, offenbar mit seinen Gedanken schon ein Stück Weges voraus. „Selbstverständlich." Er drückte des Gerichtsraths Hand. „Sie werden sich ja auch bald überzeugen . . . aber selbstverständlich. Man beabsichtigt — ein guter Freund von mir, ein sehr guter Freund — ein Kind zu adoptiren. Das kann ja wohl nur gerichtlich geschehen?"

„So ist's, Herr Graf. Die Erklärung würde vor mir zu verlautbaren sein."

„Vor Ihnen, ja wohl: deshalb komme ich eben. Das heißt . . . auch die Frau will adoptiren."

„Dem steht an sich nichts entgegen, falls sonst die gesetzlichen Voraussetzungen —"

„Ja, die gesetzlichen Voraussetzungen. Danach wollte ich mich eben näher erkundigen. Ich höre, daß ein gewisses Alter erforderlich sei —"

„Fünfzig Jahre, Herr Graf."

„Ueber die verfügt leider bereits — mein Freund. Seine Frau freilich ist zehn Jahre jünger. Wird keine Ausnahme von der Regel gestattet?"

„Allerdings, unter Umständen. Wenn keine Aussicht auf Nachkommenschaft vorhanden sein sollte —"

„Nicht die mindeste. Die Dame ist von sehr schwächlicher Constitution, hat nie Kinder gehabt."

„Dann wird der landesherrliche Dispens ja unschwer zu erlangen sein. Die Adoptirenden sind von Adel?"

„Ja, und das Kind bürgerlicher Geburt. Ein Mädchen. Sagte ich's schon? Ein Mädchen."

„Dann bedarf es wegen Uebertragung der Standesrechte schon deshalb der Genehmigung des Landesherrn."

„Die aber außer Zweifel ist. Habe schon im Hofmarschallamt Erkundigung eingezogen. Ein Mädchen — da sperrt man sich nicht."

„Und der Herr, von dem Sie sprechen, hat auch nicht eigene Kinder?"

Der Graf stutzte ein wenig. „Er —?"

„Etwa aus einer früheren Ehe?"

„Nein. Er ist nur dieses eine Mal verheirathet gewesen."

„So ist Alles in bester Ordnung. Wie alt ist das zu adoptirende Kind?"

„Achtzehn Jahre."

„Lebt der leibliche Vater noch?"

Der Graf hob den Kopf. „Warum?"

„Er würde seine Zustimmung geben müssen."

„Hm — man kennt ihn in diesem Falle nicht. Die Mutter aber —"

„Ihrer Zuziehung wird es nicht bedürfen."

„Das ist gut. Sie hat das Kind bald nach der Geburt verlassen — ist verschollen . . ."

„Und das Mädchen selbst ist damit einverstanden, von den Herrschaften an Kindesstatt angenommen zu werden?"

„Das Mädchen selbst —?" wiederholte der Graf aufmerkend. „Aber das Mädchen weiß ja nicht das Mindeste davon, daß es nur ein angenommenes Kind ist — darf davon nichts wissen."

Rohrhagen zog bedenklich die Achseln in die Höhe. „Lieber Herr Graf . . ." Er griff nach einem der auf dem Tisch liegenden Gesetzbücher und blätterte darin. „Ich irre sicher nicht, daß eine Adoption ohne solche ausdrückliche Zustimmung des zu Adoptirenden gesetzlich unzulässig ist. Sie ist nur denkbar als ein Vertrag —"

„Es muß da einen Ausweg geben," unterbrach der Graf, der alle Farbe verloren hatte, „es muß! Wie wäre es möglich, dem ganz arglosen Kinde . . . nein, nein!" Seine bis hoch zum Scheitel hinauf kahle Stirn wurde feucht; er betupfte sie mit dem seidenen Taschentuch, während seine Hand nervös zitterte. „Ich will die Maske fallen lassen," fuhr er mit sichtlicher Ueberwindung fort. „Was nützt es auch, sich verstellen zu wollen, da doch die Wahrheit . . . Ja, Sie sollen Alles erfahren: nicht ein Freund — ich selbst und meine Frau wollen adoptiren."

Der Rath sah verwundert vom Buch auf. „Aber Sie haben ja eine Tochter."

„Diese Tochter eben . . . sie ist unser Kind nicht."

„Comtesse Cilli nicht Ihr Kind?"

„Leider nicht; denn wir lieben sie wie unser Kind . . . kein Kind kann von seinen rechten Eltern mehr geliebt sein. Wir haben Cilli zu uns genommen, als sie erst wenige Wochen alt war. Es geschah bald nach unserer Hochzeit. Wir wollten eben den Wagen besteigen, um eine längere Reise anzutreten, als die unglückliche Mutter, mit dem Kinde auf dem Arm, plötzlich vor die Pferde trat, in die Zügel griff und in voller Verzweiflung drohte, das unschuldige Würmchen unter die Räder zu werfen, wenn wir uns seiner nicht annehmen wollten. Meine Frau wurde von Mitleid ergriffen — sie ist von himmlischer Güte — ich habe sie in jener Stunde eigentlich erst recht lieben gelernt, wie ich sie stets verehren mußte. Wir hatten eine Convenienzehe geschlossen, wie das in unserem Stande so häufig geschieht; ein Testament sicherte mir nur unter dieser Vorbedingung einen großen Familienbesitz. Meine Frau empfand gleichwohl eine tiefere Neigung für mich, wünschte diese Verbindung, zu der ich mich, weil sie mir aufgezwungen war, nur mit innerem Widerstreben entschloß. Nun war ihr Wunsch erfüllt — sie hatte das Bedürfniß, eine Wohlthat zu üben, die gleichsam ihren Dank ausdrücken könnte. So erklärte sie, sich des Kindes annehmen zu wollen, das ihr der Himmel selbst zuzuführen schien, und ich gab gern meine Einwilligung. Cäcilie wurde zunächst rechtschaffenen Leuten in Pflege gegeben. Nach einem Jahr schon, als wir von Reisen zurückgekehrt waren, nahm meine Frau sie zu sich. Sie hatte einen unglücklichen Fall gethan, der sie der Hoffnung beraubte, jemals selbst Mutterfreuden kosten zu können. Wir kamen überein, Cilli als unser Kind zu betrachten, sie in Allem wie unser Kind zu halten — sie selbst und die Welt nie wissen zu lassen, daß sie's nicht wäre."

Der Rath wiegte den Kopf. „Ah — ah — ah! Und es gilt nun Jedermann für gewiß, daß das Fräulein die Comtesse Moorland ist."

„Wir haben unser Gelübde gehalten — bis diesen Tag," bestätigte der Graf, etwas freier aufblickend, „und wir würden das Geheimniß ins Grab mitgenommen oder erst in unserem Testament enthüllt haben, wenn nicht ein besonderer Umstand . . . Sie sollen auch davon unterrichtet werden. Es war uns bisher ohne Mühe gelungen, Cilli als unsere Tochter erscheinen zu lassen; Niemand in unserer Umgebung hatte auch nur zu dem entferntesten Verdacht Anlaß, daß wir den Taufschein nicht aufweisen könnten. Sie wurde im Schlosse von Gouvernanten und Hauslehrern ausgebildet, besuchte nie eine öffentliche Schule. Den Confirmandenunterricht erhielt sie von unserem lieben Pastor Rohrhagen, Ihrem Herrn Bruder; es kam ihm selbstverständlich gar nicht in den Sinn, sich darüber urkundlich Gewißheit verschaffen zu lassen, daß Cilli wirklich die Comtesse Moorland sei. Hier führten wir Cilli ebenso stillschweigend als unsere Tochter in die Gesellschaft ein. Wir bedachten nicht . . . aber das konnte ja nicht ausbleiben. Cilli ist ein sehr hübsches und liebenswürdiges Mädchen geworden, eine reiche Erbschaft mußte ihr einmal zufallen. So fehlte es nicht an Bewerbern um ihre Hand. Ihr noch sehr kindliches Gemüth freilich beschäftigte

sich so wenig mit der Frage einer Verbindung fürs Leben, daß wir leicht jeden nicht völlig zusagenden Antrag unter Hinweis auf ihr noch zu jugendliches Alter ablehnen konnten. Da kam in letzter Zeit der junge Baron Fissing in unser Haus, Lieutenant in einem Cavallerieregiment, der Sohn eines lieben Kameraden, dessen Freundschaft ich mir erwarb, als ich ihm einmal in Lebensgefahr einen großen Dienst zu leisten in der Lage war. Der junge Herr interessirte sich sofort lebhaft für Cilli und schien auch auf sie einen ungewöhnlich starken Eindruck zu machen. Er hielt um ihre Hand an, und wir gaben ihm zwar keine bestimmte Zusage, erlaubten ihm aber gern im freundschaftlichen Verkehr seine Bemühungen um das Mädchen fortzusetzen, das sich ganz frei selbst bestimmen sollte. Nun scheint es uns nicht zweifelhaft, daß nur das letzte Wort gesprochen werden darf, um das feierliche Verlöbniß herbeizuführen. Der Baron wird ungeduldig, Cilli ist vorbereitet. Wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß die Heirath in naher Aussicht steht. Unter solchen Umständen ergibt es sich aber als eine dringende Nothwendigkeit, unser eigenes Verhältniß zu dem lieben Kinde auch formell sicher zu stellen — nicht nur weil wir Atteste brauchen, die sie als unsere Tochter legitimiren, sondern vornehmlich auch, weil wir's dem Baron und seiner Familie schuldig sind, durchaus ehrlich zu verfahren. Deshalb muß die Adoption Cilli's erfolgt sein, bevor die Verlobung publicirt wird. Dazu sollen Sie helfen, bester Herr Rath."

Er athmete kräftiger auf, nachdem er sich das Geheimniß so vom Herzen gesprochen hatte. Aber mit dem Tuche fächelte er sich noch immer Luft zu. Rohrhagen strich seinen grauen Bart und meinte: „Wir hätten die Sache nicht so lange anstehen lassen sollen, Herr Graf. Ein Kind merkt kaum die Veränderung, die seinen Begriffen ganz unverständlich ist; ein erwachsenes Mädchen wird den Unterschied fühlbar finden und mit der Einbildung zu kämpfen haben, daß ihm etwas entzogen werde. Freilich sind Sie erst jetzt in das Lebensalter getreten —"

„Deshalb aber darf Cilli nichts davon erfahren," unterbrach der Graf ihn, „daß sie unser rechtes Kind nicht ist. Sie werden jetzt einsehen, daß diese Bedingung unerläßlich ist. Wie könnten wir es über das Herz bringen, ihr zu sagen . . . Nein, nein! Sie würde den guten Glauben an uns verlieren, alle Unbefangenheit einbüßen. Gerade in ihren jungen Jahren und angesichts eines Ereignisses . . . Unmöglich! Ihre Ruhe darf nicht gestört werden. Und warum auch? Wer hätte einen Nutzen davon? Wem geschieht ein Unrecht, wenn ihr verschwiegen bleibt, was doch nur für die Vergangenheit Bedeutung hatte? In der That ändert sich ja nichts: sie ist unser Kind, unser liebes einziges Kind. Wir verlangen keinen Dank für eine Wohlthat, überhaupt keinen anderen Dank, als den ein jedes Kind seinen natürlichen Eltern für die Liebe und Sorge schuldet, die sie ihm zugewendet haben. Und Cilli ist glücklich in der Vorstellung, unser Kind zu sein. Vielleicht später, wenn sie verheirathet ist, mehr Lebenserfahrung gesammelt hat, reiferes Verständniß für eine solche Eröffnung mitbringt. Jetzt müssen wir zu ihrem Besten handeln, ohne daß sie's auch nur ahnt."

Der Rath hielt ihm das aufgeschlagene Buch hin und deutete mit dem Finger auf eine Stelle. „Ich kann das Gesetz nicht umstoßen," sagte er. „Die ausdrückliche Zustimmung des Fräuleins ist durchaus erforderlich. Ich darf die

Urkunde nicht anders aufnehmen; und wenn ich's pflichtvergessen thäte, hätte sie keine Gültigkeit."

Der Graf rieb sich die Stirn. „Das Gesetz ist grausam — unnütz grausam."

Rohrhagen lächelte. „Doch wohl nicht. Es scheint im Gegentheil nur natürlich, daß es die freie Einwilligung dessen fordert, der Pflichten übernehmen soll. Auf einen so besonderen Fall hat es nicht Rücksicht nehmen dürfen. Und wie vorübergehend ist am Ende auch die Verstimmung, die unter allen Umständen eine Folge solcher Enthüllung sein mag!"

„Sie kennen Cilli zu wenig. Sie neigt zu grüblerischem Wesen. Ihre große Nervosität —"

„Aber mit achtzehn Jahren ist man doch schon so verständig, auch den Verstand mitsprechen zu lassen. Dem Herzen geschieht nicht das mindeste Leid. Es wird ihm keine Nöthigung auferlegt, anders empfinden zu sollen, als es bisher empfunden hat. Diese Einsicht wird sich freilich nicht im ersten Augenblick klarstellen; es spielen da Ueberraschungen des Gemüths mit, die in ihren nächsten Wirkungen unberechenbar sind. Nach wenigen Tagen ist es wieder ganz beruhigt. Die glückliche Braut zumal wird sich mit ganz anderen Gedanken zu beschäftigen haben. Und wenn gleichwohl wider Erwarten ernstere Folgen . . ." er zuckte die Achseln — „lieber Herr Graf, ich bin außer Stande, Ihnen eine andere amtliche Auskunft zu geben."

Der Graf saß noch eine Minute lang vornübergebeugt und nachdenklich das Kinn in die Hand gestützt, ohne das Gespräch fortzusetzen. Dann erhob er sich mit einem lauten Seufzer, nahm seinen Hut und sagte: „Wir haben ein Kartenhaus aufgeführt, und Sie haben es umgeblasen. Was nun zu thun ist . . . ich will's mit meiner Frau besprechen. Ihrer Verschwiegenheit sind wir jedenfalls sicher." Er reichte ihm die Hand über den Tisch. „Und wenn es dazu kommen sollte — würden Sie vielleicht die Güte haben, den Act in unserem Hause aufzunehmen? Für Cilli würde schon die Vorstellung, auf dem Gericht eine Erklärung abgeben zu sollen, etwas Schreckhaftes haben."

„Es wird mir das größte Vergnügen sein, diesem Wunsche nachzukommen," versicherte Rohrhagen. „Auch sonst stelle ich mich gern zur Verfügung, falls meine guten Dienste Ihnen Nutzen versprechen können. Nur über das Gesetz kann ich nicht hinaus."

Graf Moorland verbeugte sich dankend und verließ mit gesenktem Kopf das Zimmer. Seine Equipage hielt vor der Thür. Er warf die Decke über und lehnte sich fröstelnd in die Ecke. „Nach Hause." Die Zahl der Falten und Runzeln auf seinem Gesicht schien sich zu verdoppeln. „Also doch — doch! sie muß es erfahren," murmelte er vor sich hin, „es wird uns nichts geschenkt. Läßt sich's weiter hinausschieben? Unmöglich! Der Baron . . . Man könnte ihn abweisen — es wäre ihr vielleicht kein großer Schmerz. Aber wie bald würde ein Anderer . . . Und Fissing ist ihr sehr ergeben — mir zu Dank verpflichtet seines Vaters wegen. Er wird keinen Anstoß nehmen . . . oh! es muß geschehen."

II.

Der Graf bewohnte ein villenartiges Gebäude im Westen der Stadt. Ein kunstvoll gearbeiteter eiserner Gitterzaun sperrte den kleinen Vorgarten gegen die Straße ab. Der Kiesweg umlief das Bassin eines Springbrunnens, in das die überhängenden Akazien schon gelbe Blätter hatten fallen lassen. Auch die Gruppen von Blattpflanzen zu beiden Seiten zeigten ein herbstliches Ansehen. Die Marquise über dem Balkon, zu welchem breite Steinstufen führten, war aufgezogen. Der Graf sah zu den oberen Fenstern hinauf. An dem einen derselben erschien einen Augenblick eine junge Dame, nickte, warf ihm eine Kußhand zu und verschwand gleich wieder.

Sie befand sich im Zimmer der Gräfin, in das er sogleich eintrat; eine mittelgroße, schmächtige Gestalt, ganz in Blaßgelb gekleidet, das doch für die ungemein zarte Gesichtsfarbe nicht zu gewagt schien. Das dunkle Haar war über der nicht hohen Stirn schlicht gescheitelt und hinten in einem Knoten vereinigt, aus dem sich zwei Locken lösten und über den Nacken ringelten. Die Augen von einem unbestimmbaren Graubraun leuchteten jetzt dem Grafen in munterem Glanz entgegen, konnten sich aber gewiß auch recht schwermüthig hinter die tiefgeschweiften Brauen zurückziehen, wenn die Welt dem Köpfchen ein neues, nicht faßliches Räthsel aufgab, wie das wohl alle Tage geschehen mochte. Die ganze Erscheinung hatte etwas Kindliches, noch Unfertiges und doch wohl mädchenhaft Anmuthendes — eine Knospe im Entfalten, sorglich gehütet vor jeder rauhen Berührung und sicher sehr empfindlich gegen kalten Luftzug und jähen Wechsel der Witterung. Cilli streckte dem Grafen die kleinen rosaangehauchten Hände entgegen und sagte mit einer Stimme, die wie ein feines Glöckchen klang: „Ich hörte den Wagen, Papa, und wollte hinablaufen, Dich zu begrüßen. Aber Mama ließ es nicht zu. Ich könnte mich erkälten. Wir haben uns heute noch nicht gesehen. Warum bist Du denn ohne mich ausgefahren?“

Der Graf drückte einen Kuß auf ihre Stirn und litt, daß sie seine Hand an die Lippen führte. „Ich kann wohl gar nicht mehr ausfahren ohne Dich?“ fragte er in scherzhaftem Ton. „Sieh' doch, wie ich Dich verwöhnt habe. Daß ich Geschäfte habe, die Dich nichts angehen, willst Du gar nicht mehr gelten lassen. Diesmal hatte ich einen Besuch . . . auf dem Gericht abzustatten; in einer Angelegenheit . . . hm! es wird vielleicht noch davon die Rede sein, muß vielleicht . . .“

„Weißt Du, daß Du aussiehst, als ob Du Verdruß gehabt hättest, Papa?“ sagte Cilli, ihm die fahle Wange streichelnd. „Ich kann Dir's gleich von den Augen ablesen.“ Er bemühte sich, ihr zu beweisen, daß sie irre. „Verdruß? Nun — ich wüßte nicht. Ganz nach meinen Wünschen freilich . . . Aber lassen wir das! Wie ist's hier gegangen?“

„Auch nicht nach Wunsch,“ antwortete sie, und das Gesichtchen wurde dabei ganz traurig. „Die gute Mama war wieder recht unwohl. Ich mußte aufhören, ihr vorzulesen, weil es ihre Nerven zu sehr angriff.“

Der Graf wendete sich der Chaiselongue zu, auf welcher die Gräfin mehr lag als saß. Sie hatte die rothseidene Decke hoch bis zur Brust emporgezogen. Dem edelgeformten, sehr bleichen Gesicht war ein Zug schweren Leidens auf-

geprägt. Er blieb darauf haften, obgleich die schmalen Lippen jetzt freundlich lächelten, da der Graf sich zu ihr setzte, die weiße Hand faßte, die sich kalt über die Decke legte, und sie küßte. „Du solltest Dich zu Bett bringen lassen, liebe Bertha," sagte er theilnehmend. „Wir können dem Baron absagen lassen."

„Es wird nicht nöthig sein," antwortete sie mit sanfter Stimme. „Ich fühle mich schon wieder viel besser und hoffe bei Tisch meine Pflichten als Wirthin erfüllen zu können, wenn ich mich ein wenig zusammennehme."

„Warum das aber? Du hast keine heiligere Pflicht, als Dich zu schonen."

„Das sage ich auch der Mama immer," bemerkte Cilli, „aber sie gehorcht mir nicht."

„Ich würde mir selbst nichts Gutes damit erweisen," antwortete die Gräfin. „Mein Leiden ist der Art, daß oft der feste Wille, ihm nicht zu erliegen, schon halben Sieg bedeutet."

Cilli trat dicht an sie heran und umfaßte sie, sich überbeugend. „Aber was es Dich kosten mag, einen so festen Willen einzusetzen —! Mich wirft der geringste Kopfschmerz gleich nieder."

„Du wirst ihn schon noch überwinden lernen, liebes Kind," meinte die Gräfin lächelnd, „wenn Du eine Hausfrau sein und dafür zu sorgen haben wirst, daß Störungen der Hausordnung möglichst vermieden werden. Ich wünsche Dir von Herzen, daß Du Dich nie gegen schwerere Anfechtungen aufrecht zu halten habest."

Cilli sah sie fragend an. „Aber warum muß ich mich in solche Gefahr begeben? Ich bin hier so glücklich." Sie ließ sich neben ihr auf die Kniee nieder und lehnte das Köpfchen an ihre Brust. „Laßt mich immer Euer Kind sein — nichts als Euer Kind."

Der Graf räusperte sich ein wenig. „Baron Fissing hofft . . ."

Seine Frau gab ihm einen Wink, und er brach ab. Cilli aber sagte: „Ach ja — Mama hat mir's verrathen, daß er sich um meine Hand bewirbt. Er ist auch sehr liebenswürdig bemüht um mich, und ich wüßte gegen ihn gar nichts einzuwenden. Er gefällt mir von allen den Herren, deren Bekanntschaft wir im letzten Winter gemacht, weitaus am besten. Und wenn er mir sagte, daß er mich zur Frau haben wolle . . . und Ihr verlangtet, daß ich Ja darauf antwortete . . ." die Thränen rollten ihr plötzlich über die Wangen — „ich könnte ja nicht anders. Aber warum darf ich denn nicht bei Euch bleiben?"

„Närrchen!" verwies der Graf. „Es ist doch so der Welt Lauf, daß die Mädchen unter die Haube kommen. Meinst Du denn, es wird uns so leicht, Dich von uns zu lassen? Wer weiß, welcher Theil dabei größere Einbuße erleidet? Weine nicht, weine nicht! Wir meinen es ja gut mit Dir. Ich denke, Du bist überzeugt, Kind, daß wir's in Allem gut mit Dir meinen. Du wirst das hoffentlich auch dann nicht vergessen . . . ach! weine nicht, Närrchen."

Cilli nickte ihm zu, unter Thränen lachend, und küßte der Gräfin Hand wieder und wieder. „Verzeiht," bat sie. „Ich weiß nicht, weshalb mich seit einiger Zeit öfters eine so tiefe Traurigkeit befällt, da ich doch so recht mitten im Glück lebe. Ich wehre mich gegen sie; aber wie sie ganz grundlos ist, so weicht sie auch keinen Gründen. Es ist recht dumm. Beschreiben läßt sich der

Zustand nicht. Manchmal überkommt mich eine Beklommenheit, eine Angst . . . ich glaube, gerade weil um mich alles Sonnenschein ist, zwingt mich's, die Hand vor die Augen zu halten und mir etwas Finsteres vorzustellen. Aber das ist's doch nicht allein. Ich möchte . . . Ja, was möchte ich? Einmal ganz aus mir heraus, daß ich vielleicht begriffe, es sei nichts. Denn jetzt steh' ich wie vor einer verschlossenen Thür, suche immer die Schlüssel und kann sie nicht finden. Als ob dort erst . . . und es ist gewiß nichts. Bekümmert Euch nicht darum: ich werde bald wieder ganz heiter sein."

„Es ist gewiß nichts," wiederholte der Graf, nachdenklich den Kopf senkend und in sich hineingrübelnd, während doch sein Gesicht gewohnheitsmäßig den freundlichen Zug festhielt. Cilli stand auf, drückte ihm und der Gräfin die Hand und verließ rasch das Zimmer.

„Was bedeutet das nun?" fragte er nach einer Weile. „Ahnt sie . . .?"

„Unmöglich," entgegnete die Gräfin. „Das Geheimniß ist vor ihr aufs Sorglichste gehütet wie vor Jedermann. Mädchen in ihrem jugendlichen Alter leiden an so unverstandenen Gefühlen oft schwer. Hat das Herz erst sein Theil, so kehrt die frühere Lebensfreudigkeit rasch zurück. Ich zweifle nicht, daß Edgar die Eroberung gelingen wird — die Festung widersetzt sich schon nicht mehr. Aber sage, was hast Du ausgewirkt?"

Er berichtete umständlich, mehr und mehr aufgeregt. Die Gräfin beobachtete ihre ruhige Haltung, doch wurde das bleiche Gesicht sehr ernst. „Das ist eine recht unerfreuliche Auskunft," bemerkte sie, als er geschlossen hatte. „Der Rath kennt das Gesetz; wir müssen ihm Glauben schenken —"

„Und ich habe die Vorschrift selbst gelesen."

„Es muß also doch geschehen, was wir so gern vermieden hätten: Cilli muß die Wahrheit erfahren."

Der Graf streckte sich auf seinem Sessel. „Die Wahrheit, Bertha . . .?"

Ein ganz eigenes Lächeln flog über die Lippen der Gräfin hin. „So viel ihr davon nach den Umständen zu wissen Noth thut. Daß sie unser Kind nicht ist —"

„Unser Kind nicht — ganz recht. Das ist die Wahrheit."

Nach einer Weile, während er noch weiter diesen Gedanken im Kopfe herumzuwälzen schien, ohne ihn sicher abweisen zu können, sagte die Gräfin: „Es versteht sich jetzt wohl von selbst, daß auch Baron Edgar Fissing unterrichtet werden muß."

„Wovon?" fragte er zerstreut.

„Mein Gott — daß Cilli nicht unser Kind ist."

„Aber wenn sie zustimmt, wie's ja gar nicht anders zu erwarten ist —"

„Auch dann. Das Geheimniß läßt sich nicht länger bewahren. Es ist unter solchen Umständen das Beste, selbst die Adoption der Gesellschaft zu publiciren."

„Der Gesellschaft . . .?"

„Sie wird sich in die Thatsache finden und das Verhältniß als geordnet ansehen. Aber das nebenher. Wenn Baron Fissing allein in Frage käme — Cilli selbst muß wünschen, daß bei ihm kein Irrthum obwalte, wenn er sich erklärt."

„Du hast Recht — Du hast Recht, wie immer."

„Und deshalb darf er sich ihr gegenüber nicht binden, bevor er eingeweiht ist."

„Du meinst also, ich soll — nicht abwarten, bis . . ."

„Er wird es für rücksichtsvoller halten, wenn wir ihn vor dem gerichtlichen Act in Kenntniß setzen."

„Es kann sein. Aber . . . Wenn er unsere Cilli liebt . . ."

„Man weiß doch nicht, welche Bedeutung für sein Gefühl der Umstand hat, daß unsere Cilli in Wirklichkeit — nicht unsere Cilli ist. Und wenn es seine Neigung nicht mindert — wie viel zuversichtlicher wird Cilli an sie glauben können!"

„Allerdings . . ."

Wieder vergingen einige stille Minuten. Der Graf schien noch das Schwerste auf dem Herzen zu haben. „Und wer soll Cilli die Mittheilung machen —?" fragte er endlich schüchtern.

„Du, Arthur," antwortete sie ohne Besinnen.

Er schrak zusammen. „Ich . . .? Eine so grausame Eröffnung! Und gerade ich . . ."

„Du hast die nächste Pflicht."

„Ja, aber wie soll ich's anfangen . . . Ein weniger Betheiligter könnte viel leichter — viel weniger schreckhaft für sie . . . Was meinst Du, wenn wir den Herrn Rath Rohrhagen bäten —"

Die Gräfin schüttelte sehr energisch den Kopf. „Einen Fremden! Nein! nein! Nur wer Cilli liebt, darf ihr diesen Schmerz anthun."

„Ich bring's nicht über mich. Gerade weil ich Cilli liebe, wie . . . Du kannst mir das nicht voll nachempfinden, Bertha."

Wieder blickte sie mit jenem eigenen Lächeln zu ihm auf. „Kann ich's nicht? Du hättest mir diesen Vorwurf ersparen sollen. Und er trifft mich nicht einmal. Ich liebe Cilli wahr und wahrhaftig wie mein leibliches Kind. Da ich sie als meine Tochter annahm, that ich's ohne Vorbehalt — Du weißt es. Es wurde mir nicht leicht, mich zu dem zu entschließen, was ich that. Als ich aber entschlossen war, that ich's auch von ganzem Herzen. Jeder Zwiespalt meiner Empfindungen war für immer ausgeglichen. Ich gelobte mir in meinem Innersten feierlich, daß keine menschliche Schwäche mich anwandeln solle — und ich hoffe mir Wort gehalten zu haben: ich bin dem verlassenen Kinde eine Mutter geworden." Sie reichte dem Grafen die Hand wie zur Versöhnung. „Meinem Herzen thut es weh," fuhr sie mit leiser Stimme fort, „Cilli nun sagen zu müssen: ich bin Deine Mutter nicht. Ich verliere dabei Etwas — ich allein. Wenn ich Cilli bleibe, was ich ihr war, da ich ja wußte, daß sie nicht mein Kind ist, und sie doch wie mein Kind liebte — Cilli bleibt mir nicht ein Kind, das mich seine Mutter nennt. Und doch —! Ich will auch darin Mutterpflicht erfüllen bis zum Letzten, daß ich selbst den holden Schein auslösche. Ich werde heute Abend noch mit ihr sprechen."

Der Graf bedeckte ihre kaltfeuchte Hand mit Küssen. „Wenn Du wüßtest, mit wie dankbarer Verehrung . . ." stammelte er. „Du bist wie ein Engel an Güte — und Du wirst auch die rechten Worte finden, sie sanft aus dem Traum

in die Wirklichkeit hinüberzuleiten. Ich würde durch mein Ungeschick Cilli nur peinigen. Es ist nicht Feigheit, daß ich Dich vorschiebe — nur Mitleid mit dem Kinde. Ich will hinterher mein Theil ohne Murren tragen. Sage ihr, es sei meine Schuld, daß sie in dieser Täuschung auferzogen worden — es ist ja auch so. Mache mich bei ihr verantwortlich für alle Folgen, weise sie mit allen Fragen an mich. Nur die erste Mittheilung —"

Der Baron Fissing wurde durch den Diener angemeldet. „In den Salon," befahl die Gräfin. Sie erhob sich, von ihrem Gemahl gestützt, trat an den Spiegel und zupfte ihr Haar zurecht. Der Graf goß sich indessen Kölnisches Wasser in die Hand und hielt sie vor die Augen. Dann reichte er Frau Bertha den Arm und führte sie ins andere Zimmer.

Den Baron kleidete die Husarenuniform vortrefflich. Er war ein großer, hübschgewachsener Mensch mit einem sonnenverbrannten Gesicht von echt aristokratischem Schnitt, aus dem ein paar muntere Augen leuchteten. „Sie haben mich zu Tisch befohlen, gnädigste Gräfin," sagte er, kaum merklich schnarrend, und bückte sich dabei so tief auf ihre Hand, daß der schnurgerade bis zum Nacken fortlaufende Scheitel sichtbar wurde. „Zu meinem Bedauern erfahre ich, daß Sie unwohl sind. Wenn ich fürchten müßte, daß Sie sich meinetwegen eine Unbequemlichkeit auferlegen —"

„O, nicht im Geringsten," versicherte die Dame mit ihrem gütigsten Lächeln. „Der Anfall ist vorüber, und ich fühle mich wieder so gesund, als ich mich überhaupt fühlen kann. Nehmen Sie ohne Bedenken vorlieb mit der kranken Frau, deren beste Medicin stets eine lebhafte Unterhaltung ist, die sie ihre kleinen Leiden vergessen macht." Sie zeigte die vollkommenste Herrschaft über sich. Viel weniger der Graf, der nach der ersten Begrüßung unruhig den Salon durchschritt oder den Sessel wechselte.

Nach kurzer Zeit erschien auch Cilli. Der Baron sprang auf und eilte ihr bis zur Thür entgegen. Er sagte ihr in höflich vertraulichem Tone einige Artigkeiten, wie sie dem guten Hausfreunde erlaubt sind, mit nicht unfeinem Geschmack, und hänselte sie ein wenig wegen der schüchternen Art, wie sie dieselben ablehnte. „Ich bin bei Comtesse Cilli immer in Verlegenheit," sagte er, „wie ich meinen Enthusiasmus möglichst im Zaume halte und meine besten Einfälle unterdrücke, die ihr anmuthiges Erscheinen erregt. Wenn ich ein Dichter wäre, ich würde in ihrer Gegenwart immer nur in Versen sprechen, um doch ganz nach innerstem Bedürfniß zu Worte zu kommen. Habe nämlich die Bemerkung gemacht, daß sich in Versen Alles sagen läßt, was in Prosa unverschämt klingen würde. Zum Beispiel: Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein —"

„Ich hoffe doch," unterbrach die Gräfin scherzend, „daß Ihnen nicht Wehmuth ins Herz schleicht, wenn Sie Cilli ansehen."

Der hübsche Officier lachte. „Ja, sehen Sie, gnädigste Gräfin, es paßt immer nicht ganz, wenn man sich mit fremden Federn schmückt. An die Reimzeilen hatte ich nicht gedacht. Ich schau' Dich an — das ist noch ganz hübsch. Ob aber Heine selbst zu erklären im Stande gewesen wäre, weshalb ihm dabei Wehmuth ins Herz geschlichen, möchte ich bezweifeln. Einen vernünftigen Grund kann er kaum gehabt haben. Denn eine Blume ist doch ein erfreulicher An-

blick, zumal wenn sie hold und schön gedacht ist — rein versteht sich eigentlich von selbst."

„Aber die Blumen welken rasch," bemerkte Cilli und schien selbst darüber zu erschrecken, denn ihre Wangen rötheten sich.

„Mit der Poesie ist's also auch nichts," sagte der Baron komisch seufzend. „Bei solchen Hintergedanken hätte ich mich natürlich niemals erfrecht, eine schöne und holde junge Dame mit einer Blume zu vergleichen. Verzeihen Sie also das ungeschickte Citat. Ich schau' Dich an — ist aber gut; dagegen kann kein Mensch etwas haben. In der Poesie dutzt man sich nämlich immer."

„Wenn man sich im Leben zu dutzen anfängt, hört oft die Poesie auf," ließ sich der Graf vom Blumentisch her vernehmen, an dessen Blattpflanzen er sich etwas zu schaffen machte.

„Das ist hoffentlich mehr witzig als wahr," sagte die Gräfin.

„Es würde nicht witzig sein, wenn es nicht zugleich wahr wäre," meinte Cilli.

„Aber Kind —"

„Es scheint mir, alle Poesie wirkt nur aus der Ferne und gleichsam im Dämmerlicht der Phantasie, sie läßt sich nicht beim Wort nehmen. Tritt man dem Gegenstand so nahe, daß ihm die Einbildung nicht mehr Gestalt geben kann, so mag wohl manchmal die Enttäuschung recht sehr verstimmen." So hatte sich Georg Rohrhagen einmal ausgelassen.

„Das ist doch etwas Anderes," meinte die Gräfin.

„Aber das gnädige Fräulein hat doch Recht," kam der Baron zu Hilfe. „Man muß sich hüten, im Theater hinter die Coulissen zu sehen. Alle Illusion wird zerstört."

„Im Theater —!"

„Auf der Bühne des Lebens ist die Gefahr ebenso groß. Womit übrigens nicht behauptet sein soll, daß man ihr durchaus erliegen müsse. Es gibt zum Glück Gegenstände herzlicher Verehrung, die auch in nächster Nähe nichts von ihrem Glanz einbüßen. Im Gegentheil . . ." Er verbeugte sich leicht gegen die Comtesse. „Wie hat Ihnen vorgestern die Oper gefallen? Ich sah die Herrschaften in ihrer Loge, konnte aber nicht zu ihnen."

Dieser Uebergang aufs Praktische wurde allseitig mit Dank acceptirt. Das Gespräch ging nun in der üblichen Bahn einer Salonunterhaltung weiter und setzte sich so auch an der Tafel fort. Baron Edgar versäumte nie die Gelegenheit zu einer galanten Bemerkung und ließ das Feuerwerk seiner munteren Augen so oft aufblitzen, als er sich dabei an Cilli wendete, um einen Blick zu erhaschen, was freilich selten gelang. Nach dem Dessert neckte der Graf: „Ich kenne Ihre Sehnsucht nach einer guten Cigarre. Hier freilich . . . die zarten Nerven meiner Frau —"

Er küßte ihr im Aufstehen die Hand. „Es war meine Absicht," sagte sie, „um die Erlaubniß zu bitten, mich ein wenig zurückziehen zu dürfen. Die Herren sind also ungenirt."

Cilli schlug eine Promenade durch den gegen den Wind gut geschützten Garten hinter dem Hause vor. Den Kaffee könne man im Glaspavillon einnehmen.

Das gefiel. „Aber unter der Bedingung, gnädigste Comtesse," wendete der Lieutenant ein, „daß Sie uns dabei Gesellschaft leisten. Sonst verzichte ich selbstverständlich sogar auf den Hochgenuß einer Havanna nach einem so exquisiten Diner."

Die Herren gingen voran. Cilli folgte bald und spielte sehr anmuthig die Wirthin. Sie hatte einen buntseidenen Shawl um Kopf und Schultern geschlungen, was sie trefflich kleidete. Baron Edgar vergaß deshalb sein Compliment nicht.

Sie spazierten dann eine Weile den breiten Kiesweg auf und ab. Auf einer Ausbuchtung desselben war ein Kegelspiel mit hängender Kugel angebracht.

„Wollen Sie mir eine Partie abnehmen?" fragte der Baron. „Ich weiß, Sie sind Meisterin in dieser Kunst. Von Ihnen besiegt zu werden, wird mir aber ein besonderes Vergnügen sein."

Der Graf gab nickend seine Zustimmung und rief den Sohn des Portiers herbei, die fallenden Kegel wieder aufzusetzen.

Eine Weile schaute er dem Spiel zu. Dann promenirte er allein weiter und verschwand endlich hinter der Hecke, die den Seiteneingang zur Villa versetzte.

Er begab sich auf sein Arbeitszimmer, schlug seine Briefmappe auf und begann zu schreiben. Das Gespräch mit seiner Frau war ihm wieder durch den Kopf gegangen. Was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Mit dem jungen Freunde mündlich über die sehr delicate Angelegenheit zu verhandeln, war ihm ein fataler Gedanke. So etwas ließ sich besser schriftlich klarstellen. Er hatte sich entschlossen, ihm einen Brief zu schreiben, und meinte, diese ungestörte Nachmittagsstunde nicht besser nützen zu können. So setzte er nun mit einem schweren Stoßseufzer die Feder an und war nach der schwierigen Einleitung bald in gutem Zuge.

Eben war er damit beschäftigt, zu überlesen, was er geschrieben hatte, als an seine Thür geklopft wurde.

Baron Fissing trat ein. Er zwinkerte etwas verlegen mit den Augen und strich den blonden Schnurrbart aus.

„Nun —?" fragte der Graf überrascht. „Ist die Partie schon zu Ende?"

„Die dritte," antwortete der Lieutenant, „und ich habe sie alle drei verloren. Das war mir denn doch so ärgerlich, daß ich auch einmal trumpfen und gewinnen wollte — Und da habe ich denn . . ."

„Wo ist Cilli?"

„Mir fortgelaufen, Herr Graf. Wahrhaftig, ich kann's nicht anders nennen, denn das gnädige Fräulein hatte es sehr eilig, mich den Platz behaupten zu lassen."

„Was — was — was? Sie haben . . ."

„Ich habe nach der dritten Partie um die Gnade gebeten, selbst die Kegel aufsetzen zu dürfen, und den dummen Jungen fortgeschickt, der zwei Ohren zu viel hatte. Es ist aber nur zum ersten Wurf gekommen, und die Kegel — liegen noch auf der Erde. Wie heißt's in der Schnurre da? Doch wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann — oder ähnlich. Mit einem Wort, Herr Graf, ich ergriff den Augenblick —"

„Herr Lieutenant —!"

„—und bin hoffentlich auch der rechte Mann. Das heißt . . " Er wickelte den Schnurrbart um den Finger und blickte zur Erde.

Der Graf war sehr beunruhigt. „Sie haben sich Cilli erklärt?"

„Möglichst deutlich," versicherte der junge Mann. „Ich hatte ja gleichsam im Voraus Ihre Absolution."

„Ja, ja —! Aber so rasch, so übereilt . . ."

„Es war ein bischen keck, das will ich zugeben. Aber zu einer regelrechten Belagerung hat nun einmal ein Husar kein Geschick. Frisch drauf zu mit geschwungenem Säbel — pardon! ist nur bildlich gemeint. Ein kühner Entschluß, ein feuriges Geständniß, ein feuriger Antrag —"

„Und Cilli —?"

„Sie war natürlich sehr erschreckt, hielt aber eine Weile tapfer Stand und wechselte nur die Farbe. Als ich ihre Hand ergriff — wie man das denn so im Eifer des Gefechts thut — zitterte sie wie Espenlaub, entzog sie mir aber nicht. Ich wagte die entscheidende Frage —"

„Und sie antwortete?"

„Ja, da steckt's. Ich werde den Eltern gehorsam sein, antwortete sie."

„Das gute Kind —!"

„Ich hätte gewünscht, Comtesse Cilli wäre in diesem Augenblick nicht ein so gutes Kind gewesen, sondern mir in den Arm gefallen oder an meine Brust gesunken mit dem Geständniß: ich liebe Dich! Und so etwas deutete ich ihr auch an. Aber sie schien nun ganz verwirrt, wies mich an Sie, brach in ein Schluchzen aus und eilte fort. Nun weiß ich nicht . . ."

„Aber was wollen Sie noch mehr?" fiel der Graf ein. „Es ist nun kein Zweifel, daß Ihnen Cilli das Jawort geben wird, wenn ich sie deshalb befrage. So ist's doch auch ganz in der Ordnung. Ich begreife überhaupt nicht Ihr stürmisches Vorgehen. Meine Frau wird sehr überrascht sein — sehr."

„Herr Graf —! Wenn man liebt . . ."

„Sie lieben Cilli, das darf ich freilich glauben. Unsere Tochter Cilli — die Comtesse Moorland." Er fächelte sich mit dem Blatt Luft zu. „Und wenn nun dieses junge Mädchen nicht — nicht . . ."

Der Lieutenant richtete sich hoch auf. „Herr Graf," sagte er ernst, „Sie scheinen mir zu verstehen geben zu wollen, daß Rücksichten auf Stand und Vermögen meine Neigung beeinflussen. Wie kann ich Cilli von der Comtesse Moorland trennen? So wenig ich selbst eine Doppelnatur besitze. Aber mögen Sie heilig überzeugt sein, daß es einzig und allein die Persönlichkeit ist, die Eindruck auf mein Herz gemacht. Sie dürfen ganz beruhigt sein: ich liebe Cilli um ihrer selbst willen."

Der Graf drückte ihm die Hand. „Diese Versicherung erfreut mich," sagte er, „ich nehme sie ohne Vorbehalt für wahr. Ich gestehe Ihnen, daß es mir freilich lieber gewesen wäre, wenn Sie noch ein paar Tage — sich beherrscht hätten, weil inzwischen vielleicht . . . Es ist da noch etwas zu ordnen. Erschrecken Sie nicht. Wenn Sie mich versichern . . . Und im Grunde bleibt's auch dasselbe."

Baron Fissing sah ihn verwundert an; des Grafen aufgeregtes Wesen war ihm unverständlich. „Darf ich erfahren —?"

„Aus diesem Briefe, den ich eben an Sie schrieb." Er setzte sich nieder, faltete das Blatt, schob es in ein Couvert und schloß es sorgfältig.

„Aber warum sagen Sie mir nicht —?"

„Es ist besser so. Lesen Sie, überlegen Sie. Wir gehen ganz ehrlich zu Werke. Wenn Sie das Mädchen lieben . . . Aber ich verrathe nichts weiter. Ich frage auch bei Cilli nicht an, was ich auf Ihren vorschnellen Antrag zu antworten habe, bis Sie ihn bei mir feierlich wiederholen. Es wird nur ein kurzer Aufschub sein — natürlich. Sie haben es in der Hand, ihn beliebig abzukürzen. Aber augenblicklich . . ."

Baron Fissing schien aus den Reden des Grafen immer weniger klug werden zu können und gab dies durch Zeichen zu verstehen, während er ihm zögernd den Brief aus der Hand nahm. „Aber kann ich den Brief nicht hier auf der Stelle . . ." fragte er.

„Nein, nein!" entgegnete der Graf hastig. „Ich bitte Sie im Gegentheil, ihn erst bei sich zu Hause zu lesen und nicht vor vierundzwanzig Stunden zu beantworten. Sie sollen nicht übereilt werden."

„Das ist sehr sonderbar," bemerkte der junge Officier, steckte aber doch den Brief in seine Brusttasche. „Und jetzt soll ich gehen, nicht wahr?"

„O — wenn es Ihnen gefällt, auf meinem Sopha noch eine Cigarre zu rauchen — bitte. Aber von der Sache darf nicht weiter die Rede sein — heute nicht. Bitte!"

„Ich ziehe es vor, mich nicht in Versuchung zu bringen. Darf ich mich den Damen empfehlen?"

„Cilli rechnet schwerlich darauf. Und ob meine Frau —"

„Gut! Sie übernehmen freundlichst die Verantwortung. Adieu, Herr Graf." Er kehrte sich an der Thür nochmals um. „Der Brief enthält doch nicht eine Verabschiedung?"

„Bewahre!" rief der Graf, ihm auf die Schulter klopfend.

„Auf baldiges Wiedersehen also." —

III.

Der Graf brachte noch gut eine Stunde auf seinem Zimmer zu. Es ging ihm mancherlei durch den Kopf, das sich schon lange nicht mehr gemeldet hatte. Er wollte damit erst ganz fertig werden, ehe er sich nach dem Wohlsein der Gräfin erkundigte. Als es dann geschah, erfuhr er, Cilli sei im Musiksaal. Dr. Georg Rohrhagen wäre bei ihr.

Dr. Georg Rohrhagen kam, wenn ihm nicht ausdrücklich abgesagt wurde, zweimal wöchentlich an bestimmten Tagen und zu bestimmter Nachmittagsstunde. Es war das gewissermaßen ein Privilegium, das schon in früherer Zeit gegolten hatte, als er sich noch im Pfarrhause auf das Gymnasium vorbereitete, und später, wenn er dort seine Ferien zubrachte. Der Knabe war mit seinem Vater öfters im Schloß zu Gast gewesen, gewöhnlich wenn die Herrschaft die Kirche besuchte, und das kleine gnädige Fräulein hatte so viel Gefallen an ihm ge-

funden, daß der Graf auf den Gedanken kam, durch ihn den ersten Unterricht ertheilen zu lassen und ihm dadurch zugleich ein hübsches Taschengeld zuzuwenden. So waren sie früh gute Freunde geworden. Auch der Candidat, der als Hauslehrer ins Schloß einzog, verdrängte den Primaner und Studenten nicht. Cilli freute sich schon auf seine Ferien, wie er selbst. Was sie von ihm erfuhr und lernte, schien ihr viel wissenswerther und interessanter, als was ihr der Hauslehrer und die Französin entgegenbrachten. Er hatte eine so gute Art sich mitzutheilen und gelegentlich bei der Lectüre in ihr fremde Gebiete abzuschweifen. Der Graf, der ihn reichlich unterstützte, meinte ihm eine Freundlichkeit zu erweisen, wenn er ihm gestattete, sich ein wenig nützlich zu machen, und erlaubte gern die Fortsetzung der regelmäßigen Besuche im Schloß zu solchen Zeiten. Nach seiner Uebersiedelung in die Stadt hatte sich's fast von selbst verstanden, daß die alte Gewohnheit wieder aufgenommen wurde. Auch Georg war es lieber, stets im Voraus zu wissen, daß er erwartet sei und nicht störe. Er war ein guter Orgel- und Clavierspieler. Mit ihm vierhändig zu üben, immer Stücke von musikalischem Werth, bereitete der Comtesse das größte Vergnügen. Er brachte aber gewöhnlich auch ein neues Journal, ein interessantes Buch neuesten Verlages mit und las daraus vor, was er schon vorher ausgesucht hatte. So vergingen stets einige Stunden sehr kurzweilig. Oft, aber nicht immer, wurde er dann auch gebeten, zum Abend zu bleiben; es hing dies ganz von den Umständen ab.

Diese Besuche des Doctors hatten danach ihren ganz eigenen Charakter und wurden von den Hausgenossen auch gar nicht als Besuche im gewöhnlichen Sinne aufgefaßt. Gewissermaßen gehörte er selbst zum Hause, wenn auch seine Stellung nicht etwa wie die eines Lehrers fest umgrenzt war. Er kam zu Cilli und wurde deshalb dem Grafen und der Gräfin nicht erst gemeldet, sondern trat sogleich in den Salon ein, wo er die junge Dame gewöhnlich schon auf ihn wartend vorfand. Erlaubte es der Gräfin ihr leidender Zustand, so war sie längere oder kürzere Zeit bei den Musikübungen und Vorlesungen zugegen, aber viel weniger um eine Aufsicht zu üben oder eine Anstandspflicht zu erfüllen, als sich selbst angenehm und ohne Anstrengung zu unterhalten. Manchmal ging sie nur ab und zu, manchmal blieb sie ganz fort. Der gesellschaftliche Abstand zwischen den jungen Leuten schien so groß und ihre Freundschaft auf so absonderlichen Grundlagen beruhend, daß sie kaum flüchtig auf den Gedanken kam, es könne eine gefährliche Annäherung stattfinden. Die Betheiligung des Grafen war immer nur eine zufällige.

So nahm er denn auch diesmal von der Anwesenheit des Doctors nicht weiter Notiz, als daß er im Vorbeigehen die Thür zum Saal öffnete, den am Flügel Sitzenden einen Gruß zunickte und ihnen zurief, sie möchten sich im Musiciren nicht stören lassen. Die Mama komme vielleicht später ein Weilchen hinein.

Dr. Rohrhagen zeigte trotz seiner Jugend das ernste Aussehen eines gereiften Mannes; das bartlose Gesicht erinnerte in seinem scharfen Schnitt an gewisse Bildnisse auf antiken Gemmen. Von der hohen Stirn stand das dichte, leichtgekräuselte Haar gleichmäßig nach allen Seiten auf; das Auge hatte einen ungewöhnlich lebhaften Glanz. Der vielleicht etwas zu breite Mund mit den schmalen

Lippen gab dem Gesicht geschlossen einen energisch strengen Zug, verschönte sich aber beim Sprechen, wenn er jedes Wort klar und mit warmem Ton vorbrachte, und konnte zu Zeiten von dem mildesten Lächeln umspielt werden. Der Doctor war in seiner Classe sehr beliebt, aber auch dem keckſten Jungen wäre es nicht eingefallen, ihm eine unehrerbietige Antwort zu geben, oder sich einen Scherz mit ihm zu erlauben. Cilli gegenüber beachtete er bei aller Vertraulichkeit, wie sie die bis in ihre Kindertage zurückreichende Bekanntschaft zu bedingen schien, eine respectvolle Haltung, die jedoch ganz zwanglos und seinem Wesen natürlich schien. Er war in Allem der gerade Gegensatz des Baron Fissing, äußerlich und innerlich. Er fühlte sich auch zu ihm wenig hingezogen und ging ihm, wenn es sein konnte, aus dem Wege. Gelang es nicht, so stand er unter dem Zwange des Bedürfnisses, seiner Würde nichts zu vergeben, während der Cavalier es nun erst recht darauf anzulegen schien, ihm seine Ueberlegenheit in der leichten Conversation zu beweisen und jedem ernsten Gespräch sofort eine scherzhafte Wendung zu geben; dem Doctor erregte es stets eine peinliche Empfindung, wenn er Cilli genöthigt sah, mit dem Officier zu plänkeln, so geschickt sie sich auch zu behaupten verstand. Am liebsten war er mit ihr allein. Sie wußte das auch und hatte ihre Freude daran, daß er dann gern seine liebenswürdigsten Seiten zeigte. Wie sie ihn kannte, kannte ihn doch Niemand sonst.

Cilli betrachtete die Stunden, die er ihr schenkte, als die inhaltreichsten ihres Lebens. Sie machte sich das nicht deutlich, aber alle Zerstreuungen der Gesellschaft, in deren Mittelpunkt sie stand, vermochten ihre Gedanken nicht davon abzuziehen oder das wohlthuende Hochgefühl zu schwächen. Georg Rohrhagen war ihr ein ganz anderer Mensch als alle Anderen, ihre Eltern nicht ausgenommen, ein ungewöhnlicher Mensch. Sie verehrte ihn mit einer Art stiller Schwärmerei, sie blickte zu ihm auf, sie nahm es als eine Gunst des Schicksals, daß es ihr einen solchen Freund zugeführt hatte; aber ihr Verkehr mit ihm blieb so unbefangen, als sei es gar nicht denkbar, daß er Wünsche hegen könne, die sich nicht erfüllen ließen. Sie dachte ihn sich gern als einen älteren Bruder. Nur weil sie ihn hatte und gerade in ihrer früheſten Jugendzeit fast unbeschränkt an sich ziehen konnte, wurde in ihr nie das Verlangen, leibliche Geschwister zu besitzen, besonders stark. Das schwesterliche Gefühl für ihn that ihr sehr wohl und litt eine schrankenlose Ausdehnung, ohne doch nach irgend einer Seite hin anzustoßen. Es kam aus dem Herzen, ließ es aber ganz ruhig. Sie entzog ihm nichts, wenn sie im Ballsaal Huldigungen annahm. In ihren Vorstellungen stand er nie neben den jungen Herren, die ihr den Hof machten, um ein Zeichen ihrer Huld zu erringen. Ein Vergleich, eine Rivalität schien ganz unmöglich. Georg war ihr einer für sich allein.

Erst in letzter Zeit hatte dieses so sichere Verhältniß kleine Schwankungen erlitten, die ihre Stimmung beeinflußten. Baron Fissing war ihr anfangs auch nur einer von den Vielen gewesen, die sie in der Gesellschaft auszeichneten. Dann aber nahm er einen Vorsprung weit über die Reihe hinaus und stellte sich so dicht in ihre Nähe, daß sie ihm vorzugsweise Beachtung zu schenken genöthigt war. Sie hätte sich vielleicht schnell von ihm befreien können, wenn sie ihm eine starke Abneigung zu erkennen gegeben. Aber sie fühlte eine so starke Ab-

neigung nicht, nicht einmal eine Abneigung überhaupt; im Gegentheil gefiel er ihr, verglichen mit seinen Genossen, gar nicht übel. Warum hätte sie auch seine liebenswürdigen und ritterlichen Bemühungen um sie schroff zurückweisen sollen? Das hätte sich schon nicht dem jungen Freunde ihres Vaters gegenüber geschickt. Dann aber stellten die Eltern Fragen an sie, wie nie vorher. Es sei nicht zweifelhaft, hieß es, daß Baron Fissing ernstliche Absichten habe. Ernstliche Absichten! Was bedeutete das? Die Erklärung blieb nicht aus, und nun war auf einmal in ihren Gedankenkreis ein ganz neuer Mittelpunkt eingestellt. Sie sollte sich prüfen, ob sie die Baronin Fissing werden könne, und sie merkte wohl, daß die Entscheidung zu seinen Gunsten den Eltern gefallen hätte. Wie durfte sie zweifeln, daß sie auch hier auf ihr Wohl bedacht wären? Sie sollte nicht sogleich Ja oder Nein sagen, nur nicht seiner Bewerbung widerstreben. Warum das auch? Wenn sie doch einmal eines Mannes Frau werden mußte — und das schien in der That so der Welt Ordnung —, hatte der Baron viel für sich. Keiner aus ihrer Bekanntschaft mehr. Deshalb gab sie eine Antwort, die schon für halbe Zustimmung gelten konnte, jedenfalls so aufgefaßt wurde. Und nun war's nur noch eine Frage der Zeit, wann er sie seine Braut nennen dürfte.

An Georg hatte sie dabei gar nicht gedacht. Sonderbar, daß es ihr nun aber, wenn er neben ihr am Clavier oder ihr gegenüber mit dem Buch in der Hand saß, oft recht unruhig zu Muth wurde, als habe sie ein Unrecht gegen ihn begangen, das sich durchaus nicht unter ihnen könne zur Sprache bringen lassen. Was war das auch für ein Unrecht? Sie war doch nicht verpflichtet, ihn um Rath zu fragen, wem sie ihre Hand reichen solle. Es konnte ihm ja ganz gleichgültig sein, wer ihr Mann würde; denn in ihrem Verhältniß wurde durch eine Heirath mit wem immer nichts geändert. Und doch! Es bedrückte sie, daß Georg mit ihrer Wahl sehr unzufrieden sein möchte. Es war ihr nicht entgangen, daß er sich von dem Baron eher abgestoßen als angezogen fühlte. Sie erschrak, wenn sie sich in seiner Gegenwart bei Gedanken an jenen ertappte, die sie früher nie gestört hatten. Und das geschah nun öfter und öfter, so daß sie manchmal recht unaufmerksam wurde. Diese Gedanken waren keineswegs erfreulicher Art, eher peinigend. Es peinigte sie schon, daß sie zugleich irgend eine Beziehung zu Georg hatten, über die sie sich doch bei aller Bemühung nicht klar werden konnte. Und Georg schien auch bei ihr eine Veränderung zu bemerken, die ihm mißfiel. Er sah mitunter traurig aus, und sie wagte ihn nicht zu fragen, was ihn bekümmere. Sie glaubte in seinen ernsten Augen einen stummen Vorwurf zu lesen, und durfte doch nicht sagen: sprich, ich werde Dir Rede stehen. Es kam vor, daß er plötzlich das Buch auf die Kniee sinken ließ, oder mitten in einem erklärenden Satz abbrach. Sie war dann nicht bei der Sache und mochte es doch nicht eingestehen, wurde gluthroth oder biß die Lippe. Sie meinte auch zu bemerken, daß er ein förmlicheres Wesen annahm, wie es zu ihrem freundschaftlichen Verhältniß nicht paßte. Das kränkte sie mehr, als sie sich eingestehen wollte. Und warum kränkte es sie?

Heute nun zeigte sich ihre Zerstreutheit besonders auffällig. Sie war mit sich zu Rathe gegangen, ob sie Georg nicht sagen lassen solle, sie sei unwohl Aber dann hatte sie gemeint, daß ihr doch gerade jetzt der Freund recht von

Nöthen sei, und an seine Abweisung nicht weiter gedacht. Wie er darauf eingetreten war und ihr mit einem Blick, der ihr Innerstes schien erforschen zu wollen, die Hand gereicht hatte, war es ihr vor Beklommenheit ganz ängstlich zu Muth geworden, als müßte er ihr von den Augen ablesen, was Baron Fissing ihr im Garten gesagt. Er hatte auch den Kopf so eigen gehoben, wie wenn er bei sich dächte: so also steht's? Ich weiß Alles. Sie hätte ihm zurufen mögen: Du irrst, ich bin noch nicht gebunden, ich werde nie . . . Aber das wäre eine Unwahrheit gewesen. Und was ging's ihn auch an? Vielleicht hätte er sie gar ausgelacht. Georg? Nein, das nicht. Aber wie hätte er sie verstehen können? Wenn sie selbst sich nur verstanden hätte! Was wollte sie — was wollte sie nicht? Nun, wie sie scheu zu ihm aufsah, kam es ihr so vor, als hätte er etwas in seinem Gesicht, das sie vorher noch gar nicht, oder so nicht bemerkt gehabt. Wie schön und edel geformt dieses Gesicht, wie bedeutend die Stirn, wie tief das Auge! Baron Fissing war ein hübscher, eleganter Mensch, aber Georg . . . Sie erschrak innerlich darüber, wie sehr der Vergleich zu Gunsten Georg's ausfiel.

Sie hatten sich an den Flügel gesetzt und das Stück zu spielen angefangen, dessen Noten gerade auflagen. Cilli fühlte die Nothwendigkeit, sich zusammenzunehmen; sie suchte ihre Gedanken ganz an das Blatt zu fesseln. Aber die Linien geriethen vor ihren Augen in eine Wellenbewegung, die krausen Zeichen tanzten auf und ab, in eine ganz andere Bahn hinüber, ihre Finger irrten über die Tasten, vergriffen sich wieder und wieder; bald war sie ein paar Takte zurück — sie fühlte den Mißklang und konnte ihm doch nicht abhelfen. Und das Wunderlichste war, daß Georg, der sonst doch ein so feines Ohr für jeden falschen Ton hatte und so viel auf guten Vortrag hielt, nichts davon zu bemerken schien, sondern seinen Part — vielleicht richtiger, aber keineswegs aufmerksamer — weiterspielte. Er vergaß sogar das Umwenden des Blattes. Oder verspätete er sich nur damit, weil sie zurück war? Endlich ließ sie mitten in einer Passage die Hände in den Schoß fallen, sank gegen die Lehne des Stuhls zurück und rief ganz verzweifelt: „Es geht heute nicht! Hören wir auf, Georg."

Sie nannten einander nach alter Gewohnheit beim Vornamen. „Ich habe längst schon auf diese Weisung gewartet," antwortete er. „Was ist Ihnen geschehen, Cilli? Ich finde Sie so auffallend erregt."

„Und auch Sie sind nicht wie sonst," sagte sie. „Leugnen Sie es nicht."

Er stützte den Ellenbogen auf die Kante des Claviers und vergrub die Finger in seinem buschigen Haar, als müsse er den schweren Kopf stützen. „Warum soll ich es leugnen?" erwiderte er mit stockender Stimme. „Schon seit Wochen hatte ich mir's vorgenommen, Ihnen zu sagen, daß unsere gemeinsamen Musik- und Leseübungen aufhören müssen —"

„Georg —!"

„Ich konnt's immer nicht über mich gewinnen, mir ein solches Leid anzuthun. Aber heut wollte ich nicht länger schwach sein. Ich kam mit dem festen Vornehmen her, endlich zu thun, was ich für unerläßlich hielt."

Die Thränen perlten ihr von den Wimpern herab, und sie wehrte ihnen nicht. „Warum aber, Georg . . ."

„Warum? Fragen Sie das im Ernst? Können Sie denn glauben . . ."

Er fühlte, daß sein Blut heiß aufwallte, und unterbrach sich. Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort: „Ich weiß, daß ich Ihnen auf dieses Warum eine Antwort schuldig bin, Cilli, und ich will sie Ihnen ohne Rückhalt geben. Ich müßte blind oder ganz theilnahmlos sein, wenn ich nicht merken sollte, daß sich in diesem Hause eine wichtige Veränderung vollzieht. Sie greift auch in unser Verhältniß, welcher Art es sein mag, tief ein. Wenn ich einmal an diese Thür klopfte, und eine andere Stimme als die Ihrige riefe Herein, und Sie kämen mir entgegen am Arm Ihres Herrn Bräutigams —"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Das thäte ich Ihnen gewiß nicht an, Georg!"

„Sie könnten doch vergessen, daß es meine Stunde wäre. Und das würde Ihnen auch gewiß nicht in den Sinn kommen, daß Sie mir damit etwas anthäten."

„O doch, doch!"

„Aber dann hing' es vielleicht gar nicht mehr von Ihnen ab, ob Sie mir eine solche Begegnung ersparen wollten. Lassen Sie mich bei Zeiten vorsorgen. Die Verlobung steht sicher nahe bevor."

„Lieber Georg . . ." sie senkte tief den Kopf.

Er fuhr auf. „Sie hat wohl schon stattgefunden?"

„Nein, nein! Nur . . ."

„Baron Fissing hat sich um Ihre Hand beworben?"

„Wahrscheinlich. Ich muß es glauben — nach dem, was er mir vor wenigen Stunden . . . Sie haben ja ganz Recht, Georg, Baron Fissing bemüht sich sehr um mich, und die Eltern sind ihm wohlgeneigt und sehen es gern. Sie wünschten nur, daß er mir Zeit ließe, ihn näher kennen zu lernen. Und nun hat er geglaubt —"

„Sie aber, Cilli, Sie . . . was haben Sie ihm geantwortet?"

„Mein Gott — ich weiß es selbst nicht recht. Wahrscheinlich etwas recht Einfältiges. Er überraschte mich im Augenblick so . . ."

„Sie haben nicht Nein gesagt."

„Wie hätte ich das dürfen! Die Eltern wünschen doch . . . und ich habe ja auch eigentlich nichts gegen ihn einzuwenden."

„Das ist Ihnen genug, Cilli?"

„Sie fragen so sonderbar. Wenn er mir mißfiele, das wäre für mich ein Hinderniß, seine Frau zu werden. Papa und Mama würden das einsehen und mich gewiß nicht zwingen wollen. Aber wenn ich nichts gegen ihn haben kann . . . Ich muß ihnen doch das Vertrauen schenken, daß ihre Wahl die beste sei."

Er strich über Stirn und Augen hin. „Und Ihr Herz, Cilli?"

Sie sah ihn wie verwundert an. „Mein Herz? Das klopfte recht ängstlich, als er mich mit so feurigen Reden bestürmte. Und als er mich fragte, ob ich ihn liebe —"

„Da, Cilli . . .?"

„Da schnürte es sich ganz zu, und ich fühlte, daß mir alles Blut ins Gesicht stieg."

„Das nahm er für Zustimmung."

„Es kann sein. Ich sah und hörte nichts mehr, zitterte am ganzen Leibe und lief davon. Er mag über mein närrisches Benehmen wohl gelacht haben."

„Und wenn er Sie nochmals fragen wird?"

„Dann könnte ich ihm darauf ebensowenig eine Antwort mit Ja oder Nein geben. Wie ich zum Beispiel Vater und Mutter liebe — das ist etwas ganz Anderes, das ist ein so warmes, inniges Gefühl. Wie könnte ich einem Fremden . . . Und auch, wie ich Sie lieb habe, Georg, das ist etwas ganz Anderes, etwas himmelweit Anderes —"

Er zuckte. „Ich bin Ihr Freund."

„Ja wohl, mein Freund, mein lieber Freund. So lange ich denken kann, sind wir stets ein Herz und eine Seele gewesen. Ich konnte Ihnen Alles mittheilen, was mich erfreute und bekümmerte, und Sie waren ebenso offen und ehrlich gegen mich. Ich weiß gar nicht, wie ich Sie jemals entbehren könnte, Georg. Und nun wollen Sie gehen und nicht wiederkommen? Weshalb nur? Weil ich heirathen soll? Aber wir sind und bleiben darum doch gute Freunde. Und gerade, wenn ich verheirathet sein werde, müssen Sie mir treu zur Seite stehen. Und nicht zweimal, viermal in der Woche kommen Sie, mit mir zu lesen und zu musiciren — oder am liebsten alle Tage. Warum nicht alle Tage? Ich mache mir's bei Baron Fissing aus. Nein, nein — ich reiche ihm gar nicht die Hand, bevor ich dies sicher habe."

Er lächelte bitter. „Der Rolle, die Sie mir zumuthen, fühle ich mich nicht gewachsen," entgegnete er.

Cilli legte ihre kleine Hand auf die seine. „So rathen Sie mir freundschaftlich, Georg — was kann ich thun, daß ich Sie nicht verliere?"

„Sie fordern etwas Unmögliches. Ich kann Ihnen nur freundschaftlich rathen: verlieren Sie mich. Wenden Sie sich mit allen Sinnen und Gedanken dem Manne zu, dem Sie beschlossen haben nach der Eltern Wunsch anzugehören. Sie müssen ihn lieben, wenn Sie die Seine werden wollen, oder — Sie machen sich fürs Leben unglücklich."

Er stand auf und trat vom Clavier fort. Cilli folgte ihm rasch, seine Hand festhaltend. „Und wenn ich ihn nicht lieben kann, weil er Sie verdrängt, weil Sie mir . . ."

Sie schien heftig zu erschrecken, zog ihre Hand zurück und war plötzlich wie mit Blut übergossen. Ihre Finger streiften die Tasten, die einen unharmonischen Klang gaben. „Gehen Sie nur," sagte sie mit beklemmtem Athem, „gehen Sie! Sie haben gewiß Recht: ich kann Ihnen nichts mehr sein, wenn ich so abscheulich . . ." Sie schüttelte sich wie fröstelnd und kehrte das Gesicht der Wand zu.

„Cilli," bat er, „bedenken Sie meine Worte mit Ruhe. Ich bin weit entfernt, Ihnen einen Vorwurf irgend welcher Art machen zu wollen; aber auch mir möchte ich ihn ersparen. Ich habe lange vorhergesehen, daß es so kommen müsse, und es wäre vielleicht klug gewesen — für mich klug —, wenn ich mich zurückgezogen hätte, bevor das erwartete Ereigniß eintrat und mir einen Zwang auferlegte. Aber diese Schwäche . . . Sie werden sie verzeihlich finden. Wenn sie jetzt andauerte, sie wäre unverzeihlich. Ich darf nicht länger vor dem zurückschrecken, was schmerzt. Die Wunde, die ich mir schlage, darf Sie nicht kümmern.

Wie glücklich, daß Sie nicht einmal begreifen, weshalb ich sie mir schlage. Das beruhigt mich sehr, denn ich bin Ihnen dankbar für alle die unvergeßlichen Stunden, in denen ich Ihnen näher stehen durfte, als sonst ein Mensch auf der Welt, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie das Glück Ihres Lebens da finden möchten, wo es Sie sucht. Und darum — darum — leben Sie wohl, Cilli."

Er ließ noch einen Blick über ihre Gestalt hingleiten, als sollte sie sich dem Auge unvergänglich einprägen; dann ging er mit raschen Schritten nach der Thür. Cilli machte keine Anstalten, ihn noch zurückzuhalten; nicht einmal ein Abschiedswort rief sie ihm nach. Sie stand eine Weile wie erstarrt, ihm nach ins Leere schauend. Dann legte sie die flache Hand auf die heiße Stirn und dann auf das stürmisch klopfende Herz. Sie sank auf den Stuhl, von dem Georg aufgestanden war, legte den Kopf weit in den Nacken zurück, schloß die Augen und athmete in langen Zügen. Was war ihr geschehen?

Sie hatte ein dumpfes Gefühl, daß sie etwas sehr Schmerzliches und doch zugleich Wonniges erlebt habe. Es war ihr, als hätte sie sich bisher selbst gar nicht gekannt, und es sei nun plötzlich das Bild, das sie sich von sich machte, wie ein Vorhang aufgezogen worden, der eine von Nebeln umwallte Fernsicht öffnete. Einen Augenblick erschien sie ihr erschreckend fremd, aber nur einen Augenblick. Dann sah sie deutlich den Pfad, der in diese neue Welt hinüberführte, und betrat ihn mit neugierigem Staunen. Nun blitzten überall Erinnerungen auf wie Lichtpunkte, vor denen alle Dinge eine andere Gestalt annahmen — ihre wahre Gestalt. Wie war sie nur bis jetzt so blind gewesen! Wie hatte sie sich nur zurechtfinden können in der Dämmerung, die hinter ihr blieb! Das liebe Gesicht, das sie mit so treuen Augen anschaute, die warme Stimme, die zu ihrer Seele sprach, die Hand, die sie mit tiefem Beben berührte . . . das war nicht mehr Georg, den sie ihren Lehrer und Jugendfreund nannte, das war . . . Ja, er war's doch, keinen Zug brauchte sie zu missen: aber es ging jetzt von ihm aus wie ein magnetischer Strom, der in allen ihren Nerven leuchtete und etwas Beseligendes aus ihr herauszog, von dessen Vorhandensein sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Ihr Herz schlug so ganz anders als sonst. Alle ihre Empfindungen strömten von da her, und alle durchfluthete das sehnsüchtige Verlangen, das Unaussprechliche aussprechen zu können, um eines unfaßlichen Glückes gewiß zu werden.

Hatte sie Georg verloren? Nein, gewonnen hatte sie ihn, jetzt erst gehörte er ihr, wie kein Anderer auf der Welt ihr gehörte. Wäre er in leibhaftiger Gestalt zu ihr getreten, sie hätte sich ohne Scheu seiner Umarmung hingegeben, wie sie in Gedanken ganz eins mit ihm war.

Aber er war fortgegangen — er wollte nicht mehr wiederkehren — dies sollte ein Abschied fürs Leben gewesen sein. Also doch verloren, doch? Er hatte gesagt, es müsse sein. Warum mußte es sein? Ja, wenn sie dem Baron die Hand reichte. Das verstand sie nun. Aber wie war's denn denkbar, daß sie . . . Und sie war doch dazu bereit gewesen, sie hatte Georg gesagt, daß sie dazu bereit sei. Sie schüttelte sich leise. Nein, nein — unmöglich! Und wenn unmöglich, was konnte Georg hindern, ihr Freund zu bleiben?

Ihr Freund! Aber das genügte nun nicht mehr. Wenn ein ganz anderes Gefühl . . . Sie stieß einen leisen Schrei aus und zuckte zusammen. Mußte er nicht für sich fordern, was der Baron . . . Und konnte, durfte er? Zum ersten Mal überraschte sie die Vorstellung, daß zwischen ihnen eine äußere Schranke gezogen sein könnte, die nur eine Annäherung auf gewisse Entfernung gestattete. Man hatte ihr ja so oft gesagt, daß sie eine Gräfin sei und sich danach halten müsse — schon die Kinderfrau, die sie ausputzte und vor den Spiegel stellte oder vom Fenster aus auf den Hof schauen ließ, wo die Leute im Schweiße ihres Angesichts für die gnädige Herrschaft arbeiteten. Ihre Eitelkeit war gestachelt, sich für etwas ganz Besonderes, Auserlesenes zu nehmen. Welcher Unterschied zwischen dem Schloß mit seinen Prachtgemächern und den Bauernhäuschen mit den niederen rauchigen Stuben. Und selbst das Pfarrhaus! Es war recht wohnlich und hatte fast ringsum einen prächtigen Garten mit Obstbäumen und Stachelbeerhecken. Aber wie einfach ging es darin zu, wie arbeitete die Frau Pfarrerin mit den Mägden, und wie tief bückte sich der Herr Pfarrer, der doch auf der Kanzel so hochaufgerichtet stand, vor dem Herrn Grafen, wenn er die Ehre hatte, ins Schloß zur Tafel geladen zu werden! Nichts davon war ihrer kindlichen Aufmerksamkeit entgangen; sie wußte, daß in der Welt große Ungleichheit des Standes und Vermögens die gegebene Ordnung war und daß ein gütiges Geschick sie weit bevorzugt hatte vor Hunderttausenden. Aber auf Georg diese Erfahrungen anzuwenden, war ihr nie in den Sinn gekommen. Er stand für sie von frühester Zeit an so außerhalb aller sonstigen gesellschaftlichen Beziehungen, daß auch der Sohn des Pfarrers als solcher bei ihr gar nicht in Frage kam: Georg war eben Georg und nichts weiter. Es war ihr auch später nie eingefallen, daß er ihr je etwas Anderes sein oder werden könne. Ebenso hatten die Eltern das für selbstverständlich gehalten und nie ein Wort gesprochen, das sie hätte stutzig machen können. Nun auf einmal war sie auch ihm die Gräfin geworden, und er ihr . . . Was? Sie konnte sich's bei aller Mühe nicht ganz klar zurechtlegen, aber jedenfalls eine Persönlichkeit, die nach der Schätzung aller Welt von ihr weit, weit getrennt war — so weit, daß er nicht wagen konnte, zu ihr zu sprechen wie der Baron, und deshalb für ewig Abschied nahm.

Das schmerzte, das war gar nicht auszudenken. Papa und Mama freilich ... Sie hatte nie ein Geheimniß vor ihnen gehabt; aber es war ihr ganz ohne weiteres Ueberlegen gewiß, daß sie nicht verstehen könnten, was jetzt in ihr vorging. Und zum ersten Mal rebellirte ihr Herz gegen die Kindespflicht, ihnen gehorsam sein, sie über Alles lieben und ehren zu sollen. Wenn sie grausam verlangen könnten, daß Georg von ihr getrennt bleibe . . . und das würden sie verlangen, wenn sie wüßten, weshalb er ging — ah! dann würden sie ihr gar nicht gut sein. Und wie könnte sie ihnen noch so gut sein wie bisher? — — —

IV.

In solchen, das Gemüth stark bewegenden Betrachtungen war unvermerkt eine Stunde vergangen. Cilli saß noch immer am Flügel, ohne eine Taste zu berühren, als die Gräfin eintrat und auf sie zuging. Die Thür blieb offen. Im Nebenraum befand sich der Graf. Er schritt dort auf und ab und schien

absichtlich seine Anwesenheit bemerkbar machen zu wollen. Mit feinem und aufmerksamem Ohr konnte er allenfalls verstehen, was im Musikzimmer nicht zu leise gesprochen wurde.

Cilli bemerkte die Annäherung der Gräfin erst, als dieselbe schon dicht vor ihr stand. „Mama —!" rief sie überrascht, „Du kommst . . ."

„Aber was fehlt Dir denn, Kind?" fragte die Gräfin besorgt; „Du erschrickst vor mir wie vor einer Geistererscheinung und siehst selbst ganz vergeistert aus."

Cilli stand auf und reichte ihr die Hand. „Es ist nichts, Mama," versicherte sie kleinlaut, den Kopf abwendend. „Ich dachte nur an etwas . . ."

„Deine Hand ist eiskalt. Hast Du eine Verdrießlichkeit gehabt? Dr. Rohrhagen ist, wie ich hörte, heut ungewöhnlich früh fortgegangen."

„Ja — wir haben nur wenig gespielt. Ich war zerstreut, fühlte mich nicht ganz wohl. Georg fand es richtiger, das Musiciren einzustellen. Er ging . . . ich bat ihn zu gehen!"

„Und dann bliebst Du am liebsten mit Dir allein. Ich verstehe das. Du hättest gleich ganz absagen sollen. Ein junges Mädchen, an das eben erst das Schicksal in der Gestalt eines schmucken Cavaliers die schwierigste Lebensfrage gestellt hat, darf sich nicht zumuthen, aufmerksame Quatre-mains spielen zu wollen. Wir wissen, daß Baron Fissing mit Dir gesprochen hat — er beichtete sogleich dem Papa. Aber Du zitterst, Kind —"

Cilli sank an ihre Brust. „Ach, Mama," rief sie beängstigt, „ich habe Baron Fissing nicht gesagt, daß ich ihn liebe — gewiß nicht! Wenn er das behaupten sollte —"

„Aber beruhige Dich doch nur," bat die Gräfin lächelnd. „Er ist so kühn nicht, sich einzubilden, daß er schon einen vollständigen Sieg über Dein kleines Herz davongetragen habe. Der Papa verlangt, daß er Dir Zeit lasse, mit Dir selbst zu Rathe zu gehen und Dein Gefühl für ihn zu prüfen. Es ist auch ohnedies zunächst noch eine Angelegenheit zu ordnen —"

Der Graf hüstelte im Nebenzimmer.

„Das wird leicht geschehen können, wenn Du hübsch vernünftig bist, Cilli," fuhr die Gräfin fort, ihr Haar streichelnd. „Wirklich nur um vernünftige Ueberlegung habe ich zu bitten. Sei unser liebes Kind!"

Cilli bestürmte nur die eine Vorstellung, daß sie es sich, daß sie es Georg schuldig sei, über ihre Gesinnung keinen Zweifel zu lassen. Täuschte sie nicht ihre Eltern, wenn sie schwieg? Aber konnte sie die ganze Wahrheit sagen? Würde sie verstanden werden? Durfte sie, bevor Georg sich noch ausgesprochen hätte, verrathen, wie sehr ihr Herz ihm entgegenschlug? Sie fühlte sich sehr unglücklich in dieser Ungewißheit, was sie thun, was sie lassen sollte. Dabei hörte sie nun, daß an ihre Vernunft appellirt wurde. Ahnte die Mutter schon, was vorgegangen war? Sie drückte das Gesicht fester auf ihre Brust und hielt sie mit beiden Armen umfaßt. „Es ist doch aber durchaus nöthig, daß ich ihn liebe," flüsterte sie ängstlich.

Die Gräfin verstand sie wohl nicht recht. „Um so besser," sagte sie. „Er ist in der That ein sehr liebenswürdiger Mensch und Dir schwärmerisch ergeben. Wenn er Deiner Neigung sicher ist, wird ihn ein kleines Irrniß in Betreff Deiner

Person nicht anfechten. Sei ganz außer Sorge. Und nun komm, setze Dich zu mir und beantworte mir eine Frage. Willst Du?"

„Wenn ich kann, Mama, aber . . ."

Die Gräfin zog sie einige Schritte fort bis zu dem kleinen Ecksopha, auf das sie sich niederließ. Cilli lehnte sich auch jetzt an sie, immer bemüht, ihr Gesicht zu verbergen. „Frage nur," sagte sie. Sie hoffte so Gelegenheit zu erhalten, sich zu eröffnen.

„Du liebst Deine Eltern von ganzem Herzen, nicht wahr?"

„O gewiß, von ganzem Herzen. Nur daß ich ihn . . ."

„Das ist ein anderes Gefühl, auf das wir nicht eifersüchtig sind. Und Du bist überzeugt, daß auch wir Dich von ganzem Herzen lieben?"

„Wie hätte ich je daran zweifeln können? Ihr seid so gütig — viel zu gütig gegen mich! Jeden leisesten Wunsch habt Ihr mir stets erfüllt. Und ich weiß, Ihr werdet auch hier — mein Glück wollen — und mein Herz sprechen lassen — — nur mein Herz!"

„Ich hoffe zu Gott, es wird sprechen," sagte die Gräfin, sie an sich ziehend. „Verwandtschaftliche Bande haben ihre Hauptstärke darin, daß sie die Menschen, die von Natur zu einander gestellt sind, auch in den innigsten Herzensverkehr zu treten nöthigen. Sie sind nicht eine Bedingung des Wohlwollens, das Eltern und Kinder oder Geschwister für einander empfinden, sondern nur der thatsächliche Anhalt für die Reihe von Liebesbeweisen, die solchen Verhältnissen eine besondere bindende Kraft geben. So wenig durch die Erfahrung ausgeschlossen wird, daß nächste Verwandte, wenn sie durch widrige Zufälle früh von einander getrennt werden, jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit verlieren, oder doch bei engstem Zusammenleben trotz der natürlichen Beziehungen eine starke Abneigung empfinden, so wenig ist es undenkbar, daß in Fällen, wo ein verwandtschaftliches Verhältniß nur irrthümlich angenommen wird oder absichtlich fingirt ist, in hohem Grade auf beiden Seiten alle die herzlichsten Gefühle ausgebildet sein können, die man elterliche, kindliche, geschwisterliche nennt. Stimmst Du mir zu?"

Sie hatte sich diese Einleitung so zurecht gelegt und versprach sich eine gute Wirkung davon. Cilli aber, deren Gedanken ganz andere Wege wandelten, war außer Stande, ihr zu folgen, und prüfte nur, was sich etwa für sie nutzbar machen ließe. Und so antwortete sie nun, indem sie sich aufrichtete: „Du hast gewiß Recht, liebste Mama. Man kann gar nichts dafür, daß man einem von Herzen gut wird, und fragt auch nichts danach, ob die äußeren Lebensverhältnisse übereinstimmend sind, sondern das Herz spricht, wie es will, und kümmert sich um solche Dinge gar nicht."

Die Gräfin wiegte den Kopf. „Das gehört aber nicht hierher. Ich sprach von verwandtschaftlichen Verhältnissen, liebe Cilli!"

„Jawohl, Mama; aber dann begreife ich nicht —"

„Setzen wir ein bestimmtes Beispiel. Angenommen, Du wärest in der irrthümlichen Meinung aufgewachsen, daß die beiden Menschen, die Du Deine Eltern nanntest, auch in Wirklichkeit Deine Eltern seien, und Du erführest nun, daß Du im Irrthum wareſt — könnte Dein Gefühl für sie sich dadurch beirren lassen?"

Cilli sah sie verwundert an. „Das ist eine sehr sonderbare Frage, Mama," sagte sie etwas verlegen. „Es ist ja doch unmöglich, daß meine Eltern nicht meine Eltern und daß ihr Kind nicht ihr Kind sei."

„Und warum scheint Dir das unmöglich?"

„Aber, Mama —! Weil ich Euch so liebe, und weil Ihr mich so liebt. Das versteht sich doch von selbst."

Die Gräfin küßte sie auf die Stirn. „Das eben wollte ich hören. Die sind Deine Eltern, die Dir, so lange Du denken kannst, elterliche Sorge zuwandten, die Dich als ihr Kind liebten. Du bist ihr Kind, weil Du sie ehrst und liebst wie ein Kind. Nur dies entscheidet."

Cilli stutzte. „Aber warum sprichst Du so, als könnte ein Zweifel sein, daß Ihr — daß ich . . ."

Der Graf blieb an der Thüre stehen. „Sie begreift es nicht," sagte er halblaut, „sie begreift es nicht."

Cilli hörte seine Worte und wurde noch mehr beunruhigt. „Was begreife ich nicht?" fragte sie. „In der That — ich verstehe nicht, aus welchem Grunde die Mama —"

„Liebstes Kind," fiel die Gräfin ein, „es war meine Absicht, Dich auf eine Eröffnung vorzubereiten, die Dich hätte erschrecken können und doch von sehr geringer Bedeutung ist, wenn Du ihr das richtige Verständniß entgegenbringst."

Die nervöse Erregtheit, die sich des Mädchens bemächtigte, wurde äußerlich in dem Zucken der Augenlider und der Lippen bemerkbar. „Eine Eröffnung —" stotterte sie. „Wie sonderbar! Auch ich wollte . . ."

Der Graf war herangetreten, streichelte ihr die Wange und sagte: „Standhaft, standhaft! Es ist sogleich überwunden."

„Der Fall, den ich als möglich setzte," nahm die Gräfin wieder das Wort, indem sie ihre Hand ergriff und zärtlich drückte, „er ist wirklich geworden. Ich bin Deine Mutter durch die mütterliche Neigung, die ich Dir nach Deinem eigenen Anerkenntniß bis zu dieser Stunde bethätigt habe, Du bist mein Kind durch das kindliche Vertrauen, mit dem Du in mir Deine treueste Wohlthäterin ehrst — aber . . . es muß einmal gesagt sein — das leibliche Dasein habe ich Dir nicht gegeben — Dich meine Tochter zu nennen, habe ich von Natur kein Recht."

„Aber wir haben Dich zu uns genommen," setzte der Graf eiligst hinzu, „als Du erst wenige Wochen alt warst, und es war unser Wille, daß Du unser Kind sein solltest. Deine Mutter war eine Unglückliche — sie betrachtete Dich als eine Last auf ihrem Lebenswege — sie drohte, an Dir das Unrecht zu rächen, das ihr selbst angethan worden." Er trocknete den Schweiß. „Das verstehst Du nicht. Es ist genug, wenn ich Dir sage, daß sie Dich haßte, daß sie Dich fortwarf —"

„Wir erbarmten uns des unschuldigen, hilflosen Geschöpfs," fiel die Gräfin ein, „wir gaben ihm volles Kindesrecht. Und Gott segnete unser Liebeswerk — wir gewannen uns wirklich ein Kind, wir wurden dem verlassenen Kinde die rechten Eltern. Du würdest nie erfahren haben, was Du jetzt erfährst, wenn nicht äußere Umstände uns zwängen, das Geheimniß —"

„Deine bevorstehende Heirath, liebe Cilli," ergänzte der Graf. „Die staatliche Ordnung erfordert es, daß Deine Geburtsverhältnisse richtig angezeigt werden. Zugleich mußte es unser Wunsch sein, Dir auch vor dem Gesetz alle die Rechte zu geben, die unser Herz dem geliebten Kinde längst zugetheilt hatte. Wir sind entschlossen, Dich feierlich an Kindesstatt anzunehmen. Aber dazu bedarf es Deiner ausdrücklichen Einwilligung —"

„Und deshalb mußtest Du erfahren, daß Du ein angenommenes Kind bist," fuhr wieder die Gräfin fort. „Es handelt sich um eine bloße Form, der genügt werden muß, weil das Gesetz sie als unerläßlich vorschreibt. In Deiner Lebensstellung ändert sie nichts, außer daß sie ihr unantastbare Festigkeit gibt. Unsere herzlichen Beziehungen aber berührt sie nicht. Unter uns bleibt Alles beim Alten. Nicht wahr, Cilli, das fühlst Du? Du kannst gar nicht anders, als unser Kind sein wollen, denn Du bist es aus Herzensgrund."

Cilli hatte wie zu einer Bildsäule erstarrt dagesessen. Sie war auch so bleich wie Marmor, selbst die Lippen verloren alle Farbe. Sie athmete kurz und unregelmäßig. Ein paarmal stieß sie einen unverständlichen Laut aus. Nun war's, als ob sie aus einem Traum erwache; so scheu blickte sie umher, so zaghaft tastete sie mit den Händen. Sie schien sprechen zu wollen, aber die Zunge war ihr wie gelähmt, die Kehle wie zugeschnürt. Sie schöpfte ängstlich Athem. Endlich stürzten ihr die Thränen aus den Augen. „Vater — Mutter —!" schrie sie auf, sich gewaltsam Luft machend. „O, mein Gott —! ich bin — Euer Kind — nicht . . ."

Die Gräfin nahm sie in ihren Arm, küßte ihr die geschlossenen Augen, den kalten Mund; der Graf brachte kölnisches Wasser und besprengte damit ihre Stirn. Beide sprachen ihr in den zärtlichsten Ausdrücken zu, sich zu fassen und ruhig zu überlegen. Cilli kam zwar nach einigen Minuten wieder zu sich, aber es war doch, als ob auch jetzt noch ein schwerer Druck auf ihr laste, der ein freieres Aussprechen hinderte. Nur mit halbem Ohr schien sie zu hören, was Beide ihr sagten, um ihre Handlungsweise zu motiviren und ihr die günstigen Folgen derselben ins Licht zu stellen. Die Augenlider schienen ihr matt herabzusinken, und sie saß wie schlafend da, wenn sie sich auch nur kurze Zeit selbst überlassen wurde. Aus diesem traumartigen Zustande aufgerüttelt, umarmte sie dann die Gräfin, küßte sie dem Grafen die Hände, sprach aber nur wenige Worte mit schwerer Zunge. Als aber der Graf den Baron Fissing nannte, schreckte sie auf und fragte: „Weiß er, wer ich bin?" Der Graf theilte ihr mit, was zu dessen Aufklärung geschehen. „Das ist gut," bemerkte sie, „er wird nun nicht mehr an mich denken."

Der Graf verstand sie unrecht und suchte ihr diese Besorgniß zu nehmen. „Das fürchte ich nicht," sagte er. „Seine Gesinnung ist die nobelste, er liebt Dich und ist mir durch seinen Vater zu Dank verpflichtet. Was könnte er auch bei dem peinlichsten Standesgefühl gegen Dich einzuwenden haben, wenn wir Dich als unsere Tochter adoptiren, Dir unsern Namen geben und Dir das volle Erbrecht eines leiblichen Kindes sichern? Die Gesellschaft darf nicht einmal erfahren, was vorgegangen ist, das Geheimniß aus den gerichtlichen Akten nicht herauskommen."

„O, sie muß es erfahren," rief Cilli in leidenschaftlichem Ton. „Es darf einem ein Zweifel bleiben — daß ich nicht bin, was ich scheinen sollte — daß ich selbst nicht ahnte . . . Ich könnte sonst Niemandem mehr frei ins Gesicht sehen."

Sie ließ sich von diesem Gedanken nicht abbringen und verfiel bald wieder in das frühere träumerische Sinnen. Endlich bat sie, auf ihr Zimmer gehen und dort mit sich allein bleiben zu dürfen. „Ich werde es wohl allmälig begreifen lernen," sagte sie, „daß ich Euer Kind nicht bin. Nur so plötzlich . . . ich kann mich nicht gleich zurechtfinden — verzeiht mir. Ueber Nacht kommt mir gewiß die rechte Einsicht."

Als sie dann mit sich allein war, und Alles um sie herum schwieg, milderte sich bald die Unruhe, die sie Anfangs im Zimmer umhertrieb. Sie stellte einen Schirm von dunkler gemalter Seide vor die Lampe und streckte sich auf das Langsopha, den schweren Kopf auf das Polster lehnend. Alle die Reden, die sie angehört hatte, klangen nun in ihr nach, nicht in der richtigen Folge freilich, sondern hier und dort ohne Zusammenhang einsetzend. Und so folgte sie auch nicht einem bestimmten Wege, um sich über ihr Gefühl Klarheit zu schaffen, sondern ließ sich wie in einem ruderlosen Boot bald in dieser, bald in jener Strömung treiben, vorerst nur die mancherlei verschiedenen auf sie anstürmenden Eindrücke sammelnd und allenfalls von einander zu sondern bemüht.

Es waren nicht durchaus schmerzliche Empfindungen, mit denen sie zu kämpfen hatte; auch freudige mischten sich ein und diese eigentlich vorerst. Baron Fissing beängstigte sie nicht mehr; es schien ihr undenkbar, daß er jetzt seine Werbung wiederholen könne, und ebenso undenkbar, daß sie, wenn es doch geschehen sollte, über die Antwort verlegen sein werde. Es tröstete sie sehr, daß sie nun die Freiheit habe, ihn abzuweisen. Und Georg —! Er brauchte nicht mehr zu befürchten, daß sie ihre Hand ohne ihr Herz verschenkte. Und wie froh würde er sein, wenn er erführe, daß sie keine geborene Comtesse sei, sondern . . . Aber da stutzte sie auch gleich wieder: nicht ein Grafenkind, aber wessen Kind? Ihre Mutter sollte eine Unglückliche gewesen sein, was hieß das? von ihrem Vater war gar nicht gesprochen worden — warum nicht? Und weshalb haßte ihre Mutter sie? Weshalb warf sie ihr Kind gleichsam auf die Straße, daß gute Menschen sich seiner erbarmen mußten? Was würde Georg davon denken?

Ihre Phantasie erhitzte sich mehr und mehr, je unklarer die Elemente waren, aus denen sie ihre Gestalten zusammensetzte. Ein Kind, das die eigene Mutter von sich stieß, was für ein unseliges Wesen mußte das sein! Sie hatte die Gräfin öfters zu recht armen Leuten begleitet, denen sie Wohlthaten spendete, und da in elenden Wohnungen bleiche und kranke Kinder gesehen, die für ein Stück trockenes Brod dankbar waren. Aber ihr Vater arbeitete für sie und ihre Mutter sorgte für sie. Einmal war in ihrer Gegenwart einer Wittwe, die mit ihren halbblinden Augen nicht mehr ihre Tagesnothdurft verdienen konnte, angeboten worden, sie möge ihr Kind fortgeben, das ihr doch nur hinderlich sei, und sie hatte geantwortet: gnädige Herrschaften, dann nehmen Sie mir das Leben — das Kind ist meine einzige Freude auf der Welt! Daß eine Mutter so sprach, war ihr damals nur natürlich erschienen. Und nun mußte sie das elende

Würmchen beneiden, das eine solche Mutter hatte. Wie viel trauriger war ihr eigenes Loos gewesen!

Trauriger? Aber sie hatte bis zu dieser Stunde keine Ahnung davon gehabt, daß sie in frühester Jugend einmal so lieblos behandelt worden war. Ihrem Gedächtniß war nicht die leiseste Spur davon eingeprägt. So lange sie zurückdenken konnte, hatte sie Vater und Mutter gehabt — und wie gütige Eltern! Ein großes Glück mußte es ja genannt werden, daß ein noch unbewußtes menschliches Wesen aus den kümmerlichsten Verhältnissen herausgerettet war in eine Lebensstellung, wie sie nur den Kindern des Glücks sich öffnete. In einem reichen gräflichen Hause war sie aufgewachsen, nicht als ein Pflegekind, das sich täglich daran erinnern mußte, von Wohlthaten fremder Menschen zu leben, sondern als eine rechte Tochter, als die junge Gräfin Moorland. Nie hatte sie das Gefühl gehabt, daß sie etwas vermisse. Verglich sie sich mit andern Kindern, so erschien sie sich stets das glücklichere. Nicht die entfernteste Andeutung hatte sie beschwert, daß der Schein trügen könne. Vater und Mutter wetteiferten, ihr Liebes zu erweisen. Und wenn sie jetzt das Siegel der Verschwiegenheit lösten, so geschah es auch nicht, um sie zurückzustoßen in den Stand, den ihr die Geburt angewiesen. Sie sollte gerade das Recht verlangen, das zu sein, wofür sie sich halten durfte; sie sollte nun wirklich die Gräfin Moorland werden, die sie bisher nur in der Einbildung war. Welche Glücksfügungen ihres Geschicks! Wie dankbar mußte sie Gott dafür sein, wie dankbar den guten und trefflichen Menschen, die sich so großherzig ihrer angenommen hatten, wie dankbar selbst dem scheinbar grausamen Gesetz, das zu dieser späten Enthüllung nöthigte, die sie doch erst erkennen ließ, wie begünstigt sie vom Schicksal gewesen war. Aufjauchzen hätte sie müssen vor Freude, daß es der Himmel so gut mit ihr gemeint.

Und doch! so oft sie sich dies alles vorhielt und mit den freundlichsten Farben ausmalte — es war ihr ein Leid geschehen, ein schweres Leid. Sie fühlte es doch! Das ließ sich nicht vom Herzen fortsprechen. Was für ein Leid? Ja, ja — sie hatte etwas verloren, bewußt verloren, das vielleicht den ganzen unbewußten Gewinn ihres Lebens aufwog. In diesen ersten Schmerzensstunden wenigstens. Ob in Wirklichkeit, ob nur in ihrer Einbildung — sie war ja doch dieser Eltern Kind gewesen. Und plötzlich hörte sie: wir sind Deine Eltern nicht, Du bist unser Kind nicht! Was uns so vereinte, war nicht der Wille des Ewigen, sondern unsre Laune. Nicht weil Du unser Kind warst, liebten wir Dich; sondern, obschon Du es nicht warst. Wir erzwangen uns Deine Kindesliebe durch eine Täuschung, die sich dann doch nicht aufrecht halten ließ. Da ist nun die Wahrheit! Und wenn das Wahrheit war, verlor sie dann nicht diese Eltern, die sie für die einzigen zu halten berechtigt war, denen dieser heilige Name zukam, in dem Augenblick, in dem sie gestehen mußten: wir sind's nicht? Wenn sie ihr ganz so zärtlich zugethan blieben wie bisher — und warum sollten sie nicht nach so vollgültigen Beweisen ihres Wohlwollens für ein fremdes Kind —? ihre Eltern waren sie doch nicht, konnten sie niemals werden. Vermochte sie ihnen noch das gleiche Gefühl entgegenzubringen? Wie unbefangen war es im Besitz ihrer Liebe gewesen! Es rechnete nicht mit der Leistung und Gegenleistung, nur mit dem Bedürfniß des Herzens, sich beglückt

zu zeigen und dadurch zu beglücken. Jetzt — — es zwang sie zu überlegen, was sie diesen wohlthätigen Menschen schuldig geworden von Kindesbeinen auf. Und je mehr sie überlegte, um so gewaltiger wuchs diese Schuld an, bis sie ganz unermeßlich schien. Und daneben sank Alles, was sie ihnen je zu Liebe gethan, bis zu einem bedeutungslosen Nichts herab. Das erfüllte sie mit unsäglicher Angst. Was konnte sie thun, in ihrem Innersten den Ausgleich wiederzufinden, sich diese Schuld und die gänzliche Unfähigkeit zu vergelten in Vergessenheit zu bringen? Nie mehr würde sie mit sich zufrieden sein können!

Und wer waren nun in Wirklichkeit ihre Eltern? Unzweifelhaft Wesen von Fleisch und Blut, die gelebt hatten oder noch lebten. Aller Wahrscheinlichkeit nach lebten sie noch. Und sie war vielleicht an ihnen vorübergegangen, ohne zu ahnen, wer sie seien. Der Gedanke hatte etwas Schauerliches, das menschliche Gefühl Marterndes. Gab es kein Zeichen, an dem Mutter und Kind einander erkennen mußten, wären sie auch noch so lange von einander getrennt gewesen? War da kein Unterschied zwischen Mensch und Thier? Aber sie fühlte doch das sehnsüchtige Verlangen, Diejenigen zu kennen, die ihr das Dasein geschenkt hatten! Es mußte doch ein Verhältniß zu ihnen findbar sein! Sollte ihnen gegenüber keine Kindespflicht gelten? Wenn sie in bitterster Armuth lebten und ihr Kind hätte alle die Jahre im Ueberfluß geschwelgt! Hätte sie nichts für sie thun können, wenn sie ihr Kind geblieben wäre? Und jetzt wenigstens ... Was für beängstigende Vorstellungen!

Lüge alles, Lüge! Die natürliche Ordnung konnte verkehrt werden, und es tönte keine Stimme aus der Brust: der Schein trügt. Wo einen Halt im Leben finden, wenn so der festeste Grund ins Schwanken kam? —

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Ein amerikanischer Staatsmann: Henry Clay.

Von
Anton E. Schönbach.

In den Bedeutungen der Worte spiegeln sich die Sachen, in der Geschichte dieser Bedeutungen die Culturbewegung; das ist allgemein bekannt, und es wird vielfach davon Gebrauch gemacht, um vorhistorische Zustände der Völker zu erkunden. Weniger deutlich steht es uns vor Augen, daß in der Gegenwart dasselbe Verhältniß obwaltet. Name und Begriff des „Staates" stammen aus Frankreich, wo die praktischen Anregungen Englands den Gedankenprozeß ausgelöst hatten, der allmälig auch die Theorien der Deutschen in Fluß brachte. Noch jünger ist das Wort „Staatsmann", durch welches man zuerst alle hohen Beamten des Staates bezeichnete, dann diejenigen unter ihnen, denen die Verwaltung, und insbesondere wiederum denen es obliegt, die Beziehungen zwischen dem eigenen und den Nachbarstaaten zu ordnen. Dies haftet dem Worte noch heute an: wir beschränken den Begriff „Staatsmann" durch die damit verknüpfte hohe Amtsstellung und entschließen uns schwer, auch die hervorragendsten Parteiführer der Volksvertretung dadurch auszuzeichnen. Unsere Parlamente sind eben noch recht jung; wir legen mehr Gewicht auf ihre Beschlüsse als auf ihre Berathungen. Es gibt darin nur vereinzelt Männer, denen die politische Thätigkeit den Lebensberuf ausmacht, selten tritt Jemand aus den Kammern in die Ministerien über. Deshalb nennen wir die parlamentarischen Häupter auch lieber „Politiker" als „Staatsmänner", und ein ganz klein wenig haftet ihnen in unserer Vorstellung vom Dilettantismus an gegenüber den Politikern in der Regierung.

Anders stehen diese Dinge in Frankreich und England. Jeden Augenblick kann dort ein Führer in der Volksvertretung zum leitenden Staatsmann werden. Noch anders in den Vereinigten Staaten, wo das politische Uebergewicht schon nach der Constitution in den Vertretungskörpern liegt, wenngleich ein energischer Präsident, der über einen starken persönlichen Anhang gebietet, mittelst der ihm verliehenen diskretionären Gewalt seinen Willen nachdrücklich zur Geltung bringen kann. Dort besitzt der Titel „Staatsmann" den weitesten Umfang. Freilich

hat auch der amerikanische Politiker selbst mit der Entwicklung des Gemeinwesens verschiedene Stadien durchgemacht. Während der ersten Jahrzehnte der Republik hinderten die Sitzungen des Senates und des Repräsentantenhauses zu Washington noch Niemanden, daneben einen bürgerlichen Beruf auszufüllen; nach und nach wurden jedoch die Pflichten der Volksvertreter immer zeitraubender, und als damit die verhängnißvolle Wendung zum Aemterschacher durch den Präsidenten Andrew Jackson zusammentraf, entwickelte sich die politische Thätigkeit zu einer Lebensstellung. Für die Verluste an Einkommen trat die Besoldung der Abgeordneten entschädigend ein, wenn sie auch erst in letzter Zeit auf ungefähr 30 000 Mark jährlich gestiegen ist. Noch mehr reizte die Macht über die Vertheilung der Staatsämter, welche der Senator oder Congreßmann wenigstens in seinem Wahlbezirke hatte. Die Bewegung, nun, die seit einigen Jahren wider eine solche Ausbeutung der Staatsverwaltung begonnen hat, weist bis jetzt nur geringe Resultate auf; da sie aber doch bereits die Präsidentenwahlen beeinflußt, so ist sie eines künftigen Erfolges wohl sicher. Der Charakter der gesammten Volksvertretung wird natürlich durch diese Umstände bestimmt. Congreß und Senat der Vereinigten Staaten umschließen heute eine ziemlich gemischte Gesellschaft; die Berufspolitiker wiegen bei Weitem vor, denn für einen außerhalb dieser Kreise Stehenden sind die Kosten einer Wahl ungemein hoch, und erst neuerdings sucht der Ehrgeiz der Millionäre eine neue Bahn in der Politik.

Mit den Eigenschaften der amerikanischen Abgeordneten hat sich auch das Wesen ihrer Verhandlungen geändert. Jedes auftauchende politische Thema wird zuerst durch lange Zeit in der Presse durchgesprochen und manchmal fast erledigt, bevor es an die Gesetzgeber herantritt. Alle Arbeit wird bei den Repräsentanten in den Commissionen gethan, deren Zusammensetzung von dem dadurch übermächtigen Vorsitzenden (Sprecher) abhängt. Die öffentliche Discussion, erschwert, wie sie durch ein verwickeltes System von Regeln und Gebräuchen ist, bietet daher nur geringes Interesse; meistens ist über die Sachen schon längst entschieden. Der Senat gestattet auch heute noch ausführlichen Erörterungen wichtiger Fragen Raum, allein so manche hervorragende Männer er zu seinen Mitgliedern zählt, man kann nicht mehr von ihm sagen, daß er seiner Aufgabe völlig gewachsen sei. Wie anders war das einst! Ich will nicht reden von der Gründungszeit der Republik, als erleuchtete Männer, die auch jedem anderen Volke zur Zierde gereicht hätten, über die Grundlagen des Staatslebens ernsthaft und sorgsam beriethen, die schwerfällige Maschine der „Constitution" langsam in Bewegung setzten; aber noch lange nachher war der Senat die Stätte, wo alle wichtigen Probleme der Politik allseitig und mit einer Gründlichkeit erörtert wurden, daß Niemand im Lande mehr zweifelhaft zu sein brauchte, wie er über die behandelte Frage urtheilen solle. Die gewaltigen Redekämpfe jener Tage fanden in der ganzen Union Widerhall; die ersten Redner waren auch die ersten Männer der Nation. Damals bildete sich die politische Beredtsamkeit zur Kunst aus, die heute schon von den Schulknaben geübt wird, in der aber kaum Einer jene würdigen Häupter erreicht. Dieses Heldenzeitalter der amerikanischen Politik, das sich in einer Anzahl mächtiger Persönlichkeiten verkörperte, zu studiren, ist eine lehrreiche Schulung für jeden Staatsmann; darüber zu hören, mag Alle

interessiren, welche der Geschichte der Vereinigten Staaten einige Theilnahme in der Erkenntniß widmen, daß es bei der steigenden Bedeutung der transatlantischen Republik für uns wichtig werden muß, ihre innere Entwicklung zu verstehen.

Darum hat Karl Schurz seinen großen Verdiensten um sein zweites Vaterland ein neues hinzugefügt, indem er es unternahm, in eingehender Darstellung das Lebensbild Henry Clay's zu entwerfen[1]). Ragen unter ihren Genossen aus den Jahren 1820—1850 die drei Staatsmänner und Redner Calhoun, Clay und Webster wie Colossalgestalten hervor, so war nach der Ansicht seiner Zeit unter diesen Henry Clay unbestritten der Erste. Keine irgend erhebliche Frage innerer und äußerer Politik, an deren Lösung Clay nicht einen bedeutenden, oft entscheidenden Antheil genommen hätte; deshalb heißt sein Leben schreiben eigentlich die politische Geschichte der Union seiner Zeit erzählen. So sind die zwei Bände der Arbeit von Schurz doch nur ein verhältnißmäßig enger Rahmen, der diesen Ausschnitt amerikanischen Staatslebens umspannt. Fast tritt die Person und der Charakter Clay's in dem bewegten Bilde zurück, dessen Mittelpunkt er ist, aber Schurzens Buch gewährt uns doch die Mittel, ihnen näher zu kommen, als das bisher durch die angesammelte Literatur möglich war.

Henry Clay wurde am 12. April 1777 in Hanover County, Virginia, geboren, also in dem Staate, welcher während des Unabhängigkeitskampfes mehr Feldherren und Staatsmänner geliefert hat, als eine andere Colonie. Sein Vater war ein armer Prediger aus der Gemeinschaft der Baptisten, doch angesehen, von gediegenem Charakter und ein tüchtiger Redner; auch seine Mutter wird als brave Frau gerühmt, und des Segens, den gute Eltern auf ihre Kinder vererben, hat er also nicht entbehrt. Das war aber auch Alles, was sie ihm geben konnten. Schon 1781 starb der Vater und ließ die Wittwe mit sieben Kindern in Armuth. So war Clay's Knabenzeit rauh und voll Entbehrungen, auch als die Mutter zum zweitenmale heirathete. Mit den dürftigsten Schulkenntnissen ausgestattet, diente Clay zuerst in einem Kramladen, dann in Folge der Bemühungen seines Stiefvaters als Schreiber bei dem Canzleigerichtshofe von Virginien. Durch einen glücklichen Zufall wurde der Canzler George Whyte auf ihn aufmerksam und übertrug ihm die Abschriften der Gerichtsentscheidungen. Das ist der Ausgangspunkt von Clay's Laufbahn. Whyte war einer der vornehmsten Juristen und reinsten Männer seiner Zeit; er nahm sich des vielversprechenden Jünglings an und hat auf sein ganzes Wesen tiefgehenden Einfluß geübt. Die nächsten Schritte Clay's waren damit schon gegeben. Er trat als Lehrling in eine Advocatencanzlei, und schon nach einem Jahre erwirkte er sich eine Licenz für die Praxis. Aber er blieb nicht in Virginia, sondern wandte sich 1797 nach Kentucky, wohin die Seinen übersiedelt waren. Mit der Advocatur pochte Clay an die Pforten der Politik, die sich ihm alsbald aufthaten. Man hat viel darüber geschrieben und gesprochen, welche Nachtheile es mit sich führe, daß die übergroße Mehrzahl thätiger Politiker aus den Rechtsstudien hervorgeht, und es läßt sich nicht leugnen, daß eine gewisse Einseitigkeit, besonders in der

[1]) American Statesmen, edited by John Morse: Life of Henry Clay by Carl Schurz. In two Volumes. Boston and New-York. Houghton, Mifflin and Company 1887.

Beurtheilung der großen Probleme des Volkslebens und wirthschaftlicher Fragen, mit der Jurisprudenz untrennbar verknüpft scheint. Clay fand in seinem späteren Leben manche Gelegenheit, durch Erfahrung seinen Gesichtskreis zu erweitern; freilich über die Mangelhaftigkeit seiner Bildung an sich ist er nie ganz hinweggekommen und hat sich selbst den Schaden nie verheimlicht.

Er kam zu gelegener Zeit nach Kentucky, das 1792 als selbständiger Staat in die Union aufgenommen worden war. Noch zwanzig Jahre vorher waren die 40 000 englischen Quadratmeilen dieses Gebietes zwischen den Cumberlandbergen und dem Ohiofluß nur von etlichen hundert verwegenen Ansiedlern bewohnt, und die Blockhäuser derselben täglich den mörderischen Angriffen von Indianern ausgesetzt, die das alte Jagdland nicht entbehren wollten. Erst 1793 wehrte das glückliche Gefecht am Miami größere Einfälle für immer ab. Als der Krieg mit England beendet war, ja noch während desselben wuchs die Bevölkerung rasch; der fruchtbare Boden lockte aus Pennsylvanien und dem östlichen Virginien zahlreiche Colonisten an; 1790 betrug die Zahl der Bewohner, Weiße und Neger, etwa dreiundsiebzigtausend, 1792 schon nahe hunderttausend. Die Trennung von Virginien, dem Mutterstaate, wurde zur Befriedigung aller Theile vollzogen. In dem neuen Gemeinwesen entfaltete sich bald ein reges politisches Leben. Für das harte Dasein der Grenzbewohner bildete Politik das aufregende, das dramatische Moment. Nirgend wurden die Tagesfragen mit größerer Leidenschaft durchgesprochen als hier. Es war nur natürlich, daß die Grundanschauung der Hinterwäldler demokratisch blieb; mußte sich doch Jedermann mit Pflug, Axt und Büchse selbst ernähren. Daher auch der heftige Trieb nach Unabhängigkeit, welcher bisweilen über die Stränge schlug, wie in den berüchtigten Kentucky Resolutions, die schon 1798 das Recht jedes Einzelnstaates proclamirten, sich aus dem Bunde zu lösen sobald er die Unterwerfung unter die Beschlüsse der Centralgewalt nicht mit seinen Interessen vereinbar fände. Daran allerdings hatte Clay noch keinen Antheil. Vorerst mußte er sich eine Stellung schaffen, und das gelang ihm schnell, denn die Gabe der Rede zeichnete ihn vor seinen Mitbewerbern aus. Er trat anfangs öffentlich als Vertheidiger in Criminalsachen auf, zuweilen auch als vom Staate beauftragter Ankläger und schuf sich binnen Kurzem eine ausgebreitete Praxis, hauptsächlich in den einträglichen Prozessen und Verhandlungen über Besitztitel, welche durch eine verworrene Gesetzgebung sehr häufig waren. So sah er sich im Stande, ein Hauswesen zu gründen, heirathete Lucretia Hart, die Tochter eines angesehenen Mannes, und kaufte schon 1809 ein stattliches Grundstück, das er nach und nach zu dem Landgute Ashland abrundete. Er bewirthschaftete seinen Besitz selbst, züchtete Racepferde, Schafe und Rinder, und zeigte in diesen Dingen ein solches Geschick, daß er auch als Farmer eine Autorität wurde. Aus den heißen politischen Kämpfen der späteren Zeit wandten sich seine Blicke immer nach Ashland zurück; dort ruhig als Gutsherr zu leben, war das oft ausgesprochene Ziel seiner Sehnsucht, doch wurde ihm der Weg dahin stets durch die noch leidenschaftlichere Theilnahme an der politischen Entwicklung des Gesammtstaates durchkreuzt.

Ungefähr zwei englische Meilen von Clay's Landsitz liegt die Stadt Lexington, zur Zeit seines Umzuges nach Kentucky der bedeutendste Platz westlich der

Alleghanies. Von dort wurde er 1803 in die Legislatur seines Staates gewählt und fand rasch Gelegenheit, sich durch scharfe Auffassung und stürmische Beredtsamkeit hervorzuthun. Schon 1806 wurde er dazu ausersehen, nach der Resignation des General Adair, Kentucky im Senat der Vereinigten Staaten zu vertreten. Er nahm seinen Sitz in der Körperschaft, welche später durch lange Jahre der Hauptschauplatz seiner Wirksamkeit sein sollte, am 29. December 1806 ein, obgleich ihm noch mehr als drei Monate an dem gesetzlichen Mindestalter von dreißig Jahren fehlten. Das ist wohl kaum je wieder vorgekommen, doch erhob damals Niemand eine Einwendung. Schon am vierten Tage nach seinem Eintritt brachte er eine Resolution vor, trat in verschiedene Commissionen und bewegte sich in der neuen Thätigkeit mit so viel Eifer und Gewandtheit, wie nur irgend ein altgewohnter Senator. Von dieser Zeit an hat Clay fünfundvierzig Jahre lang, mit nur geringen Unterbrechungen, als führender Politiker vor dem Volke gestanden; demnächst während vierzehn Jahren im Congreß, meist als Sprecher, dann wieder im Senate oder als Minister, bis zum Ende mit Arbeit überhäuft. Bei der gesammten politischen Entwicklung der Vereinigten Staaten innerhalb dieser Periode ist er häufig die erste und maßgebende Persönlichkeit, zeitweilig die zweite. Die Probleme, mit denen er zu ringen hatte, waren bedeutsame; zum Theil solche, an denen auch die Gegenwart sich abmüht, zum Theil überwundene, die aber in das Leben des Staates aufs Tiefste eingriffen. —

Die geschichtliche Aera scheint sich ihrem Ende zu nähern, während welcher Europa das alleinige Theater der Weltpolitik bildete. Die Interessen der Erzeugung von Nährstoffen aller Art, der Industrie, des Handels, des Geldwesens bilden schon heute ein, wenn auch ungelenkes und schwerfälliges Netz, das den ganzen Erdball umspannt, und das an keiner Stelle gerückt oder zerrissen werden kann, ohne daß die Wirkung sogleich allerorts verspürt würde. Unausweichlich hat dieses ökonomische Erdsystem auch die Ausdehnung des politischen Zusammenhanges über die Erde zur Folge. Wir mögen uns vorerst nur schwer an die Vorstellung gewöhnen, daß die Staaten aller Welttheile, auch die, welche von einander am entferntesten liegen, sich gegenseitig politisch beeinflussen, daß z. B., was diese Frage für uns am schärfsten zuspitzt, Amerika auf die Beziehungen europäischer Mächte handelnd einwirken könne. Andererseits herrscht auch in den Vereinigten Staaten noch die Ansicht, der gesammte amerikanische Continent, die nördliche und die südliche Masse, bilden eine einheitliche politische Gruppe, welche vor dem Eingreifen transoceanischer Mächte geschützt werden müsse. Das zweite französische Kaiserreich hat den Verstoß wider diese nach dem Präsidenten Monroe benannte Doctrin, den es durch die Besetzung Mexiko's beging, theuer bezahlt. Freilich, wie lange sich diese Lehre wird aufrecht erhalten lassen, ist zweifelhaft gegenüber internationalen Conflicten, wie sie durch die beginnende chinesische Völkerwanderung nahe gelegt werden, und gegenüber den Versuchen, in Südamerika eine politische Vormacht zu schaffen. Jedenfalls aber setzt diese Anschauung voraus, daß die Vereinigten Staaten als eine kriegsfähige Macht allgemein anerkannt sind. Heute, nach dem vierjährigen Bürgerkriege, erhebt sich dagegen kein Widerspruch mehr. Aber das war nicht immer so, und daß es so geworden ist, daran hat Henry Clay wesentlich mitgewirkt.

England, und mit ihm Europa, war geneigt, den Verlauf des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes keineswegs als einen Beweis von der Kraft und Lebenstüchtigkeit der jungen Republik anzusehen: dem Zusammenwirken glücklicher Zufälle, der Hilfe Frankreichs hätten die Rebellen den glücklichen Ausgang zu verdanken. Die Union wurde von England sehr geringschätzig behandelt, während des Krieges mit Frankreich wurden die Schiffe des neutralen Amerika fast wie herrenloses Gut auf offener See angehalten, zur Prise gemacht, die Matrosen in englische Dienste gepreßt. Und Napoleon, der eben die Welthandelssperre gegen England ins Werk setzte, verfuhr mit den Amerikanern um nichts besser. Mochten nun auch die älteren Politiker in Senat und Congreß zu Washington, welche die Gründung der Republik gesehen, die schlimmen Nachwehen des Krieges gekostet hatten, auf ein ruhiges Ertragen, auf Abwarten, auf diplomatische Verhandlungen einrathen, so war doch in der Zwischenzeit ein junges Geschlecht selbstbewußter Amerikaner nachgewachsen, die sich mit Stolz als Bürger der Vereinigten Staaten empfanden, deren Ehrgefühl durch die verachtungsvolle Mißhandlung und Bevormundung von Seiten Englands aufs Tiefste verletzt war. Diese jüngeren Männer riefen nunmehr nach dem Krieg; an ihrer Spitze stand Henry Clay, und keiner hat mehr als er dazu gethan, das Herz des Volkes aufzuregen und die nationale Leidenschaft wachzurufen. Der Krieg von 1812 war sein und seiner Genossen Werk. Die hochgespannten Erwartungen des jungen Amerika erfüllten sich nicht, kleine Siege wechselten mit kleinen Niederlagen, die amerikanische Flotte hielt sich besser als die zusammengerafften Landtruppen, und die einzige bedeutende Schlacht, Jackson's Sieg bei New Orleans, wurde geschlagen, als man den Frieden zu Gent bereits unterzeichnet hatte. Clay war Mitglied der diplomatischen Commission für diesen Frieden, er repräsentirte in ihr das amerikanische Selbstgefühl, welches sich wider ungünstige Bedingungen sträubte und, durch die Unsicherheit der Lage Europa's 1814 unterstützt, in der That die Oberhand behielt. Er durfte mit dem Erfolge seines Kriegseifers zufrieden sein: die Vereinigten Staaten hatten sich ehrenvoll gegen England behauptet, konnten in Zukunft nicht mehr einfach mißachtet, sondern mußten als selbständige Macht von Bedeutung angesehen werden.

Erst jetzt war eine rechte Grundlage für die Beurtheilung des Verhältnisses zu den im Kampfe gegen Spanien erstandenen Republiken Südamerika's gegeben. Es entsprach dem Aufschwunge demokratischer Gesinnung, der unter der Präsidentschaft Thomas Jefferson's eingetreten war, wenn nun auch Clay die Freiheitsbestrebungen des spanischen Amerika mit seinen lebhaften Sympathien begleitete. Gerade, weil er fürchtete, die Schatten der „heiligen Allianz" möchten auch auf die westliche Hemisphäre fallen, schien es ihm geboten, die kleinen neuen Republiken zu fördern, und mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit trat er dafür ein. Was in Südamerika geschah, däuchte ihn eine Zeit lang mit dem Unabhängigkeitskampfe seines eigenen Vaterlandes ganz gleichwerthig zu sein; erst während er Staatssecretär, das ist Minister des Aeußeren, war (1825—1829), überzeugte ihn der nüchterne, weitschauende Präsident John Quincy Adams von dem tiefgreifenden Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Bewegung. Doch gab Clay nie sein Interesse an dem Schicksale der südlichen Schwesterrepubliken ganz

auf. Ueberhaupt gewann ihn jede freiheitliche Bewegung zum Vorkämpfer; er erwärmte sich auch 1824 für den Aufstand Griechenlands wider die türkische Herrschaft, und fast hätte ihn sein Eifer sogar über die Grenze der Monroe-Doctrin getrieben. Vorsichtiger hielt er sich in seinen letzten Tagen gegen Kossuth, der 1851 nach Amerika gekommen war, um Mittel für die Wiederaufnahme der ungarischen Rebellion zu werben: nur der wärmsten Sympathien glaubte er ihn versichern zu dürfen.

War auch in Clay's Wesen das Vertrauen auf die Zukunft der republikanischen Principien, und insbesondere ihres Schutzlandes, der Vereinigten Staaten, eine der hauptsächlichen Triebkräfte, so gebrach es ihm doch in schwierigen Fällen durchaus nicht an Gerechtigkeitsgefühl. Das zeigte sich bei der Frage nach der Annexion von Texas und der in ihrem Gefolge auftretenden Gefahr des Krieges mit Mexiko. Clay erkannte klar, daß hier kein großes Lebensinteresse des ganzen Staates auf dem Spiele stand, sondern daß es sich darum handelte, für eine Partei, nämlich für die südstaatlichen Sklavenbarone, neues Terrain zur Ausbreitung, Festigung und Erhaltung der Sklaverei zu erobern. Ihn verlockte nicht der Ruf des „offenbaren Geschickes" nach der Vergrößerung der Union, so sehr sein Herz sonst von dem Gedanken des „amerikanischen Continentes" geschwellt wurde. Die Gewaltsamkeit, mit welcher man das schwache Mexiko 1845 zum Kriege und nach leichter vollständiger Ueberwindung zu einem schmachvollen Frieden um der Sklavenhalter willen zwang, empörte ihn, ebenso wie im Norden den Verfasser der Biglow Papers, James Russell Lowell. Das war ein Krieg, dessen die Sieger sich schämten.

Dieselben Impulse, welche Clay's auswärtige Politik bestimmten, bildeten auch die Ausgangspunkte für seine Beurtheilung der wichtigsten internen Fragen. Clay war in einem Betrachte der rechte Typus des Amerikaners, wie wir vielen noch jetzt begegnen. Sie sind aufgebauscht von der Größe ihres Landes; weil sie es unter ihren Augen auf das Erstaunlichste haben wachsen sehen, halten sie die Zukunft für ein Füllhorn unbegrenzter Möglichkeiten: stets verwechseln sie die Quantität und Qualität des Vorhandenen; Tadel wehren sie mit Ungeduld ab und wollen ihn nur gelten lassen, wofern sie ihn selbst aussprechen. Wir ertragen heute mit Nachsicht die Beschränktheit solcher amerikanischer Touristen, Clay jedoch muß davon frei gesprochen werden. Denn ihm, dem western man, der in Kentucky die Entwicklung eines mit streifenden Jägern besiedelten Gebietes zu einem starkbevölkerten Culturstaate fast selbst erlebt hatte, darf man es zu gute halten, wenn er von der Unbegrenztheit der Mittel, von dem unermeßlichen materiellen Gedeihen der Union in der Zukunft die großartigsten Vorstellungen besaß; sind seine Entwürfe und Voranschläge manchmal in späterer Zeit hinter der Erwartung zurückgeblieben, so wurden sie doch auch oft von der eingetretenen Wirklichkeit übertroffen, im Ganzen aber hat sich Clay die Vereinigten Staaten am Ende des 19. Jahrhunderts richtig vorgestellt. Er lebte zu einer Zeit, da die wahrhaft „unerschöpflichen Hilfsquellen" seines Landes noch verschüttet und unerschlossen waren: die fruchtbaren Blaugrasflächen, die metallreichen Berge waren noch nicht durch Straßen und Eisenbahnen verbunden, aller Welt zugänglich, nur hin und wieder führte der einsame Indianerpfad durch die

Forste. Nicht minder unwegsam waren die Gewässer; die Schnellen und Untiefen des Ohio nahmen diesem mächtigen Strome seine Eigenschaft als natürliche Verkehrsstraße zwischen den mittleren Staaten des Westens. Diese Umstände der Lage und Beschaffenheit seines Staates Kentucky machten Clay zeitlebens zum Verfechter der internal improvements, d. h. der Maßregeln, der Subventionen, durch welche die Centralregierung der Union der Dürftigkeit und dem Unvermögen der einzelnen Staaten zu Hilfe kam und es übernahm, aus den gemeinsamen Mitteln Wege und Straßen anzulegen, Brücken zu bauen, Flüsse einzudämmen und schiffbar zu machen, Häfen zu vertiefen und zu bessern. Allerdings wollte eine solche Thätigkeit der Centralgewalt zuerst nicht zu Clay's sonstigen Ansichten stimmen. Er war als Demokrat eingenommen für die Rechte und die Unabhängigkeit der einzelnen Glieder der Union, für den Staatenbund versus den Bundesstaat der alten Föderalistenpartei; er wünschte im Allgemeinen aus dem Verfassungsdocumente nur zu lesen, was wirklich darin stand, nicht es den Zeitverhältnissen gemäß auszulegen. Allein sein Enthusiasmus für den Aufschwung seines Vaterlandes, als welches er immer nur die ganze Union ansah, zwang ihn, die Centralgewalt zu verstärken, ihr eine bedeutende Obmacht über die einzelnen Staaten zu verschaffen, weil nur auf diesem Wege die Mittel für die gedeihliche Entwicklung aller Bundesglieder zu Stande gebracht werden konnten. So war Clay's erste Rede einer Brücke über den Potomac gewidmet, die zunächst im Interesse eines Einzelnstaates aus den Fonds der Bundeskasse gebaut werden sollte. Durch sein ganzes Leben zieht sich dann ununterbrochen die Arbeit um die Hebung der materiellen Umstände der Staaten; zuletzt sah er noch eine River and Harbor Bill zu Stande kommen, ein Gesetz zur Gewährung von Summen für Flußcorrectionen und Hafenanlagen, das allmälig aus einer Maßregel weiser Sorge für das Gemeinwesen zum Spielball selbstsüchtiger Privatinteressen wurde.

Clay ging von derselben großherzigen Ansicht aus, daß die Bundesfinanzen den einzelnen Staaten behilflich sein müßten, ihre Culturentwicklung zu beschleunigen, als er durch mehrere Jahre immer wieder beantragte, die Ueberschüsse, welche aus dem Verkaufe der öffentlichen Ländereien, dann überhaupt bei der Geldverwaltung der Union sich ergäben, müßten an die Staaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerungszahl vertheilt werden. Waren auch diese Vorschläge geeignet, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Bundesgliedern zu stärken, so erwies sich die endliche Ausführung (1837, 1841) doch als ein verhängnißvoller Fehler. Denn die Einzelnstaaten hörten nun auf, eine gesunde, sparsame Finanzpolitik zu treiben, sie vertrösteten sich auf die Hilfe der Bundeskasse, ließen sich in Unternehmungen ein, welche ihre Kräfte weit überstiegen, gaben sich dem wildesten Speculationsfieber einer Vorwegnahme der Zukunft hin, geriethen in Schulden, die sie dann, als die Staatssubvention ihre Noth nicht abzustellen vermochte, auf dem einfachen Wege eines betrügerischen Bankerottes abstoßen (repudiate) wollten. Dieser Theil von Clay's Wirthschaftspolitik war also schiffbrüchig geworden. Man wird Clay selbst keinen zu schweren Vorwurf daraus machen dürfen, wenn man bedenkt, daß eben in der Gegenwart, da doch jene unglücklichen Finanzoperationen vollkommen klar und verständlich als ab-

schreckendes Beispiel vorliegen, überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang ökonomischer Vorgänge sich so sehr vertieft hat, Politiker, denen es um die Gunst der thörichten Massen, nicht um das dauernde Wohl der Gesammtheit zu thun ist, ganz dieselben Pläne wieder durchzusetzen wünschen. Bekanntlich leiden die Vereinigten Staaten jetzt an einem seltenen Uebel, einem jährlichen Ueberschuß der Staatseinkünfte, der sich schon zu einer sehr hohen Summe aufgestaut hat. Dadurch ist eine Menge Capital lahmgelegt, dem öffentlichen Verkehr entzogen. Trotz der Herabsetzung des Zinsfußes seiner Papiere (bis auf $2^1/_2$ %) kann der Staat sein Geld nicht mehr unterbringen; den privaten Creditverwendungen wird eine sichere Grundlage genommen, und es zeigt sich also hier im Ganzen die Stockung, welche aus der Ueberfülle in den Circulationsgefäßen entsteht, dem Gesammtwohl ebenso abträglich als anderwärts die Leere. Da will man nun alles Ernstes die Ueberschüsse wieder unter die Staaten vertheilen, gibt dieser Thorheit den lockenden Vorwand der Bildungszwecke, sucht durch ungeheuerliche Vorschläge für Staatspensionen die Stimmen der untersten Schichten zu erkaufen, und den Berufspolitikern fällt schließlich die reiche Beute zu. Die gewissenhaften Staatsmänner ihrerseits werden alle Mühe haben, gegen diesen Ansturm catilinarischer Massenaufwühlung und gegen die Einzelninteressen der Verbände von Großindustriellen die allein verständige Abhilfe, nämlich die energische Erniedrigung der Einkünfte aus Steuern und Zöllen durchzusetzen. Präsident Grover Cleveland wandelt auf sicherern Pfaden als Clay; aber er kann auch von der Erfahrung lernen, welche damals erst gemacht werden mußte.

Aus dem Dargelegten läßt sich schon schließen, daß Clay Schutzzöllner war. Er hat in dieser Frage die Theorien des 18. Jahrhunderts geerbt, und setzt sie, als er (1808) sich zuerst damit beschäftigt, ziemlich naiv auseinander. Die Lebensverhältnisse und Bedürfnisse des western man sind sehr einfach, sie sollen einfach bleiben. Man soll Kleider und Wäsche tragen, die in der Heimath hergestellt werden können, um von dem feindseligen England nicht länger abzuhängen. Daher wünscht Clay Prohibitivzölle für Waaren, welche von der heimischen Industrie geliefert werden, für die übrigen leichtere Auflagen (revenue duties) bis zur allmäligen Erstarkung der amerikanischen Production. Viel später (1824) gestaltete Clay auf diesen Grundsätzen einen Schutzzolltarif, der ganz ausdrücklich die Förderung der amerikanischen Industrie und ihre künftige Selbständigkeit zum Ziele hatte. In glänzenden Reden vertheidigte er seine Maßregeln, die er in ihrer Gesammtheit als „Amerikanisches System" bezeichnete und dem Freihandel entgegenstellte, durch welchen England seine Colonien ausbeute, und den er darum „Britisches Colonialsystem" taufte. Wirklich scheint die Aufrichtung der Schutzzölle dem Lande damals bedeutende Dienste geleistet zu haben, am meisten freilich den nördlichen Neu-Englandstaaten, dann den mittleren, Pennsylvanien voraus. Dagegen entstand bei den südlichen Pflanzern, welche als Folge der Sklavenarbeit auf die Ausfuhr ihrer Bodenproducte und die Einfuhr industrieller Erzeugnisse angewiesen blieben, arge Verstimmung. Diese waren von Haus aus Freihändler und ärgerten sich darüber, daß eigentlich sie den Schutz für die Fabriken des Nordens aus ihrer Tasche bezahlen mußten. Die Verstimmung nahm im Laufe der nächsten Jahre noch zu, eine neue Tarifordnung

von 1828 mißlang gänzlich, und gegen das Ende von General Jackson's erster Administration waren die Sklavenstaaten, zuvörderst das überhitzige Süd-Carolina, so weit, daß die Frage der Abtrennung vom Norden ernstlich erwogen wurde. Der energische Widerstand des Präsidenten brachte die Secessionirenden etwas zur Besinnung; sie ließen sich aber erst beruhigen, als Clay 1833 im Senat einen Zollcompromiß vorschlug und durchbrachte, vermöge dessen die dringendsten Beschwerden des Südens abgestellt, die Zollsätze in eine von Jahr zu Jahr abwärts gleitende Scala gebracht, aber ihnen doch im Ganzen der Charakter eines Schutzsystems gewahrt wurde. Das Land athmete auf von dem Drucke der Furcht, welcher es gefangen hielt, und pries Clay dankbar als den „größten Friedensstifter".

Von der ursprünglichen Strenge seiner Principien war Clay hier schon um ein Ziemliches abgegangen; er mußte es sehen, wie unter dem Andrängen des Südens 1846 die Zollsätze so stark erniedrigt wurden, daß sie nicht mehr Schutzzölle waren, und befürwortete noch kurz vor seinem Tode vergeblich eine Erhöhung und bessere Ordnung derselben. Kein Zweifel, daß Clay auch in diesen Bestrebungen von patriotischem Gefühl, von wahrhaftem Eifer für das Wohl und die Weltstellung seines Vaterlandes beseelt war. Es liegt in der Natur der Zollabgaben, daß sie von der Leistungsfähigkeit des Landes und dem Stande des Weltmarktes abhängen; darnach muß sich denn die Gliederung von Compensationen, aus denen ein Zolltarif besteht, immer von Neuem verschieben. Dauer ist also keiner Zollordnung beschieden, und insofern hatten Clay's Bemühungen keinen Mißerfolg. Das Machtverhältniß des Südens zum Norden fiel bei der Entscheidung über die Sachlage am schwersten ins Gewicht. Heute stehen die Vereinigten Staaten abermals in dem Conflicte zwischen Schutzzoll und Freihandel, aus der Geschichte von Clay's Tarifen ist für alle Theile zu lernen.

Eine andere finanzielle Frage ersten Ranges, die Regulirung der Geldverhältnisse durch eine von den Vereinigten Staaten bevollmächtigte Bank, nahm einen großen Abschnitt von Clay's politischer Thätigkeit in Anspruch. Man kann nicht sagen, daß er in diesem Zweige glücklich gewesen ist. Als es sich 1811 darum handelte, das Privilegium für die von dem größten Finanzmanne der Union, Alexander Hamilton, begründete Bank zu erneuern, hielt Clay dawider zündende Reden, weil er die Bank in den Händen der älteren conservativen Politiker als ein antidemokratisches Geldmonopol ansah. In der That aber leistete sie gerade damals Alles, was von ihr verlangt werden konnte: sie sicherte dem Lande eine gleichmäßige Circulation des Geldes, diente als natürliches Depôt des Staatsschatzes, erleichterte überhaupt den Geldverkehr und unterstützte die Regierung bei Anleihen, bei der Ausgabe von Schatzscheinen und bei anderen Finanzoperationen. Clay erreichte wirklich, daß die Verlängerung des Bankstatutes nicht genehmigt wurde. Die bösen Zeiten des Krieges von 1812, den Clay selbst herbeizuführen geholfen hatte, brachten, da ein einheitliches Geldinstitut fehlte, eine Menge kleiner, auf wüste Speculation gegründeter Banken hervor, die bei dem eintretenden Mangel an Edelmetall und der damit gleichzeitigen Nothwendigkeit von Baarzahlungen sämmtlich ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten und zusammenbrachen. So entstand allgemeine Verwirrung und eine gefährliche

Krisis. Da bekehrte sich Clay 1816 und verlangte selbst eine neue Staatsbank mit noch größeren Mitteln und weiterem Wirkungskreise als die alte. Jetzt war seine Partei am Ruder und das Monopol nicht zu fürchten; es wurde also die United States Bank gegründet. Dieselben Motive, welche Clay zu seinem Angriff 1811 bestimmt hatten, verbunden mit dem persönlichen Widerwillen gegen eine, seiner Meinung nach, ihm feindliche große Geldmacht, veranlaßten den Präsidenten Andrew Jackson zu einem Kampfe gegen die Bank, welche er dem Volke als eine gewissenlose Ausbeuterin der ärmeren Klassen, als das Werkzeug einer verderblichen Geldaristokratie darstellte. Clay trat für die Bank 1831 in die Schranken mit der vollen Lebhaftigkeit seines Temperamentes. Keine Niederlage, kein Veto des Präsidenten schreckten ihn; er stritt noch 1838 mit demselben Eifer für sie, noch 1841, und erst dann gaben er und seine Genossen die Sache verloren, als die Bank bereits ruinirt war, und die ausgesprochene Abneigung des Volkes gegen sie nicht mehr umgestimmt werden konnte. Man muß es für ein Glück halten, daß Clay nicht durchdrang. Die Vereinigten Staaten haben die Zeit ihrer größten Nothlage nach dem Bürgerkriege von 1861—64 überstanden, seither die ungeheure Nationalschuld einer schleunigen Zahlung zugeführt und den völlig zerrütteten Staatscredit wieder hergestellt, Alles ohne die Hilfe einer Staatsbank. Ueberlegt man diese spätere Situation, so kann man sich die Uebel nicht arg genug vorstellen, welche durch den übermächtigen Einfluß der Politiker einer Partei auf ein Geldinstitut mit so außerordentlichen Aufgaben und Mitteln entstanden wären. Clay's Ansicht ist wohl auch einigermaßen durch die jeweilige politische Lage bestimmt worden, was freilich andererseits nicht ausschließt, daß er stets seiner lauteren Ueberzeugung von der Richtigkeit seines Vorgehens gemäß gehandelt habe.

Am wichtigsten aber von den Problemen, an deren Verhandlung Clay sich betheiligt hat, war die „Sklaverei" im Süden für die Entwicklung der Vereinigten Staaten. Clay hielt selbst Negersklaven auf seiner Farm, aber er war niemals wirklich für die Sklaverei eingenommen. Von seinen virginischen Lehrern, von den älteren Politikern aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges hatte er die Anschauung überkommen, daß die Sklaverei ein Uebel sei, für den Augenblick unvermeidlich, früher oder später jedoch durch langsame friedliche Emancipation der Farbigen abzuschaffen. Ja, bei seinem ersten politischen Auftreten (1799) scheute sich Clay nicht, wider den klaren Willen seiner Landsleute von Kentucky eine solche Freilassung zu beantragen. An dieser Meinung hielt er immer fest, wie sehr er auch in Bezug auf die praktische Politik in der Frage von Fall zu Fall schwanken mochte. Dadurch unterschied er sich von den Sklavenhaltern des Südens, die ihn deshalb nie zu den Ihrigen zählten. Auch in den eigentlichen Pflanzerstaaten hatte man noch am Anfange des 19. Jahrhunderts sehr liberale Ansichten über die Sklaverei; man verabscheute sie, man duldete sie nur. Allein als der Baumwollenbau durch die Erfindung zweckmäßiger Maschinen einen ungeahnten Aufschwung nahm und die Zuckerplantagen sich ausdehnten, der Werth der Sklavenarbeit, somit der Sklaven selbst, sich rasch vervielfachte, da erschien den Südstaaten die Sklaverei nicht mehr als ein eingeschlepptes Uebel, das man loswerden sollte, sondern als ein „positives Gut", als eine Einrichtung, mit deren

Bestande das Wohlsein, ja, die Existenz der Weißen im Süden überhaupt unlösbar verbunden sei. Und da die Zahl der Neger viel stärker anwuchs als die ihrer Meister, so drückten die Pflanzer ihre Auffassung der Lage in dem Dilemma aus: entweder seien die Weißen die Herren der Schwarzen, oder die Schwarzen die Herren der Weißen, ein Drittes gebe es nicht. Gegen den wirthschaftlichen Schaden des Raubbaues, der die Sklaverei zwang, immer auf den Erwerb neuer Ländereien bedacht zu sein, gegen den Segen der freien Arbeit, welcher in den Fortschritten des Norden sichtbar wurde, war der Süden nicht blind, aber der mühelose Reichthum der Plantagenbarone mußte um jeden Preis erhalten werden. Mit der Union, wenn der Norden dazu gezwungen werden konnte; wenn nicht, dann ohne die Union und gegen sie.

Daß die Sklaverei das politische Hauptproblem für die Vereinigten Staaten sei, erfuhr man erst, als sie bei der Frage nach der Aufnahme des Territoriums Missouri in die Union greifbare Gestalt erhielt. Sie ist von dieser Zeit ab in manchen Verkleidungen das Hauptproblem geblieben, welches überall eingriff, in die auswärtige Politik, in alle Zoll- und Finanzfragen. Von vornherein verquickte sie sich mit der Auslegung der Constitution. Die Sklavenhalter waren es naturgemäß, welche das Recht der Einzelnstaaten hoch hielten, in ihrem Bereiche unbeschränkt und ohne Rücksicht auf das Wohl anderer Mitglieder des Bundes zu verfügen; sie hießen deshalb „Staatenrechtler" und legten die Verfassung als strict constructionists nach dem Buchstaben aus. Hingegen überwog im Norden der Wunsch, eine starke Centralgewalt zu besitzen, welche für die Verkehrswege sorgte, — deren zwar die nördliche Industrie, nicht aber der Süden bedurfte, — welche durch Zölle die heimische Production schützte und dergleichen mehr. Unterschiede zwischen Süd und Nord, die schon in der ersten Anlage der Colonien und ihrer ganzen Entwicklung begründet waren, wirkten hier ein. Den puritanischen Neu-Engländern war und blieb die Sklaverei ein Greuel, in den Mittelstaaten herrschte ebenfalls der Abscheu vor, doch geboten da die materiellen Interessen eine vorsichtige Behandlung des Südens, weshalb die Stimmung der Kaufleute, Industriellen und so auch der Masse schwankte. Erst eine Anzahl idealgesinnter Männer und Frauen des Nordens, die vielverlästerten Abolitionisten, erhoben die Sklaverei zu dem allein geltenden politischen Princip, von dem aus alle vorkommenden Fragen beurtheilt werden müßten. Sie bildeten zunächst nur einen kleinen Kern, vereinten aber mit der Zeit die gesammte Intelligenz des Nordens zu einer compacten Masse.

Clay stand in Wahrheit mitten inne zwischen den Parteien. Er hat nie die Sklaverei ernstlich vertheidigt, ihr Vorhandensein immer beklagt. Doch am werthvollsten war ihm der Bestand der Union, und wenn er einestheils wider die Sklavenhalter donnerte, welche mit Secession drohten, so sprach er anderntheils nicht minder heftig und vielleicht in einer durch persönliche Mißstimmung verbitterten Schärfe gegen die Abolitionisten. Er begriff die materiellen Interessen des Südens, und daß man sich dort für sie wehrte; aber das Gefühl (sentiment) des Nordens blieb ihm, der in einem Sklavenstaate aufgewachsen war, unverständlich, eine Utopie, hinter welcher er andere schlimme Beweggründe vermuthete. Aus diesen Dingen erklärt sich seine Haltung.

Den ersten großen Sturm, welchen die Sklaverei aufregte, beschwichtigte Clay 1821 durch den sogenannten Missouricompromiß, nachdem der Streit schon zwei Jahre gewährt hatte. Der Kernpunkt war: der Süden wollte die neuen Territorien zu Sklavenstaaten machen, einmal um der Sklaverei selbst willen, dann aber, um das Gleichgewicht nördlicher und südlicher Stimmen in Congreß und Senat, oder vielmehr das Uebergewicht der südlichen nicht einzubüßen; begreiflicherweise wünschte der Norden das Gegentheil. Bei der Frage nach der Zulassung Missouri's in den Bund wurde der Zwist acut. Clay's berühmter Compromiß schlichtete die Sache insofern, als thatsächlich dem Süden in Arkansas und Missouri neue Sklavenstaaten zuwuchsen; jedoch wurde das Recht der Volksvertretung, künftighin bei der Aufnahme neuer Staaten Bedingungen aufzuerlegen, nachdrücklich festgestellt, mithin, wenn nur die nöthige Anzahl nördlicher Stimmen vorhanden war, der Sklaverei eine Grenze gesetzt. Da beide Parteien damals zu dem furchtbaren Entscheidungskampfe weder geneigt noch gerüstet waren, erntete Clay's Compromiß Beifall von allen Seiten, förderte sein Ansehen ungemein und machte den „großen Friedensstifter" für eine Zeitlang wirklich zum ersten Manne des Landes.

Gegen das Ende seines Lebens, 1850, als hoher Siebziger, sah Clay noch einmal eine ähnliche Aufgabe vor sich. Nur hatten sich inzwischen die Verhältnisse sehr zugespitzt; durch die Thätigkeit der Abolitionisten war der Süden aufs Höchste gereizt, in Senat und Congreß saßen schon Vertreter der Freiheitspartei, welche auf die bedingungslose Vernichtung der Sklaverei hinarbeiteten; die Ungeduld und Leidenschaft der Sklavenhalter hingegen hatte sich gesteigert. Es handelte sich jetzt um die Vertheilung der Landbeute, welche dem niedergeworfenen Mexico abgenommen worden war. Californien wünschte als Staat in den Bund einzutreten, aber, nach seiner selbstgegebenen Verfassung, ohne Sklaverei. Das Gebiet zwischen Texas und Mexico war zu ordnen, abzugrenzen, was der Sklavenstaat Texas nebst einer Kriegsentschädigung erhalten, was dem Territorium Neu-Mexico zugewiesen werden sollte. Nach monatelangen Kämpfen, in welchen Clay's letzte Kräfte sich aufrieben, sein beredter Patriotismus aber die höchsten Triumphe feierte, wurde der von ihm ausgearbeitete Compromiß Stück für Stück angenommen. Californien wurde ein freier Bundesstaat, Texas entschädigt; ob Neu-Mexico der Sklaverei anheimfallen sollte oder nicht, blieb der Zukunft überlassen. Ein Gesetz, nach welchem flüchtige Sklaven in allen Staaten der Union wieder gefangen werden durften, wurde in verschärfter und dem Norden sehr widerwärtiger Gestalt beschlossen; endlich der Sklavenhandel im Bezirke Columbia abgeschafft, d. h. in der Stadt Washington und Umgebung, womit dem widrigen Schauspiel eines Sklavenmarktes unter den Augen der Volksvertretung und der fremden Gesandten ein Ende bereitet war.

Auch dieser Compromiß löste die schwebenden Fragen nicht wirklich, und der „ununterdrückbare Conflict" war damit nur um einige Zeit hinausgeschoben. Man hat dieß Clay vielfach zum Vorwurfe gemacht, ihn der Kurzsichtigkeit geziehen und hart über ihn geurtheilt. Dem gegenüber bedeutet das Werk von Karl Schurz eine Wendung zu besserem geschichtlichen Verständniß und also zur Gerechtigkeit. Von heute aus gesehen, wo die Tragödie der Sklaverei in den Süd-

staaten abgeschlossen vor uns liegt, wäre es unbillig, wollte man Clay mit dem Maße messen, das erst uns recht zugänglich geworden ist. Auch zu Clay's eigener Zeit vermochte Jemand, der auf einem der beiden Flügel stand, weiter zu sehen als er, der Mittelsmann, der geborene Schöpfer von Compromissen. Der extreme Vorkämpfer der Sklaverei, Calhoun, erkannte die Tragweite der Sklavenfrage von Anbeginn schärfer als Andere, und die nachgewachsenen Abolitionisten, welche noch Clay im Senate antrafen, wie Seward und Chase, durften rücksichtslos ihren berechtigten Empfindungen Raum geben. Clay stammte aus anderer Zeit und anderen Verhältnissen; ihm galt nur Eines als das Höchste, wie seinem Todfeinde Andrew Jackson: die Union muß erhalten bleiben! Auch haben die Vereinigten Staaten alle Ursache, den Compromissen und ihren Urhebern dankbar zu sein. Wenn es noch im großen Bürgerkriege während der ersten drei Jahre mehr als einmal an einem Haare hing, daß der Norden, durch einen gewaltigen Schlag betäubt, seine Sache verloren und die südstaatliche Conföderation frei gegeben hätte, wer wagte es zu sagen, welcher Ausgang einem Kampfe 1821 oder 1850 beschieden gewesen wäre? Daß Clay's Compromisse von dem amerikanischen Volke mit aufrichtiger Dankbarkeit begrüßt wurden, zeigt eben, wie wenig damals der Norden streitgerüstet war. Zur Entscheidung durch das Schwert sind diese Lebensfragen der Union in jener Zeit noch nicht reif gewesen: ein unbefangenes geschichtliches Urtheil wird daher den Staatsmann rühmen, der eine vorschnelle Lösung durch kluge und maßvolle Vermittelung aufhielt.

Uebrigens nahm auch Clay während seiner letzten Jahre eine andere Haltung gegen die Sklavenbarone ein als zuvor. Sein demokratischer Instinct, welcher sich gegen die militärische Tyrannei Andrew Jackson's gewehrt hatte, um dessentwillen Clay die Vetogewalt des Präsidenten angriff und dawider eiferte, daß die Staatsämter als Lohn und Beute der siegreichen politischen Partei preisgegeben werden sollten, derselbe Instinct befehdete auch die Angriffe der südstaatlichen Pflanzer auf das Petitionsrecht, auf die Postfreiheit, mittelst deren diese allen Widersachern der Sklaverei den Mund verschließen wollten. Ja, man wird nicht irren, wenn man vermuthet, daß Clay noch vor seinem Tode das großartige Gedeihen des Nordens willkommen hieß und darin die Bürgschaft für den endgültigen Ausgang des Unfriedens ahnte, wenn er sich diesen auch friedlicher denken mochte, als er auf den blutgetränkten Schlachtfeldern des Südens dann erfolgt ist.

Die Amerikaner halten Clay's Andenken pietätvoll in Ehren. Steht man heute auf dem Rasenplateau vor dem vielgiebeligen, gastlichen Gutshofe von Ashland, so erglänzt durch die Baumwipfel, unter denen Clay sich in den wenigen ihm vergönnten Sommermonaten zu ergehen pflegte, der gewaltige, von seinem Standbilde bekrönte Obelisk, in dessen Fundament ihm seine Grabstätte bereitet ist. Immer noch wallfahrten Unzählige dahin und mit Recht. Dem Volke und den jungen Politikern unserer Tage kann es nur nützlich sein, wenn sie Henry Clay's lauteren Patriotismus, die Reinheit und Selbstlosigkeit, die bezaubernde Liebenswürdigkeit seines Wesens ihrem Gedächtnisse einprägen.

Es fehlt seinem Bilde nicht an Schwächen. Er ist, und mit ihm mancher andere von den Staatsmännern Amerika's, z. B. sein hochbegabter Zeitgenosse Daniel Webster, ein Opfer des ehrgeizigen Strebens nach der Präsidentschaft ge-

wesen. An sich ist das weiße Haus in Washington natürlich das letzte Ziel jedes amerikanischen Politikers. Dieser Ehrgeiz wird aber dann verhängnißvoll, wenn er dazu treibt, eine große Politik den augenblicklichen Zwecken der Stimmenwerbung anzupassen. Diesem Schaden ist auch Clay nicht entgangen, und es liegt eine harte Buße darin, daß er gerade deswegen das ersehnte Ziel nicht erreicht hat. Mit bewunderungswürdiger Biegsamkeit raffte er sich nach jeder Niederlage immer wieder auf, und sein Eifer für den Dienst seines Landes hat darum nicht nachgelassen. Genau zugesehen, entsprang seine Schwäche gegenüber den Lockungen der Präsidentschaft einer noch tiefer liegenden: Clay war es nicht gegeben, hohe politische Zwecke auch mit großen Mitteln anzustreben. Er war in einer gedrückten Zeit, neben den Epigonen des Unabhängigkeitskrieges aufgewachsen; damals lernte man, von Einem zum Andern, im Konventikel, seine Ansichten zu verhandeln. Diese Methode übertrug Clay auf viel weitere Verhältnisse. Schickte sie sich noch für die Zustände von 1810, so war sie doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dem sich ausdehnenden politischen Schauplatze weniger angemessen, am wenigsten, trotz der Erfolge, bei den letzten Compromißbemühungen anzuwenden. Das ist der wichtigste Mangel in Clay's staatsmännischer Begabung.

Und eben dieser ist wieder aus der Eigenthümlichkeit seines Charakters zu verstehen. Clay war ein geborener Führer der Menschen. Wie sein Antlitz die begeisterungsfähige, redliche Offenheit in allen Linien trug, so gewann er durch seine aus der Wurzel seines Wesens stammende Liebenswürdigkeit und weiche, sanguinische Güte die Herzen Aller, an die er sich wandte. Dieß erklärt uns die Hingebung, den Enthusiasmus seiner Freunde, die ja auch einmal heimlich die Hypotheken einlösten, mit denen der Besitz des vielbeschäftigten Clay hatte belastet werden müssen. Selbst den so schwer zugänglichen John Quincy Adams hatte er sich zum aufrichtigen Freunde gemacht, und der ehrwürdige Staatsmann aus Massachusetts hat von Niemandem je mit größerer Wärme gesprochen als von Henry Clay, als er nach der Präsidentschaft seinen Staatssecretär wider die anschwellende Verleumdung in Schutz nahm.

Henry Clay war ein Gemüthsmensch. Man möchte das fast aus den Augen seines Bildes lesen, die im Leben groß, grau und feurig waren. Die Lebhaftigkeit, welche in ihnen strahlte, entsprach der Beweglichkeit und Gelenkigkeit seines Wesens, von der auch die hagere, etwas lose und eckig in den Knochen hängende Gestalt erfüllt war. Clay hatte das Bewußtsein seiner Kraft und Gabe; er, der so gut zu werben verstand, konnte auch gebieten und schrecken; ja, er galt Manchen für herrisch. Alle diese Eigenschaften, die Frische und Elasticität des Geistes, die Gluth seines patriotischen Fühlens kamen in seiner Beredtsamkeit zur Geltung. Wir haben wenige von seinen Reden erhalten, die fast nie vorher aufgezeichnet, sondern improvisirt wurden, und bei diesen Resten merken wir selbst, daß ihnen das Beste, der vielgerühmte Wohlklang, die Biegsamkeit der Stimme, die Erregung, das hinreißende Feuer des Temperamentes gebricht, mit denen sie gesprochen wurden. Noch erstaunen wir über die Berichte, welche von der Wirkung der Reden Clay's auf uns gekommen sind. Als er am 5. Februar 1850, ein alter gebrochener Mann, seine zweitägige Rede über den Compromiß halten sollte, da waren, so weit es sein konnte, aus den Städten der Union die

Menschen zusammengeströmt; die Hallen konnten die Menge nicht fassen, und als er in tiefster Bewegung geschlossen hatte, machten sich die Gefühle in Thränen und unarticulirten Rufen Luft, drangen die Männer auf ihn ein, umringten ihn die Frauen, aufgelöst in Begeisterung. Sein politischer Gegner, John Randolph von Roanoke, ein Pflanzer von wilder, schrankenloser Leidenschaftlichkeit, ließ sich todtkrank in den Senatssaal tragen, „um diese Stimme noch einmal zu hören".

Heute, wo die Politik nach und nach in kluges Rechnen aufgeht, und man sich nicht gerne an die ursprünglichen und einfachen Grundkräfte des menschlichen Wesens erinnern läßt, welche durch alle Civilisation zeitweilig wieder vorbrechen, welche doch auch allein es sind, die ein Großes und Dauerndes zu schaffen vermögen, heute wendet man gerne seine Theilnahme den wohlverständlichen Umrissen der Gestalt Henry Clay's zu und läßt sich für sie erwärmen. —

Karl Schurz war der rechte Mann für diese Biographie. In dem Buche wirkt Clay, wie in seinen Reden, der Mensch auf den Menschen. Die Aufgabe war ungemein schwierig; denn es galt, verwickelte politische Probleme einer uns nahestehenden, aber doch schon fremden Zeit klar vorzuführen und von ihrem Hintergrunde die Persönlichkeit des Helden abzuheben. Das ist ihm trefflich gelungen und in einer kräftigen präcisen Sprache, der Niemand den Deutschen anmerkt. Freilich war Schurz auch in besonderer Weise für sein Werk gerüstet. Als er nach den Vereinigten Staaten übersiedelte, hat er sich sofort ins Volle der politischen Kämpfe geworfen, welche das letzte Jahrzehnt vor dem Bürgerkriege ausfüllten. Die Stellung, die er sich als Volksredner, zuerst in deutscher, dann in englischer Sprache erwarb, war eine so bedeutende und für die Wahl Abraham Lincoln's zum Präsidenten so einflußreiche, daß er nach dessen Inauguration den Gesandtenposten in Madrid erhielt. Von diesem kehrte er jedoch bald zurück und trat in die Armee ein, wo er mit Auszeichnung als General diente. Er hat dann 1868 zur ersten Präsidentenwahl Grant's entscheidend beigetragen, wurde 1869 von Missouri zum Senator gewählt, hat 1876 die Wahl Hayes' zum Präsidenten geradezu gemacht und fungierte unter diesem als Minister des Innern. Schurz ist einer der ersten lebenden Staatsmänner der Union; durch seine fremde Abstammung glücklicherweise vor dem Präsidentschaftsfieber sicher, ist ihm ein weiter politischer Blick eigen. Dieser bewährt sich auch in dem Werke über Henry Clay. Von den Berufspolitikern wird er gehaßt, aber ebenso gefürchtet, denn für ihn haben sittliche Principien ihre politische Bedeutung noch nicht eingebüßt.

Auch darin ist Karl Schurz ein richtiger Deutscher. Wenn man ungern bedenkt, daß die großangelegte Natur, die glänzende Begabung dieses Mannes dem Vaterlande entzogen bleibt, so darf man doch mit Stolz sich daran freuen, wie er deutsche Art drüben zu Ehren bringt. Er ist ja nur Einer aus der fast unendlichen Reihe deutscher Männer, vom Beginn unserer Geschichte ab, welche ihr bestes Gut zu dem Aufbau eines fremden Staates gesteuert haben. So sehr wir jetzt mit Recht darauf bedacht sind, unser Wesen zusammenzuhalten und unsere Eigenart im Gewirre des Weltverkehres ungefährdet zu bewahren, *darin* erkennen wir doch ein Stück unserer historischen Sendung, unseres Schicksals.

Berlin und Frankfurt.

Mit ungedruckten Briefen aus den Jahren 1848 und 1849.

II.

Der Urlaub, den Abel für den Herbst geplant hatte, zog sich immer länger hinaus. Nach den aufregenden Debatten über die dänische Sache mit ihren verhängnißvollen Nachwirkungen[1]) kam die Nationalversammlung endlich an ihr Hauptgeschäft, an die Verfassung und das Verhältniß zu Oesterreich. Abel kann sich deswegen auch nicht entschließen, dem Rath, den ihm Merkel gegeben, Rückkehr zur Wissenschaft, eben jetzt zu folgen. Die große Entscheidung scheint nahe. Wohl fühlt er, daß die Wissenschaft sein wahrer Beruf ist; doch der Gedanke reizt ihn, es in der diplomatischen Laufbahn, an Arnim's Seite, weiter zu bringen. Man blickt in diesen Zwiespalt, wenn man seinen Brief an Merkel vom 7. October liest.

„Letzten Samstag und Sonntag hättest Du mich begleiten sollen, ich war einer Einladung Arnim's gefolgt, ihn in Neuwied zu besuchen, und habe den Rhein noch nie so schön gesehen. Aeußerst lakonisch räthst Du mir, zu meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückzukehren und bei den Monumenta definitiv einzutreten. Es wäre dies wohl ein Stoff, um lange darüber zu sprechen; aber Deine Hauptgründe wünschte ich doch zu hören. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich schon oft danach zurückgesehnt habe, aber ich hielt es für unrecht, diesem flüchtigen Herzenswunsch Gehör zu geben, und bin überzeugt, daß mich die Reue mehr quälte als jetzt der Wunsch. Es ist wahr, meine private Stellung zu Camphausen ist nicht so, wie ich sie erwarten durfte, aber ich habe mich daran gewöhnt und finde Ersatz im angenehmen und belehrenden Umgang mit vielen Abgeordneten. Komme ich auch wenig zu eigener Arbeit, so ist doch die bloße Luft hier so lehrreich, daß ich mir es in späteren Jahren kaum verzeihen könnte, wenn ich ohne Noth sie verlassen hätte."

Vor fünf, sechs Wochen war er allerdings zu längerem Urlaub entschlossen, da stockte Alles, aber jetzt drängt wöchentlich ein neues Ereigniß zur Entscheidung. In acht bis vierzehn Tagen geht es an die Verfassung, an die Entscheidung des

[1]) Aus einem Briefe Abel's vom 19. September, der die blutigen Ereignisse des vorangegangenen Tages schildert, heben wir folgende Stelle heraus: „An den Soldaten habe ich eine große Freude: sie haben sich alle trefflich benommen; besonders werden die Schützen aus Oberhessen gerühmt, die die Nacht auf dem Roßmarkt bivouakirten und dabei sangen, daß einem die Seele aufging. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck eines Liedes mit dem Refrain:

Mein Vaterland kannst ruhig sein,
Treu steht und fest die Wacht am Rhein."

Verhältnisses zu Oesterreich. Die österreichischen Abgeordneten werden ausscheiden und Oesterreich wird in ein völkerrechtliches Verhältniß zu Deutschland treten.

„Welch große Folgen wird das für Preußens Stellung zu Deutschland haben! Ich erachte es für eine große Gunst des Schicksals, daß ich der Entwicklung so folgenschwerer Ereignisse aus der Nähe mitzuschauen darf, und hielte es für unverantwortlichen Leichtsinn, sie zu verscherzen. Mein Plan ist fest, früher oder später zu streng wissenschaftlicher Beschäftigung zurückzukehren, denn zum Diplomaten passe ich nicht, aber ich sehe in meiner jetzigen Stellung eine treffliche Vorschule für historische Studien, denn mehr als je wird man in Bälde bei uns die bloße Stubengelehrsamkeit aus der Geschichte verbannt wissen wollen, und ein Blick in das praktische und staatliche Leben wird viel werth sein. Du weißt, daß ich zu Arnim in ziemlich nahem Verhältniß stehe, und das hat sich in der letzten Zeit nur noch verstärkt. Träte er wieder ins Ministerium, so hätte ich sicher eine äußerst lehrreiche Stellung. Unter uns gesagt, ist es nun wahrscheinlich, daß er, sobald diese Verhältnisse nur etwas geordnet sind, als preußischer und Reichsgesandter zugleich nach Paris geht; Pfuel[1]) wünscht es sehr, und hier ist man äußerst froh an ihm. Wie schon früher, so sprach er neulich in Neuwied wieder davon, daß ich ihn dann begleiten solle. Was sagst Du dazu? Ich glaube, ich dürfte mich da zu einem entschiedenen Ja nicht lange besinnen. Ich glaube, daß, wenn Du Alles hinlänglich überlegst, Du mir auch rathen wirst zu bleiben, bis man mich entläßt; dann habe ich immer noch Zeit, zu meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückzukehren."

Indessen will er sich in seinen Nebenstunden an die Uebersetzung von Einhard's Leben Karl's des Großen machen.

„Diese Arbeit wird mich etwas im Zug des Handwerks erhalten und mir im Gewühl des politischen Treibens manchen stillen Genuß bereiten. Der jetzige Gang der Dinge" — so fährt er fort — „flößt doch viel Vertrauen ein, das Ministerium zeigt sich energisch und hat eine sichere Stütze in der compacter werdenden Majorität. Mit der Linken muß es nach den Ereignissen der letzten Woche bald zu einem entschiedenen Bruche kommen. Wären die Diäten nicht, so wäre schon ein großer Theil derselben ausgetreten; ohne Zweifel werden jetzt mehrere ausgetreten werden. Ich glaube, sie werden dann sich mit den Landesversammlungen der Einzelstaaten verbinden. Denn die Freiheit geht ja über die Einheit. Dann wird es Preußens Aufgabe sein, der Vertreter der Einheit gegen Particularismus und Republik zugleich zu sein. Zu derselben Zeit wird sich auch das zweifelhafte Verhältniß zu Oesterreich entscheiden. Oesterreich, mehr als je im Gefühl der Gesammtmonarchie schwelgend, wird voraussichtlich in ein bloß völkerrechtliches Verhältniß zu Deutschland zurücktreten. Welche Folgen muß das für Preußens Stellung in Deutschland haben! Ueberdieß wird sich bald zeigen, daß die süddeutsche Antipathie gegen Preußen nicht so groß ist, als es das Geschrei der Volksversammlungen und der Presse machte. In dem republikanischen Baden, in Städten wie Mannheim, Offenburg, Kehl hat sich das preußische Militär gleich in den ersten Tagen eben so beliebt gemacht als hier, so sehr man vorher darauf schimpfte. Preußen oder die rothe Republik, das ist unsere Losung."

Arnim hatte sich des Unterrichts seiner Tochter Else wegen in Neuwied niedergelassen. Von dort unterhielt er jetzt einen lebhaften Briefwechsel mit Abel. Am 8. October schreibt er ihm:

„Die Notizen Ihres Briefes sind mir höchst interessant gewesen, und ich werde nicht verfehlen, sie morgen in einem Schreiben an Pfuel zu benützen. Ich erhielt gestern eine Antwort von ihm, wonach wir auf die Lieferung eines Generals für die Präsidentschaft in Frankfurt nicht rechnen dürfen. Pfuel sagt, mit einer ähnlichen Präsidentschaft in Berlin würde es bald zu Ende sein. Er ist sehr degoutirt. Das ist kein Wunder, wenn man nichts thut; aber warum handelt man nicht? Am Ende muß es doch noch dazu kommen, wenn die in Frankfurt geschlagene Linke ihr Spiel in Berlin fortsetzt. Aber Sie werden sehen, daß man sich dort nicht eher zum Ernste entschließen wird, als bis man von Frankfurt aus dazu aufgefordert wird. Das ist ein übler Anfang für den Staat, der die Hegemonie übernehmen soll. Doch will ich gern mit Ihnen hoffen und glauben, daß die Nothwendigkeit uns doch noch diese Hegemonie

[1]) General Ernst von Pfuel war vom 17. September bis 31. October 1848 preußischer Kriegsminister und Ministerpräsident.

aufdringt. Aber es ist die höchste Zeit, denn trotz allem Leugnen weiß ich doch, daß die Demoralisation im Heere Fortschritte macht; namentlich ist bei den Officieren eine Mißstimmung gegen den König sehr verbreitet. Ich fürchte mich in dieser und anderer Beziehung vor der Geburtstagsfeier vom 15. d. M. Die Stellung zur Linken in Frankfurt ist ja sehr erwünscht, und was Sie mir davon schreiben, läßt mich hoffen, daß man die Sache nicht mit unzeitiger deutscher Billigkeit und Gutmüthigkeit abmachen wird. Weniger erwünscht erscheint mir die Lage in Betreff des Ministeriums, wo Schmerling bald den Vorsitz haben wird. Daß der Bunsen haben will, zum Minister des Auswärtigen, ist eine neue Intrigue gegen uns. Solange Schmerling die Macht hat, kommen wir mit Oesterreich nicht zu Stande, das Hinhalten und durch Hinhalten Vereiteln ist bei dieser Regierung traditionell und hat selbst die Wiener Barrikaden überdauert. Halten Sie denn den Ausdruck: Personalunion für hinreichend scharf, um sicher zu sein, daß Oesterreich dadurch gezwungen wird, sich entschieden außerhalb Deutschlands zu stellen? ich weiß es nicht. Ich komme jedenfalls vor Ende d. M. nach Frankfurt, aber auch eher, wenn es sein muß. Sie werden mich wohl avertiren. Jetzt bleibe ich gerne noch hier in der köstlichen Arbeitsruhe.... Jetzt lese ich eine vortreffliche Schrift von Johann Peter Lange über das Verhältniß von Staat und Kirche. Das müssen Sie auch lesen."

Vom Kommen nach Frankfurt schreibt Arnim auch in seinem nächsten Briefe vom 16. October.

„Aber jetzt kann ich nicht, aus Gründen die Ihnen G. Bunsen auseinandersetzen wird. Könnte ich aber auch, so finde ich Sie nach Ihrer Benachrichtigung wahrscheinlich nicht mehr dort. Sie sind entweder ins Schwabenland gegangen, oder kreuzen sich mit mir auf der Fahrt nach Neuwied. Denn es wird mir nicht recht klar, ob Sie mich vor oder nach der Reise in die Heimath besuchen wollen. Das Erstere wäre mir das Liebste, es würde alle Bedenken und Schwierigkeiten heben, sowohl in Betreff dessen, was ich von mir geben soll, als auch vielleicht meines Besuchs in Frankfurt. Denn es ist möglich, daß Sie besser unterrichtet sind als meine Correspondenten, und daß diese mich unnöthigerweise abgehalten haben. Ich *muß* jedenfalls *vor* Ende d. M. in Frankfurt sein, um einer befürchteten Uebereilung vorzubeugen. Daß Sie nicht gleich nach Berlin gehen, ist mir sehr lieb. Ich erwarte täglich die Nachricht, daß die Bombe dort geplatzt ist, und da ich wegen des Erfolges, *jetzt noch*, nicht besorgt bin, so wird alsdann ein ganz anderer, besserer Zustand in Berlin eintreten und Sie dann entweder gar nicht oder unter erfreulicheren Umständen hinkommen. Daß in Wien der Ausfall so sein wird, wie Sie annehmen, ist mir gar nicht so ausgemacht. Warum soll denn Jellachich nicht geschlagen werden können und die deutsch-demokratische Partei den Sieg davontragen? Mir ist es im Grunde einerlei, denn auch dieser Ausgang scheint mir nicht gefährlich für Preußen. Auf die eine wie auf die andere Art kann Oesterreich nichts mehr für Deutschland sein. Aber was hilft uns das am Ende, wenn wir einen höchsten Willen nicht dazu bewegen, to rise up. Man kann Jemand wohl zwingen, etwas zu leiden, aber nicht, etwas zu thun, wohl abhalten vom Zugreifen, aber nicht dazu zwingen, wenn er nicht will. Hic haeret aqua, und ich, aus besserer Kenntniß, verzweifle daran, hier durchzudringen. Diese Verzweiflung hat folgenden Plan in mir aufsteigen lassen: Man macht den Erzherzog Johann zum Kaiser für seine Lebenszeit, die voraussichtlich gerade noch hinreichen wird, um das neue deutsche Reich aus dem Groben und Dicksten herauszuschälen, und erklärt *zugleich* den König für seinen Nachfolger, und dann *so fort* im preußischen Hause. Vortheile: die Schwierigkeit mit dem König fiele für jetzt weg; die Krönung zum *deutschen König* ließe er sich, sogar gern, gefallen. Preußen würde nicht länger anstehen, in Deutschland *ein- und aufzugehen*, wenn es die Sicherheit erhielte, schon nach wenigen Jahren, Deutschland zu *werden*. Es würde Zeit haben, Alles darauf vorzubereiten und deswegen auch gern Ministerposten in Frankfurt und Gesandtschaften mit Preußen besetzen lassen. Und in Frankfurt bliebe ungefähr Alles beim Alten, nur daß der Reichsverweser Kaiser hieße. Will man ihm nebenbei für seine Aufopferung das zu Deutschland kommende deutsche Oesterreich erblich für den Grafen von Meran geben, so habe ich nichts dagegen. Das sind die Vortheile; sagen Sie mir die Nachtheile, die ich zum Theil auch wohl sehe."

Am 19. October begann in Frankfurt endlich die Berathung der Verfassung. Sie wurde eröffnet durch eine mehrtägige Debatte über das Verhältniß zu Oester-

reich, die erste, welche den Kern des deutschen Problems traf. Während dieser Debatten erhielt Abel seine Abberufung aus Frankfurt, wie wir aus folgendem Brief an Merkel vom 21. October erfahren:

„Gleich nach Entscheidung der österreichischen Frage, die ohne Zweifel nächsten Dienstag erfolgen wird, werde ich in meine Heimath abreisen, leider auf kürzere Zeit, als ich eigentlich wünschte, da ich nach Berlin gerufen bin. Gestern hat mir Camphausen das eröffnet. Was Dönhoff und Eichmann mit mir vorhaben, weiß ich noch nicht, nach Aeußerungen von Camphausen muß ich aber befürchten, daß es sich um Redaction oder Mitarbeiterschaft einer Zeitung handelt. Hätte er sich bestimmt erklärt, würde ich ihm auch bestimmt geantwortet haben: erstere werde ich bestimmt ablehnen, zu letzterer habe ich wenig Lust, und werde sie keinesfalls als Hauptbeschäftigung und Handwerk treiben. Außerdem ist mir aber diese Berufung lieb; durch Darlegung der hiesigen Verhältnisse kann ich vielleicht manches Urtheil berichtigen, über meine eigene Stellung aber ins Gewisse kommen. Die österreichische Frage beschäftigt jetzt alle Gemüther. Ohne Zweifel wird der Entwurf des Ausschusses angenommen werden und damit Oesterreich vielleicht ausscheiden. Viele Oesterreicher wünschen, man solle die definitive Regelung der österreichischen Verhältnisse bis zum Schluß der Verfassungsberathung verschieben, damit hätte man sich für diese ganze Zeit eine große Schwierigkeit geschaffen und doch nichts gewonnen. Denn nicht in der augenblicklichen Verwirrung in Wien besteht die Schwierigkeit der österreichischen Frage, sondern in Oesterreichs ganzer Existenz und Geschichte. Uebrigens ist es unverkennbar, wie die Antipathie gegen Preußen immer mehr erlischt; das Militär ist überall das beliebteste; die Ansicht, daß Preußen an die Spitze kommen müsse, hat sich besonders seit dem 18. September sehr verbreitet, und wenn die Sachen so fortgehen, so bin ich überzeugt, daß man am Ende Preußen die Hegemonie überträgt."

Ende October reist Abel nach der Heimath. Die Freunde daselbst fanden ihn ziemlich entschlossen, nach so manchen enttäuschenden Erfahrungen der politischen Laufbahn zu entsagen. In einem Ausflug nach dem Hohenstaufen suchte er gleichsam Tröstung. Die Reise nach Berlin ging wieder über Frankfurt. „Camphausen empfing mich mit der gewöhnlichen Kälte, wodurch er mir den Abschied denn auch sehr erleichterte." Von Frankfurt wurde der Besuch bei Heinrich von Arnim in Neuwied ausgeführt. Am 10. November traf er in Berlin ein. Es war derselbe Tag, an dem General Wrangel mit seinen Truppen in Berlin einzog. Wenige Tage zuvor war in dem Streit zwischen der Krone und der Nationalversammlung die längst erwartete Entscheidung erfolgt. Das Ministerium Brandenburg war eingesetzt, das den Belagerungszustand über die Hauptstadt verhängte und die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegte. Doch selbst in diesem Augenblick dachte Arnim und sein vertrauter Schützling an eine Wiederberufung in das Ministerium.

„Ueber meine Anstellung," schreibt Abel am 14. November an den Oheim, „weiß ich noch nichts. Ich sehe der weiteren Entwicklung indeß ganz ruhig zu; man hat mich gerufen, ich bin da. Sollten sie mich vielleicht auch gar nicht anstellen für den Augenblick — sobald Arnim wieder verwendet werden wird, werde ich es auch. Und man denkt sogar daran, ihm in dem neuen Ministerium wieder das Auswärtige zu übergeben. Das mag Dir zugleich ein Fingerzeig sein für die „reactionären" Absichten des Königs. Daß die eigentlich reactionäre Partei aus der jetzigen Krisis Vortheile zu ziehen hofft und sich darüber freut, ist natürlich. Daß aber der König persönlich trotz mancher Versuchungen zum Gegentheil es mit der preußischen Freiheit und der deutschen Einheit ehrlich meint, kann ich Dir auf das Bestimmteste versichern. Aber er war entschlossen, diesem schamlosen Berliner Treiben nicht länger zuzusehen. Daß nicht schon am 1. November etwas geschah, ist die Schuld Pfuel's, der sich unverantwortlich benommen hat, und den selbst seine Freunde kaum zu entschuldigen wagen . . . Ob man in den Formen nicht schonender und klüger hätte verfahren können, das will ich nicht bestreiten. Es regnet jetzt von

Ergebenheitsadressen an den König. So wohnlich wie jetzt, ist es seit Anfang März nicht mehr hier gewesen. Durchaus nicht todt auf den Straßen, aber anständig. Wenn nur der König seine österreichischen Rücksichten aufgäbe. Er will, das brachte Lepsius erst dieser Tage wieder von Humboldt zurück, von einer preußischen Hegemonie nichts wissen, sondern entweder einen österreichischen Kaiser oder eine Trias."

In seinem nächsten Briefe vom 23. December schreibt Abel:

„Seit 14 Tagen habe ich hier eine Art von Anstellung auf dem litterarischen Bureau des Ministeriums erhalten; ich stehe da unter dem Herrn v. Richthofen, einem tüchtigen Mann, der mir sehr wohl gefällt; er hat sich in seiner Stellung als preußischer Consul in Bukarest allgemeines Lob erworben. Ich soll nun hiebei das auswärtige Ministerium mit der Presse vermitteln, in der Weise, daß ich die bemerkenswerthen Ereignisse oder Urtheile derselben bezeichne und wieder Berichtigungen oder Erläuterungen von Seiten des Ministeriums in die Zeitungen bringe. Bis jetzt war aber meine Thätigkeit eine sehr geringe und beschränkte sich fast bloß darauf, daß ich täglich eine große Menge von deutschen, französischen und englischen Zeitungen durchnehme und die bedeutenden Stellen anstreiche. Wenn ich auch gar zu lange diese Beschäftigung nicht fortführen möchte, so lasse ich mir sie doch gerade jetzt gerne gefallen, da die großen bevorstehenden Entscheidungen in Frankreich und Deutschland der Presse weit mehr Interesse als gewöhnlich geben . . . Ich schreibe in neuester Zeit öfters leitende Artikel über deutsche Einheit in die „Deutsche Reform", aus Arnim'schen und anderen Briefen auch Berichte über Frankfurt. Dieses Blatt wird, so hoffe ich, allmälig eine hier sehr fühlbare Lücke ausfüllen. Als Gegengewicht gegen die theils radicalen, theils ganz farblosen und andererseits die „Neue Preuß. Zeitung" ist das sehr nöthig. Für deutsche Einheit und preußisches Kaiserthum zu kämpfen, ist hier gar nicht so unnöthig. Im Interesse des Stockpreußenthums liegt es keineswegs. Dem Heer und der eigentlichen Bureaukratie genügt der exclusiv preußische Ruhm. Der Preuße als solcher kann das Aufgehen in Deutschland nur fürchten. Und wahrlich, mehr als man glaubt, hat Deutschland dem König von Preußen zu danken, er ist vielleicht der deutscheste Mann in Preußen, und aus Ehrgeiz wahrlich nicht, vielmehr schwärmt er für den jungen Franz Joseph und denkt ihn sich gerne als deutschen Kaiser. Mag er auch sonst in seinem Wesen noch so viel geistreich Abspringendes haben, daß ein festes, tief eingewurzeltes Gefühl in ihm lebt, zeigt sich jetzt klar; es will viel sagen, reactionären und antideutschen Einflüssen so unzugänglich sein, als der König, wenn man bedenkt, was er in diesem Jahre hat durchmachen müssen. Wenn jetzt durch die niederträchtigen Intriguen der Oesterreicher, Bayern, Ultramontanen und Linken (ein schöner Hexenkessel!) Gagern fällt, so wird sich zeigen, daß die deutsche Einheit bloß durch Friedrich Wilhelm IV. gerettet wird."

Die Debatte der Frankfurter Nationalversammlung über die österreichischen Dinge im October war ohne Ergebniß verlaufen. Einen neuen und diesmal anscheinend verheißungsvollen Anstoß erhielt sie durch das sogenannte Programm von Kremsier vom 27. November. Damit schien Oesterreich selbst von seiner bisherigen Stellung in Deutschland zurückzutreten, und die Bundesstaatspartei erblickte darin die Aufforderung wie das Recht, nun ungesäumt über die deutsch-österreichischen Fragen zu einem entscheidenden Abschluß zu kommen. Durch die Wendung in Oesterreich sah sie ihre Reihen verstärkt, ihre Hoffnungen belebt. Heinrich von Arnim fand es an der Zeit, wieder in der Nähe zu sein und traf am 4. December in Frankfurt ein. Er kam gerade zu der Debatte über die Mediatisirungsfrage, die auf Grund des vom Ausschuß vorgelegten Berichtes am 5. December stattfand.

„Seit vorgestern früh" — schrieb er am 6. December an Abel nach Berlin — „bin ich hier und habe der Discussion und dem Beschluß über die sogen. Mediatisationsfrage beigewohnt. Er ist sonderbar ausgefallen. Die Minoritäts-Erachten wurden als beseitigt angesehen durch die Annahme des Ausschußantrages, nachher aber noch ein Rießer'sches Amendement zur Abstimmung

und Annahme gebracht, welches genau dasselbe enthält, wie die beiden Minoritäts-Erachten, nämlich die Aufforderung an die Reichsgewalt, die Mediatisirung zu befördern. Mir ist dies nun sehr gelegen, denn ich will ja gerade den praktischen Weg zeigen, wie man fördern kann. Ich habe daher meine Broschüre[1]) in die Druckerei gegeben, nachdem ich sie Beseler mitgetheilt, der mich auch dazu ermunterte; er meint, man werde bei der zweiten Lesung auf Manches in der Sache zurückkommen können. — Hier ist Alles in einem Grad für Preußen gestimmt, wie ich es noch nicht gefunden hatte. Selbst die Linke, mit Ausnahme der rothen Republicaner, ergibt sich darein. Ebenso die Katholiken, mit Ausnahme der entschiedenen Ultramontanen. Es ist von hier die Losung nach der Rheinprovinz ergangen, sich bei der Steuerverweigerung nicht mehr zu betheiligen. Ferner sind die baierischen Abgeordneten sehr gut gestimmt und wollen nichts von der Intrigue ihrer Regierung gegen Preußen wissen. Rotenhan soll darüber einen starken Brief an seinen König geschrieben haben. Ueberhaupt soll in Süddeutschland unsere Sache bedeutende Fortschritte gemacht haben. Eine Maßregel des constitutionellen Vereins in Mainz wird noch dazu beitragen: er hat ein Circular an alle ähnlichen Vereine in Süddeutschland erlassen, um sie aufzufordern, mit ihm die Hegemonie Preußens zu fördern. Hier soll in den nächsten Tagen eine Commission aus den verschiedenen Fractionen zusammentreten (1 Mitglied auf 20), um die Frage wegen des Oberhauptes unter sich abzumachen. Der Ausfall ist nicht zweifelhaft. Nur ein Bedenken haben Viele, Preußen wie Nichtpreußen: wie nun, wenn wir die Kaiserkrone auf dem Präsentirteller anbieten, und er fängt dann noch an, Bedingungen zu machen, die einer Weigerung gleich sind! — Ich meine und sage, darauf hin kann und muß man es wagen. Eine vollkommene Weigerung ist nicht möglich und die Bedingung (Zustimmung der Fürsten) kennt man ja und kann sie zulassen, denn diese Zustimmung kann nicht ausbleiben. Nur muß man nicht die Zustimmung Aller verlangen, namentlich nicht von der Regierung, die sich von Deutschland trennt. Ich komme hiermit auf unseren gefährlichsten, aber auch einzigen Feind, auf Oesterreich. Dies wird und kann die Erhebung Preußens gutwillig nie zulassen. Die österreichischen Abgeordneten sind darüber ganz einig; sie sind wüthend und sehen in der Zurückhaltung des Königs nur ein sehr geschicktes Spiel. Mit ihrer italienischen Schlauheit können sie nicht anders, als etwas Aehnliches auch bei uns voraussetzen. Ihre Taktik besteht jetzt in einer maßlosen Frechheit: sie haben vor einigen Tagen durch Schmerling verlangt, man solle eine Commission nach Wien schicken, um über die Bedingungen Oesterreichs zum Anschluß an Deutschland zu unterhandeln. M. Gagern hat sich brauchen lassen, diesen Vorschlag in das Casino zu bringen, er ist aber beinahe herausgeworfen worden. Die Sache ist nun aufgegeben; Schmerling muß aber fallen, man gibt ihm noch 8—14 Tage Existenz. Am Sonnabend hat er eine Interpellation über Oesterreich zu beantworten, die ihn noch wackelicher machen wird. Die Verlegenheit ist nur, einen Anderen für ihn zu finden. Das Auswärtige wird vielleicht doch noch Könneritz übernehmen, der wieder hier ist. Es wäre zu wünschen, daß das jetzige Ministerium sich unverändert bis zum Definitivum hinschleppen könnte, aber man sagt, es sei unmöglich, weil mit Schmerling in der österreichischen Sache nicht vorwärts zu kommen sei. Mit dem Verweser geht es schon, er ist ärgerlich auf Wien und auch auf München, und wird sich Preußen gefallen lassen. Einige glauben hier, man werde bis zu Weihnachten an das Oberhaupt kommen; Andere fürchten, es dürfte noch länger dauern. Das Kind vom 21. März könnte nach 9 Monaten und einigen Tagen wohl vollkommen ausgetragen sein und endlich zur Welt kommen. Es gehört vielleicht eine Zange dazu, und diese erwarte ich in einem unberechneten Ereigniß, wie sie uns bisher immer zur rechten Zeit gekommen sind. Das ist selbst Camphausen's Ansicht, den ich gestern sprach, und der, wie auch Andere finden, viel frischer ist als sonst. Er fand auch: die Umstände machen die Sache, wir sind alle dumme Jungen. Ich widersprach ihm nicht. Theilen Sie doch aus diesem Briefe Abeken mit, was er tragen kann. Ich werde ihm später schreiben. Er hat sich von Bülow, wohl unbewußt, brauchen lassen, mich wieder zu begrüßen, und seine Einstimmigkeit mit meinen Ansichten zu erklären, als dieser hörte, daß wieder von mir die Rede sei."

---

[1]) Die sogenannte Mediatisationsfrage. Ein Vorschlag zur Verständigung und Lösung. Frankfurt 1848.

So war aber das Kremsierer Programm von Oesterreich nicht gemeint, daß es nun der Frankfurter Versammlung freie Hand für die Errichtung des Bundesstaates gelassen hätte. Schmerling am wenigsten war geneigt, eine reine Lösung zuzulassen und einzuräumen, daß die Wege des künftigen Oesterreich und des künftigen Deutschland nunmehr auseinandergehen. Die Oesterreicher verlangten Unterhandlungen mit Wien; es folgte eine Zeit diplomatischer Künste und Ränke, aus welchen die Bundesstaatspartei endlich dadurch sich zu befreien suchte, daß sie durch ein Mißtrauensvotum Schmerling zum Rücktritt zwang. In diese Verhältnisse führen die nächsten Briefe Arnim's ein.

„Die Ministerkrisis," schreibt er am 13. December an Abel, „ist vor der Thür. Die Stellung Schmerling's zwischen Frankfurt und Olmütz ist unhaltbar geworden, vorzüglich durch sein zweideutiges Benehmen. Er hätte sich einfach an das österreichische Programm halten sollen und an ein Schreiben in gleichem Sinne an die Reichsgewalt. Hiernach ist das allerdings erforderliche Verhältniß und Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich hinausgeschoben, bis beide Bundesstaaten „verjüngt" sein würden. Da Oesterreich nicht in Deutschland eingehen kann oder will (gleichviel), so war dies der einzig vernünftige Weg. Man sollte in Frankfurt, wie in Kremsier das Verfassungswerk ruhig fortsetzen und möglichst schnell beendigen und sich dann verständigen. Hätte Schmerling die Sache so genommen, so hätte er sich zugleich mit dem österreichischen Cabinet in Uebereinstimmung befunden, und in der Reichsversammlung hätte man ihm nur beistimmen können. Zwar konnte erinnert werden und ist erinnert worden, daß die österreichischen Abgeordneten nicht mehr an der deutschen Verfassung Theil nehmen könnten. Mit demselben Rechte würde Deutschland, sagte Blittersdorf in der Ober-Postamtszeitung, auch Abgeordnete nach Kremsier schicken können. Aber so gar streng würde man die Sache wohl nicht genommen haben, in der Erwartung vielleicht, daß die Oesterreicher selbst fühlen würden, daß sie nicht mehr nach Frankfurt gehören, oder daß sie sich des Abstimmens enthalten würden. Was that aber Schmerling? Von dem Programm nahm er keine Notiz, und das officielle Schreiben des österreichischen Cabinets theilte er der Reichsversammlung nicht mit. Dagegen betrieb er eifrig eine Sendung nach Olmütz zu dem Zwecke, über die §§ 2 und 3 zu verhandeln und das Eingehen Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat zu ermöglichen. Daß mehrere seiner Collegen hierin nicht seiner Ansicht waren, störte ihn nicht. Da ist nun wohl der Verdacht erlaubt (ich drücke mich bescheiden aus), daß es Schmerling gar nicht um den Zweck zu thun war, den er angab, (und wovon das österreichische Cabinet nichts wissen will), sondern um einen anderen. Der andere aber, Sie haben das schon errathen, ist der, einen Knittel in die Räder zu werfen, die jetzt mit vermehrter Schnelligkeit der Entscheidung über das Oberhaupt zurollen. Diese eigentliche Absicht ist nun durch die Haltung der österreichischen Abgeordneten noch deutlicher hervorgetreten. Diese haben wahrhaft gewühlt in den letzten Tagen. Von ihren Anerbietungen an die Linke wissen Sie schon; Sommaruga versprach ihr, daß in gewissen politischen Fragen die Oesterreicher mit ihr stimmen würden, wenn sie mit diesen gegen Preußen stimmen wollte. Die Linke hat sich brav gehalten; man versichert mich, daß sie nicht auf diese Intrigue eingegangen ist. Das zugleich mitgetheilte Programm der Oesterreicher war auch nicht eben einladend: Franz Josef I. Kaiser von Deutschland, Wien Sitz der Reichsregierung; Oesterreich schützt Deutschland mit seiner Flotte im Süden, gibt aber dafür keinen Matricularbeitrag zur Marine; Zollverein zwischen Deutschland und allen österreichischen Ländern (also wahrscheinlich hohe Zölle als Bedingung ꝛc.) Sie können nun diese Intrigue als vollkommen gescheitert ansehen; die Oeffentlichkeit hat sie vernichtet. Aber derselbe Schlag muß nun natürlich auch Schmerling vernichten, da er wenigstens für den moralischen Mitschuldigen gilt. Er hat das wohl gefühlt und in seiner Noth sich an Gagern klammern, diesen in das Ministerium ziehen wollen. Gagern würde ihn wohl gestärkt haben, er hätte aber Gagern geschwächt. Und Gagern darf nicht geschwächt werden; auf ihm beruht zum großen Theile die Hoffnung der deutschen Zukunft. Ich hoffe daher und mit mir viele Andere, daß Gagern aus mißverstandenem Edelmuth sich nicht bewegen läßt, Schmerling zu Hülfe zu kommen. In den nächsten Tagen wird das Reichsministerium über die neueste Correspondenz mit Olmütz interpellirt werden; dann

kommt Alles zur Vorlage, zur Sprache und zum — Klappen. Die Stimmung für Preußen ist immer noch gut; sie gewinnt auf der Linken und selbst auf der Rechten unter den bisher muthlosen oder confusen Preußen. Binke hat dabei großes Verdienst. Die Idee der Wahl und des Turnus geht zwar noch um, aber ich glaube, daß sie täglich an Boden verliert. Und sollte wirklich das Erbkaiserthum im Ausschuß nicht die Mehrheit haben, so glaube ich doch, daß es sie in der Reichsversammlung gewinnt. Freilich bilden die einige 80 (glaube ich) Oesterreicher eine schlimme Opposition. Auch die Ultramontanen sind noch schlimm. Sie haben sich durch Walter aus Bonn (wenn auch nicht im Parlament) verstärkt. Es ist doch wohl nicht zufällig, daß er seit einigen Tagen in Frankfurt ist und sich in die Klubs, unberechtigt, introducirt. Wenn Schmerling fällt, und mit ihm wahrscheinlich die meisten Minister, müßte meiner Ansicht nach Gagern die Sache in die Hand nehmen, und aus allgemeines Vertrauen erregenden Namen ein Ministerium bilden, welches das des Hinüberführens aus dem Provisorium in das Definitivum wäre. Es wäre dies eine zwar schwere, aber schöne Aufgabe, des Schweißes der Edelsten werth, mögen sie nachher auch zum Theil wieder in eine Lage zurücktreten, wo sie nicht zu transpiriren brauchen. Nur die Erhaltung von Gagern wünschte ich dem neuen Reichsoberhaupte."

Am nächsten Tage fügt Arnim — im Begriffe, wieder nach Neuwied zurückzukehren — seinen Mittheilungen noch Folgendes bei:

„Deym hat sich gestern noch gerühmt, daß die Oesterreicher die linke Seite gewonnen hätten; es ist aber nicht wahr, wenigstens nicht so. Im württembergischen Hof sind gegen 30 entschieden für das Erbkaiserthum mit Preußen an der Spitze, Einige von dort unter der Bedingung, daß Oesterreich nicht im Stande sei, an einer Trias Theil zu nehmen; also diese eigentlich auch entschieden. Ferner selbst mehrere Oesterreicher, Makowiczka, Reuther-Prag ꝛc. Daß der Landsberg ganz und gar für Preußen ist, wissen Sie ja wohl. Soiron fürchtet auch die Katholiken nicht; auf dem Lande ließe man sich von den Priestern nicht mehr gängeln, und daß in Südwestdeutschland die Stimmung gegen Preußen aus Erinnerung an österreichische Zeiten ist, das ist ja große Lüge. Er erzählte dabei allerlei drollige Züge, wie sich der gesunde Menschenverstand des gemeinen Mannes naiv für die Macht ausspricht, die nun einmal die erste deutsche Macht ist. Die gestrigen Zeitungen, „Frankf. Journal" und „O. P. A. Ztg." sind zu bemerken. Beide haben Artikel für Preußen, die letztere aber außerdem einen Artikel in anderem Sinne, der von Mathy sein soll; ich dachte von Radowitz. In der Anlage schicke ich Ihnen den Antrag, den Schmerling morgen in die reformirte Kirche[1]) bringen will. Der Paragraph, der des Pudels Kern enthält, wird Ihnen nicht entgehen; damit könnte man das hiesige Verfassungswerk ins Unendliche aufhalten. Immer der alte Metternich; nur etwas plumper. Die Meisten haben denn auch den Braten schon gerochen, und dieser Absatz muß jedenfalls modificirt werden. Vielleicht fällt aber auch der ganze Antrag und mit ihm das Ministerium. Ich will doch die interessante und wohl stürmische Sitzung von morgen hier mitmachen; übermorgen aber gehe ich auf alle Fälle nach Neuwied und hoffe dort bald von Ihnen zu hören. Man fürchtete hier gestern Abend immer noch, daß Gagern für Schmerling eintreten möchte; ich glaube aber nicht mehr daran."

Anstatt der erwarteten großen Debatte über den am 13. December im Ministerrath festgestellten Schmerling'schen Antrag brachte der 15. December die Ankündigung von Schmerling's Rücktritt. Drei Tage später legte Gagern, der neue Ministerpräsident, der Nationalversammlung sein Programm vor, das die unabweisbare Folgerung aus dem Kremsierer Programm zog: die Verfassung des deutschen Bundesstaates könne nicht Gegenstand der Verhandlung mit Oesterreich sein. Dagegen suchte er die Ermächtigung nach, über die Vereinbarung eines weiteren Bundes mit Oesterreich Verhandlungen einzuleiten. Daß Heinrich von Arnim — bei jeder Wendung von neuem Muth beflügelt — auch in dieser Krisis sich einige Hoffnung gemacht hatte, wieder einen öffentlichen Posten zu

[1]) Die Paulskirche.

erlangen, geht aus seinem nächsten Briefe aus Neuwied vom 26. December hervor:

Sie wissen schon, daß ich Frankfurt verlassen habe, um durch den Sturz von Schmerling nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Ich glaube, daß Gagern meinetwegen in Berlin angefragt hat; ich hatte ihm aber vorausgesagt, daß es nichts helfen würde, nicht etwa, weil man persönlich gegen mich eingenommen wäre, sondern weil eine Erlaubniß zu meinem Eintritt in Frankfurt einem Avouiren der bekannten Absichten des Gagern'schen Ministeriums und meiner nicht minder bekannten politischen Ansichten gleichkommen würde. Das ist aber, wie die Stimmung zur Zeit in Berlin noch ist, nicht denkbar. Ich bin damit ganz zufrieden: die Dinge sind noch zu verwickelt in Frankfurt, als daß man sich versucht fühlen sollte, sich dazu zu drängen. Freilich wäre es Pflicht, wenn man hoffen könnte, etwas zur Entwicklung des Knäuels beizutragen. Das glaube ich aber nicht von mir. Ich würde in Frankfurt nur stark sein, wenn ich die vollkommene, positive Zustimmung von Berlin hinter mir hätte. Die muß ich abwarten. Unterdessen, und um auf Alles gerüstet zu sein, arbeite ich an meiner Wahl nach Berlin. In die Erste Kammer. Lieber wäre mir allerdings die Zweite, aber das ist kaum zu erlangen, wenigstens hier am Rhein. Man wird entweder die alten Deputirten wieder wählen, oder die Neuwahl ist doch schon in festen Händen, in Folge von einerseits confessionellen, andererseits localen Rücksichten. — Da ich jetzt nicht nach Frankfurt gehen kann, habe ich vor einigen Tagen meinen Fürsten von Neuwied hingeschickt. Der hat Camphausen noch immer zu Pferde auf seiner Trias gefunden; es ist das eine Hartnäckigkeit, die eines besseren Gegenstandes werth wäre. G. Bunsen ist in diesem Augenblick bei mir. Er ist auch sehr muthlos, es ist ihm aber nicht gelungen, mich niederzuschlagen. „Trotz alledem," sage ich für mich, mit Galilei, wenn ich meine Ueberzeugung auch nicht laut aussprechen darf: Eppur si muove! Deutschland wird doch erstehen — „trotz alledem". — Um noch von dem Auswärtigen zu sprechen, so sage ich Ihnen und Abeken, und ich bitte Sie, sich daran zu erinnern, daß wir zum Frühjahr eine Restauration, gleichviel unter welchem Namen, in Frankreich haben werden und den Krieg in Italien. Sieht man dies voraus und will sich darauf vorbereiten, so muß sich die Sache, wenn es gut gehen soll, so stellen: Frankreich und Sardinien mit Italien auf der einen Seite, Oesterreich und Rußland auf der anderen; dazwischen neutral und vermittelnd im innigsten Bündniß Deutschland-Preußen und England. Jede andere Combination führt uns ins Verderben, im Innern und Aeußeren. Und nur mit dieser kommen wir auch in Schleswig zu Stande (durch England). Wird man aber in Berlin auf diese Idee eingehen? Ich fürchte, nein. Seit der Unterwerfung von Wien hat man sicher die englische Idee mit der Lombardei gleich wieder verlassen und ist in Italien jetzt womöglich noch kaiserlicher als der Kaiser Franz Josef selbst. Wann werden wir doch endlich eine feste Grundlage unserer Politik gewinnen! und wäre es auch eine ganz gemein-materielle, rein-interessirte, wie die englische."

Unter den Frankfurter Freunden, mit denen Abel von Berlin aus in brieflichem Verkehr blieb, war der treffliche Oesterreicher E. Fr. Rößler, Abgeordneter für Saaz in Böhmen; einer der wenigen Oesterreicher, die bei der endgültigen Scheidung der Parteien zu Ende des Jahres an die Seite der Erbkaiserlichen traten, und der auch am 28. März 1849 tapfer für Friedrich Wilhelm IV. gestimmt hat, wohl wissend, daß er sich damit die Rückkehr nach seiner Heimath abschneide. Dieser schildert in einem Briefe an Abel vom 30. December die damalige Lage in Frankfurt folgendermaßen:

„Die Feiertage brachten hier eine bemerkbare Ruhe in den Gemüthern hervor — man ist zurückgezogen auf seine Stube, es wird überlegt, unter Freunden berathen, in den gegenstehenden Lagern Pläne geschmiedet, die Mittel bedacht und so im Stillen zum Kampfe gerüstet. Ob der nun ausgehen wird zur Ehre und Größe unseres Vaterlandes, das steht in den Händen jener Mächte, welche leider Deutschlands Schicksale durch Jahrhunderte zum Unheile und Schmach nicht besser führten. Von allen Seiten drängen Gerüchte widersprechender Art über den Plan, welchen die Nationalversammlung in ihrer Mehrheit zu haben scheint: die Gründung eines erb-

lichen Kaiserthums mit der Krone Preußen verbunden — aus Baiern und aus Oesterreich selbst zuweilen Beistimmungen — dann aber auch der schroffste Gegensatz. Zu Wien scheint im Ministerium eine Idee Raum gefaßt zu haben, die mir unter anderen Zeitumständen nicht so abentheuerlich geschienen — nämlich die gesammte Monarchie mit Deutschland in enge Verbindung zu bringen. Das geht aber nun nicht mehr an. — Die Wahl des Präsidenten und Vicepräsidenten wird schon in den ersten Tagen des kommenden Jahres vorgehen und sichere Anhaltspunkte zur Messung der Parteien abgeben. Daran wird sich dann bald die Verhandlung der Oberhauptsfrage reihen. Im Ausschuß hat sich die Majorität endlich gebildet für ein erbliches Oberhaupt — freilich nach langen und bedenklichen Spaltungen der Ansichten. Im englischen Hofe haben diese Oberhauptfabrikanten ihr Hauptlager aufgeschlagen, wo sie denn die harmlos dort Weilenden damit auf die Folter spannen. In einer anderen Richtung hin arbeiten meine Landsleute verschiedener Färbung. Unklarheit ist ihr alter Erbfehler und zudem Widersprüche aller Art. Selbst jene, welche sich mit Mühlfeld's Antrag völlig einverstanden erklärten, wünschten nun einen Bundesstaat, und welche für §§ 2 und 3 stimmten, einen Staatenbund, wo Oesterreich an die Spitze kommt. Kleinlicher Ehrgeiz, verletzter Eigendünkel hetzt dann auch mit. Doch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben, und ich müßte meines Namens als Deutscher in Oesterreich nur mit Scham gedenken, wenn nicht noch Einzelne zurückkommen und bedenken, daß in dem Augenblick das Schaffen eines einigen und mächtigen, wenn auch kleinen Deutschlands der einzige Hort deutscher Freiheit werden kann. Kommt unter diesen Verhältnissen Oesterreich an die Spitze, dann haben wir völlig den alten Bund, und wir können in den übrigen Theilen das erwarten, was in Wien jeden Freiheitsliebenden kränkt. Wird dann aber auch Preußen jene Aufgabe lösen, wird es Kraft und Ausdauer vereinen und mit Bewußtsein der Aufgabe vorschreiten? Vielfache Besorgnisse sind zu beseitigen; Vorurtheile, welche tief in Stammesabneigungen wurzeln, Vorurtheile, welche in den letzten Jahren neue Nahrung erhielten, endlich aber auch Bedenken des ernsten Betrachtens der letzten Begebnisse vergangener Monate. Es ist kaum mit Ueberzeugung behauptet worden, daß Preußen sich dieser hohen Aufgabe völlig würdig bezeigt hat. Sie als warmer Vertheidiger dieser Idee geben Sie mir Trost. Ich bin mit schwerem Herzen nach langem Kampfe mit mir, aus Liebe und Hoffnung für Deutschlands Größe, und auf die Gefahr hin, von Vielen verkannt zu werden und vereinzelt zu stehen und etwa auch — — meine Zukunft zu verscherzen, zu dieser Richtung übergetreten. Auch hier getäuscht zu werden, fällt doppelt schwer."

Wir schließen hier gleich an, was Rößler am 12. April, nach geschehener Kaiserwahl, an Abel schrieb:

„Ihre freundlichen Theilnahmsbezeugungen über meine Lage haben mich in hohem Grade gerührt. Für so viele Unbill ist insbesondere die Art und Weise, wie Sie sich darüber aussprechen, ein wahrer Freundestrost. Sehr richtig erfassen Sie, daß ich nun nach Wien nicht mehr zurückkann; daß ich aber auch in Berlin nicht eine Stelle suchen kann, war mir von Anfang klar. Nur Mangel an Ruhe in meinem Vaterlande könnte mich bestimmen, auszuwandern. Nun ist dort Grabesruhe, und eine Herrschaft, welche kaum die Unverletzlichkeit eines Abgeordneten bezüglich seiner Reichstagshandlungen anerkennt. Das Bedürfniß, zu einer wissenschaftlichen Arbeit rückzukehren, ist um so größer, als das fast ein Jahr andauernde politische Leben dem früher betretenen Lebensberuf mehr Schaden als Nutzen brachte. Die Idee, an den Monumenta mit Hand anzulegen, hat mich wahrhaft begeistert. Wenn Sie etwas dafür thun können! In München ist noch viel aufzuarbeiten. — Jede Bestimmung ist mir gleichgültig, nur nicht nach Preußen. In München, oder falls in Paris oder sonst wo Arbeit wäre. Nur Arbeit für einen Zweck. Ich will nach Beendigung unserer Verhandlungen nach Göttingen gehen."

In Göttingen hat dann Rößler eine ehrenvolle Wirksamkeit an der Universität gefunden. Das Glück ist aber seinem ferneren Fortkommen nicht hold gewesen. Sein Schicksal setzte sich aus Vaterlandsjammer und Gelehrtenelend zusammen. Am 5. December 1863 ist er als Oberbibliothekar des Fürsten von Hohenzollern zu Sigmaringen eines traurigen Todes gestorben[1]).

[1]) Ueber Rößler s. Wurzbach, Biograph. Lexikon des K. Oesterreich XXVI, S. 253.

Die Wahlen für den preußischen Landtag, die auf Ende Januar und Anfang Februar angesetzt waren, sind es in erster Linie, die Arnim in seinen nächsten Briefen beschäftigen. Er rechnet darauf, daß Abel ihm zu einem Sitz in der zweiten Kammer behilflich sei.

„Durch den Artikel in der „Deutschen Reform", schreibt er aus Neuwied den 29. December, „haben Sie schon kräftig vorgearbeitet. Es scheint mir je länger, je wichtiger, daß unsere Sache in Berlin durch mich repräsentirt erscheine. Ich bin nun einmal eine Fahne geworden, und bekanntlich thut es bei Fahnen nichts, wenn sie auch alt und zerrissen sind. Man schaart sich doch zu ihr, die Besseren um so lieber, und kämpft unter ihren Farben, während sie selbst nichts zu thun hat, als aufrecht zu bleiben. Und das ist nun eben, was ich am sichersten versprechen kann, weil es eben meine Gabe ist, hartnäckig bei dem zu verharren, was ich einmal als richtig und wahr erkannt habe."

Zugleich aber ergeht er sich wieder in anderen, nicht minder trügerischen Hoffnungen.

„Ich muß noch an Abeken schreiben, dem ich einen Brief schuldig bin. Ich wünschte auch zu wissen, ob man nicht nun endlich und ernstlich daran denkt, Jemand nach Paris zu schicken. An mich denke ich nicht gerade dabei, aber ich würde natürlich gern nach Paris zurückkehren, weil es dort Wichtiges zu thun gibt und weil ich dort zu brauchen bin. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre für Sie, lieber Abel, und für das Vaterland!"

Zugleich fährt er fort, die Frankfurter Dinge mit seinen Randglossen zu begleiten:

„Machiavell" — so schreibt er am 1. Januar 1849 — „spukt wieder stark in Frankfurt, seit der Rückkehr Schmerlings. Machen Sie doch in der Deutschen Reform recht oft und immer wieder auf dies undeutsche Spiel aufmerksam und rütteln Sie den ehrlichen Michel immer wieder aus dem Schlafe. Er schnarcht schon wieder hörbar. — Was sagen Sie denn zu dem Duncker'schen Bericht aus dem Casino? Ich finde ihn ganz vortrefflich, erschöpfend, praktisch, staatsmännisch; über Kleinigkeiten wäre wohl noch etwas zu sagen, aber de minimis etc. — und praetor muß ja in diesem Augenblick ein Jeder sein, der es mit der großen Sache gut meint."

Am 16. Januar schreibt er:

„Die Entscheidung rückt näher, einerseits in Frankfurt, was die Hauptsache ist, andererseits die Wahlen nach Berlin. Aber zwischen beiden Momenten ist Connexität. Wenn die Sache in Frankfurt auch so ausfällt, wie wir wünschen und wie ich fast nicht mehr zweifle, so bleibt doch noch die große Schwierigkeit in Charlottenburg zu überwinden. Und dazu gehört ein intelligentes deutsches preußisches Parlament. Damit ist aber auch die letzte Schwierigkeit besiegt; wenn diese Kammern sich in ähnlichem Sinne aussprechen, wie bereits die meisten Kammern (und Fürsten) Deutschlands, dann ist der Erfolg gewiß. Es wäre ein edles, ein nie dagewesenes Schauspiel, wenn Deutschland sich auf diese Weise friedlich, ohne Bürgerkrieg, umgestaltete und neu constituirte. Dabei thätig zu sein, ist wohl auch ein edler Ehrgeiz, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich ihn habe. Deshalb und deshalb vorzüglich betreibe ich meine Wahl nach Berlin. — Wie ich höre, fängt man in Berlin doch auch an zu fühlen, daß man nicht zurückbleiben darf, wenn von so verschiedenen Seiten des deutschen Vaterlandes Preußen als nothwendiges Haupt verlangt wird. Ich hoffe, die „Deutsche Reform" fährt fort, das Organ dieser deutschen Richtung zu sein. Montag also die Oberhauptfrage in Frankfurt! Ich kann nicht hin, wegen der Wahlen hier. Aber ich bin doch dort mit meinem ganzen politischen Herzen, und schreibe auch oft dahin, namentlich an Gagern."

Vom 20. Januar schreibt er:

„Ihre Nachricht wegen Camphausen war mir neu und interessant, aber sie hat mich nicht überrascht. Ich wußte aus guter Quelle, daß Austria for ever mehr als je an der Tagesordnung ist, und daß Graf Brandenburg sogar seine Entlassung nehmen wollte, weil persönliche Schritte in dieser Richtung zum Vorschein kamen. — Alle diese Dinge werden sich im März in Berlin entscheiden. Ich hoffe nur, daß die Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten

Lesung in diese Epoche fällt. In dieser Zwischenfrist muß die österreichische Sache ausgemacht werden und zugleich die eventuelle Annahme der Kaiserkrone vorbereitet. Das letztere können nur, müssen aber auch die Kammern in Berlin. Ich hoffe auf sie. Unterdessen regt sich nach und nach das deutsche Gefühl auch im preußischen Volke; es wird bearbeitet, es wird auf seine Ambition gewirkt und, wie mir scheint, nicht ohne Erfolg. Bis zum März kann dies Alles auf sein, und wenn dann die preußischen Kammern und das preußische Volk in den Ruf des übrigen Deutschlands (wenn auch mit einigem Widerspruch) einstimmen, so setzen wir uns im März noch einmal zu Pferde und diesmal nicht, um zu protestiren, ebensowenig wie usurpiren. Denn dann kann von dem Einen wie von dem Anderen nicht mehr die Rede sein. — Ich gehe Morgen früh nach Frankfurt, wo ich einige Tage vor Bunsen einzutreffen denke. Vor Ende d. M. bin ich wieder hier. Die monarchische Spitze ist jetzt durchgegangen, morgen fängt die Discussion über die Erblichkeit an. Man meint jetzt, sie wird mit einer geringen Majorität durchgehen. Das ist die Entscheidung für Preußen; Votum für Erblichkeit und für Preußen ist identisch."

Was Abel von Camphausen berichtet hatte, bezog sich auf dessen Unzufriedenheit mit dem Gang der Dinge in Berlin. Er war im Januar selbst dahin berufen und kehrte verstimmt, an seinen Abschied denkend, am 20. Januar nach Frankfurt zurück. An dem nämlichen Tage hatte aber Bunsen eine Audienz beim König und wußte diesen für die Politik zu gewinnen, die dann in dem Rundschreiben vom 23. Januar niedergelegt wurde. Preußen sprach sich darin zwar gegen das Kaiserthum, aber für den Bundesstaat und für Verständigung mit der Nationalversammlung aus, auf Grund der Wünsche, welche die Regierungen zum Verfassungswerk aussprechen sollten. Damit schien die deutsche Politik Preußens wieder in eine verheißungsvolle Bahn gelenkt.

„Seit dem Erscheinen der preußischen Circularnote," schrieb Abel seinem Oheim, „bin ich wieder viel zuversichtlicher, denn die Brücke, die den hiesigen König aus Pietät und Legitimitätsrücksichten an Oesterreich knüpfte, ist damit abgebrochen und Preußen rückhaltlos auf Deutschland angewiesen. Es stand aber bedenklicher, als Du wohl glaubst; Camphausen hat sich brav benommen, und ich bin gewiß nicht parteiisch für ihn; er ist aber bei dem König mit seinen Ansichten nicht durchgedrungen, sondern im höchsten Zorn von hier abgereist; er forderte seine Entlassung und sprach dem König davon, nach Amerika mit seiner Familie auswandern zu wollen, da ein längerer Aufenthalt in Preußen unter solchen Umständen nicht möglich sei. Erst Bunsen mit seinem großen Einfluß auf den König gelang es, diesen umzustimmen und zu der Ergreifung der Politik zu bewegen, die in der Note sich kundgibt . . . Ich habe während der letzten zwei Monate ziemlich fleißig für die deutsche Sache geschrieben. Die Artikel sind insgesammt Leiter in der Deutschen Reform, einem seit einem Vierteljahr hier erscheinenden und dem besten hiesigen Blatte. Du wirst bald einen inneren Zusammenhang finden; ich dachte daran, als ich hierher zurückkam, eine neue Broschüre zu schreiben, besonders gegen das Directorium, wie es Hansemann vorgeschlagen. Durch die Zeitung habe ich vielleicht mehr gewirkt."

Ein besonderer Kummer war es für Abel, daß er sein Heimathland, trotzdem sich König Wilhelm im März 1848 für die preußische Führung ausgesprochen hatte, jetzt in einem ganz anderen Fahrwasser treiben sah. Im December hatte er Paul Pfizer aufgefordert, seinen Einfluß bei König und Ministerium aufzubieten, um den König zu einer Wiederholung jener Erklärung zu veranlassen, die gerade in diesem Augenblick vom größten Werth gewesen wäre und der Nationalversammlung ihre Aufgabe erleichtert hätte. Aber er hatte selbst beigefügt, „daß eine solche deutsche That über Römer's[1]) wirtenbergischen Horizont gehen möchte". Jetzt erfuhr er zu seinem Zorne, daß der berüchtigte, für verschiedene Höfe schon gebrauchte Agent Klindworth im Auftrag des Königs von

[1]) Friedrich Römer, damals der leitende Minister in Württemberg.

Württemberg an mehreren deutschen Höfen, auch in Berlin sich herumtrieb. „Hier brachte er Anträge vor, durch die sich Württemberg, wie ich von Bunsen hörte, Bayern ebenbürtig an die Seite stellte und Ernst August noch als Deutschthümler erscheinen konnte!" Abel begann damals für den „Schwäbischen Merkur" zu schreiben, um auf die öffentliche Meinung seiner Heimath im deutschen Sinne einzuwirken und eine Spaltung von Nord und Süd zu verhüten. Im gleichen Sinne begrüßte er die Abtretung der hohenzollernschen Fürstenthümer an die Krone Preußens. „Dem König gönne ich es recht herzlich, daß er Preußen in Hohenzollern zum Nachbar bekommt. Ich halte es für ein großes Glück, denn der unglücklichen Scheidung von Nord- und Süddeutschland wird so am sichersten vorgebeugt."

Nach jener erfolgreichen Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. am 20. Januar hatte sich Bunsen, voll guter Eindrücke, nach Frankfurt begeben, und Arnim, der gleichfalls wieder nach Frankfurt gegangen war, schrieb am 26. Januar von hier an Abel:

„Bunsen ist gestern Abend angekommen. Von Camphausen, bei dem gestern Abend große Gesellschaft war, erfuhr ich vertraulich, daß „er sich noch einmal überlegen wolle" ob er bleiben könne. Bunsen hatte ihm also wohl bessere Nachrichten mitgebracht. — Meine hiesigen Kaiserfreunde fand ich ein wenig entmuthigt durch die neuliche Verwerfung der Erblichkeit; ich habe ihnen aber zu beweisen gesucht, daß das Resultat günstig sei, da die Sache weder in Olmütz noch in Charlottenburg reif ist und da eine geringe Majorität sie auch keineswegs gezeitigt haben würde. Dagegen wird die Erblichkeit später und im rechten Moment mit einer bedeutenden Majorität durchgehen. Gagern hat mir eine Note mitgetheilt, die er an Schmerling erlassen wollte, um Oesterreich zur Verhandlung aufzufordern. Sie ist sehr klar und kräftig; eine Antwort darauf muß wohl erfolgen, ob sie aber bald und klar erfolgen wird, ist sehr zu bezweifeln. Bassermann meinte gestern, Schmerling werde jetzt Alles thun, um seinen Ruf wiederherzustellen; ich denke aber nicht, daß er das Unmögliche versuchen wird. Von den Oesterreichern war er gestern allein bei Camphausen, aber nicht lange. In der obenerwähnten Note führt Gagern sehr treffend aus, daß man das Vereinbarungs-Princip nicht habe festhalten können, weil die Regierungen sich nicht vereinigen konnten, vor Zusammentritt der Nationalversammlung, das Vorangehen dieser mit dem Verfassungswerk aber eine Nothwendigkeit war. Uebrigens weist er damit die Verständigung nicht ab. — Nachm. Ich habe Bunsen noch nicht gesehen, aber die Circularnote gelesen. Sie ist schlecht geschrieben, nicht klar, auch nicht genügend, nachdem unterdessen die Nationalversammlung wieder fortgeschritten ist. Wir hätten eben früher diesen Schritt thun sollen; jetzt brennt es auf die Nägel, hier kann man nicht warten; ich denke, daß in 14 Tagen hier Alles vorbei ist. Man eilt sich auch, um die Berliner Kammern nicht abzuwarten."

Ende Januar und Anfang Februar fanden die Wahlen zu den preußischen Kammern statt. Arnim, der längst unmuthig war, zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein, hätte sich am liebsten in die zweite Kammer wählen lassen. Da diese Aussicht zerging, hoffte er auf einen Sitz in der ersten, was aber für jetzt gleichfalls nicht gelang. Die Kammern wurden am 26. Februar eröffnet. Die Regierung sah aber ihren Zusammentritt im jetzigen Augenblick ungern und hatte eine Verschiebung desselben bis zum April erwogen. In der deutschen Sache war Alles in der Schwebe; der König selbst war gleich nach Bunsen's Abreise wieder umgeschlagen. Interpellationen waren also unbequem, und die Regierung wollte nicht durch die abgenöthigte Aufklärung ihrer Stellung zu einer schnelleren Erledigung dieser Hauptfrage gedrängt sein.

„Wenn ich nicht irre," schreibt Arnim aus Neuwied den 7. Februar, „ist dies ein Hauptgrund der in Rede stehenden Vertagung. Ob man dies in Frankfurt durchschauen wird, weiß ich nicht. Dort kann man von Berlin aus die Vertagung als eine Deferenz für das deutsche Parlament darstellen, und da dies den Zusammentritt der Kammern in Berlin nicht gern sieht, so ist zu besorgen, daß es in die Falle geht. Für eine Falle halte ich es entschieden. Die Herren in Frankfurt haben nichts Anderes zu thun, als unbekümmert um die angeknüpften Verhandlungen je eher je lieber fertig zu werden. Sie sind todtmüde und werden täglich matter und nachgiebiger. Wenn sie sich aufs Zuwarten und Verhandeln einlassen, so sind sie verloren. Ich sagte das neulich Gagern, der mir äußerte, daß er mit sich nicht zufrieden sei, sich der Aufgabe nicht gewachsen fühle, den Regierungen gegenüber u. s. w. Ich sagte ihm: „Danken Sie Gott, daß Sie kein Diplomat sind, sonst wären Sie gleich verloren. Was bei anderer Gelegenheit ein Fehler sein könnte, ist in dem vorliegenden Falle ein nie genug zu schätzender Vorzug Ihrer Persönlichkeit.""

Auch im nächsten Briefe, vom 14. Februar, kommt Arnim darauf zurück, daß die Vertagung der preußischen Kammern vom deutschen Standpunkt unerwünscht sei und daß Frankfurt keine Ursache habe, darauf hinzuwirken.

„In diesem Sinne habe ich neulich an Gagern geschrieben und erfuhr gestern zu meiner Genugthuung, daß er sich nicht dabei betheiligen wird. Aber allerdings ist es ihm auch unangenehm, den Schwerpunkt gewissermaßen nach Berlin verlegt zu sehen und die besten Streiter dahin abgeben zu sollen. Daß Vinke Führer der deutschen Sache in Berlin sein wird, wußte ich. Gagern wünscht mich in Frankfurt zu sehen und ich denke auch dorthin zu gehen, sobald ich weiß, ob ich gewählt bin oder nicht. Hier bin ich durchgefallen. — Ich schickte Ihnen neulich ein Gedicht, seitdem habe ich es nach der Kritik eines competenten Richters etwas gefeilt und geändert und werde Ihnen nächstens einen Abdruck schicken. Wenn Sie glauben, daß es ziehen kann, so bringen Sie es wohl weiter, wo nicht, nicht. Sie wissen, ich gebe etwas auf Ihre Kritik, hier namentlich auf die des Schwabendichters. Denn das sind sie Alle, innerlich oder auch nach Außen."

Die nahende Entscheidung beflügelt dem unruhigen Freiherrn die Hoffnungen. Er ist Mitte Februar wieder nach Frankfurt gegangen und schreibt von dort am 24:

„Morgen gehe ich nach Neuwied zurück, um in 8 Tagen wieder hier zu sein. Ich habe das versprechen müssen, weil dann die Zahlwoche dieser politischen Messe angeht. Die zweite Lesung ist in einer Conferenz von etwa 40 Mitgliedern bei Gagern, zu der er mich eingeladen hatte, auf Montag über 8 Tage anberaumt worden. Uebermorgen spätestens soll die Collectiv-Erklärung der Regierungen dem Verfassungsausschuß übergeben werden. Daß die Coalition noch allerlei Knittel in die Räder zu werfen suchen wird, ist zu erwarten, doch, meint man, vergeblich. Der Drang nach dem Ende wächst auch bei der Linken, und die aufrichtigen Mitglieder dieser Seite kommen schon herüber. Auf Viele wirkt das Einrücken der Russen: die Kosacken noch zu den Kroaten, das wollen doch selbst die Republicaner nicht. So wird diese niederträchtige Coalition, von der die Linke noch der edlere Theil ist, durch die sich bildende neue Majorität geschlagen werden. Diese Bildung geht im Weidenbusch vor; das Programm, das Ihnen bekannt ist, haben schon 212 Abgeordnete unterschrieben. Man zweifelt nicht an dem Hinzukommen der noch nöthigen 20—30, obgleich diese Letzteren schwerer zu finden sind, als die ersten 100. So wie bei der Lesung die §§ 2 und 3 durchgebracht sind, was unzweifelhaft scheint, wird man suchen, die Oesterreicher los zu werden. Alsdann ist alles Andere, auch eine bessere Fassung des Wahlgesetzes in seiner zweiten Lesung gesichert. Sie sehen, daß ich gute Hoffnung habe, und mir scheint, nicht ohne Grund. Ich weiß, daß im Publicum, und wo man die Lage der Dinge nicht so genau kennt, eine entgegengesetzte Ansicht herrscht; vielleicht könnten Sie dadurch beunruhigt werden, und deshalb schreibe ich Ihnen. Als ich vor 8 Tagen herkam, war viel Niedergeschlagenheit wegen der Abstimmung über das Wahlgesetz, jetzt erheben die Freunde Beseler, Droysen und Consorten wieder die Köpfe, und Dahlmann freut sich, daß er ihn nie hat sinken lassen. Seinen herrlichen Eigensinn werden wir jetzt wieder brauchen; der letzte Kamp

wird ein heißer werden. Gagern hat auch guten Muth und bereitet sich selbst auf Eventualitäten vor, die einen zweiten kühnen Griff nöthig machen könnten. Anfangs wollte er hier zögern, bis die Adreßdebatte in Berlin zu Ende wäre; ich habe ihm aber bewiesen, daß sie bis gegen Mitte März dauern würde. Diesen Zeitpunkt kann er nicht erwarten. Die österreichische Camarilla um den Verweser, die ihn mit dem Ministerium zu entzweien sucht, hat schon ein neues Ministerium Wydenbruck-Herrmann-Heckscher-Welcker ꝛc. im Sack. Heckscher und Herrmann sind gestern mit dem Contre-Verfassungsentwurf nach Olmütz abgereist."

Ende Februar wurde die auswärtige Politik Preußens in die Hände des bisherigen Gesandten am Wiener Hofe, Grafen Heinrich Friedrich von Arnim, gelegt, eine Wahl, die in diesem Augenblick nicht unglücklicher sein konnte. Abel hat sich oft in den stärksten Ausdrücken über die Unfähigkeit dieses Ministers ausgelassen, „der sein Portefeuille dem Einfluß der königlichen Flügeladjutanten und der hinter diesen agirenden Gesandten Oesterreichs und Rußlands verdankte." Bis zum 20. April war dieser „böse Geist des Ministeriums", diese „wahre Parodie eines Staatsmannes" im Amte. Heinrich von Arnim schrieb aus Neuwied den 1. März über diese Ernennung:

„Daß ich der angekündigte Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht war, wußte ich wohl, und konnten Alle wissen, die die Umstände kennen. Aber die Ernennung meines Vetters hat mich doch überrascht und erschreckt, weil ich darin gleich das erblickte, was Sie mir jetzt bestätigen. Ich bin nun zwar mit Ihnen der Meinung, daß dies ein vergeblicher, letzter Versuch ist, der in das Gegentheil von dem umschlagen wird, was Canitz und Cons. damit gewollt haben. Aber ich bedaure doch den Vorgang, weil er wieder eine große Niederlage für den König ist und aufs Neue das Vertrauen in ihn erschüttert. Daß für mich persönlich sich Etwas daraus ergeben sollte, glaube und wünsche ich nicht. Ich sprach neulich mit Camphausen über diese Eventualität, der mir vollkommen beistimmte: Wer diese Pein einmal gekostet hat, begiebt sich nicht wieder hinein. Er wenigstens nie, setzte er hinzu. Sie wissen, daß Vinke, obgleich er unsere Erfahrung nicht hat, derselben Ansicht ist. Sie erinnern sich auch, was Stockmar schon vor Monaten mir in Berlin sagte, es ist mir oft wieder eingefallen. Da ist jedes Ministerium unmöglich, er sprengt jedes. — Aus meinem letzten Briefe werden Sie gesehen haben, daß ich an der Frankfurter Versammlung weniger verzweifle, als Sie. Ich kann auch nicht wünschen, daß sie bei Lebzeiten von der Berliner beerbt werde. Frankfurt ist einmal ein Centralpunkt geworden, und das deutsche Vertrauen läßt sich so schnell nicht nach Berlin übertragen. Ich weiß wohl, daß von Preußen die Entscheidung und das Heil kommen muß, aber nicht von Berlin. Sie fühlen gewiß, daß da ein Unterschied besteht, der nicht zu übersehen. Die Bewegung, die von dort ausgeht, wird wohl gegen Oesterreich sein, und insofern deutsch, aber doch nur preußisch-deutsch; statt daß, wenn sie, von Berlin ausgehend, über Frankfurt ginge, mehr den deutschen Charakter annehmen würde, wenigstens in der öffentlichen Meinung. Ich fürchte immer, wir bekommen nichts weiter als einen norddeutschen Bund, wenn Frankfurt beseitigt wird. Es ist möglich, daß ich bei den Nachwahlen noch gewählt werde. — Am Sonntag denke ich wieder nach Frankfurt zu gehen, diesmal vielleicht auf 14 Tage. — Meinen Vers habe ich in der Deutschen Reform gefunden und freue mich, daß er Ihnen gefallen hat."

Arnim befand sich wieder in Frankfurt, als in Folge der österreichischen Gesammtverfassung vom 4. März Welcker, der bisherige Großdeutsche, am 12. März den überraschenden Antrag in die Nationalversammlung warf, die Verfassung als Ganzes anzunehmen und den König von Preußen zum Erbkaiser auszurufen. Noch an demselben Tage schreibt Arnim an Abel:

„Die Ueberraschung war groß, aber die Freude und Hoffnung auf Seiten unserer Leute ist noch größer. Es ist der erste erfrischende Schlag nach langer, dumpfer Schwüle. Man wird jetzt das Eisen schmieden, weil es heiß ist; heute um 5 Uhr sitzt der Verfassungsausschuß, um den Artikel 1 vom Reich anders zu formuliren. Wir haben darüber berathen, und ich habe

verlangt, daß man diplomatische Rücksicht nimmt, sowohl wegen Schleswig und Limburg, als auch wegen Oesterreich. Hoffentlich geht meine Ansicht im Verfassungsausschuß durch. Heute Abend Sitzung im Weidenbusch, wo sich zu den 230 Unterzeichnern sicher noch so Viele finden werden, daß die Majorität unzweifelhaft ist. Mehrere Oesterreicher werden übergehen, Andere austreten, unter welchen Schmerling, der bereits seine Entlassung gegeben hat. Die Linke ergibt sich in den Erbkaiser, man behauptet selbst Fröbel. Einige werden natürlich protestiren, die äußerste Linke vielleicht einen Putsch versuchen, wovon schon vor einigen Tagen Anzeichen waren, für den 18. März. Morgen wird der Verfassungsausschuß Bericht erstatten, übermorgen Discussion. Ob man da gleich den Kaiser fertig machen wird oder erst am Donnerstag, ist unbestimmt. Jedenfalls scheint es mir unvernünftig, daß man heute die Berliner hercitirte, sie werden doch zu spät kommen. Wie wird nun der Eindruck in Berlin sein? Ich hoffe, durchschlagend, namentlich in Bezug auf den deutschen Passus der Adresse. Wie aber an höchster Stelle? Schlägt er dort auch durch, so ist ein Ministerwechsel wohl unvermeidlich, desgl. die Vertagung der Kammern. Da fürchte ich noch die größten Umstände, vielleicht eine Katastrophe; wer doch da einwirken könnte! — Ich war heute leider nicht in der Paulskirche, indem ich noch unwohl bin. Die Haltung der verschiedenen Parteien soll höchst merkwürdig gewesen sein; die Linke war so consternirt, daß Keiner das Wort verlangte. Aber in Privatunterhaltungen fielen auf allen Seiten sonderbare Aeußerungen. Buß belegte Welcker mit den pöbelhaftesten Schimpfnamen, Neuwall rief, etwas unparlamentarisch, aus: „Da möchte man ja die ganze Welt ...“ Das Vergnügen hat Welcker, Vielen eine Ueberraschung bereitet zu haben. Gagern hat er übrigens schon vor 8 Tagen, wie dieser mir sagte, auf seine Bekehrung vorbereitet, nur war er damals noch ganz entschieden gegen die Erblichkeit. Es liegt übrigens im Charakter Welcker's, daß er es nicht ertragen konnte, daß hier die Sache gegen seine Ansicht ausginge; lieber hat er seine Ansicht aufgegeben, als an dem Ausgange nicht einen eclatanten Antheil haben wollen. Er wollte den kühnen Griff überbieten, und es ist ihm gelungen.“

Arnim blieb in diesen Tagen der Aufregung, welche abwechselnd die Hoffnungen hoben und niederdrückten, in Frankfurt und folgte in höchster Spannung dem weiteren Gang der Dinge. Am 14. März schrieb er:

„Am 17., Samstag, will man hier fertig sein, und ich hoffe, man wird's. Das Ding fängt doch an, den Meisten bedenklich zu werden, erst die österreichische Verfassung, die nur ein Scherz in Paragraphen ist, jetzt gar die österreichische Note, welche Preußen und Deutschland und der Freiheit und der Einheit aufs Neue ins Gesicht schlägt. Das hat den Ausschlag gegeben. Wie aber die schändliche Coalition besiegen? Es blieb nichts, als eine Concession an die Linke. Man hat sich dazu entschließen müssen; im Verfassungsausschuß ist man dahin gekommen, der Linken das Wahlgesetz zu concediren (mit Aenderung jedoch der Oeffentlichkeit der Voten statt der früheren Heimlichkeit), wenn sie dagegen die Verfassung, wie sie zur zweiten Lesung vorliegt, in Pausch und Bogen mit votirt. Auf diese Art erhielte man das absolute Veto (was sonst mehr als zweifelhaft war), das Staatenhaus und alle die Abänderungen, welche der Verfassungsausschuß in Berücksichtigung der Collectivnote und anderer Regierungsäußerungen gemacht hat; endlich die Einheit und den Kaiser, wozu man die Bezeichnung des Kaiserhauses (Preußen) noch fügen will, aus dem Welcker'schen Antrag. So sollte also Verfassung, Wahlgesetz und der eben genannte Antrag zusammengefaßt werden und ungetrennt, uno actu, am Sonnabend votirt. Dies ist vorgeschlagen, gestern im Weidenbusch und Casino vorgetragen, heute ebendaselbst und in den anderen Clubs debattirt worden und, wie ich höre, so aufgenommen, daß an einer Majorität in der Paulskirche nicht mehr gezweifelt werden kann. Mit der für die Gegenseite günstigsten Rechnung bringt man doch nur 200 Stimmen *gegen* diesen Antrag zusammen. Diese bestehen aus den Oesterreichern (mit einziger Ausnahme der ganz Linken), der äußersten Linken, den Ultramontanen und Einigen von der äußersten Rechten. Sollten Sie mit diesem finden, daß man zu viel geopfert, so bemerke ich, daß man nichts *Bestimmtes* aufgeopfert, denn man war nicht über ein besseres Wahlgesetz zur Einigkeit gekommen. Den Census wollten viele Conservative nicht, und mit Recht; die unpolitische Ausschließung ganzer Classen war schon gefallen; die Idee, das 30. Lebensjahr als eine Beschränkung anzusetzen, schien mir ganz verkehrt und wäre auch nicht durchgegangen. Kurz man wußte nicht, was man wollte,

und war nicht einig. Da hätte man am Ende das Wahlgesetz der ersten Lesung bekommen, ohne Etwas dafür zu erhalten. Jetzt erhält man dafür Alles, was ich oben bemerkt habe, und das Ende, das nicht länger hinausgeschoben werden kann, wenn die hiesige Versammlung nicht an Erschöpfung sterben soll (die facies Hippocratica ist unverkennbar) oder sich von den Böhmen aus der Mainzer Garnison will aufheben lassen. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich für den gewählten Ausweg und Ausgang, auf Befragen, gestimmt und in dem Sinne weiter gewirkt. Ich erwarte in diesem Augenblicke Gagern, von dem ich noch nicht weiß, wie er die Sache ansieht. Wie wird man sie in Berlin ansehen! Man darf nicht daran denken. Die Verheimlichung des Welcker'schen Antrages, der vorgestern um 12 Uhr in Berlin war, verspricht wenig. Aber ich singe mit M. v. Schenkendorf: — und zwing' ihn, daß er's wird. — N. S. Wenn die große Deputation nächsten Montag den Beschluß vom Samstag nach Berlin bringt, so ist es an den preußischen Kammern, das Ihrige zu thun. Nur durch sie ist es dann durchzusetzen."

Neue Hindernisse legten sich vor das schon sicher geglaubte Ziel. Die Verhandlungen über Welcker's Antrag zogen sich länger hinaus, eine Frist, die von den Oesterreichern erfolgreich ausgenützt wurde. Zur erbkaiserlichen Mehrheit brauchte man die Gruppe Heinrich Simon, und auf diese war noch kein Verlaß, wie sie denn im letzten Augenblick wirklich versagte. Dazu kam, daß eine preußische Rundnote vom 10. März, vom Grafen Arnim unterzeichnet, bekannt geworden war, die einen für Preußen höchst ungünstigen Eindruck hervorbrachte. Unmittelbar zuvor war die anmaßliche österreichische Note vom 9. März eingetroffen, welche eine zweiköpfige Centralgewalt mit einem Staatenhaus ohne „lähmendes" Volkshaus verlangte. Der Eindruck, den diese Note gemacht hatte, wurde nun aufgehoben durch das preußische Schriftstück, das wieder Alles in Frage stellte und neue Unterhandlungen mit den Regierungen in Aussicht stellte, auch mit Oesterreich.

„Was soll nun daraus werden?" schrieb Heinrich von Arnim am 18. März. „Vor einigen Tagen sagte mir Briegleb: Jetzt läßt sich Alles gut an, ich fürchte nur, jetzt kommt Ihre Regierung wieder mit einer Dummheit dazwischen. Ich konnte nichts erwidern, ich kannte leider das Circular vom 10 d. M. schon und hoffte nur, daß es nicht vor der Abstimmung bekannt werden würde. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen; gestern munkelte man schon davon, und heute soll der Wortlaut in der Fr. Ztg. stehen. Da die Sache nicht mehr zu leugnen war, habe ich gestern Abend den Rednern, die morgen auftreten sollen (Beseler, Wydenbruck ꝛc.) zu beweisen gesucht, daß sie das nicht irre machen dürfe, Deutschland wolle Preußen die Kaiserkrone übertragen nicht um Preußens, sondern um Deutschlands willen; was in Berlin augenblicklich für ein politischer Wind wehe, gehe sie nichts an, sie müßten ungenirt vorwärts gehen, sicher, daß die bessere Ueberzeugung sich auch dort Geltung verschaffen werde, wofür ja auch die Stimmung der Berliner Kammern und die der Bevölkerung dort und in ganz Deutschland Bürgschaft gebe. Auch sei der neuerlichste Unsinn der preußischen Regierung insofern vortheilhaft, als er dort, wenn die Sache einmal bekannt sei, um so schneller und gewisser einen vollkommenen Umschwung der preußischen Politik mittelst eines neuen Ministeriums hervorbringen werde. Also vorwärts! so „zwing' ihn, daß er's wird". Hiermit habe ich diese Politiker wohl gewonnen und überzeugt, sie verhehlen sich aber doch nicht, wie viel schwieriger ihre Aufgabe morgen sein wird, und daß sie Mühe haben werden, viele politisch Ungebildete in der Versammlung festzuhalten oder herüberzuziehen. So ist die Majorität, die schon gesichert war, aufs Neue in Frage gestellt. Heute Nachmittag wird nun Camphausen erwartet. Als ich Gagern vor einigen Tagen von der Circularnote sagte, die ihm völlig neu war, sagte er gleich: Das thut Camphausen nicht. Er hat so richtig beurtheilt; es ist hier bekannt geworden, daß Camphausen erst nach dem Erlaß der Note davon Kenntniß erhalten hat, obgleich er darin als der Unterhändler mit den anderen Bevollmächtigten genannt ist. Auch weiß man durch Sauken, daß v. d. Heydt und andere Minister sich dem Erlaß widersetzt haben; wie er am Ende doch noch vom Stapel

gelaufen ist, wußte er nicht zu erklären, da er darüber abgereist ist. Das muß sich in Berlin aufklären und jedenfalls den Sturz des Unterzeichners zur Folge haben. Aber in der Zwischenzeit kann das Incidenz von den verderblichsten Folgen sein. Es ist trostlos." Am folgenden Morgen fährt er fort: „Die Hoffnung des Feindes auf die Wirkung der Note vom 10. d. M. war gestern noch ebenso groß, als die Besorgniß unserer Freunde. Drei Abgeordnete, die ich gar nicht kenne, traten mich auf der Zeil an, um sich nach jener Note zu erkundigen; sie waren tief betrübt über diese neue Erschütterung des Glaubens an preußische Politik; und als ich sie zu beruhigen gesucht hatte, sagten sie: „Uns wird dies allerdings nicht irre machen, und 230 werden stimmen, als wenn die Note nicht dazwischen gekommen wäre, aber 60 Andere, die wir gewonnen hätten, sind dadurch irre geworden." Im Laufe des Tages hat man sich übrigens mehr und mehr beruhigt, und ein Extrablatt der Deutschen Zeitung, welches die Note abgedruckt und einen ganz klugen Commentar dazu gegeben hat, hat gestern Abend noch sehr gut gewirkt. — Heute beginnt nun die eigentliche Discussion und wird morgen fortgesetzt, vielleicht in einer Abendsitzung geschlossen und abgestimmt. Nachher werde ich mich unter die kleinen Propheten aufnehmen lassen; merkwürdig, daß wir, wider alles Vermuthen, mit der Kaiserwahl gerade zur Sonnenwende anlangen. Sie haben schon in der Deutschen Reform im Voraus darauf aufmerksam gemacht, ich denke wenigstens, Sie waren es, und danke Ihnen dafür; Detz verbreitete hier die Nachricht, der König habe sich zur Annahme bereit erklärt; es soll auch heute in die Zeitungen kommen. Gewiß hat Camphausen, der gestern angekommen ist, nichts dergleichen mitgebracht oder gesagt. Ich glaube auch nicht an die Nachricht; sie wird hier aber geglaubt, und das ist genug für ein paar Tage. Ich war gestern Abend in der Weidenbusch-Versammlung. Die Linke will noch Bedingungen machen. Zell kündigte sie vorläufig an (suspensives Veto, Heimlichkeit der Wahlen, Nichtabänderung des § 1 vom Reichsgebiet und Zusicherung, daß, welches auch die Antwort von Berlin sei, an der Verfassung nichts mehr geändert werden solle) und schien sie zu befürworten, aber Reh selbst trat dagegen auf: er werde sich nie auf eine solche Vereinbarung einlassen. Allgemeiner Applaus. Man bleibt im Weidenbusch dabei, der Linken nicht weiter nachzugeben. — Der falsche Vorläufer der Kaiserwahl hat doch sehr gut gethan; es scheint, daß die Nachricht überall mit Jubel empfangen, wenigstens nirgends eine Gegendemonstration versucht worden ist. Wie anders war das vor einem Jahre! Uebrigens haben große historische Begebenheiten das Eigene, daß sie vorspuken. Das beweist nur, daß sie einem allgemeinen Bedürfniß und einer allgemeinen Erwartung entsprechen. Und deshalb bleiben sie dann auch nicht aus. — 20. März früh. Gestern Abend ist im Weidenbusch ausgemacht worden, die Debatte heute zu schließen und morgen abzustimmen. Die mir dies gestern Abend hinterbrachten, sagten Alle: „Nun, das ist ja Ihr Tag, doppelt Ihr Tag!" Dies Zusammentreffen der Daten eines Versuchs und einer Erfüllung frappirt Alle! An der Erfüllung wird eben nicht mehr gezweifelt. 250 Stimmen sind sicher; es würden viel mehr sein, wenn man Simon, Temme und Cons. nicht gestern heimgeschickt hätte, als sie ihren ganz ungeeigneten Handel articulirten. Zu diesen 250 Stimmen, welche schon die Majorität geben, rechnet man noch etwa 30 wahrscheinliche. Wäre die Majorität aber auch nur ganz klein, so hat das nichts zu sagen, wenn die Nation nur die Wahl ratificirt. Und das hat sie ja schon gethan und wird es noch einmal, sobald die Wahl nun wirklich erfolgt sein wird. Ich bin unbesorgt, Eppur si muove! Sie haben gesehen, daß Würth und Arneth gestern ausgetreten sind, Ersterer mit einer Motivirung, die viel von einer Ohrfeige für seine Landsleute hatte. Heute wird nun Makowitzka mit zwei oder drei anderen Oesterreichern zu Protokoll geben, daß sie die österreichische Verfassung nicht anerkennen und deshalb das Recht vindiciren, in der Paulskirche zu bleiben. Diese stimmen natürlich für uns. Ich bin begierig zu sehen, ob diese Vorgänge nicht endlich das Ehrgefühl der übrigen Oesterreicher wecken werden. Daß sich mehrere, etwa 10, entschlossen haben, sich des Stimmens zu enthalten, weiß man schon. Sollten sie dennoch zum größten Theile mitstimmen, so dürfen die öffentlichen Blätter nicht vergessen, bei Erwähnung des Resultats der Abstimmung hervorzuheben, warum die Majorität nicht größer, und um wie viel sie größer sein würde, wenn keine systematische und factiöse Opposition bestanden hätte. 10 Stimmen Majorität z. B. sind soviel als 110."

Noch am Morgen des Abstimmungstages, 21. März, überwog die zuversichtliche Stimmung. Arnim schrieb zwar: „Man hat gestern noch genau hin

und her gesprochen, und das Resultat ist nicht vollkommen beruhigend gewesen." Er glaubte gleichwohl auf eine Mehrheit von 16—20 Stimmen für den Welcker'schen Antrag rechnen zu können und berichtete weiter:

„Gagern hat gestern eine donnernde Rede gehalten, in der er die Linke heftig angelassen hat. Er wird deshalb getadelt, aber nicht von mir; er machte wieder einen großen moralischen Eindruck, und ich rechne mehr auf die Macht der Persönlichkeit, als auf die der Verhältnisse; der Ersteren weicht auch der Ungebildete, und das ist die Mehrzahl; um der Anderen nachzugeben, gehört schon politische Bildung, die bekanntlich in der Paulskirche sehr rar ist. Ich habe gestern Abend mit Gagern alle Eventualitäten besprochen, die nach der Wahl eintreten können. Nur auf die eine, von der Sie wissen, daß ich sie nicht annehme (die der Nichtannahme), habe ich mich nicht eingelassen. Wie kann ich Etwas besprechen, was ich nicht allein als finis Germaniae, sondern auch als finis Borussiae ansehe? Im Uebrigen ist Gagern mit mir über die Maßregeln für alle anderen Wechselfälle einig."

So sicher rechnete Arnim nicht bloß auf die Kaiserwahl, es schien ihm auch undenkbar, daß Friedrich Wilhelm IV. die Wahl ablehnte. Die Entscheidung, die ein paar Stunden später in der Paulskirche fiel, brachte eine schmerzliche Enttäuschung. Schmerling hatte seine Oesterreicher und die Linke fest zusammengehalten, und der Welcker'sche Antrag wurde mit 283 gegen 252 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 31 Stimmen verworfen. Das Ministerium Gagern reichte seine Entlassung ein. Einen Augenblick schien Alles verloren. Man muß es bei Haym nachlesen, wie dieser Schlag auf die Weidenbusch-Partei betäubend wirkte, wie aber doch schon am selben Abend die Stimmung wieder eine beruhigtere geworden war und der weitere Feldzugsplan festgestellt wurde. Arnim's Fähigkeit, schlechterdings nicht zu verzagen, bewährte sich auch in diesem Falle. Nach der sicher gehofften Kaiserwahl hatte er nach Neuwied zurückkehren wollen. Jetzt beschloß er, die nächsten Ereignisse in Frankfurt abzuwarten, war jedoch am 22. nach Heidelberg gefahren.

„Ich bin heute Morgen," schrieb er von dort an Abel, „hieher gegangen, um mit Gervinus zu sprechen und zugleich frische Luft zu schöpfen nach dem Schlage von gestern. Gervinus ist sehr mißmuthig und bedarf der Auffrischung, doch hat er mir versprochen, durch die Presse zu wirken; heute Abend hat er mir Freunde eingeladen, da werden wir weitersprechen. An Gagern schrieb ich gestern Abend und sah ihn nicht mehr. Sein Entschluß des Rücktritts ist zwar constitutionell nicht wohl zu vertheidigen (denn es war keine Cabinetsfrage, und das Reichsministerium ist vom Verfassungswerk ausgeschlossen), freut mich aber nichtsdestoweniger. Der moralische Eindruck wird sehr groß sein. Buhl fuhr mit mir und ging weiter ins Oberland, um im guten Sinne zu wühlen. Der Rückschlag wird so stark sein, daß in einigen Tagen das Cabinet Gagern neu befestigt und auf einer sicheren Majorität fußend, dasteht. Dann geht der Welckersche Antrag doch noch durch. Alles kommt jetzt darauf an, wie man die Sache in Berlin nimmt. Ich hoffe, man erbost sich über die mißgünstigen Oesterreicher und der beleidigte Preußenstolz führt Viele der deutschen Sache zu. Morgen oder übermorgen denke ich nach Frankfurt zurückzukehren. Ich verzweifle nicht und bleibe dabei: Eppur si muove!"

In beschleunigtem Tempo folgte nun die zweite Lesung der Verfassung. Zugleich begann jenes Feilschen mit der Linken, um eine genügende Mehrheit für die Hauptsache zu erkaufen. Am 26. März, also am Tage vor der Abstimmung über das Veto und über das Oberhaupt, schrieb Arnim an Abel:

„Die Actien sind heute wieder etwas gestiegen. Gagern, der heute Vormittag zu mir kam, hat Hoffnung auf ca. 30 Stimmen in Folge von Verhandlungen mit der Linken. Freilich wird das nicht ohne Concessionen abgehen, aber wir sind so weit, daß wir davor nicht mehr erschrecken. In der That läßt sich Alles später wieder gut machen, nur nicht eine

ungünstige Abstimmung in der Oberhauptsfrage. Allerdings wäre zu wünschen, daß die Concessionen nicht so weit gingen, daß sie die Annahme in Berlin verhinderten. Aber einmal glaube ich an die Annahme, selbst mit dem suspensiven Veto, und dann sehe ich es auch noch nicht für das größte Unglück an, wenn die Annahme nicht erfolgt. Eins bleibt doch immer: Der Beschluß des Parlamentes, Preußen zum Oberhaupte von Deutschland zu machen. Das ist eine historische Thatsache, die jedenfalls stehen bleibt, wodurch jedenfalls die behauptete Suprematie von Oesterreich durch den Nationalwillen beseitigt wird. Und das scheint mir, wie die Dinge jetzt liegen, schon ein sehr schätzbares Resultat. Wenn Sie in dem Obigen mit mir einverstanden sind, so möchte ich Sie bitten, einen Artikel in diesem Sinne in der Deutschen Reform zu bringen. Man würde dadurch passend auf die Concessionen vorbereitet werden, die nöthig geworden sind, und nicht verzweifeln an jedem Resultat, wenn auch die Annahme in Berlin nicht erfolgen sollte. — Die Deutsche Reform hat uns heute die Antwort auf die Interpellation von Dyhrn gebracht[1]). Etwas Elenderes erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Es scheint mir unmöglich, daß die Kammer sich dabei beruhigt, und daß das Ministerium sich erhält. In der zweiten Kammer wird der Stoß auf dasselbe wohl erneuert und verstärkt werden. Doch behauptet man hier, Vinke sei der Meinung, das Cabinet jetzt nicht zu stürzen. Ist das wohl richtig? — In der Paulskirche ist man heute Morgen bis über den 100. Paragraphen gekommen und geht heute Abend noch weiter. So kann man morgen oder übermorgen (der Reichsrath ist ausgesetzt) spätestens Donnerstag zur Abstimmung über die Oberhauptsfrage kommen. Bis dahin können freilich noch einige Dutzend Oesterreicher ankommen und alle günstigen Berechnungen zu Schanden machen. Die Erbitterung gegen die Oesterreicher ist sehr groß; sie hören sich „Schuft" und „Schurke" um die Ohren schwirren (Hans von Raumer zeichnet sich darin aus) und thun nichts, als daß sie sich bei Simson beklagen. Wenn sie ebenso viel Muth als Frechheit hätten, so käme es gewiß noch zu Schlägen. Jedenfalls ist dies ein Samen für den künftigen wohl nicht ausbleibenden Bürgerkrieg. Als neulich eine Gruppe Oesterreicher in der Paulskirche sich sehr breit machte, rief ein Ostpreuße dazwischen: Diese Herren scheinen ganz vergessen zu haben, daß es ein Mollwitz und Leuthen gegeben hat. Zum Glück sind die Officiere noch ganz kameradschaftlich zusammen, sonst wären wohl blutige Auftritte in Mainz zu besorgen, sobald die Entscheidung gefallen sein wird. — Unter den besprochenen Eventualitäten ist auch die allerdings unwahrscheinliche, daß ein Directorium durchginge. Es ist die Meinung der Besten unserer Leute, in diesem Falle auszutreten, an die Nation zu appelliren und es auf eine neue Erhebung ankommen zu lassen. Wenn ich mich auch hiermit nicht ganz einverstanden erklären kann, so sehe ich doch mit Freuden, daß man ein Directorium als durchaus unzulässig ansieht. — Camphausen thut viel Schaden; er erklärte schon vor der neulichen Abstimmung, es sei ihm ganz gleichgültig, wie sie ausfalle, die Sachen würden doch nicht mehr hier, sondern in Potsdam gemacht. So spricht er sich auch jetzt aus und macht dadurch die anderen Bevollmächtigten irre. Ich bleibe noch ein paar Tage hier, auch schon deshalb, weil ich nicht wohl bin. Das kalte Wetter und die schlechte Politik nehmen mich sehr mit."

Der 27. März brachte das Suspensivveto und das erbliche Oberhaupt. der folgende Tag die theuer erkaufte Kaiserwahl.

„Es war dennoch," schreibt Arnim am 29. März, „ein erhebender Moment, als gestern Simson mit trefflichen Worten der lautlosen Versammlung die Kaiserwahl verkündigte; und als bei seinen letzten Worten die Glocken oben über uns einfielen, konnten selbst die alten Augen eines Diplomaten naß werden. Heute wird nun die große Deputation ernannt, welche die Wahl nach Berlin bringen soll. Sie ist gut zusammengesetzt; es fehlt nicht an Rednern darunter, und auch Minister kann der Kaiser sich herausgreifen, wenn er sich entschließt (Simson, Giech ꝛc.). An dem Entschlusse zweifeln wohl Manche, lassen aber den Zweifel sich nicht festsetzen. Ich denke, er wird ganz schwinden, wenn die Deputation, langsam reisend, der öffentlichen Meinung Zeit läßt, sich auszusprechen, und den Collectivfürsten, nach Berlin zu gehen. Dort wird es an der Zustimmung der Kammern und der Bevölkerung doch auch nicht fehlen; ebenso sollen ja die Prinzen gut disponirt sein. Sollte es da menschenmöglich sein, zu widerstehen? oder Be-

[1]) Antwort des Ministers des Auswärtigen, Grafen Arnim, auf die in der Ersten Kammer gestellte Interpellation in der deutschen Frage.

dingungen zu machen? In letzterem Falle muß meiner Ansicht nach die Deputation in Berlin vor Anker gehen und nicht wanken, noch weichen, bis sie eine entscheidende Antwort hat. Wenn sie ohne diese zurückäme, wäre es aus mit Deutschland — aber auch mit der preußischen Krone. Ich denke, der Kaiser wird alle Welt durch einen plötzlichen Entschluß überraschen, und der alte Fritz, der sich im Grabe umgekehrt haben muß, wird sich wieder auf den Rücken legen können. — Die Linke hat sich gestern ganz anständig benommen. Dies verdankt man einer Beschickung aus dem Weidenbusche (Beseler und Sauken), die ihnen sehr geschmeichelt hat. Sie ergriffen gern diese Gelegenheit, um sich in das Unabänderliche zu fügen. Der Naturbursche Vogt, treu seinem Charakter, drehte sich auf dem Absatze herum und sagte: „Eins freut mich bei Alledem, daß nämlich die verfluchten Pfaffen angesch— sind." Ich kehre morgen nach Neuwied zurück. — Erzherzog Johann wollte gestern Abend schon abdanken, hat sich aber entschlossen, noch zu bleiben. Man hätte ihn sollen gehen lassen, es wäre das ein compelle mehr gewesen. — Sie können sich denken, lieber Abel, daß diese Tage mich in Furcht und Hoffnung stark mitgenommen haben. So freue ich mich doppelt auf die Ruhe in Neuwied. Wie lange wird sie dauern?"

Arnim fuhr am 30. März mit der Kaiserdeputation den Rhein hinab, um in Neuwied auszusteigen. Von hier schrieb er am 1. April über die Aussichten der Abgesandten in Berlin:

„An dem guten Empfange durch die Bevölkerung und die Kammern zweifle ich nicht. Oben wird man unentschieden sein und ein getheiltes Herz haben. Einerseits lockt die Erblichkeit doch wohl; auch möchte der Entschluß, der zum Ablehnen gehört, schwer zu fassen sein. Aber der Entschluß der Annahme wird auch nicht zu Tage kommen können. Da vermuthe ich denn, daß man nach gewohnter Weise den Mittelweg wird einschlagen und die halbe Maßregel ergreifen wollen, mit Vorbehalt der Bedingungen anzunehmen und die Entscheidung auszusetzen. Das scheint mir nun sehr übel. Die Zeit drängt; unsere Feinde im Lande und außerhalb sind thätig, und wenn sie freie Hand bekommen, so ist Alles von ihnen zu fürchten. Daß die Deputation einstimmig der festen Ansicht ist, keine Bedingung zuzulassen, werden Sie wissen. Wir haben viel darüber gesprochen und nachgedacht, ob irgend Etwas der Art thunlich sei, und nichts gefunden. Vorbehalt der Revision, wie sie im Welcker'schen Antrag war, würde nur einen sehr gefährlichen nächsten Reichstag zu Wege bringen. Die Bedingung, daß bei Verfassungsveränderungen die Zustimmung aller Regierungen nöthig sei (wie Beckerath als Correctiv des Suspensiv-Veto vorschlagen wollte) würde den alten Bundestag wieder herzustellen scheinen und das absolute Veto dahin verlegen, wo es durchaus nicht sein darf, wenn die Verfassung, die in mancher Beziehung (z. B. im Militärwesen) doch wohl nicht als definitiv angesehen werden darf, entwicklungsfähig bleiben, wenn nicht jede spätere Verbesserung durch die Einzelstaaten vereitelt werden soll. Hierüber hat G. Beseler sehr klare Einsicht, wie ich ihn überhaupt für den klarsten Kopf und praktischsten Politiker des Verfassungsausschusses halte. Er wird sich mit Ihnen in Verbindung setzen, und ich bitte Sie, ihm dazu entgegenzukommen. Er kennt Ihren Einfluß auf die Deutsche Reform und wird Sie angehen, ihn in der Weise zu verwenden, daß die D. R. das Organ der Deputation während ihrer Anwesenheit in Berlin sei ..... Die Neue Preuß. Ztg., und was dahintersteht, fürchte ich nicht. Viel mehr solche wohlmeinende, aber unklare Leute wie Beckerath. Dieser fragte mich, ob denn wohl ein preußischer Staatsmann mit gutem Gewissen dem Könige die Annahme anrathen könne. Ich wußte ihm nur durch die Frage zu antworten: Können Sie sie ihm mit gutem Gewissen abrathen? In der That scheint mir hier die Verantwortung, weil die Gefahr, noch größer, und ich dächte, wenn man nicht berufen ist, dabei mitzusprechen, wie Beckerath und ich, so sollte man froh sein und sich davon halten. Ich hoffe, er thut es. Es liegt eben eine politische, keine Verfassungsfrage mehr vor, die Frage nämlich, ob Preußen oder Oesterreich in Deutschland herrschen soll. Politische Fragen behandelt man aber politisch, also mit Rücksicht auf die augenblickliche Lage, mit Nachgiebigkeit gegen die Nothwendigkeit, und scheut auch Opfer nicht, um die Partie zu gewinnen und sich — denn so steht es doch — zu retten. Paragraphen lassen sich wieder ändern, eine dem Gegner überlassene Krone ist für immer verloren."

Die Hoffnung ließ Arnim bis zum letzten Augenblick nicht sinken, und sie vermischte sich bei ihm, wie immer, mit dem Gedanken seines Wiedereintritts

in den Staatsdienst, wobei er aber jetzt mehr einen diplomatischen Posten im Auge hatte. Am 3. April, also am Tage der Entscheidung in Berlin, schreibt er an Abel:

„Ich kann nicht sagen, daß ich ängstlich wäre, aber einigermaßen im Fieber bin ich doch, bis ich sie kenne. Die Beistimmung des Prinzen von Preußen, von der Sie mir schreiben, ist mir eine sichere Bürgschaft des erwünschten Ausganges; der König *kann* sich der Gefahr nicht aussetzen, welche diese Beistimmung für ihn herbeiführen würde. Und er wird es nicht *wollen*. Daß der Entschluß des Königs eine Ministerveränderung herbeiführen muß, verhehle ich mir nicht. Aber verhehlen möchte ich mir gern, daß sie mich berühren wird. Es ist allerdings ganz natürlich, daß der, welcher die Revolution zuerst in das deutsche Geleise ab- und damit einem vernünftigen und würdigen Ziele zuzulenken suchte, der diese Richtung während drei Monaten mit Mühe und Noth festhielt, und der deshalb später der Sündenbock aller Schwarzweißen ward, daß dieser jetzt, da sein Gedanke durchgedrungen ist und ins Leben tritt, nun auch zur Ausführung und weiteren Entwicklung desselben berufen werde. Aber damit ist ihm doch unleugbar das schwerste Theil beschieden, und er hätte wohl das Recht zu sagen: Was damals oder im vorigen Sommer möglich und ausführbar war, ist durch euer Zaudern und den unterdessen gewachsenen Widerstand so erschwert, daß ich nicht mehr anheischig gemacht werden kann, es jetzt noch auszuführen. Sucht euch für die veränderten Umstände, an denen ich nicht Schuld bin, einen Anderen, Muthigeren, Kräftigeren. Das könnte und möchte ich sagen, wenn der Ruf, in das Ministerium zu treten, an mich ergehen sollte. Auch hätte ich wohl noch einen anderen Grund, diesen Ruf abzulehnen. Die Hauptsache scheint mir nämlich, daß wir uns jetzt, *ohne allen Zeitverlust*, durch auswärtige Allianzen zu stärken suchen. Rußland wird durch nichts von einer Einmischung zurückgehalten werden, als wenn es sieht, daß wir uns in Paris und London zu stützen suchen. In Paris ist die russische Gesandtschaft sehr thätig, der Einfluß von Thiers arbeitet ihr in die Hände; wenn da nicht *schleunig* entgegengearbeitet wird, möchten wir mit unseren Bemühungen wieder einmal zu spät kommen. Nun weiß ich aber Niemand, ich sage das ungenirt, der dort so gut wirken könnte, als ich. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten wäre, Jemand für Paris bei uns zu finden, ich könnte nach bestem Wissen und Gewissen nur mich selbst hinschicken. Wer unterdessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wäre, wäre viel weniger wichtig, als die Wahl der deutschen Repräsentanten in Paris und London. An letzteren Ort würde ich in außerordentlicher Mission, als Botschafter, Gagern schicken; er ist gerade der Mann für die Engländer; er würde dort der „Löwe" des Tages sein. Ich weiß auch, daß eine solche Mission ihm viel mehr zusagen würde, als ein Portefeuille, was ja übrigens immer noch nachfolgen kann. Ich meine, daß Gagerns und meine *sofortige* Sendung an die beiden Höfe des Westens mehr als Alles dem Osten zeigen würde, daß das neue Deutschland entschieden eine neue Politik ergreifen will. Und nichts dürfte so geeignet sein, Rußland stutzen zu machen und zum Anschlagen gelinderer Saiten zu bewegen. Ich hoffe auf baldige gute Kunde von Ihnen. Else wird morgen confirmirt; gleich nach Ostern bin ich in dieser Beziehung ganz frei."

Die königliche Antwort vom 3. April und das vom gleichen Tage datirte preußische Rundschreiben, das die Ablehnung der Kaiserkrone erläuterte, haben dann doch auch den standhaften Optimisten erschüttern und entmuthigen müssen.

„Ich hatte mir", schreibt Arnim vom 7. April, „wohl nicht viel von diesem Ministerium erwartet, aber das hat noch meine geringsten Erwartungen übertroffen. Hat man denn wohl bemerkt, daß diese Note auch nicht einen Schritt weiter geht, als der König am 21. März 1848? Hier, wie dort, ist nur von einem „sich an die Spitze stellen", von der Gefahr des Vaterlandes als Motiv, von einer provisorischen Leitung die Rede. So ignorirt die Note Alles, was dazwischen liegt, und nicht wird dadurch die Regierung gehindert, später von der provisorischen Leitung und der Spitze zurückzutreten und Deutschland entweder Oesterreich oder einem Directorium in die freundlichen Arme zu legen. Ich habe keine Worte für diese Politik. Wäre sie nur so aus Gewissenhaftigkeit, so könnte man sie noch entschuldigen und eine gewisse Achtung

vor ihr haben. Ich fürchte aber, es ist nichts als die leidige Castraten-Impotenz, die, immer zwischen Gelüste und Nichtwagen schwankend, sich im Augenblick der That, vielleicht halb unbewußt, das will ich zugeben, hinter der Gewissenhaftigkeit versteckt. Dazu die großen Redensarten, wodurch man, wie die Kinder durch Pfeifen im Dunkeln, sich die Furcht zu vertreiben sucht — es ist ein klägliches Schauspiel, was da aufgeführt wird, um so kläglicher, als die Zuschauer nicht allein den Ekel daran, sondern auch die Folgen davon zu tragen haben. Es wird so nicht fortgehen, das weiß ich wohl, aber wie wird es anders werden? Und wird sich's bald zum Bessern wenden, so schnell, als wir es bedürfen in dieser dringenden Gefahr von außen? Daß die Sache später mit dem Rücktritt des Königs endigt, darüber habe ich gar keinen Zweifel. Aber ich habe das aus vielen Gründen nie wünschen können und wünsche es noch nicht. Es ist doch eine schwere Prüfung, durch die ein guter Preuße zu gehen hat. — Ich schrieb vorgestern Abend gleich an Simson, gestern an Gagern. Mir scheint — und das äußerte ich schon vor acht Tagen gegen Simson — die Deputation dürfte Berlin nicht verlassen, bis sie eine ganz genügende Antwort erhalten hat. Da findet sich aber nun, daß die 33 in Frankfurt unentbehrlich sind, wenn nicht irgend eine österreichische Intrigue siegen soll. Was ist da zu thun? Freilich müssen sie also zurückkommen, — aber nur nicht mit dem bisherigen Bescheide. Ist denn keine Hoffnung, einen besseren Bescheid von einem besseren Cabinet (das kann doch nicht schwer sein) zu erhalten? Ich meine, die kaiserliche Antwort müßte unbedingt annehmend sein, mit dem einzigen Vorbehalt: der Regulirung des Verhältnisses zu Oesterreich, unter Mitwirkung des ersten (sogleich) zu berufenden) Reichstages. Ohne diesen Vorbehalt müßten wir, nach dem unseligen § 1, die deutsch-österreichischen Provinzen nöthigenfalls erobern. Natürlich würde Oesterreich nicht unterlassen, diese Consequenz sogleich hervorzuheben und dadurch die für dasselbe in Paris und London schon bestehenden Sympathien noch verstärken. Ohne diesen Vorbehalt wird es uns nicht gelingen, Frankreich und England bei dem bevorstehenden Conflict wenigstens zu neutralisiren. Sie für uns zu gewinnen, ist ohnedies keine Aussicht. Das ist großentheils die unglückliche Folge der Vernachlässigung der diplomatischen Verhältnisse in Paris und London. Darüber habe ich seit neun Monaten geklagt, und es zeigt sich leider, daß ich Recht gehabt habe. — Ich bekomme eben noch Ihren Brief von vorgestern und sehe daraus, daß wir ebenso in den Ansichten, wie in den trüben Aussichten einverstanden sind. .... Die Proben der Hofunterhaltung, die Sie mir geben, zeugen allerdings von einer Benebelung, die das Schlimmste erwarten läßt. Ich möchte in anderem Sinne das Wort von Chateaubriand parodiren: Pauvre roi, pauvre Prusse! und ebendeshalb auch: pauvre Allemagne! Ich sehe auch in einem neuen Cabinet das einzige Heil und bin nicht Vinke's Meinung, daß es an die Note vom 3. d. M. gebunden sein würde. Wenn er das will, kann er auch nichts helfen. Ich glaube, er will aber auch nicht Minister werden, und deswegen hält er die alten um jeden Preis. Das Erstere kann ich ihm nicht verdenken, es sei denn, daß er sich vorher ganz sicher gestellt habe; das Letztere ist freilich falsch. Dem armen Abeken scheint seine Würde zu Kopfe gestiegen zu sein. Man schreibt mir, er gehe viel zu Meyendorf und Westmoreland, und diese zögen ihm alle Würmer aus der Nase. Es ist ein Jammer, daß die brauchbarsten und gescheutesten Leute so oft zu wenig Charakter haben, um politische Männer zu werden. Pectus aber macht nicht allein oratorem, sondern auch politicum."

Für Abel war „in der Berliner Dürre" das Wiedersehen der Frankfurter eine große Erquickung gewesen. Um so tiefer schmerzte ihn die Erfolglosigkeit ihrer Reise. Die Deutsche Reform hatte in den letzten Tagen noch wacker für die deutsche Sache gekämpft. Die Frankfurter Verfassung, meinte sie, sei freilich verhunzt, der König müsse aber gleichwohl annehmen und zugleich seine Bedingungen vorschreiben. Sie setzte die Angriffe auf den Grafen Arnim fort, vertraute auf eine Aenderung des Ministeriums und deutete auf die günstigere Stimmung des Prinzen von Preußen. Nach der Entscheidung des 3. April aber drängte sich Abel stärker als je der Gedanke auf, eine Sache zu verlassen, die für jetzt wenigstens verloren war. Eine Stellung im literarischen Bureau

als Handlanger des jeweiligen Ministeriums war sicher nicht das Ziel gewesen, als er sich durch Heinrich von Arnim zum Eintritt in den Staatsdienst bewegen ließ. Im Grunde war schon seit Arnim's Entlassung Abel's Stellung eine falsche gewesen: bloß durch die Hoffnungen Arnim's hatte auch er sich hinhalten lassen. Diese Hoffnungen wurden aber immer schwächer, und jetzt stellte sich — abgesehen von dem bitteren Unmuth über den Gang der Dinge — die Frage so, ob er überhaupt unter einem Ministerium, dem seine politischen Gesinnungen entgegenstanden, noch Dienste leisten dürfe.

Der Eintritt des Grafen Arnim hatte auch im literarischen Bureau einen Personenwechsel zur Folge gehabt. Herr von Richthofen war im Februar durch den Regierungsrath von Meusebach ersetzt worden. Abel bekam es zu spüren, und als er sich die Möglichkeit benommen sah, nach seiner Ueberzeugung zu schreiben, war er entschlossen zu gehen.

„Schon seit längerer Zeit," schrieb er dem Oheim, „war mir meine Stellung zuwider. Als ich in sie eintrat, betrachtete ich sie einerseits nur als eine Art Interimisticum, bis ein Ministerwechsel eingetreten oder sonst eine passende Stelle für mich gefunden wäre. Andererseits hoffte ich dadurch in näherer lehrreicher Geschäftsverbindung mit dem auswärtigen Ministerium zu bleiben. Beides ist nicht erfolgt. Indes war ich in meinem Thun ganz unabhängig: ich schrieb die Dir bekannten Artikel in der Reform nicht in amtlicher Thätigkeit, sondern aus innerem Drange. Daß ich mit ihnen auch der Regierung zu dienen glaubte, war mir lieb. Aber anders gestaltete es sich, als durch den Eintritt des Grafen Arnim die Politik des Ministeriums eine andere wurde und durch den reactionären Regierungsrath v. Meusebach, der Richthofen ersetzte, das literarische Cabinet eine mehr bureaukratische Einrichtung erhielt. Wir sollten unsere Artikel vorlegen u. dergl. und zur Vertheidigung aller ministeriellen Maßregeln unsere Feder führen. Nun kamen aber meine Artikel dazu. Ich hatte in der Reform fast allein den leitenden Theil für die deutsche Politik geschrieben; ich fuhr fort, von meinem Standpunkte aus unbefangen die Ereignisse zu besprechen. Mit meinem ersten Artikel gegen den Grafen Arnim, der hier viel Aufsehen machte, hatte ich plötzlich mich selbst und das Blatt in die entschiedenste Opposition, wenn nicht gegen das Ministerium, so doch gegen einen Minister gebracht. Damals und noch längere Zeit hin konnte man hoffen, diesen .... wieder zu verdrängen; verschiedene Minister hofften und wünschten es gleichfalls, die ganze Politik aber, die von da ab in der deutschen Sache erfolgte, gab mir keine Veranlassung, meine Polemik wieder einzustellen. Anfangs April wollte ich meine Entlassung verlangen, aber Lepsius und Freund Merkel hielten mich zurück, indem sie sagten, ich solle noch die bevorstehende Krise abwarten, ich komme sonst leicht aus der Carriere. Aber bald zeigte es sich, daß das Ministerium um jeden Preis zu bleiben entschlossen sei; mein Legationsrath bat mich, nicht mehr auf das Ministerium zu kommen, da man mich für den Verfasser der Artikel gegen Arnim halte, und ich mich Unannehmlichkeiten aussetzen könnte. Im Ministerium war man wüthend über die Opposition der Reform, wovon ein gut Theil mir zukam. So nahm ich denn meine Entlassung."

Als Abel an Heinrich von Arnim seinen Entschluß mittheilte, wollte ihn dieser noch immer festhalten und schrieb ihm am 16. April:

„Ihr Brief vom 11. d. M., lieber Abel, ist mir nicht erfreulich gewesen, weil ich daraus entnommen habe, wie Sie entmuthigt sind, ohne jedoch freilich zu verzweifeln, und wie Sie einen Ekel an aller Politik haben, was für den Augenblick und in Berlin allerdings verzeihlich ist, aber doch nicht gut, weil es Sie zu einem übereilten Entschlusse treiben könnte. Es erinnert mich das an die Geschichte von der Dame, welche seekrank war und von dem Capitän verlangte, er solle halten, sie wolle aussteigen. Mit dem Aussteigen auf hoher See geht es nun einmal nicht, wir müssen aushalten, so übel uns auch zu Muthe wird, der Hafen ist aber jetzt doch nicht mehr weit, und nachdem Sie so lange ausgehalten haben, dürfen Sie jetzt das Schiff nicht verlassen. Im Ernste, es kann doch nicht lange dauern, bis wir wissen, woran wir sind. Dann ist es immer noch Zeit, sich der Wissenschaft wieder in die Arme zu werfen und sich möglichst

darin zu vergraben; es ist das ein ganz deutscher Gedanke, im guten und im üblen Sinne; ich kann also nichts dagegen sagen, wenn ich Ihnen auch eine andere Thätigkeit wünschte. Dagegen kann ich nur entschieden billigen, daß Sie sich für den Augenblick von den öffentlichen Blättern fernhalten, da man Ihnen aufzulauern scheint. Antworten Sie mir doch, ob Sie so und überhaupt in Ihrer jetzigen Stellung noch eine Zeitlang aushalten wollen und können, und wenn das der Fall, so bestimmen Sie sich und mir meinetwegen einen festen Termin. Ich kann freilich nicht verlangen, daß Sie wie ich vollkommen planlos die Ereignisse abwarten sollen, um sich von ihnen bestimmen zu lassen. Sie haben eben noch das ganze Leben vor sich, was ich hinter mir habe. — Nach meinen Nachrichten ist vom Könige gar nichts zu erwarten; er kann nicht, wenn er auch jetzt wollte; er hat sein Wort gegeben."

In demselben Brief schreibt Arnim, daß er sich in Neuwied ein kleines Haus gekauft habe. Er verband damit einen politischen Zweck.

„Ich mußte wegen der künftigen Wahlen irgendwo in Deutschland eine Heimat haben; wenn ich es nun auch nicht dahin bringen werde, Neuwied als „verrotteten Flecken" für mich zu gewinnen, so werde ich doch hier noch am ehesten Aussicht haben, gewählt und wiedergewählt zu werden .... Wenn ich wünschen dürfte, so möchte ich den Lebensrest zwischen Paris und hier theilen."

So standhaft klammerte er sich an die Hoffnung irgend einer Wirksamkeit im öffentlichen Leben. Sein Schützling aber, wenn er auch noch immer über seine Zukunft schwankte, blieb wenigstens dabei, seine Verbindung mit dem literarischen Bureau zu lösen. Arnim schreibt ihm am 22. April:

„So sind Sie also doch los und frei. Unter diesen Umständen konnten Sie allerdings nicht bleiben, ohne sich einer Unannehmlichkeit auszusetzen. Ich kann Ihnen also nur Recht geben. Ebenso finde ich Ihren Entschluß gut, sich noch einige Zeit die beiden Arme des Wegweisers auf den Lebensweg anzusehen, ehe Sie der Richtung des einen oder des anderen folgen. Ich bin übrigens ganz mit Ihrem Onkel einverstanden, daß es schon Gelehrte genug in Deutschland gibt, und daß Sie besser thun werden, zwar nicht unter die Literaten und Journalisten, aber doch unter die Soldaten des Tages zu gehen. Da gibt es die verschiedensten Waffengattungen, und auch an gelehrten Waffen fehlt es da nicht."

Die Entbindung Abel's vom Dienst im Literarischen Cabinet vom 1. Mai ab erfolgte in der ehrenvollsten Weise. Herr von Meusebach schrieb ihm unter Bezeugung seines Dankes: „Ich kann die Gründe, welche Euer Wohlgeboren zu diesem Wunsche bestimmt haben, nur anerkennen, da für die Selbständigkeit und Annehmbarkeit einer solchen Stellung die Uebereinstimmung der politischen Ueberzeugung in den größeren politischen Fragen, in welchen die Regierung die Thätigkeit der Presse in Anspruch nimmt, nothwendiges Erforderniß ist." Das Schreiben, das nicht für immer auf Abel's Dienste verzichtete, war vom 29. April. Tags zuvor war die preußische Rundnote ergangen, welche die endgültige Ablehnung der Frankfurter Verfassung aussprach. Froh, ein peinlich gewordenes Verhältniß abgeschüttelt zu haben, machte Abel im Mai einen Ausflug nach Schlesien und ins Riesengebirge, von dem er erfrischt nach Berlin zurückkehrte.

Die nächste Zeit brachte den Versuch des Dreikönigsbündnisses, und die Gothaer Versammlung. Abel hielt es jetzt für weiser und patriotischer, die preußische Regierung auf den von ihr eingeschlagenen Wegen zu begleiten, als sich, wie in Süddeutschland geschah, auf die Frankfurter Verfassung zu steifen. Am Vaterland zu verzweifeln, dazu sah er keinen Grund.

„Ich glaube, noch stärkere und gefährlichere Stürme könnten wir bestehen, wenn es nöthig wäre — weil es ein Preußen gibt; ohne dies aber, das bin ich fest überzeugt, würde uns kein Engel vom Himmel vor der Anarchie und den auflösendsten inneren Kämpfen bewahren

können, die uns dem österreichischen Despotismus in die Arme werfen müßten. Auf der preußischen Armee beruht das Schicksal Deutschlands; sie hat für die jetzige Zeit einen vielleicht nicht so glorreichen, aber nicht minder hohen Beruf als im Jahre 1813. Bei allem Widerwillen gegen die Politik der preußischen Minister (den ich am Ende doch besser an den Tag gelegt habe, als die süddeutschen Preußenfresser) habe ich doch neuen Respect vor dem preußischen Staat gewonnen. Ich habe darüber, wenn man will, geschichtsphilosophische Gedanken. Mit ihm kommt ein ganz neues, im Grunde antigermanisches, aber Deutschland rettendes Element in unsere Geschichte."

Bei den preußischen Wahlen im Sommer erhielt Heinrich von Arnim einen Sitz in der ersten Kammer. Langsam begannen auch seine Hoffnungen sich wieder zu heben.

„Viel wird wohl," schrieb er aus Neuwied, den 21. Juni, „darauf ankommen, wie die Besprechung in Gotha abläuft. Die dort sich versammelnden Pontoniers sind ganz bereit, die Brücke zu schlagen; wird man ihnen denn von der anderen Seite entgegenkommen?"

Der nächste Brief aber, vom 19. Juli, unter dem Eindruck des blutigen Sturmes auf Fridericia geschrieben, ist wieder voll Unmuths:

„Die Geschichte von Fridericia mit dem Waffenstillstande als Siegel darauf ist der Gnadenstoß für uns in Deutschland. Ich sehe nicht ein, wie diese Blutschuld zu sühnen ist. Daß es zum Waffenstillstande nicht kommen wird (auch die Dänen wollen ihn nicht mehr) hilft uns wenig, die Schmach bleibt unauslöschlich auf denen, die den liederlich geführten Krieg zu so kläglichem Ende kommen ließen. Ich war kürzlich in Frankfurt, Heidelberg und Mannheim. Dahlmann wird nach Berlin zur Ersten Kammer kommen, wenn auch ungern. Auf Gagern ist er nicht gut zu sprechen; ich konnte ihm aber nicht Recht geben. Gagern habe ich in Hornau besucht; er beschäftigt sich unverdrossen mit der „Union" mit Oesterreich. Das ist freilich ein frommer Wahn. Was in dem Dreikönigskuchen steckte, haben wir ja jetzt erfahren, d. h. nichts. Kann man das einen Vertrag nennen, dessen Contrahenten nur dann daran gebunden, wenn der Feind ihn auch annimmt? Dessen Auflösung also in der Hand dessen liegt, der sein Bestehen nicht wünscht! Solcher Wahnsinn kann doch nur in Deutschland vorkommen, und solche Albernheiten können nur unsere Diplomaten begehen."

Bevor Abel endgiltig zu seinem wissenschaftlichen Beruf zurückkehrte, machte er vom August bis zum October noch eine Reise durch Norddeutschland und über den Rhein nach Schwaben. In Neuwied war er, von Arnim wiederholt eingeladen, drei Tage zu Gast „am ersten noch mit dem interessanten und gelehrten Circourt zusammen, einem Germanomanen"[1]). Arnim fand schon damals das Aussehen des jungen Freundes besorgnißerregend verändert. Abel's Reise durch die deutschen Städte galt zum Theil den Bibliotheken und den Arbeiten für die Monumenta; für diese bearbeitete er in Stuttgart, unter Stälin's Beistand und mit den Hilfsmitteln der dortigen Bibliothek, die Annalen des Klosters Zwiefalten. Auch für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" hatte er nach Vollendung des Paulus Diaconus noch einen Band fränkischer Geschichten übernommen. Nach der Rückkehr im October ging es aber mit gesammelten Kräften — das Schwanken zwischen Politik und Wissenschaft hatte jetzt ein Ende — zugleich an eine selbständige Arbeit, mit der er sich den Weg zu einem Lehrstuhl zu bahnen suchte. Schon lange lag ihm eine Bearbeitung der

[1]) Ueber diesen französischen Legitimisten, eine höchst merkwürdige Persönlichkeit von „unermeßlichem Wissen mit der Gabe glänzender Mittheilung verbunden" s. Geffcken, Politische Federzeichnungen, S. 349 ff. Arnim war als preußischer Gesandter in Paris mit dem Grafen Circourt befreundet worden, und dieser befand sich im Jahre 1848 in einer außerordentlichen Sendung in Berlin, während Arnim auswärtiger Minister war.

Geschichte Friedrich's II. von Hohenstaufen im Sinn. Das erste Stück derselben, die Monographie: „König Philipp von Hohenstaufen" (Berlin, W. Hertz 1852) wurde in Bonn fertig geschrieben, wo er im Frühjahr 1851, 27 Jahre alt, als Docent der Geschichte sich habilitirt hatte.

Ganz von der Politik sich loszumachen hat er doch nicht vermocht. Am 12. November 1849 schreibt er dem Oheim:

„In der letzten Woche arbeitete ich für Arnim eine Kritik der die dänischen Unterhandlungen und Verträge rechtfertigenden ministeriellen Denkschrift aus, die er, wenn die Sache in den Kammern vorkommt, drucken lassen wird. Ich machte mich sehr ungern daran, und nur aus Gefälligkeit, nachher aber freute es mich doch, und ich lernte viel dabei, indem ich außer den gedruckten Aktenstücken noch viele Noten Gagern's und die meisten Berichte des Schleswig-holsteinischen Bevollmächtigten in Frankfurt an seine Regierung vom Ende December bis Anfang Mai zur Durchsicht hatte. Meine Ansicht ist folgende: Das Benehmen Preußens ist immer schwächlich, seit Mitte Mai schmählich. Wie schwer es aber war, etwas Ordentliches durchzusetzen, hat auch Gagern erfahren müssen und gezeigt. Am 28. Januar schreibt Francke, daß nach Bunsen's Eröffnungen Dänemark mit Rußland, Frankreich und Schweden Verträge abgeschlossen habe, wonach Frankreich im Falle des Wiederausbruchs des Krieges mit seiner Land- und Seemacht Dänemark zu Hilfe eilen, dieses aber ohne Frankreichs Zustimmung keinen Frieden mit Deutschland schließen soll, Rußland mit 40 000 Mann Schleswig besetzen, mit 100 000 Mann in Ostpreußen einrücken, Schweden für den Fall feindlichen Besetzens von Jütland mit 6000 Mann helfen soll. Eine andere Trennung Schleswigs als nach der Linie des Danewirke und der Treene gibt Rußland nicht zu. Daß diese Stipulationen bei Wiederausbruch des Krieges wirkungslos blieben, kam wohl von dem damaligen Uebermuth Dänemarks her."

Mit Theilnahme und immer noch hoffend folgte Abel dem Gange der Unionsbestrebungen, so lange diese nicht aufgegeben waren. In den Briefen an den „Schwäbischen Merkur" war er dafür thätig, seine Heimath Württemberg für den Anschluß an das Dreikönigsbündniß zu gewinnen. Eben diese Berichte lassen erkennen, wie die schmerzlichen Erfahrungen der letzten Jahre Abel's politisches Urtheil bedeutend gereift hatten. An Preußens Beruf hielt er unerschütterlich auch dann noch fest, als dasselbe Schritt um Schritt vor seinen Gegnern zurückwich. Deutlich erkannte er jetzt, daß die deutschen Hoffnungen gerade an den Staat Preußen sich knüpften.

„Preußen hat in allen Perioden seiner Geschichte dann am deutschesten gehandelt, wenn es seinen eigenen wahren Vortheil am besten zu wahren wußte, und was man ihm und mit Recht als schwere Schuld gegen Deutschland zur Last legen kann, das hat sich immer am schnellsten und schwersten an Preußen selbst gerächt."

Doch war er nach der Katastrophe von Olmütz nicht wieder zu einem öffentlichen Wort zu bewegen.

„Ich kann mich nicht dazu entschließen; es ist zu ekelhaft diese Manteuffelei, diese Herrschaft der platten Nichtswürdigkeiten. Manteuffel selber regiert übrigens nicht, sondern er ist, wie Le Coq, Westfalen, Raumer, ein Werkzeug des Generals Gerlach und dessen Sippschaft, aber noch mehr, er ist eine Creatur Rußlands und Oesterreichs so sehr als vor Zeiten Schwarzenberg und Seckendorf. Er wird im Grunde von Allen verachtet, der König selbst kann ihn nicht leiden; aber er wird, das ist Thatsache, von dem russischen Gesandten gehalten, wie es denn neulich von dem Preußischen Wochenblatte auch geradezu gesagt wurde, daß der einen casus belli aus Manteuffel's Bleiben gemacht habe. Meyendorf's braucht man hier nicht mehr, des zugleich kräftigen und feinen, Budberg mit seiner herrischen Grobheit ist an seiner rechten Stelle, er ist eigentlich Premierminister. Für junge Diplomaten, Attachés und andere Leute, die vorwärts kommen wollen, ist es einer der ersten Gänge, sich dem russischen Gesandten vorzustellen. Als man ihm neulich an die Stelle Manteuffel's Bismarck-Schönhausen zum Premier vorschlug, gab

er barsch zur Antwort: „Den verbitte ich mir!“ Vor zwei Jahren ist Manteuffel mit Hilfe einer österreichischen Intrigue auswärtiger Minister geworden statt Bernstorf; jetzt bleibt er es mit russischer.“

Nur einmal noch hat Abel eine Schrift halbpolitischen Inhalts geschrieben. Wie bei so Vielen, die im Jahre 1848 hoffend und vertrauend gewesen waren, richtete sich jetzt die ganze Bitterkeit seiner Seele gegen die Person Friedrich Wilhelm's IV. Das Kaiserthum schien ja aufgerichtet, wenn nicht der Kaiser versagt hätte. Nun stieß Abel in seinen Studien über das deutsche Mittelalter auf einen Fürsten der Ostgothen, der, ein schwächlicher Nachfolger des großen Theodorich, seine Zeit mit geistreichen Nichtigkeiten anfüllte und sein von Ost und West zugleich bedrohtes Reich darüber an den Rand des Abgrundes brachte. Er schrieb jetzt das Charakterbild dieses Fürsten, das unausgesprochen, doch Jedermann verständlich, zugleich ein Bild des Preußenkönigs war, vergleichbar jener geistreichen Studie, in welcher sein Landsmann Friedrich Strauß im Jahre vor der Revolution dem „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“ einen Spiegel vorgehalten hatte; eine Satire von schneidender Schärfe und erfüllt von dem ganzen Jammer über die zerstörten Hoffnungen der letzten Jahre. Abel hat diese im Jahre 1852 geschriebene Schrift: „Theodat, König der Ostgothen“, nicht veröffentlicht; sie ist aber nach seinem Tode im Jahre 1856 zum Druck gebracht worden.

Mit Heinrich von Arnim blieb er fortdauernd in brieflichem und persönlichem Verkehr. Auch des gescheiterten Staatsmanns ausdauernder Optimismus war — seiner Devise „dennoch“ zum Trotz — nunmehr gebrochen. Schon zu den Unionsversuchen hatte er nur mehr geringes Vertrauen: „Am Ende behalte ich, leider, doch Recht: was wir versäumt haben, im Schwunge zu erreichen, werden wir nicht erklettern, oder doch nur, nachdem Tausende sich vorher den Hals gebrochen haben, Große und Kleine.“ Doch sah er in der Politik des Novemberministeriums immer noch eine Fortsetzung der Märzpolitik, wenn auch eine schwächer und schwächer werdende, bis zur Unkenntlichkeit entstellte: „Von der Majestät des Erbkaisers der Deutschen sind wir auf den Reichsvorstand herabgesunken, vom Reichsvorstand auf den Vereinsvorstand.“ Als aber auch die Unionsverträge zerrissen lagen, Schleswig-Holstein preisgegeben, die Unterwerfung unter das Ausland vollzogen war, da schüttete er zornige, ingrimmige Klagen aus, die zum Stärksten gehören, was die Empfindung der Schmach des Vaterlandes den damaligen Lenkern Preußens entgegenrief. Er sah, wie das Schuldbuch Preußens Blatt um Blatt anschwoll, und harrte des Tages der Vergeltung. In die Trauer des Vaterlandsfreundes mischte sich das Gefühl des unbefriedigten und gekränkten Ehrgeizes. Im Sommer 1850 zog er nach Schloß Linschoten bei Utrecht, das seiner Tochter Else als Erbe zugefallen war[1]). Nach Berlin ging er nur noch, wenn ihn die Sitzungen der ersten Kammer riefen, wo er, dem Haß der Kreuzzeitungspartei eine Zielscheibe, je und je in gehaltenen und unge-

[1]) Arnim's Gattin war die Tochter des Gesandten der batavischen Republik am Stuttgarter Hofe, Strick van Linschoten, gewesen. Bunsen schrieb im Jahre 1848: „Wir sahen seine liebe Else; ich fühlte aus ihren Augen das Bild der engelgleichen Mutter mir entgegenstrahlen.“ (Bunsen, Aus seinen Briefen ꝛc., Bd. II, S. 472.)

haltenen Reden sich Luft machte. Zwei Reden vom Landtag 1851, die er unter dem Titel: „Zur Politik der Contrerevolution in Preußen“ herausgab, zogen ihm einen Proceß und eine Geldstrafe zu. Er hatte sich gefaßt gemacht auf „die Gefängnißmauern, wenn das Kammergericht seine vermanteuffelte Schuldigkeit thut; ich wenigstens habe nicht mehr ein Müller von Sanssouci'sches Vertrauen in diesen hohen Gerichtshof“. Jedesmal war er froh, wenn er nach Linschoten zurückkehren konnte, „eine der erträglichsten Klippen, auf welche ein schiffbrüchiger Minister sich retten kann“. Und hier zwang sich der hochstrebende unglückliche Mann endlich zu der Rolle eines resignirten Zuschauers. „Von Politik,“ schrieb er an Abel am 2. Juni 1851, „weiß ich hier gar nichts und will auch nichts davon hören. Mit dem Tage vor meiner Abreise von Berlin habe ich damit vorläufig abgeschlossen. Ich glaube, ich thue gut, mein Leben auf diese Weise in zwei ganz abgesonderte Hälften zu theilen, wovon die eine der Oeffentlichkeit und der Stadt, die andere dem Hause, der Familie und dem Lande gehört; das gelingt mir hier wenigstens sehr gut, denn ich denke mit keinem Gedanken an Berlin und Politik.“ Oefters kam er mit seiner Tochter nach Bonn, und im Winter von 1852 auf 1853 hörte Else eine Vorlesung über deutsche Geschichte, die Abel etlichen adligen Damen hielt. Um Pfingsten 1853 hat dieser selbst einen mehrtägigen Besuch in Linschoten gemacht. Wenige Monate darauf ergriff ihn die Krankheit, von der er nicht wieder genesen sollte. Bei einem Besuch in der Heimath wurde er im September 1853 von heftigen Ausbrüchen eines Lungenleidens befallen. Daß er sich von demselben nicht wieder erholen konnte, schrieben die Freunde dem nagenden Grame über die getäuschten Hoffnungen des Vaterlandes zu, mit denen auch seine persönlichen Aussichten sich ins Ungewisse schoben oder zunichte wurden. Der Schwabe, der, über die Vorurtheile seiner Heimathgenossen erhaben, so viel für Preußen gethan hatte, der seine Existenz von Preußen nicht mehr zu trennen vermochte, hatte vergebens auf Anstellung durch eine Regierung gehofft, die, wie sein Gönner Arnim damals sich ausdrückte, schuldigen und unfähigen Händen anvertraut, die Ehre Preußens in den Abgrund rollen ließ. Er starb im Alter von 30 Jahren am 28. October 1854 im Hause seines Oheims Diaconus Abel zu Leonberg, von Allen, die ihn kannten, hochgeschätzt um des Adels seiner Persönlichkeit willen. Welchen Verlust die Wissenschaft durch den frühen Tod des angehenden Meisters in der Geschichtsschreibung erlitt, das ist damals von Männern wie Dahlmann und Jacob Grimm laut bezeugt und betrauert worden. W. Lang.

Ludwig Holberg[1]).

Von

Georg Brandes.

Zwei junge Gelehrte, ein ausgewanderter Däne und ein eingeborener Deutscher, Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther, haben in diesem Jahre die verdienstvolle und schwierige Arbeit der Wiederherausgabe der ältesten deutschen Uebersetzung von Holberg's vorzüglichsten Schauspielen vollendet, sie mit textkritischen Anmerkungen und Aufklärungen versehen und mit drei selbständigen Abhandlungen: Holberg's Leben, Holberg's Comödiendichtung, Holberg und Deutschland begleitet. Die ganze Arbeit haben sie dann Henrik Ibsen gewidmet, als dem größten Dramatiker Skandinaviens seit Holberg's Zeit und als dem, der in unsern Tagen die dramatische Kunst des Nordens in Deutschland vertritt.

Die Arbeit selbst ist als philologische Arbeit mustergültig. Schlenther's kurzer Grundriß von Holberg's Lebensgang gibt mit der Sicherheit einer geübten Hand alles Nothwendige, und überspringt alles Unwesentliche, das den deutschen Leser ermüden könnte. Gleichfalls von Schlenther ist „Holberg und Deutschland", die beiden großen Aufsätze haben den Werth von Originalarbeiten.

Die Studie über Holberg's Comödiendichtung von Hoffory behandelt Holberg's Technik und seine Quellen. Es wird mit Rücksicht auf die Technik, diese schwächste Seite des Dichters, nachgewiesen, wie gut er es verstanden hat, durch Umarbeiten zu verbessern. „Meister Gert Westphaler" bietet sich als sprechendes Beispiel dafür dar. Was die Quellen betrifft, so findet man hier Alles vereint, was die Nachforschung eines Jahrhunderts zur Beleuchtung von Holberg's Benutzung der älteren und zeitgenössischen Literatur ans Licht gezogen hat: sein Entlehnen von Einzelnheiten und Kleinigkeiten, seine Behandlung des fremden, theils novellistischen, theils dramatischen Stoffes, sein Verhältniß zu seinen Vorbildern, insonderheit zu Molière.

---

[1]) Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Comödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In den ältesten deutschen Uebersetzungen mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther. Berlin, Georg Reimer. 1888.

Bekanntlich hatte der sowohl als Lyriker wie auch als witziger Dramatiker ausgezeichnete Dichter Robert Prutz, der in diesem Jahrhundert, nächst Ludwig Tieck, am meisten dafür gethan hat, die Liebe zu Holberg in Deutschland aufrecht zu erhalten, in seinem Werke über den dänischen Dichter die Abhängigkeit desselben von Molière fast unerwähnt gelassen, während er auf Holberg's Verhältniß zum alten lateinischen und zu dem von Gherardi in französischer Sprache herausgegebenen italienischen Theater alles Gewicht legte. Der Franzose Legrelle bekämpfte diese Einseitigkeit in einem lehrreichen Buche „Holberg als Nachahmer Molière's betrachtet", und in den Spuren Legrelle's weist Dr. Hoffory die Einwirkung Molière's auf den dänischen Comödiendichter mit kritischem Scharfsinn nach.

Möchte das deutsche Publicum die Gelegenheit benutzen, die Bekanntschaft mit einem der größten Männer der germanischen Literatur zu machen oder zu erneuern, dem Manne, der die moderne Cultur in Dänemark und Norwegen begründet hat.

Holberg's Schauspieldichtung ist die Blüthe der Existenz des großen Einsamen. Kein Werk gibt eine vollkommenere Vorstellung davon, was Dänemark und Norwegen ihm schulden und durch ihn einander verdanken. Dänemark ist und bleibt Norwegen tief verpflichtet, weil Holberg das Licht in der Stadt Bergen als das Kind norwegischer Eltern erblickte; Norwegen steht kaum in einer weniger tiefen Schuld zu Dänemark, weil es ihm die Bedingungen seiner Wirksamkeit gab, besonders die Möglichkeit, seine dichterischen Anlagen in der Form des Schauspiels zu entfalten. Aber beide Länder verdanken doch ihm unendlich viel mehr, als er ihnen verdankt. Ihnen wurde in ihm ein Herr und Meister geboren. Ludwig Holberg ist der erste Mann, der Dänemark und Norwegen sich geistig unterworfen hat.

I.

In der neuesten Zeit ist viel gegen den Cultus des Genies gesprochen und geschrieben worden. Man hat gefunden, daß die von der literarischen Kritik unternommenen Analysen des Genies von der Last der Dankbarkeit gegen dasselbe entbänden, indem sie Vieles in jedem Werk zu andern Urhebern als denen des Werkes zurückführten. Man hat das Genie für verringert, verkleinert angesehen, indem es als ein Erzeugniß seines Zeitalters und ein Ausdruck seines Volksstammes aufgefaßt wurde. Man hat den Einfluß der großen Männer für überschätzt gehalten. Alles wäre auch ohne sie erreicht worden, nur etwas langsamer.

Hierzu gesellt sich bisweilen, besonders bei den Vertretern und Anhängern der Demokratie, die Ansicht, daß die Menschheit keiner leitenden Geister bedürfe, ja sich am besten ohne sie behelfe; der Glaube, mit andern Worten, daß sie sich durch Zusammenlegen vieler gewöhnlicher Tüchtigkeit und vieler begabter Mittelmäßigkeit ersetzen lassen.

Aber dieser Hang zum geistigen Ostracismus des Genies, der durch das Studium der Naturwissenschaften angeregt wird, und im Uebrigen seine Nahrung von dem gemeinen und dem feinen Neid erhält, hat in einer falschen Grundanschauung seinen Ursprung.

Die Auffassung der Literatur und der Kunst, nach welcher Ideen und Visionen in letzter Instanz von den Massen, dem Haufen herzuleiten sind — eine Auffassung, welche von dem französischen Denker Taine formulirt worden ist, der, obgleich in politischer Hinsicht ausgeprägter Aristokrat, in diesem Punkte merkwürdig demokratisch gesinnt ist — hat seine Wurzel in einer allzulange unterhaltenen Sinnestäuschung. Eine Idee, eine Kunstform, ein reformatorischer Gedanke keimt nie in dem Haufen. Selbst die Volkslieder des Mittelalters gingen nicht aus dem „Volke" hervor. Die Idee entsteht in dem einzelnen Mann, der über dem Haufen hervorragt und ihn zu sich hinanzieht. Er schafft sich langsam einen Kreis unter den Aufgewecktesten, besonders unter denen, die wie er angelegt sind, dieselben Neigungen, nur in geringerem Grade, besitzen. Doch die Initiative geht immer von dem großen Individuum aus, niemals von einem Publicum oder von einer Bevölkerung.

Besonders die Verhältnisse des Alterthums, welche die Gebildeten Europa's in der Regel vor den modernen kennen lernen, haben die Denker der Gegenwart irre geleitet. Im Alterthum, als die Verkehrsmittel wenig entwickelt waren und die Völker mehr für sich lebten, bedeuteten die Herkunft und die Umgebung, welche mit dem Geburtsland gegeben waren, fast Alles. In der neueren Zeit ist es anders geworden. Eine Literatur des Alterthums, wie die griechische, ist nothwendigerweise ganz durch den Charakter des Volkes bestimmt, in dessen Mitte sie erstand, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Schriftsteller von anderen Nationen nicht beeinflußt waren. So wird die Literatur Griechenlands ein von einigen repräsentativen Männern gegebener, gedrängter Ausdruck der griechischen Cultur.

In der neueren Zeit drückt eine Literatur in der Regel nur insofern den Charakter und die Eigenschaften eines Volkes aus, als das Volk im Stande gewesen ist, dieselbe zu bewundern und sich anzueignen. Man kann sich aber durchaus nicht immer darauf verlassen, daß der große, allmälig anerkannte Schriftsteller ursprünglich ein Ausdruck der Eigenschaften seines Volks gewesen ist. Zuweilen zeigt sich seine Größe am stärksten eben darin, daß er die Eigenschaften des Volkes nach den seinigen umformt, indem er, langsam sich Bewunderung erzwingend, auf zahllosen Wegen die Gemüther beeinflußt.

Holberg ist ein Beispiel größten Stils. Er ist kein Ausdruck der nationalen Cultur. Dieselbe war, da er als geistiges Individuum erwachte, sehr unbedeutend, stand hinter derjenigen Europa's zurück, konnte einem lernbegierigen, geschweige denn einem cäsarischen Geiste, keine hinreichende Nahrung bieten. Er stand ihr in all den Formen, in welchen sie ihm entgegentrat, fremd gegenüber; ihm fehlte der Sinn für sie, ja er schätzte sie gering in der naiven Gestalt der Volkslieder und Volksbücher; er verabscheute sie, wo sie sich in der bewußten und anspruchsvollen Form der Pedanterie und der Scholastik äußerte.

Wie bildete er sich denn? Wie sich heutzutage so manch' anderer freier und bedeutender Geist bildet. Durch die Berührung mit anderen freien und bedeutenden Geistern, in Europa dünn zerstreut, wie es jene waren, die er in ihren Büchern suchte oder deren Einfluß er in der Atmosphäre fremder Länder vernahm.

Seine gelehrte Bildung ist universell, vielen Menschenrassen und Völkern

entstammend; seine künstlerische Bildung ist nahezu romanisch. Und was besondere Aufmerksamkeit verdient: seine Geistesrichtung ist — wie in meinem Werkchen: „Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen" näher erörtert — der reine Classicismus, obgleich der Classicismus factisch sowohl gegen den allgemeinen germanischen Rassencharakter, wie gegen die speciell nordischen Volkseigenschaften der Skandinavier streitet.

Deshalb bildet er zu seinen Lebzeiten keine Schule, sondern steht in seinem Zeitalter ganz allein, und wird nichtsdestoweniger der volksthümlichste Name in der Literatur der beiden Länder, der am allgemeinsten anerkannte Meister. In einem Zeitraum von anderthalb hundert Jahren hat er sämmtliche Gesellschaftsclassen zweier Völker erobert. Dänische und norwegische Volkseigenthümlichkeiten haben sich bis zu einem gewissen Punkte nach den seinigen geformt.

Er war nämlich völlig anders geartet als die anderen Nordländer seiner Zeit. Es gab Niemanden, der ihm gleich war, und er erinnerte an nichts Früheres in diesen Ländern. Seine Bedeutung beruht zum großen Theile hierauf.

Denn Eine Gefahr droht immer der modernen Gesellschaft, Eine geistige Pest, die sich unaufhörlich mehr und mehr verbreitet. Diese Gefahr, diese Pest besteht darin, daß Alle wie Eins werden, daß innerhalb des Kreises, den ein Land oder eine Kaste ausmacht, Alle einander und nichts als einander verstehen und dadurch nach und nach alle zusammen Durchschnittsmenschen werden, mit möglichst viel gemeinsamen Zügen, mit Vorstellungen und Vorurtheilen gemein, mit Lastern gemein, mit Tugenden gemein — kleine Laster, geringe Tugenden, ungeheure Mittelmäßigkeit ihnen allen gemein.

Zu den großen Wohlthätern der Menschheit gehören die Männer, die mit Erfolg versucht haben, sich gegen den Strom zu stemmen, der im Leben der Gegenwart mit so reißender Kraft und Geschwindigkeit zum Gewöhnlichen und Einartigen führt. Kurze Zeit vor Holberg's Auftreten hatte der Engländer Molesworth Dänemark mit den folgenden Worten gebrandmarkt: „Ich habe nie ein Land kennen gelernt, wo der Sinn der Bevölkerung mehr nach einem Kaliber und von einer Art wäre als hier. Man findet Niemanden mit ungewöhnlichen Eigenschaften, Niemanden, der in besonderen Studien oder Geschäften sich auszeichnet."

Holberg ist der große Stein, der von dem guten Geschick Dänemark in die Mitte des Stromes geschleudert wurde und der einen Damm gegen ihn abgab. Er schilderte seine Zeitgenossen wie sie waren, mit ihren Dummheiten und Schwachheiten, ihren Urtheilen und Vorurtheilen, gab ihren Querschnitt und Durchschnitt, ihr Mittelmaß und ihre Mittelmäßigkeit in starken Zügen, in kühnem Stil, in hohem Relief. Er war so ganz anders geartet als seine Zeit, daß ihre Alltagsphysiognomie ihm eine heitere Caricatur wurde.

Und seine Absicht war nicht nur die, als Schilderer zu unterhalten; nein, er wollte die Rasse als Moralist verbessern.

Holberg ist der große Züchter der nordischen Völker. Er übernahm diese Heerde und strebte Menschen aus ihr zu machen. Er wirkte dadurch, daß er ihnen kräftige Kost und satirische Peitschenhiebe gab; er reinigte die Luft vom Aberglauben und die Wege von den Schranken der Dummheit.

Andere mildere Geister haben sich bestrebt, ein neues besseres Geschlecht durch Liebe zu erziehen, es heranzulieben; Holberg versuchte, das Geschlecht emporzuzüchtigen. Er ist der große, einsame, lachlustige Zuchtmeister des Geschlechts.

Seine Bedeutung für Dänemark ist deshalb eine ähnliche wie die Peter's des Großen für Rußland. Er führte Europa's Cultur in sein Land ein. Fehlte ihm auch, wie jenem Genie auf dem Throne Rußlands, Sinn und Blick für mancherlei Werthvolles aus der Vorzeit des Landes, dieser Vorzeit, mit welcher er brach, so bewirkte er doch gleichzeitig, daß das Land von nun an unter den Mächten Europa's geistig mitgerechnet werden konnte.

Er war ein Todfeind aller eingerosteten Gewohnheit, aber er war nicht deshalb ein Fürsprecher politischer Freiheit. Er war wie der große Czar, dem er in seiner Jugend huldigte, und wie der große Preußenkönig, den er in seinem Alter bewunderte, ein reformatorischer Alleinherrscher, der die ersten Umrisse einer modernen Nationalität aus dem groben Material heraushieb.

Holberg ist der aufgeklärte Absolutismus in Dänemark-Norwegen.

Es gibt zwei Arten hervorbringender Geister: diejenigen, deren innerstes Wesen sich an den Tag legt in Befruchtung anderer Geister, und diejenigen, deren Begabung es ist, von den Ideen des Zeitalters befruchtet, dieselben künstlerisch in einer Gestaltenwelt herauszuformen. Die meisten modernen Dichter sind der letzteren Art: sie verhalten sich den Ideen gegenüber empfangend. Zum Ersatz sind sie es allein, welche fast jeden kleinen Zug der Gestaltung hervorbringen.

Mit Holberg verhält es sich anders; er ist in gleich hohem Grade ein befruchtender und ein gebärender Geist. Er, der angelegt war zu einem Herrscher und Herrn über die Gemüther anderer Menschen, hat völlig so viel gedacht und gewollt, als er gedichtet und geträumt hat. Er hat seine Ideen selbständiger als Andere hervorgebracht, und gleichzeitig war er abhängiger als heutzutage die Sitte erlaubt, mit Rücksicht auf Einzelnheiten der Formgebung.

Ausgezeichnete und gewissenhafte Forscher haben von Rahbeck an bis Olaf Skavlan, Legrelle und Hoffory mit großem Eifer Alles zusammengesucht, was in der älteren und neueren Literatur Holberg als Comödiendichter zum Muster und Vorbilde gedient hat. Während man zu Holberg's Lebzeiten ihm bisweilen sein Benutzen und Umformen epischer Stoffe und dramatischer Elemente übel nahm, ist man in neuerer Zeit nicht weit davon entfernt, ihm dasselbe zur Ehre anzurechnen. Es ist an sich weder ein Vorzug noch ein Fehler. Die Hauptursache dieser starken Benutzung der Vorgänger war die improvisatorische Eile, mit welcher Holberg seine Schauspiele in zwei kurzen Perioden seines Lebens ausarbeitete: die ersten sechsundzwanzig Comödien in den Jahren 1722—1727, die letzten sechs in der Zeit von 1747—1754, also in einer solchen Hast, daß er ungefähr in drei Jahren nach einander jährlich nicht weniger als sieben seiner wichtigsten und besten Comödien geschrieben haben muß.

Gleichwohl hat man in der letzten Zeit auf der Jagd nach Holberg'schen Entlehnungen von seinem Eifer sich ein wenig zu weit führen lassen. In der geringsten Aehnlichkeit hat man Nachahmung gespürt; die zufälligste Uebereinstimmung hat man als Beweis dafür angesehen, daß Holberg ein einzelnes bestimmtes Vorbild gehabt habe; selbst in solchen Zügen, die mit Nothwendigkeit

für verschiedene Bearbeitungen verwandter Stoffe gemeinsam werden, hat man sprechende Zeugnisse gefunden. Ohne dem natürlichen Eindruck Zwang anzuthun, wird indessen kaum Jemand, wie es geschehen ist, die Maskerade von Regnard's „Le joueur" beeinflußt, oder den Misanthropen Molière's, zuerst in „Der Wankelmüthige", später in dem „Philosoph in der Einbildung" nachgeahmt finden.

Damit ist nicht ausgeschlossen, daß Holberg als Dichter der Erfindung älterer Zeiten stark verpflichtet ist. Dafür ist er, wie schon erwähnt, in weit geringerem Grade als die meisten anderen Poeten, ein Ausdruck von Ideen, denen gegenüber er sich nur empfangend verhielte. Er wollte sich nicht damit begnügen, ein Spiegel seines Zeitalters zu sein. Er war nicht damit zufrieden, in seiner Kunst nach Künstlerweise eine flüchtige Erscheinung in einem bleibenden Bilde festzuhalten.

Nein, er wollte diese Menschenheerde so aufzüchten, daß er die Rasse verbesserte. Er wollte diesen Haufen von großen Thoren, diese Bevölkerung von großen Kindern solcherweise erziehen, daß die Thoren sich schämten und aus den Kindern reife Männer und Frauen würden. Er ist unter den großen Skandinaven der Volkserzieher.

II.

Ludwig Holberg wurde am 3. December 1684 in Bergen, der aufgeweckteften Stadt Norwegens und der am wenigsten nationalen der beiden Reiche, geboren.

Die Hanseaten hatten hier ihr „Comtoir"; deutsches und schottisches Blut hatte sich mit dem norwegischen der Bevölkerung vermischt, und holländische Sitte und Gebrauch, Arbeitsamkeit und Derbheit waren Vorbilder, die man beständig zur Nachahmung vor Augen hatte. Bergen war dazumal eine europäische Handelsstadt von Rang.

Ludwig Holberg's Vater, Christen Nielsen, der, wie es scheint, den Namen Holberg nach einem Hof im Drontheim'schen angenommen hatte, war ein Officier, der, als Bauernsohn geboren, sich vom einfachen Soldaten zum Oberstlieutenant aufgeschwungen hatte, ein Zug, der auf seltene Eigenschaften und ungewöhnliche Tapferkeit hindeutet, in einer Zeit, wo die Officiere des Heeres Adlige oder Eingewanderte waren, deren fremdländisches Wesen ihnen eine Art von Adel verlieh. Er war ein Abenteurer, der in seiner Jugend in maltesischen und venetianischen Kriegsdiensten gestanden und aus Reiselust Italien zu Fuß durchwandert hatte. Von ihm scheint Holberg die Neigung, sich gründlich in der Welt umzusehen, die Unruhe und die Kampfeslust im Blute, das phantastische und kriegerische Element des Gemüths geerbt zu haben; von der Mutter Karen Lem und ihren Verwandten hat er, dem Anscheine nach, „die Lust zum Fabuliren," wie auch den Witz und den lustigen Sinn als Erbe erhalten.

Ludwig Holberg war von zwölfen das jüngste Kind. Nur ein Jahr alt verlor er seinen Vater, elf Jahre alt seine Mutter. Es liegt Etwas von der Frühreife und der Einsamkeit des jung Verwaisten über seinem Wesen und seiner Production.

Er war ein kleiner, zarter Schulknabe, heftig, wenn er gereizt wurde, spöttisch, wenn er sich vertheidigen mußte. Er besuchte in Bergen zuerst die deutsche

Schule, dann das Gymnasium, lernte gut Deutsch in der ersteren, gut Latein in der letzteren, langweilte sich aber schon als Kind bei den lateinischen Disputir-Uebungen, mit welchen die Schüler vom Rector geplagt wurden.

Im Jahre 1702 wird er Student der Universität zu Kopenhagen, nimmt aber aus Armuth gleich eine Stelle an als Hauslehrer bei einem Prediger zu Voß in Norwegen, reist 1703 wieder nach Kopenhagen und macht im Laufe der nächsten Jahre sein philosophisches wie auch theologisches Examen, beschäftigt sich mehr mit Französisch und Italienisch, als mit Metaphysik und Theologie, muß dann, arm wie er ist, abermals nach Norwegen zurück und von Neuem Hauslehrer werden, durchblättert hier zufälligerweise die Tagebücher, die der Herr des Hauses als junger Mann auf Reisen geführt hat und wird dadurch selbst von heftigem Reisetriebe ergriffen.

Neunzehn Jahre alt zieht er hinaus auf seine erste Reise, einundzwanzig Jahre alt auf seine zweite. Auf seinen drei ersten, mit kurzen Zwischenräumen unternommenen Reisen bleibt er sechs und ein halbes Jahr fort. Geld, um diese Reisen ins Ausland zu unternehmen, hat er nicht, aber er hilft sich so gut er kann, reist zu Wasser und zu Fuß, ficht wie ein armer Geselle, oder singt vor den Hausthüren, oder schlägt sich mit Musikunterricht (Violinspielen), oder Sprachunterricht durch, oder er übernimmt die Stelle eines Hofmeisters. So sieht er Holland, England, Deutschland, Frankreich, Italien, indem er äußerst sparsam aus Nothwendigkeit und äußerst diätisch aus verständiger Rücksicht auf seine zarte Gesundheit lebt. Er hat eine Menge Reiseabenteuer, lernt Menschen aller Gesellschaftsklassen der verschiedenen Nationen kennen und studirt in den großen fremden Bibliotheken. Denn sogar der Zutritt zu den Büchern war ihm im Norden sehr erschwert gewesen, und sein Wissenstrieb umfaßte die Welt der Bücher, wie diejenige der Menschen. Er studirt die Schriftsteller des Aufklärungszeitalters Bayle und Grotius, Pufendorf und Thomasius, geleitet vom Drange, sein Gemüth von dem Staube gründlich zu befreien, mit welchem seine norwegische Schulbildung und seine Kopenhagener Universitätscultur es angefüllt hatte.

Daheim lebte und athmete man noch in lutherischer Orthodoxie, in dem barbarischen Aberglauben eines vergangenen Jahrhunderts, in theologischer Scholastik und philologischer Pedanterie. Holberg kehrt heim mit der Lust und dem Beruf, ein Schriftsteller im Dienste der Aufklärung zu werden.

Er debutirt als populärisirender Historiker und Rechtsphilosoph und hat mit dem später so berühmten Juristen Andreas Hojer eine erste Polemik, in welcher seine satirische Laune am frühesten hervorbricht.

Nach einigen knappen Jahren, in welchen er zu tiefer Armuth hinabsinkt und armselige und demüthigende Unterstützungen annehmen muß — zuletzt sogar aus dem Armengeld der Trinitatis-Kirche — wird er an der Universität für das zufällig ledige Fach der Metaphysik angestellt. Dieser Berufung für eine Wissenschaft, die für ihn keine Wissenschaft war, sondern als leeres nebelhaftes Wesen ein Gegenstand seiner Geringschätzung und seines Abscheus, folgte er nur, weil er dringend einer gesicherten Stellung bedurfte und weil dieser Platz gerade frei war.

Er selbst kam sich gewiß in dieser Stellung als Metaphysiker aus Hunger, Metaphysiker gegen seinen Willen, tragikomisch vor.

Und nach und nach schärft sich nun sein Blick für das Komische rings um ihn her. Diese ganze Gelehrsamkeits-Anstalt, der er einverleibt, und von welcher nützliches Wissen ausgeschlossen ist, wo nur die orthodoxe Theologie und die formale Logik der damaligen Zeit mit Eifer getrieben werden, steht vor ihm in komischem Schimmer, im Glanz der Lächerlichkeit, und bald mit ihr das Schulwesen, das darauf vorbereitet, die Gelehrten, die daraus hervorgehen, die Advocaten und Richter, die Küster und Pfarrer, die Philosophen und Aerzte, welche an ihren trockenen Brüsten die Pedanterie eingesogen haben. So kommt er nach und nach dahin, diese ganze Gesellschaft, das ganze kleine Land, dem er ganz angehört, als einer züchtigenden und befreienden Satire anheimgefallen zu sehen.

Und „Peder Paars" entsteht, dieses älteste spöttisch witzige Wort über Dänemark, welches unter der Form, alte Epopeen zu parodiren, und unter dem Anschein, einen Peter zu besingen, der, um seine Dorthe zu besuchen, reist, die Geistlichkeit, die Gerichte, den Kriegerstand geißelt, Spießbürger und Pedanten, Bauern und Fischer, die Plackerei der Leibeigenen und die Plünderung der Gestrandeten, jegliche Dummheit und jeglichen Mißbrauch stäupt und damit endigt, den Nutzen und das Recht des scharfen Spottgedichtes zu behaupten.

Obgleich „Peder Paars" als eine That der Jugend die ganze Kraft der Satire gegen das ältere Geschlecht mit der Abgeschmacktheit ihrer Gebräuche, der Rohheit ihrer Gewohnheiten und der Welkheit ihrer Kenntnisse richtet und die Laster und Lächerlichkeiten des jüngeren Geschlechts schont, enthält das Stück doch eine ganze Schar der bekannten Comödienfiguren, wie in den Windeln.

Mit reißender Geschwindigkeit folgen nun in den Jahren 1722—1724 mehr als zwanzig ausgezeichnete Schauspiele. Es ist, als ob die in Erwägung gezogene und am 23. September 1722 ins Werk gesetzte Eröffnung der nationalen Bühne die Schleusen für einen überströmenden Productionsdrang in Holberg geöffnet hätte.

Von seinem siebenunddreißigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre muß er in dem fast ununterbrochenen Fieberzustande des Schaffens verbracht haben, kaum seinen eigenen Körper empfindend, mit einem Gefühl stets sich erneuernder Klarheit, die bisweilen zu einer Art von innerer Illumination sich gesteigert hat.

Trotz all' der Widerwärtigkeiten Holberg's mit dem Theater, das den harten und aussichtslosen Kampf gegen das Fallissement führte, trotz all der Verdrießlichkeiten, die er in seiner Eigenschaft als Professor ausstehen mußte, weil er sich auf eine so frivole Hantirung, wie die, Schauspiele für die Bühne zu schreiben, einließ, trotz seiner Demüthigung, als Mitglied des Consistoriums an dem unklugen und grausamen Vorgang gegen die armen Studenten, die auf den Brettern aufgetreten waren, theilnehmen zu müssen, und trotz des Hasses der — wirklich oder scheinbar — in den Schauspielen Angegriffenen, muß dies eine glückselige Zeit seines Lebens gewesen sein, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach die glücklichste Periode desselben.

III.

Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung darüber zu bilden, wie es in der Seele Holberg's ausgesehen hat, zu jener Zeit, wo er auf ein Mal den Henrik leibhaftig in der Gestalt eines Bergenschen Straßenjungen aus dem Staub alter Comödienfiguren schuf, und Pernille, das Weib nach dem Herzen dieses Mannes, aus einer seiner Rippen formte, damit sie ihm eine Hilfe sei; als er ferner dem Kannengießer seinen Ehrgeiz und dem Meister Gert seine Suada gab, die beiden großen Popanze Tyboe und Menschen-Schreck formte, den Seeländischen Bauern in Jeppe und den Jütländischen in Studenstrup malte und die unsterblichen Schattenbilder Ulysses und Chilian ausschnitt. Sicherlich sah es in seinem Innern festlich aus. Und fast gleichzeitig gibt er dem Kopenhagener Publicum seine prächtigen lärmenden Winterbilder aus der Provinz und der Hauptstadt in der „Weihnachtsstube" und „Maskerade" und seine lustigen Sommerbilder von Stadt und Wald in „Der elfte Juni" und die „Reise zu der Quelle". Und während er mit wilder Ausgelassenheit sich in dem gravitätischen Ernst seiner Schullehrer und Küster gehen läßt, legt er seinen ganzen Tiefsinn in die Gestaltung der ewigen Situation des „Erasmus Montanus" nieder und nimmt mit sicherem Selbstgefühl Rache an seinen Feinden in dem „Glücklichen Schiffbruch," welcher zugleich seine Selbstvertheidigung und die Apotheose seiner Kunst ist.

Hätte man ihn gleich darnach bekränzt und im Triumph getragen, es wäre ein geringer Lohn und ein ohnmächtiger Dank dafür gewesen, was er in diesen Jahren seinen Landsleuten schenkte.

Aber Triumphe hat Holberg nicht aufzuzeigen und Kränze bekam er erst, als er in seinem Grabe lag.

Obgleich Holberg in Wahrheit der größte Dichter Dänemark's ist, darf Niemand erwarten, eine neue und tiefe Ansicht über Leben und Tod in seinen Schauspielen zu finden; hielt er sich doch streng innerhalb der Begrenzung seines Talentes. Er hat es nie versucht, ein nicht-komisches Drama zu schreiben, und er hat überall in den Charakteren, Lebensverhältnissen und Situationen ungefährliche, verhältnißmäßig unschädliche, Ungereimtheiten gesehen. Was er auch hervorbringt, er nimmt Alles von der lustigen Seite. Das Leben tritt in diesen Comödien als die Schaubühne hervor, auf der es einen Ueberfluß an Narren gibt, theils sympathische, theils gutmüthige, theils blödsinnige, und auf der ein beständiges Treiben herrscht von Thoren, die zu Markte kommen, von Dummköpfen, die sich selbst und Andere plagen, von Gecken, die ihre Einfalt preisgeben, von leeren Prahlern, harmlosen Lügnern, beschränkten Schulfüchsen, thörichten Sonderlingen, possirlichen Fressern und noch possirlicheren Säufern, von Langweiligen, deren Langweiligkeit amüsirt, von kleinen Heuchlern und plumpen, leicht gefoppten Schlingeln, von unwissenden abergläubischen Stümpern, dickköpfigen Spießbürgern und Matronen, heirathslustigen alten Jungfern, Carricaturen von Charlatans, von naiven guten Köpfen, von verliebter und vergnügungssüchtiger Jugend beiderlei Geschlechts, und außerdem von Spaßmachern, Schelmen und Schalken.

Das Leben, das ist das Sich-Aeußern und Sich-Entfalten des Wesens dieser Menschen, ihre Handlungen und Begebenheiten, ihre Wünsche und verschieden-

artigen Begierden, ihre Pläne und Ziele, ihre Anziehung an einander, ihr Unwille und ihre Schachzüge gegen einander. Der Tod kommt nicht vor, ebensowenig wie ernstes Unglück, ernste Krankheit oder Sorge, tiefe Leidenschaft oder wirkliches Verbrechen, oder tragikomische Begeisterung, oder Kampf fürs Leben, oder rein geistiges Streben nach Bildung und Einsicht, oder das Spiel starker Gefühle, oder die Begierde eines kräftigen, geschweige denn eines mächtigen Willens nach der Herrschaft.

Hier kommt verhältnißmäßig selten eine andere Stimmung als die des guten Humors zum Vorschein, äußerst selten ein Zug von Wehmuth, nur ein einziges Mal ein Anstrich vom Rührenden. Und hier ist so zu sagen nie eine Spur von Naturstimmung. Weder Jahreszeit noch Tageszeit spielt irgend eine andere Rolle als die rein äußere. Die offene Straße, auf welcher die Handlung so oft vorgeht, ist eine abstracte Scenerie. Niemals werden die Personen von einem Gewitter überrascht, niemals spürt man Regen oder Schnee, niemals fällt ein Sonnen- oder Mondenstrahl durch die Fensterscheiben ins Zimmer. Wird des Regens einmal erwähnt, so geschieht es nur, die Lächerlichkeit des Montanus zu illustriren, der sich aus gelehrter Zerstreutheit durchweichen ließ und sich seinen Mantel nicht ausbat. Das Leben hier ist bürgerliches Familienleben, oder Bauernleben, oder Schauspielerleben, oder Schriftstellerleben, oder sonst irgend Etwas, aber es wird immer im Geiste des französischen Classicismus aufgefaßt und ist deshalb nie Leben in oder mit der Natur.

Dieses Leben, in welches der Tod nie eingreift, und aus welchem ernste Noth und Krankheit, ernste Leidenschaft und Schuld verbannt sind, ist nun so eingerichtet, das demjenigen, was dem Autor als Gerechtigkeit erscheint, immer Genugthuung zu Theil wird.

Es gibt vielleicht keinen optimistischeren Komiker als Holberg. Er scheint, so niedergeschlagen er auch persönlich sein konnte, den Optimismus als Beruf und Pflicht des Dichters betrachtet zu haben. Es geht immer über Diejenigen her, welche die Niederlage verdient haben. Und selbst wenn es nicht gerade die Tugend ist, welche siegt, wie in der „Weihnachtsstube" oder „Der verpfändete Bauernjunge," so erhält der Gefoppte doch nur, was er für seine Beschränktheit oder Leichtgläubigkeit verdient hatte. Die sogenannte poetische Gerechtigkeit wird immer mit Eifer gehandhabt.

Das liegt schon in dem Wesen der Holberg'schen Comödie als Kunstart. Sie geht in gerader Linie darauf aus, das Lachen zu erwecken. Aber das Lachen, das über dem Gecken oder dem Schwätzer oder dem Heuchler schwebt, ist schon eine Strafe; die Stockprügel, die Niederlage des unglücklichen Bewerbers, oder der spanische Mantel (ein Werkzeug der Criminaljustiz), sind nur die einfache Consequenz jener Strafe, welche folgerichtig das Gelächter des naiven Publicums noch um einen Grad steigert. Der Genuß, den Holberg in letzter Instanz seinen Zuschauern bereiten will, ist derjenige der berechtigten Schadenfreude.

Die Welt, die er vor unsern Augen ausbreitet, ist daher eine solche, in welcher unendliche Unvernunft sich frei herumtreibt, aber über welcher herrschend eine Vernunft schwebt, die zuletzt die Unvernunft vernichtet oder — in weniger hohem Stil — mit allen Schwierigkeiten fertig wird und die ganze Bude in Ordnung bringt.

Das Hauptvergnügen bei diesen Comödien besteht deshalb darin, daß durch die Art, wie sie gebaut sind, diese überlegene Vernunft während der ganzen Zeit ihren Sitz in des Lesers oder Zuschauers eigenen Kopf verlegt zu haben scheint. Unaufhörlich appellirt Holberg an das Ueberlegenheitsgefühl des Lesers dem dargestellten Charakter oder der stattfindenden Situation gegenüber. Von Angesicht zu Angesicht mit dieser Komik sitzt der Zuschauer in ununterbrochenem Selbstgenuß, kommt sich besser, verständiger, einsichtsvoller, feiner vor als die komischen Helden und Heldinnen, und genießt entweder dieses sein Bessersein oder wie bei „Ulysses von Ithaca" (mit dessen Anachronismen und Ungereimtheiten) ausschließlich sein Besserwissen und seinen reinen Geschmack, der eine Folge desselben ist.

Holberg's ungewöhnliche Popularität beruht zu nicht geringem Theil darauf, daß es im Grunde genommen für frisch empfängliche Gemüther, wie sein erstes Publicum, und für die Durchschnittsmenschen der neueren Bildung überhaupt keine einschmeichelndere Art von Schauspielen als eine solch rein komische Kunst wie die seine gibt. Wenn es mit Recht gesagt werden muß, daß Holberg als Geist sein Volk gezüchtet und gezüchtigt hat, so muß es auch auf der anderen Seite hervorgehoben werden, wie unendlich einschmeichelnd sein Unterricht und die ganze Form seiner Mittheilung an den Leser und Zuschauer ist.

Er gehört nicht zu den Schriftstellern, nicht zu den Dichtern, die darauf ausgehen, daß der Leser sein eigenes Nichts fühlen solle, oder zu denen, die ihr Vergnügen darin finden, ihre Ueberlegenheit über ihn hervortreten oder ahnen zu lassen. Im Gegentheil, er wendet sich immer an jenen gesunden Menschenverstand, den er sicher ist, bei den Zuschauern zu finden, und zwischen den Zeilen scheint er immer zum Leser zu sagen: Du und ich, wir zwei, wir lachen über diese Thoren.

Nur beim allerersten Hervortreten der Comödien konnte es geschehen, daß der Eine oder der Andere im Publicum, irgend ein Pedant wie Tychonius, auf den es wohl noch dazu direct abgesehen war, sich persönlich getroffen oder verspottet fühlte. Bald darnach war das unmöglich. Selbst Derjenige, welcher an derselben Schwachheit litt, selbst Derjenige, welcher ein wenig zu politischer Kannengießerei neigte oder sich nicht frei von „Jean-de-Francerie" fühlte, genoß als Zuschauer seine unendliche Ueberlegenheit über Hermann von Bremen oder Hans Frandsen, und wurde doch naturgemäß, nachdem er durch das Vergrößerungsglas der Comödie das lustige Zerrbild seiner Schwäche betrachtet hatte, darauf hingeleitet, seinen Fehler zu verbergen, zurückzudrängen oder wohl ganz und gar abzulegen.

Und was die Schauspiele nicht so schnell dem Einzelnen gegenüber auszurichten vermochten, das bewirkten sie langsam durch den stillen, stetigen Einfluß auf die eine Generation nach der andern.

Mehrere von Holberg's entschieden moralisirenden Schauspielen gehören zu seinen ausgezeichnetsten. Aber dichterisch steht er am höchsten, wo er sich jenseits der Pädagogik, jenseits aller Sorge über Erlaubtes und Unerlaubtes bis zum Uebermoralischen erhebt. Daher ist er so göttlich im Ulysses. Daher ist er so groß in den beiden herrlichen Culturbildern, der kühnen „Weihnachtsstube"

und der übersprudelnden „Wochenstube“. Künstlerisch betrachtet, in Bezug auf dramatische Architektur, stehen diese beiden Meisterwerke nicht hoch; aber in poetischer Hinsicht sind sie unübertroffen. Die Beobachtungsgabe, die übersprudelnd reiche Fähigkeit zur Charakteristik, die über Alles sich hinwegsetzende Lustigkeit und der übermüthige Witz, der sich in diesen beiden Figurengalerieen aus einer fernen Vorzeit findet, stellt sie nicht weit unter Montanus und hoch über viele regelmäßig angelegte und correct durchgeführte pädagogische Comödien wie z. B. „Das arabische Pulver“, oder „Ohne Kopf und Schwanz“.

IV.

Das Gefühl des Komischen ist ein eigenthümliches Mischgefühl, welches dadurch entsteht, daß ein und derselbe Gegenstand auf einmal ein Gefühl von Lust und ein Gefühl von Unlust, ein angenehmes und ein unangenehmes Gefühl auf eine solche Weise hervorruft, daß diese beiden Gefühle einander in Stärke nicht sehr ungleich sind, und das angenehme, durch das überwundene Unbehagen gestärkt oder gewürzt, die Oberhand behält.

Wo Holberg nicht nur seine Zeitgenossen amüsirt hat, sondern noch heutzutage unterhält, da stehen die Lust- und Unlustgefühle, welche das Komische bei ihm erweckt, im richtigen Verhältniß zu einander. Wenn er mit gewissen Stücken oder gewissen Einzelnheiten entweder das Lachen überhaupt nicht mehr erwecken kann, oder doch nicht mehr die feineren oder die conventionell erzogenen Naturen (die Damen, die jungen Mädchen) zum Lachen bringt, so beruht das darauf, daß in diesen Fällen, zum wenigsten diesen Zuschauern gegenüber, das innere Spiel in der Komik, der Wettstreit zwischen den Gefühlen weggefallen und das Unlustgefühl als allein dominirend übriggeblieben ist.

Hier ein paar Beispiele von dem Bleibenden und dem Vergänglichen in seiner Komik. Die Trunksucht des Jeppe vom Berge ruft insofern ein Unlustgefühl beim Zuschauer hervor, als jegliche Betrunkenheit einem entwickelten Menschen zuwider ist — dieselbe ist aber nicht allein unschädlich, ungefährlich; die Bedingung für das Entstehen einer komischen Wirkung überhaupt — sondern sie ist höchst unterhaltend. Die Betrunkenheit macht nicht nur Jeppe immer unzurechnungsfähiger, sie macht ihn witzig, schalkhaft, humoristisch, sie gibt sowohl seiner Naivetät wie der Schlauheit seines hellen Kopfes einen Hochdruck und eine vermehrte Wirkungskraft. Der Zuschauer findet kaum Gelegenheit, den Trunkenbold unschön zu finden, bevor er schon Interesse für ihn gefaßt hat. Und Alles, was Jeppe sagt, selbst das Ungereimteste, das als ungereimt mißfällt, ist zugleich von einer gewissen Seite oder doch von seinem Standpunkt aus gesehen, so plausibel, daß es berückt. Wenn er sich als den passiven Tummelplatz des inneren Krieges seiner Glieder schildert; wenn er versichert, daß sein Magen und seine Beine nach der Schenke wollen, sein Rücken aber in die Stadt, so scheint diese pseudonaive Erklärung des Kampfes zwischen Lust und Furcht abwechselnd unmöglich und annehmbar, Albernheit und pfiffige Wendung, Fiction und Symbolik, Deliriumsgeschwätz und guter Spaß, dies Alles in blitzschnellem Wechsel, bis der Eindruck des Komischen entsteht und bleibt, als ein dauerndes, rhythmisch von Behagen unterbrochenes Gefühl, das sich in Lachen Ausdruck gibt.

Und so verhält es sich im größeren Stil allen Charakteren gegenüber. Peter der Küster amüsirt unaufhörlich, weil seine naive Selbstsicherheit so solide ist, daß sie seinen Worten im ersten Augenblick immer einen gewissen Nachdruck verleiht. Einige Secunden zum wenigsten gelingt es ihm, durch den formellen Zusammenhang zwischen seinen Vorstellungen und Gedanken uns mit seiner Ansicht anzustecken, uns seine Auffassung als möglich aufzuzwingen; dann werfen wir sie wieder aus unserm Bewußtsein durch einen Stoß des Lachens hinaus; sie kehrt zur neuen Beschauung zurück, als begreiflich und vernünftig vom Gesichtspunkte des Küsters, als verwandt mit Wendungen, die wir kennen und an die wir aus der Denkweise unserer Umgebung gewohnt sind, und wird dann abermals mit ruckweis wiederkehrendem Lachen zurückgestoßen. Es geht so zu, wie wenn der Bär mit dem Kopf den Holzklotz zurückstößt, der in einer Schnur vor dem Bienenstock hängt; der Holzklotz bekommt seinen Stoß, der Honig wird genossen, der Klotz kommt wieder, wird wieder fortgestoßen, nur daß der Klotz und der Honig hier ganz anders blitzartig abwechseln als in der Fabel, und daß es der Honig und nicht der Klotz ist, der zuletzt den Ausschlag gibt.

In den entscheidenden Situationen in „Erasmus Montanus" beruht deshalb die Wirkung darauf, daß das Unbehagen, welches die pedantische Wichtigthuerei der Hauptperson hervorruft, sich im Vergnügen über Jacob's naives Durchhauen seiner Beweisgründe verliert, und namentlich im Genuß darüber erlischt, wie der Küster mit der ganzen Dreistigkeit des Unwissenden durch noch tollere Sinnlosigkeit, die im Kreise dieser Zuhörer Recht behält, die Paradoxen des Erasmus weit überbietet.

Die Strafe, die hierin liegt, und die so dialectisch, so reich an innerem Widerspruch ist und die daher einen so großen Apparat von Unlust- und Lustgefühlen in Schwingung setzt — diese Strafe ist Strafe genug und die einzige angemessene. Die Stockprügel hingegen unterhalten uns nicht mehr, weil kein Spiel, kein Wettkampf zwischen den Gefühlen stattfindet, die sie hervorrufen. Es langweilt uns zu sehen, wie der Bursche Prügel bekommt, und die Brutalität der Prügel gibt ihm gerade das Recht, welches der Dichter ihm durchaus nicht einräumen wollte.

Dieses Hervortreten des Unlustgefühls ist ab und zu den Comödien Holberg's bei der Nachwelt schädlich gewesen. Bisweilen hat er sich schon selbst darin geirrt, daß er das Plumpe für das Witzige genommen hat (man kann z. B. nicht mehr über die groben lateinischen Schimpfworte lachen, die Petronius dem Jacob von Tyboe für Ehrenverse verkauft); häufiger jedoch beruht die Kälte des Lesers darauf, daß sein Nervensystem feiner als das der ursprünglichen Zuhörer ist. Das Eine oder Andere kommt uns kindisch vor, was damals in gleicher Höhe mit den Voraussetzungen des Publicums stand oder wohl gar ein gutes Stück über der Durchschnittshöhe lag. Hieran läßt sich nichts ändern. Der Fehler ist in diesem Falle weder Holberg noch uns zuzuschreiben. Die Schuld fällt auf die Zeitumstände, über welche hinaus selbst ausgezeichnete Kunstwerke sich niemals vollständig erheben. Was dagegen ausschließlich der Fehler des modernen Lesers oder der modernen Leserin ist, das ist der Mangel an Bildung, der sich durch den kühnen Scherz zurückgestoßen fühlt, die Prüderie, die

Aergerniß nimmt, die Rohheit, die durch eine freie Sprache ohne Schlüpfrigkeit gelangweilt wird, schließlich die Farbenblindheit vor einer Größe, die nicht in dem gedämpften farblosen Gewande unserer Zeit einherschreitet, sondern das uns so ferne, bunte Costüm des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts trägt.

V.

Man lernt Holberg gründlicher durch seine Comödien, als durch die Gesammtheit seiner andern Werke kennen.

Wir werden in seine Auffassung darüber eingeweiht, welches Verhältniß das geziemende zu allen Lebensmächten sei; und erfahren, wie er sich die verschiedenen menschlichen Gemüthsbewegungen und Triebe in ihrer Wirksamkeit und im Streit mit einander vorstellt.

Derjenige, welcher sich z. B. einen Einblick in seine Ansicht über Politik verschaffen will, erhält ihn durch den „Kannengießer", der so humoristisch den Nutzen politischer Specialkenntnisse verkündigt, und durch „Jeppe vom Berge", dessen ausgesprochene Absicht es ist, gegen einen Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung zu warnen, für welche übrigens damals nicht zu fürchten war, und dessen Moral ein wenig ungeschickt kommt, weil der arme Jeppe selbst keinen Augenblick in Wirklichkeit daran gedacht hat, sich die siebenspitzige Freiherrnkrone aufs Haupt zu setzen.

Es sind besonders die Handwerker und Bauern, in deren Hände die Macht zu legen, Holberg unmöglich findet. Aber „Don Ranudo" zeigt, daß der Gedanke an eine Adelsaristokratie ihm ebenso fern lag. Seine Politik ist ein treuer und directer Ausfluß der Befreiung des Bürgerstandes von jeglichem Adelsdruck, und der von demselben ausgehenden kindlich vertrauensvollen Uebertragung der Alleinherrschaft auf den König.

Besonders in „Ohne Kopf und Schwanz", in „Hexerei", in „Das arabische Pulver" findet man Holberg's Verhältniß zur Religion, zum Glauben und Unglauben ausgesprochen. Das erste Stück erscheint als eine Verherrlichung der rechten Mitte zwischen dem Hange, alles Uebernatürliche zu glauben und alles zu leugnen. Er zeigt darin, wie die Neigung zum Aberglauben in ihrer Leidenschaftlichkeit dem Mißbrauch von Betrügern, und wenn der Betrug entdeckt wird, wieder dem Umschlag zur entgegengesetzten Aeußerlichkeit ausgesetzt ist, und er zeigt durch ein anderes Beispiel, wie der principielle Unglaube, der nicht der Ausdruck einer erkämpften Ueberzeugung, sondern einer mit allen Schwierigkeiten leicht fertigen Frivolität ist, ebenfalls auf äußerst schwachen Füßen steht, und sich in die scheinheiligste Bigotterie verwandeln kann.

Er legt seine eigene Ansicht, die er als den Vernunftstandpunkt betrachtet, eine Skepsis, die es nicht wagt, principiell zu leugnen, in den Mund der leider langweiligen Person Ovidius. Es ist ihm hier noch weniger gelungen, sein Abbild auf der Bühne interessant zu machen, als in „Der glückliche Schiffbruch". Aber wenn man bedenkt, daß Holberg, obschon den meisten Gespenstergeschichten gegenüber völlig ungläubig, nicht unbedingt wagt, die Existenz von Gespenstern zu leugnen, ja sogar sich einbildete, selbst ein Gespenst gesehen zu haben, so versteht man, daß mehr von seinem eigenen Wesen in dem blutlosen Ovidius steckt,

als man glauben sollte. „Hexerei", ein unendlich viel besseres Schauspiel, ist ganz und gar ein lustiger Ausfall gegen den Aberglauben, als den damaligen Hauptfeind der Cultur und der Kunst.

Die Ansichten Holberg's über Poesie und besonders über das Wesen des Schauspiels liegen klar zu Tage in „Der glückliche Schiffbruch" und in „Ulysses"; weniger deutlich treten sie in „Melampe" hervor. Er legt großes Gewicht auf die sittliche Sendung der wahrheitsliebenden Satire und überschüttet in gleichem Maße mit seinem Spott das affectirte Tragödienpathos und die Spectakelphantastik mit ihrer Vernachlässigung aller Gesetze der Wirklichkeit und aller Regeln des Classicismus.

In der animalischen Welt, die der menschlichen zu Grunde liegt, und auf welcher sie gebaut ist, sind der Hunger und die geschlechtliche Liebe die zwei großen Grundtriebe. In der Gesellschaft, wie wir sie in unserm Jahrhundert kennen, sind Geldgier, Genußsucht, Streben nach Macht und Ansehen die uns begegnenden Grundtriebe, welche die vielen komischen, tragischen, rührenden und abscheulichen Schauspiele, die uns das Leben zeigt, veranlassen.

Holberg sieht die Gesellschaft nicht so. Möglicherweise war sie auch zu seiner Zeit insofern nicht gleicher Art, als die Concurrenz unendlich viel weniger scharf war. Die Begierde nach Geld spielt eine verhältnißmäßig geringe Rolle in der Welt seiner Comödien. Sie beseelt den einen schmutzigen Schlingel Rosiflengius, den alten Heuchler Jeronimus in „Pernille's kurzem Fräuleinstande" und eine Menge armer Leerbeutel und Oldfuchse; sie ist Henrik nicht fremd, am wenigsten dem Kannengießerlehrling, obgleich sie nicht einmal bei Heinrich als geschmeidigem Lakai besonders hervortritt. Bei Polidor, dem Einzigen, der in Liebe zum Golde aufgeht, verliert sie sich ganz in der Hoffnung auf eine magische Gewalt, kraft der Alchymie.

Da es echt dänische Naturen sind, die Holberg immer schildert, d. h. schwache und spröde, die statt des Willens nur Stetigkeit und statt der Leidenschaft nur Eitelkeit haben, ist das Leben in seinen Schauspielen nicht Wille zur Macht (Nietzsche). Nur der Kannengießer seufzt nach Macht, doch für ihn ist das Erreichen derselben auch fast nur Sache der Eitelkeit.

Einen viel tieferen Eindruck hat Holberg augenscheinlich von der Bedeutung der Geschlechtsliebe als Triebrad in der Weltmaschine empfangen. Er hat nicht nur, theilweise aus Rücksicht auf eine ihm unentbehrliche dramatische Convention, fast allenthalben das Verlangen zweier Liebenden nach Vereinigung zum Mittelpunkt seiner Schauspiele gemacht, sondern seine Stücke sind von kühnen und derben Anspielungen auf das Geschlechtliche so durchzogen, daß man sieht, wie seine Phantasie von dem Thema erfüllt, ja überfüllt gewesen ist. So schwer es ihm auch fällt, eine feinere oder reichere und tiefere Erotik darzustellen, so wohl bewandert zeigt er sich in Allem, was die Art von Liebe berührt, welche aufs Tapet kommt, wo Dienstmädchen und Knechte, Domestiken und Bauern, Kleinbürger und Handwerker, Ochsenhändler und Schauspieler, Spaßmacher, Dirnen und alte Weiber ihrer Rede freien Lauf lassen.

Er benutzt mit voller Rücksichtslosigkeit die Sprache der damaligen Straßen und Wohnzimmer, ja der Gesindestuben und Küchen, nicht so, daß man jemals

den Eindruck bekommt, als wäre er selbst eine stark sinnliche Natur gewesen — er ist das so wenig, wie eine zärtlich erotische — sondern so, daß man den humoristischen Beobachter herausfühlt, der Bescheid weiß und der, obschon selbst in seinem Gedankenleben gänzlich außerhalb des Spieles, auf das ganze Treiben mit höchst wachsamem Blick für die komischen Seiten desselben herabsieht, immer zu einem Lächeln oder einem Scherz bereit.

Höchst interessant ist es nun zu sehen, mit welcher Bestimmtheit Holberg, obgleich er erst nahe den Vierzigen Schauspiele zu schreiben anfing, in dem großen Proceß zwischen den Trieben der Jugend, ihrem verliebten Hang, ihrer Vergnügungssucht und der als Moral verkleideten Ohnmacht, dem als mürrisches Wesen sich formenden Ernst des Alters überall und hartnäckig, auf jedem Punkte, Partei für die Jugend nimmt. Leonard sagt in der „Maskerade“:

„Er wird schon ehrbarer werden, Schwager. Wir waren ja in unserer Jugend ebenso, und wir kehrten der Welt unseren Rücken nicht eher zu, als sie den ihrigen vorher uns zukehrte. Wären wir jetzt so munter und muthig als wie vor zwanzig Jahren, so gingen wir auch auf die Redouten. Wenn wir unsere Kinder der Lustbarkeiten wegen, die wir doch selbst in unseren jungen Jahren geliebt und geübt haben, nun aber Alters halber nicht mehr mitmachen können, verfolgen wollen, so scheint es, als ob wir ihnen darum neidig wären. Das kommt mir just für, als wenn einer, der Hühneraugen am Fuß hat, das Tanzen verfluchen wollte.“

Ein anderer nordischer Dichter, der in gleichem Alter wie Holberg schriebe, würde in der Regel weder wie sein Henrik noch wie sein Leonard denken oder reden, sondern wie sein Jeronimus, da, wo dieser sich am würdigsten zeigt. Aber Holberg steht hoch über dieser seiner Creatur. Man lese in „Dietrich Menschen-Schreck“ die Scene zwischen Jeronimus und Henrik:

Henrik:

Sollte sich ein Vater nicht darüber freuen, daß sein Sohn in seine Fußstapfen tritt? Hat Herr Jeronimus nicht selbst erzählt, daß er in seiner Jugend ganz närrisch war vor Liebe zu einem vornehmen Frauenzimmer im Auslande?

Jeronimus:

Darfst Du Hund mir vorwerfen, daß ich .....

Henrik:

Weit davon entfernt, ich erwähne dieses nur zum Ruhme des Herrn Jeronimus, denn ich würde nicht vier Schillinge für einen jungen Menschen geben, der keine Liebe fühlt.

Jeronimus:

Liebe und Liebe sind zweierlei Dinge ..... Ich habe selbst in meiner Jugend grassat gelaufen; ich bekenne meinen Fehler, aber ich habe meine Sünden bereut und Pönitence dafür gethan.

Henrik:

Monsr. Leander wird auch Pönitence thun, wenn er alt wird.

Regelmäßig legt also Holberg durch den älteren toleranten Bürger oder durch den lebhaften aufgeweckten Diener seine Sympathien für das Recht der Lebensfreude an den Tag. Selten oder niemals dagegen hat er vermocht, die Naivetät, in ihrer göttlichen Reinheit und Einfachheit, Convenienz und Heuchelei entblößen zu lassen. Die Pseudonaivetät muß bei ihm, wie bei La Fontaine, immer die wahre Kindlichkeit ersetzen. Jacob in „Erasmus Montanus“ kommt ihr am nächsten, aber selbst er ist doch äußerst schlau und bewußt. Holberg, der bisweilen — wie in der „Weihnachtsstube“ — Kinder auf die Scene bringt, verstand es nicht, den naheliegenden Vortheil aus ihrer Naivetät zu ziehen. In

diesem Punkt fühlt man den Hagestolz, der zu keiner beständigen täglichen Beobachtung Anlaß hatte. Die Kinder wiederholen bei ihm mechanisch und komisch die armselige Weisheit ihres Schulmeisters; aber von dem Urverstande der Naivetät, der oft, so sicher wie unbewußt, den Nagel auf den Kopf trifft, hat der große dichterische Repräsentant des Verstandes keinen Gebrauch zu machen gewußt.

Was dem modernen Leser bei ihm besonders auffällt, ist jedoch das Folgende: Nicht von Menschen, die in rastlosem und komischem Wettstreit nach Geld und Geldeswerth, nach groben oder feinen Genüssen, nach beständigerem oder flüchtigerem Glücke, nach Ansehen und Macht jagen, sah Holberg die Welt erfüllt, sondern von Menschen, die fast alle und durchgehends für etwas Anderes oder mehr gelten wollen als das, was sie sind, oder die aus Dummheit (wie Peter der Küster) oder aus Eigensinn (wie Vielgeschrey) sich verrückt und ungereimt betragen. Einige wollen nur *scheinen*, wie Jean de France, Jacob v. Tyboe, Don Ranudo oder Jeronimus in „Die honnete Ambition". Wieder Andere sind arme Unwissende, welche die Situationen nicht verstehen, in die sie gebracht worden (Kannengießer, Jeppe). Wieder Andere sind Sonderlinge, wie die Wankelmüthige oder der Goldmacher; oder sie haben eine Manie, wie Gert Westphaler oder eine fixe Idee, wie der eingebildete Hahnrei in der „Wochenstube". Mit einem Wort, es sind die intellectuellen Thorheiten, die logischen Ungereimtheiten, für die Holberg's Auge und Gemüth empfänglich sind. Dieser Ausschnitt ist es, den er vorzugsweise vom Weltall erblickt. Ihm erscheint die Welt nicht leidenschaftlich, nicht schlecht, nicht gut, nicht groß und sublim, auch nicht fürchterlich und schreckeneinflößend, sondern ungereimt und schnurrig, eine Herberge für Thoren, darum des Lachens werth. Lächerlich ist sie. Sie der Lächerlichkeit preisgeben, das heißt also ihren Werth richtig schätzen und ihr mit ihrer eigenen Münze zahlen.

O du Welt stetiger Bornirter und eingebildeter Thoren und possirlicher Maulaffen und einfältig wichtiger Pedanten in Schwarz und in Roth, auf die Bretter sollst du! Einen Tanz sollst du tanzen, über den du dich wundern wirst — nach dem Bogen des einsamen Geigers!

Ja, nach dem Spiel seiner Saiten sollst du tanzen, du Landsmann, o du Narr! Du Hans und du Peter, du Rasmus und du Ranudo! Und du holde Landsmännin, wie du heißest, du Ingeborg Bleideckerin, du Anna Kannengießerin, du Arianche Buchdruckerin, du Else Schulmeisterin und ihr Barbaras und ihr Dortheen, o ihr charmanten Zweibeinigen! Ihr sollt dazu gezwungen werden, euer Innerstes herauszukehren, damit Jedermann all das Nichts sehen kann, das euer einziger Inhalt ist! Eine Welle von Gelächter, breit und mächtig wie eine Wasserfluth, soll glatt und eben, aber unwiderstehlich über das Land hingleiten, Euch bespülen, untertauchen, baden, reinigen und überall ihr scharfes Salz absetzen.

VI.

Und so stand durch das Machtgebot des Genies die dänische Schaubühne da. Und das Volk kam und wunderte sich und lachte und zürnte, verstand hier und da etwas, ging vergnügt und vergeßlich fort, betrachtete das dänische Theater

wie ein Vergnügungslocal weniger feinen Ranges, vermochte nicht sich bis zu dem Gedanken emporzuschwingen, daß das Publicum dem gegenüber auch eine Pflicht habe, die Pflicht, es zu unterstützen und aufrecht zu erhalten, und sah es mit Gleichgültigkeit am Rande des Bankerotts schwanken, wieder und wieder auf eine Zeitlang geschlossen werden, um schließlich nach nur vierjähriger Existenz solcherart zu unterliegen, daß es am 25. Februar 1727 mit Holberg's wehmüthig lustigem „Das Leichenbegängniß der dänischen Comödie" seine Wirksamkeit endgültig abschließen mußte.

Ein Jahr darnach machte der große Brand in Kopenhagen jegliche Theatervorstellung zu einer Unmöglichkeit. Vom Jahre 1728 an und während der ganzen Regierungszeit Christian's VI. herrschte der geistliche Einfluß uneingeschränkt, und Schauspiele wurden von den Tonangebenden bei Hofe und in der Gesellschaft als ein gegen die gute Sitte streitendes Aergerniß betrachtet.

Wie innerlich sich auch Holberg mit dem dänischen Schauplatz verbunden fühlte, er mußte als dramatischer Dichter verstummen.

„Dies ist etwas einzig Dastehendes. Man mag weit umher suchen, um etwas Aehnliches zu finden. Man denke vergleichsweise an die Kämpfe Molière's, um „Tartuffe" auf die Bühne zu bringen, oder an Beaumarchais' jahrelanges, energisches Streben, „Figaro" aufgeführt zu sehen. Hierin ist Etwas, das einen Dichter anspannt, etwas Begeisterndes, Elektrisirendes. Aber einem Volk eine Literatur, ein Theater schenken, seine hervorragendste, eigentliche Wirksamkeit im Alter von siebenunddreißig Jahren eröffnen, um schon vier Jahre darnach ihr Leichenbegängniß feiern zu müssen, nachdem die Trauerglocken im Grunde die ganze Zeit mit Ausnahme des ersten halben Jahres geläutet haben — hat jemals eine geistlose Regierung im Verein mit einem unreifen Volk einem blühenden Genie, geschweige dem Hauptschriftsteller eines Landes schlimmer mitgespielt? — Andere große Dichter haben mit Armuth, mit Feinden zu kämpfen gehabt; sie haben, rein äußerlich genommen, weit mehr und ganz anderes Uebel erduldet. Aber wo findet sich ein Seitenstück zu diesem? Holberg hat seinem Lande das erste lesenswerthe Gedicht geschenkt, führt dann — gleichsam gelegentlich, bloß weil ein paar Schauspieler ein Gebäude errichten — eine im Lande ganz neue Kunstart ein, schreibt als Anfang zwei Dutzend Meisterwerke, steht in seinem kräftigsten Alter, einige vierzig Jahre alt — und man streicht zwanzig Jahre aus seinem Leben als dramatischer Schriftsteller, sage zwanzig Jahre! Der Pietismus schickt sein dramatisches Genie in die Besserungsanstalt zu zwanzigjähriger gelehrter Strafarbeit, sperrt dasselbe ins Zellengefängniß, verdammt es zur Einsamkeit, zum Schweigen! Es siecht denn auch hin; aber so lebenskräftig, so mittheilungsbedürftig ist dieser Genius, daß er, sobald er aus seinem einsamen Kerker, geschwächt wie ein durch die Haft ergrauter Gefangener, freigelassen wird, sich mit der untrüglichen Sicherheit des Instinctes von Neuem dem Theater zuwendet — und mit zitternder Greisenhand entwirft Holberg seine letzten Figuren und Scenen für die Bühne" [1]).

Holberg, der zeitig vom metaphysischen Lehrstuhl zum historischen versetzt

[1]) Georg Brandes, „Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen", S. 237.

worden war, gab sich fast ausschließlich dem wissenschaftlichen Studium hin, und wirkte als Verfasser historischer, populär philosophischer und journalistischer Arbeiten. Er gab seine Geschichte Dänemarks heraus, verfaßte seine Kirchengeschichte, seine Geschichte von Helden und Heldinnen, seine Beschreibung der Stadt Bergen, seine Moralischen Gedanken, die in dicken Bänden erschienene Reihe seiner Episteln u. s. w. und schrieb (jedoch lateinisch) das Eine kühne Dichterwerk „Niels Kliem", einen philosophisch-allegorischen Roman, der indirect durch Schilderung der Lebensweise phantastischer Gesellschaften und abenteuerlicher Völker dasjenige, was in Dänemark für das unbedingt Gebührende galt, relativ machte und ein ironisches Licht darüber fallen ließ.

„Niels Kliem" erinnert, durch den Unwillen, den er hervorrief und durch die Weise, auf welche er eine Gruppe (die letzte) von den dramatischen Erzeugnissen Holberg's vorbildet, an die Rolle, welche „Peder Paars" in Holberg's Jugendproduction spielt. Wie seiner Zeit die Vornehmen und die Gelehrten Rostgaard und Gram sich bemüht hatten, Peder Paars zu unterdrücken, so ereiferten sich jetzt die Hofpriester Bluhme und Pontoppidan dafür, ein Verbot gegen „Niels Kliem" ausgefertigt zu erhalten. Zum Glück für Holberg scheiterte diese letztere Bestrebung wie die erstere. Und wie „Peder Paars" schon die Umrisse zum Kannengießer, Gert Westphaler, Peter dem Küster, und die ersten Anlagen zu Pernille, Dietrich Menschen-Schreck, Philemon enthält, ebenso veranlaßt „Niels Kliem" theils direct, theils durch die Studien von Lucian und Anderen, die Holberg wegen dieses Romans unternahm, entweder den ganzen Plan oder doch zahlreiche Einzelnheiten der Schauspiele aus seinem Greisenalter: „Philosophus in der Einbildung", „Sganarel's Reise ins Land der Philosophen", „die Republik" und „Plutus".

Es war im Jahre 1747, als das Theater nach der Thronbesteigung Friedrichs V. von Neuem eröffnet wurde, daß Holberg der Bühne die letzte Brut seiner Geisteskinder schenkte; im Vergleich mit den von Gesundheit strotzenden Sprößlingen seiner Jugendzeit, bleiche Kinder eines gealterten Vaters.

Ihr Erfolg ist wahrscheinlich nicht groß gewesen, hatte sich doch der neue Geschmack sogar von seinen Jugendwerken abgewendet. Das einfältig verfeinerte Publicum faßte das Verhältniß so auf, als hätte sich Holberg schon in jenem Moment überlebt, wo der Entwicklung noch ein halbes Jahrhundert fehlte, damit sie zu der Höhe gelange, auf der man angefangen hat, ihn vollständig zu verstehen.

Wie Molière von Destouches verdrängt worden, wurde jetzt Holberg theils von den deutschthümlichen Volksschauspielen mit ihrer Scenerie, theils von dem neufranzösischen Lustspiel mit dessen stattlicher Ehrbarkeit verdrängt. Man stieß sich daran, „Heinrich in der Kannengießer-Comödie auftreten zu sehen, mit ungekämmtem Haar und bloßen Händen." Daher sind Holberg's letzte Episteln voll von bitteren Klagen: „Man wirft unsere Originale auf die Seite"; „man zieht ihnen schlecht zusammenhängende Marktschreier-Stücke vor." Die letzten Worte, die wir aus seiner Feder besitzen, sind die letzten Seufzer seiner Qual: „Man fragt nicht mehr darnach, ob ein Schauspiel gut oder schlecht ausgearbeitet ist, sondern ob es mit Gesang und Tanz schließt. .... Ein jeder Schriftsteller kann

jetzt Comödien-Schreiber agiren, und Keiner fürchtet sich davor, seine Arbeit vergeudet zu sehen, wie mager, elend und schlecht zusammenhängend sie auch sei." (Die 539., letzte Epistel, nach seinem Tode gedruckt).

Selbstverständlich müssen sich in jenen Jahren Viele gefunden haben, die seine Bücher mit Interesse lasen, sonst wäre der verhältnißmäßig starke Verkauf derselben nicht zu erklären. Aber während seine Schriften im Begriffe standen, Volksbücher zu werden, genoß er weder bei den Kindern der Welt noch bei den Schriftgelehrten das Ansehen, das er so reichlich verdiente, geschweige den großen Ruhm, der jetzt so lange nach seinem Tode seinen Namen umstrahlt.

Er hatte schon in einem ziemlich jungen Alter seine Biographie unter der Form „Dreier Episteln an einen berühmten Mann" herausgegeben, in lebhaftem, aber nicht vollendetem Latein abgefaßt. Man verdachte ihm sowohl die kleinen Fehler seines Lateins wie den Umstand, daß er die Oeffentlichkeit mit seiner eigenen Person unterhielt, warf ihm Selbstlob vor und beschuldigte ihn der Absicht, die Herzen durch Klagen über seine Feinde rühren zu wollen.

Mit seinem Hange, so viele Fächer wie möglich zu umspannen, und überall eine Uebersicht mitzutheilen, hatte er außerdem bisweilen in seinen Schriften, wie in seinem statistisch-topographischen Werk, „Beschreibung Dänemarks und Norwegens", mit dem Historischen, besonders der Geschichte des nordischen Alterthums, es etwas zu leicht genommen; dadurch lag die Beschuldigung gegen ihn nahe, daß es ihm überhaupt an Gründlichkeit fehle.

Schließlich war er durch seinen Widerwillen gegen den Autoritätsglauben und sein Festhalten an der Vernunft als dem Kern der Religion wie der Moral, als Freidenker verdächtig, und das umsomehr, je stärker die religiöse Reaction sich geltend machte.

Er hatte schon seit längerer Zeit seine Professur niedergelegt. Die scharf kritische Methode, welche Gram in die Geschichtsforschung eingeführt hatte, vermochte er nicht sich anzueignen; er hatte zu seiner Zeit mehr als Lehrer und Schriftsteller, denn als Forscher und Gelehrter, mehr durch den erklärenden Ueberblick als durch das analytische Eindringen gewirkt. Deshalb verließ er, sobald er sich in der historischen Kritik überflügelt sah, das Feld der Geschichte Dänemarks und vertauschte seine Professorenstellung mit dem Amte eines Quästors.

Er war ein tüchtiger Finanzmann — in eigenen wie in fremden Angelegenheiten. Er war der erste — und ist wohl noch bis jetzt der einzige dänische Schriftsteller, der sich durch seine Schriften ein Vermögen erworben hat. Er legte es in Grundbesitz an, kaufte sich ein Landgut, Tersløsehof, auf dem er die Sommerszeit zu verbringen pflegte, ließ sich, dreiundsechzig Jahre alt, vom König Frederik V. zum Baron erheben und vermachte testamentarisch sein ganzes Capital an Grundbesitz und baarem Gelde der neuen Akademie in Soröe, sogar dergestalt, daß die Akademie noch bei seinen Lebzeiten den Nießbrauch der Zinsen hatte. So war er auf jegliche Weise und bis in seine letzten Jahre ein Wohlthäter seines Landes und Volkes.

Es scheint, daß ihn bei dem Gesuch um Erhebung in den Freiherrnstand derselbe ehrgeizige Trieb geleitet hat, der ihn sein Leben lang dazu anspornte, sich in den verschiedensten Fächern zu versuchen, immer eifrig bemüht, sich auf

jeglichem, innerhalb seiner Fähigkeit liegenden Gebiete auszuzeichnen, auf welchem Andere sich hervorgethan hatten. Er wollte Baron sein, um es auch auf ganz äußerliche Weise einleuchtend zu machen, daß er durch eigene Kraft und Klugheit sich aus einer unscheinbaren gesellschaftlichen Lage und aus ärmlichen Verhältnissen bis zu einer Höhe hinaufgeschwungen hatte, die das Niveau des gelehrten Standes im Norden überragte. Er wollte, daß man die schöne Literatur in seiner Person geadelt sehen sollte; es hat ihn als eine Art Rache über die Verächter und Feinde des Theaters befriedigt. Seinen großen Meister Molière hatte man wie einen heimathlosen Zigeuner behandelt und ihm ein ehrenhaftes Grab verweigert. Er wollte ihnen zeigen, daß ein Comödienschreiber sich gleichen Rang mit Denen, die ein adeliges Wappen führten, zu sichern vermochte. Ein bloßer Titel würde ihn nicht gereizt haben, aber da er schon dem Besitze nach Freiherr war, d. h. da er reichlich so viel Land besaß, wie zu einer Baronie erfordert wurde, wollte er es auch dem Namen nach sein.

Was bei einigen seiner Empfindenden Verwunderung und Anstoß erregt hat, ist nur, daß Holberg nicht zu stolz war, um diese Auszeichnung zu wünschen. Es berührt ein wenig peinlich, daß er solche Würde als commensurable mit Verdiensten wie den seinen betrachtete. Doch ist es wiederum völlig ungereimt, einen andern Maßstab an Holberg in jenen Tagen zu legen, als man, noch dazu so viele Jahre später, an Goethe, Schiller und Victor Hugo legt. Niemand hat es sonderbar gefunden, daß Goethe und Schiller sich in den Adelstand erheben ließen, Wenige haben es Hugo verübelt, daß er sich zum Pair von Frankreich ernennen ließ.

Interessant ist es zu sehen, daß Holberg in dem Wappen, um dessen Bewilligung er nachsuchte, seine dichterische Wirksamkeit und nicht seine gelehrte Schriftstellerei als seine hauptsächliche Berechtigung zum adeligen Rang geltend gemacht, und daß er die Aufmerksamkeit auf seine norwegische Abstammung hinzulenken gewünscht hat. Die Tanne in seinem Wappen bedeutet augenscheinlich Norwegen, wie die Leier die Poesie, während der hohle Berg selbstverständlich auf den Namen anspielt.

Es war zu erwarten, daß man Holberg seine Aufnahme in den Adelsstand zur Last legen würde. Man berief sich gegen ihn auf sein Schauspiel „Die honnette Ambition", obgleich keine Aehnlichkeit zwischen seinem Fall und dem von ihm verspotteten zu finden ist. Holberg mußte sich sogar während eines Processes, den er mit einem betrügerischen Verwalter führte, darin finden, daß man über seinen Baronstitel spottete; denn auch die Person, welche den Verwalter in jener Rechtssache vertrat, war Verwalter und haßte ihn wegen der vielen Ausfälle gegen seinen Stand in der „Beschreibung Dänemarks und Norwegens", wie auch in den Comödien. Er versagte es sich daher nicht, in seiner Eingabe den baronisirten Dichter mit dessen eigenem „Jeppe vom Berge" zu vergleichen, der als Baron seinen Verwalter examinirt, ihn gehenkt sehen will, und der auf die Frage des Verwalters, was ihm Böses zur Last gelegt würde, einfach antwortet: „Bist Du nicht Verwalter und Du fragst noch? Trägst Du nicht silberne Knöpfe?"

Dieses Beispiel ist nicht das einzige dafür, wie wenig Ehrerbietung Holberg

in seinen alten Tagen erzeigt wurde; und die, welche man ihm spendete, war mehr officiell als gefühlt.

Ein Franzose, ein Herr Beaumelle, der in Kopenhagen eine kleine klatschhafte Zeitschrift in französischer Sprache, „La Spectatrice Danoise“ herausgab, machte sich zum Organ der Ansichten, die man in der eingebildet feinen Gesellschaft über Holberg hegte. Er griff ihn unter dem Namen Plautiberg an, um ihn dadurch der unerlaubten Benutzung von Situationen und Charakteren des Plautus zu zeihen. Plautiberg wird von Beaumelle als Derjenige bezeichnet, „der in allen Gattungen schreibt und sich in keiner einzigen auszeichnet, sondern zugleich als Humanist, Philosoph, Schöngeist, Theolog, Epigrammatiker, Rechtsgelehrter, Historiker und Moralist sich durch Plagiate bereichert“. Und Holberg wird dafür beschuldigt, in seinem Urtheil über seine Landsleute und über Franzosen wie Destouches, sich nur vom Neid leiten zu lassen, indem es über ihn heißt, „daß er die Werke Anderer und insonderheit die der Fremden herabsetzt, weil seine eigenen, Dank dem guten Geschmack, nicht mehr gelobt werden“.

Unter diesen Umständen kann sich Keiner darüber wundern, daß Holberg's Lebensanschauung eine dunklere Schattirung erhielt, als sie in seiner Jugend gehabt hatte, wo das Lachen ihm half, seine Sorgen zu verscheuchen. Zehn Jahre vor seinem Tode schrieb er (in den „Moralischen Gedanken“): „Die guten Tage, so ich im Leben hatte, sind leicht gezählet; der größte Theil meines Daseins ist hingegangen in Kümmerniß, Krankheit und Mangel an alledem, was die Welt Gutes nennet. Wenn Andere mehr gute Tage zählen können, soll es mir lieb sein; denn ob man gleich sich in immerwährender Qual befindet, soll man Andern ihr kurzes Vergnügen nicht mißgönnen.“

Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in strenger Zurückgezogenheit, nach Vermögen sich von der Welt absperrend, deren Dankbarkeit und Treue er kennen gelernt hatte. Er hielt bis zuletzt an derselben Sparsamkeit fest und arbeitete mit demselben Fleiß, durch welchen er sich als Jüngling ausgezeichnet hatte. Seine Gesundheit war immer schwach gewesen. Nun litt er an immer wiederkehrenden Kopfschmerzen und hektischen Anfällen, die zuletzt in Schwindsucht übergingen. Die Musik, die ihn sein ganzes Leben hindurch zerstreut hatte, erfreute ihn nicht mehr wie vorher. Er suchte Trost in Studien, in der Beschäftigung mit Sprachen des Alterthums, in welche sich zu vertiefen ihm früher die Zeit oder (wie dem Altnordischen gegenüber) das Interesse gefehlt hatte, aber er fühlte mit Wehmuth, daß seine Begabung zum Lernen verringert war.

Er starb in seinem siebzigsten Jahre nach Mitternacht am 28. Januar 1754. Der Eindruck, den dieser Todesfall machte, war gering. Die Bevölkerung Kopenhagens war gleichgültig. Es gab keine Trauer der Gemüther, und keine dem Todten würdige Aeußerung über die Bedeutung des Verlustes wurde gehört oder erschien. Nur Wenige verstanden, daß es der größte Mann Dänemarks und Norwegens war, der jetzt auf der Bahre lag, und noch geringer war die Zahl Derer, die Etwas dabei fühlten. Nicht einmal von der Bühne her, welche Holberg geschaffen hatte, wurde seines Scheidens aus dem Leben erwähnt, während neun Tage später ganz Kopenhagen in Aufregung über den Tod der jungen, leichtfertigen Schauspielerin, Jungfer Thielo, gerieth: Die Studenten trugen sie zu

Grabe, und ein großes Leichengefolge aus allen Ständen legte von der allgemeinen Trauer Zeugniß ab. Als dagegen am Ende des Jahres die Leiche Holberg's von Kopenhagen nach Soröe zur Beisetzung gebracht wurde, bestand das ganze Trauergefolge aus den zwei Bauern, die den Leichenwagen fuhren.

Ungefähr fünfundzwanzig Jahre später ließ die Akademie von Soröe in der Stadtkirche über Holberg's Sarg ein von Wiedewelt ausgeführtes Denkmal errichten. Eine wirklich gute Statue von ihm ist in Dänemark niemals errichtet worden. Das einzige ihm würdige Denkmal, welches bis jetzt existirt, ist dasjenige, welches er sich selbst in der Dänischen Schaubühne geschaffen hat.

Man kann auf dieses Werk ein Wort anwenden, welches in einer andern Sprache über ein anderes Werk gesagt worden ist: In jedem Dänen und Norweger, der lesen lernt, gewinnen Holberg's Comödien einen Leser mehr.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

VII.

Schauplatz und Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Berlin, denkwürdig jeder Fußbreit Erde durch Erinnerungen der Geschichte, geschmückt mit unvergänglichen Denkmalen der Kunst und, wenn man genau hinsieht, nicht ganz ohne Spuren der Literatur, sind die Linden in höherem Grade eine Stätte der Wissenschaft — auch diese, wie die Linden selber, zuerst und nicht viel über ein Menschenalter später hier eingepflanzt von Frauenhand. In seinen „Mémoires de Brandebourg“ sagt es uns Friedrich der Große: „Sie gründete die Königliche Akademie.“ Sie war die Königin Sophie Charlotte, die philosophische Königin, von der uns ihr Enkel weiter erzählt, daß ihre Wißbegierde den Urgrund aller Dinge habe erfassen wollen. „Leibniz, den sie eines Tages daraufhin befragte, gab ihr zur Antwort: ‚Madame, Sie sind nicht zufrieden zu stellen. Sie wollen das Warum des Warum wissen.‘“

Nach dem Plan und Entwurf des großen Leibniz ward im Jahr 1700 die „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften“ gestiftet und er selbst mit dem Titel eines Königl. Geh. Justizraths zu ihrem ersten Präsidenten ernannt. Sie sollte vier Classen haben: eine für „Naturlehre, Arzneykunst und Chymie“; eine für Mathematik, Astronomie und Mechanik; eine für Verbesserung der deutschen Sprache und Landesgeschichte und eine endlich für Literatur, besonders orientalische. Denn da Seiner Majestät Friedrich I., wie Nicolai meint, die Gelehrsamkeit allein wohl nicht wichtig genug erschienen sein möge, so habe Leibniz klüglich hinzugefügt, daß der Gesellschaft auch „die Fortpflanzung des wahren Glaubens bey entlegenen und noch unbekannten Nationen aufgetragen werde“. Wir wissen nicht, wie die Societät dieser Aufgabe sich entledigt, noch auch, ob ihre Nachfolgerin, die gegenwärtige Akademie, die stets die größten Orientalisten zu ihren Mitgliedern zählte, sich — nach den Worten des Stiftungsberichts — zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Ungläubigen nützlich gemacht hat. Be-

dauerlicher ist, daß die dritte der ursprünglichen Classen, die sich mit der „Verbesserung der deutschen Sprache" zu beschäftigen hatte, gleichfalls sehr bald verschwunden ist. Wenn sie fortbestanden und im Anschluß an die zweite classische Periode der deutschen Literatur sich fortentwickelt, wenn sie über die Reinheit unserer Sprache gewacht, wie die französische Akademie über die der französischen Sprache, wie viel Gutes hätte sie bewirken, wie viel Unheil verhüten können! Wir würden vielleicht weniger individuell, sicherlich aber etwas correcter sein; würden ein Wörterbuch, eine Grammatik und eine Orthographie, dagegen keinen Krieg gegen die Fremdwörter und keine von patriotischen Gastwirthen verfaßte Speisekarte haben. Aber solch ein Ruhm war der alten Societät nicht beschieden, und die neuere scheint nach demselben nicht zu geizen. Alles, was wir zum Lobe der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" hören, ist: daß sie den Maulbeerbaum und die Seidenzucht in hiesigen Landen eingeführt hat — eine Cultur, die mit unseren Rebenpflanzungen das gleiche Schicksal gehabt. Der Wein, den man an den sonnigen Abhängen des Tempelhofer Berges gebaut, wird darnach gewesen sein; und Seide spinnen — bei uns! Welch' ein Gedanke! So wohl ist es noch Keinem geworden.

Fünf Jahre vor der Societät ward die „Akademie der Künste" errichtet (1695) und beiden zusammen als Sitz ein Gebäude unter den Linden angewiesen, welches damals „der Königliche Stall" hieß und heute noch, um die Wahrheit zu sagen, ein Stall ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Pferde damals ihr Quartier vorn, nach den Linden zu, die beiden erlauchten Körperschaften das ihre hinten hatten, während jetzt die Pferde hinten stehen und die Künstler und Gelehrten die Front haben. Aber noch immer ist dasselbe mächtige Häuserviereck zwischen Linden- und Dorotheen-, zwischen Universitäts- und Charlottenstraße diesen Beiden geweiht — Mulis et Musis! Nach der Dorotheenstraße die Wagenremisen und Pferde Sr. Majestät und der Königl. Prinzen, an der Charlottenstraße die Kaserne und Pferde der Gardes-du-Corps. „Ein wunderbares, ein Riesengebäude!" ruft Gutzkow aus[1]), der in diesem merkwürdigsten und widerspruchsvollsten aller Interieurs am 17. März 1811 als Sohn eines Königl. Bereiters zur Welt kam. „Ein Pantheon aller Künste und Wissenschaften! Tempel der Minerva nach allen ihren Beziehungen — auch zum Kriege; Preußens Minerva muß ja als Einjährig-Freiwillige Schild und Lanze führen. Rings die Musen, in der Mitte Mars — Asyl der Künstler und Rennbahn der Cavalleriepferde! Die Trompete der Ulanen durcheinander wirbelnd mit der Trompete Fama's, die hier in einem Kämmerlein der akademische Historiograph des Landes zu blasen hat." Hier war es, in diesem „abenteuerlichen, seltsamen, lichten und dunklen, classischen und romantischen Gebäude", wo Gutzkow die ersten Jugendeindrücke empfing. Sie waren friedlicher, fast idyllischer Art, und nichts verrieth die bittere Skepsis, welche diesen kühnen und scharfen Geist so bald zum Feind und Angreifer alles Akademischen, Classischen und Romantischen machte; nichts die Vereinsamung und Verdunkelung seiner späteren Jahre. Mit einem feinen Blick und Gehör, der früh schon erkennbaren Gabe subtiler Wahrnehmung, wuchs er

[1]) Karl Gutzkow, Aus der Knabenzeit, S. 17—20.

auf unter jenen „rüstigen, kurzen, strammen Leuten, die in ledernen Buchsen, gelben Stulpen an den Stiefeln, blauen Röcken, rothen Westen und kleinen silberdrahtüberzogenen und mit langen Silberschwänzen in der Mitte gezierten englischen Jockeymützen vor dem viereckigen Nordostthurm, an der Ecke der „Letzten" und der Stall- oder Universitätsstraße walteten und schalteten". In den inneren Höfen, „den Pluvien dieses Tempels", erblickte der Knabe sein Paradies, „streng gehütet von dem Castellan mit Rohrstöcken, von den königlichen Leibkutschern mit Peitschen, von den Schildwachen mit dem Sarras", und hier in einem Frühling, welchen die Phantasie der Kutscher sich aus kleinen Gartenplätzen, grünen Rasenbänken und Lauben von wildem Wein mitten in dem düsteren Gemäuer geschaffen hatten, unter einem großen Nußbaum, dem einzigen Baum, der hier vorhanden und „dem ersten Rosselenker des Königs" gehörte, las er den „Brandenburgischen Kinderfreund". Eine Gedenktafel der Stadt Berlin, angeheftet an dem Seitenflügel, der jetzt, Ecke der Universitäts- und Dorotheenstraße, die Nummer 7 trägt, bezeichnet die Stätte, wo derjenige von Deutschlands Schriftstellern, der unserer modernen Literatur einen der mächtigsten Impulse gegeben hat, aus einem Hintergebäude der Akademie hervorging — sein Lebenlang grollend, daß das Vordergebäude, wie er sich einbildete, so hochmüthig auf ihn und seines Gleichen herabsah; sein Lebenlang erfüllt mit einer Art unversöhnlichen Ingrimms gegen Professoren und Professorenthum, und einst, in einer Mondennacht, die Faust ballend gegen die Beiden in Weimar, ihrem Doppelstandbild zurufend: „Und neunbändige Romane schreiben konnten sie doch nicht!"

Mulis et Musis! — War es nicht auch ein Roß, jenes geflügelte, das den Musen heilig? Sicher ist, daß noch in Gutzkow's Knabenzeit, bis zum Jahre 1815, die Universitätsstraße die Stallgasse hieß, und daß seitdem die Fortsetzung, bis zum Weidendamm, immer noch Stallstraße heißt; und wenn man an den Galatagen unseres Hofes in der Dorotheenstraße durch die geöffneten Thorflügel in den Hof hineinblickt, auf der Rückseite der Akademie, so kann man noch immer Stallungen, Stalleimer und Stallknechte sehen in den gelbledernen Hosen und rothen Westen, die sich dem Gedächtnisse Gutzkow's so tief eingeprägt haben, Wagen und Kutschen, heimkehrend von der Cour und königliche Kutscher in adlerbestickten Röcken. —

König Friedrich I. hatte sich mit Maulbeerbäumen und Bekehrung der Heiden begnügt; sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., verlangte mehr: er, wiewohl der frömmere, doch auch der praktischere Mann befaßte sich nur mit Dingen, die näher lagen und besser rentierten. Die Gelehrten der Societät sollten nützliche Kräuter bauen: er gab ihnen den Botanischen Garten; sie sollten ihm Feldscheerer für die Armee ausbilden: er richtete ihnen im Akademiegebäude ein Theatrum Anatomicum ein, welches lange bestand und noch in unserem Jahrhundert die Sectionsanstalt für Selbstmörder und Armenleichen war.

Unter so bewandten Umständen fristete die Societät ihr Leben so gut sie konnte; froh desselben ist sie wohl nie geworden, und noch dazu brannte der beste Theil ihres Gebäudes ab. Aber der es wieder aufbaute, war ein anderer Mann als seine Vorgänger — Einer, der die Wissenschaften schätzte, der selber eine Ehre darein setzte, ein Philosoph genannt zu werden, und der es in der That auch war — der junge König Friedrich II.

Von dem ehemaligen Gebäude, welches Nehring, der Architekt des Großen Kurfürsten, unter dessen Nachfolger, Friedrich I., errichtet, ist nicht viel mehr erhalten als ein quadratischer, thurmartiger Aufbau, der, ursprünglich ein Eckpavillon, über der Rückseite sich erhebend, lange als „astronomisches Observatorium" oder Sternwarte gedient hat, jetzt aber, mit seinen kleinen Fenstern, Altanen und Balconen, mitten aus der Dorotheenstraße wie verwaist gen Himmel schaut. Es ist derselbe Thurm, von dem uns schon Gutzkow berichtet, daß es in ihm „bis hoch hinauf über dunkle, breite Treppen ging in die Dachkammern mit geheimnißvollen Luken, durch welche der Wind melancholische Weisen pfiff, und wo doch aus der Vogelperspective die ganze bedeutungsvolle Gegend übersehen werden konnte". Der gesammte Vordertheil, vom Feuer zerstört, Haupt- und Seitenfronten wurden, auf Friedrich's Befehl, von Boumann dem Aelteren mit so viel Geist und Geschmack wiederhergestellt, als dieser Mann besaß: d. h. nüchtern, schwunglos und — wenn man von den Figuren auf dem Dach absieht, welche die Wissenschaften und Künste versinnbildlichen, wie Friedrich und die Zeit es liebten — ohne jeden künstlerischen Schmuck; aber durch die Masse selbst wirkend, mit schwerem Erd- und hohem Obergeschoß, mit geräumigen Sälen und vielem Licht von allen Seiten, ein Bauwerk, nicht zu vergleichen mit Universität, Zeughaus und Opernhaus, seinen Nachbarn und Gegenüber, jedoch nicht minder eine von den charakteristischen Erscheinungen der Linden. In diesen erneuten Sitz, den sie fortan nicht mehr verlassen, führte Friedrich die Societät, nachdem er auch sie völlig umgestaltet, zu neuem, ruhmvollerem Leben. Er gab ihr, nach dem Muster ausländischer Akademien, namentlich der französischen, vier Classen: der Physik, der Mathematik, der speculativen Philosophie und der Philologie. Er gab ihr einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten und einen beständigen Secretär; er gab ihr den Namen der „Académie Royale des Sciences et des Belles-Lettres de Prusse" und er gab ihr die Statuten, die, wenn auch durch spätere Verordnungen, je nach eintretendem Bedürfniß, mannigfach abgeändert, in ihren Grundzügen heute noch gelten. Er ist der Schöpfer des Instituts, welches wir jetzt als „Königliche Akademie der Wissenschaften" kennen, so wie sie noch alljährlich in dankbarer Erinnerung seinen Geburtstag feiert. Aber auch der Defect ihres Ursprunges haftet ihr an. Zwar die Geschichte, wenn auch nicht Landesgeschichte des Leibnizischen Entwurfs, wurde nachmals wieder in den Rahmen akademischer Arbeit eingefügt, und welcher Leistungen sie sich, in neuerer Zeit zumal, auf diesem Gebiete rühmen darf, das ist wohlbekannt. Aber von der deutschen Sprache, der deutschen Literatur ist nie mehr die Rede gewesen, weder vorher noch nachher. Die von Friedrich gestiftete Akademie war, dem Namen und fast auch der Sache nach, eine französische. Ihr erster Präsident, Maupertuis, war ein Franzose; ihr erster Vicepräsident, Charles-Etienne Jordan, und ihr erster beständiger Secretär, De Jarriges, sowie dessen Nachfolger, Samuel Formey, waren Mitglieder der französischen Colonie, damals, kaum zwei Menschenalter nach dem „refuge", noch sehr weit davon entfernt, so deutsch zu sein, als sie heute, trotz ihrer alten französischen Namen, es thatsächlich ist. Und was auch, seitdem durch Beschluß vom 15. Juli 1745 zur Geschäftssprache der Akademie die französische gemacht worden war, blieb anders übrig, als ihr französische

Mitglieder zu geben, entweder National-Franzosen oder Söhne der Colonie, deren Französisch um diese Zeit noch die Pariser Akademie als „dialecte de Berlin au style refugié“ zu den nordfranzösischen Mundarten rechnete. Von den ersten dreiunddreißig Mitgliedern der „Académie Royale“, unter denen sich deutsche Namen, wie Wolff, Euler und später Sulzer, ganz vereinzelt finden, waren zehn Colonisten. Wir gönnen der Colonie, die sich um die Hebung des Gewerbes unter uns so großes Verdienst erworben, gern auch diesen ihren Antheil an der Entwicklung der Wissenschaften in Berlin; und mit Recht ist die Akademie stolz darauf, an der Spitze ihrer Liste den unsterblichen Namen Voltaire's, die Namen von La Mettrie, Lagrange, D'Argens zu sehen. Aber daß in jener nationalen Bewegung, welche damals eben von der wiedererwachenden deutschen Literatur ausging, Berlin so weit zurückblieb und die führende Rolle kleinen Residenzen wie Weimar und Braunschweig überließ: daran trägt der Geist, der die Akademie beherrschte, doch wohl auch seinen Theil der Schuld. Die Wahl Moses Mendelssohn's ward nicht bestätigt, diejenige Lessing's nur nach schwerem Kampf durchgesetzt — desselben Lessing, der, gleichsam vor der Thüre stehend, in verzeihlicher Bitterkeit ausrief: „Dort, der Regent, ernährt eine Menge schöner Geister, und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räthen“ . . .[1])

Wir kennen die Gründe dieses Verfahrens, wir kennen sie aus Friedrich's eigenem Munde, und es berührt uns fast wie mit einem Anflug von Humor, wenn er in seiner derben Weise (1757) zu Gottsched sagt: „Ich habe von Jugend auf kein Deutsch Buch gelesen, und ich rede es wie ein Kutscher; jetzo aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu;“ und mit einem Anflug von Wehmuth, wenn er (1775) an Voltaire schreibt: „ces beaux jours de notre littérature ne sont pas encore venus“. Die Jugendbildung Friedrich's war die französische gewesen, trotzdem sein Vater, der biderbe Friedrich Wilhelm I., „Zeit seines Lebens die größte persönliche und nationale Abneigung gegen die Franzosen gezeigt hat[2]).“ Aber es ist traurig zu sagen, wiewohl buchstäblich wahr — wenn um die Zeit, in welche Friedrich's Jugend fällt, und auch später noch, von Bildung überhaupt die Rede ist, so kann nur die französische gemeint sein. Es gab damals keine deutsche Bildung und keine deutsche Sprache, welche für Gebildete sich geziemt hätte. Diese Sprache mußten unsere Geistesheroen erst erschaffen; aber man erinnert sich, daß der junge Goethe nicht nur französische Briefe, sondern auch französische Gedichte schrieb, und daß Lessing, der in der Correspondenz mit Voltaire sich als einen vortrefflichen Franzosen erwies, im Ernste daran dachte, den „Laokoon“ französisch zu schreiben. Denn Französisch war durchaus die Sprache desjenigen Publicums, welches wir das literarische nennen würden; es war die Sprache der Unterhaltung in den höheren Ständen, die Hofsprache, die Sprache, in welcher die Staatsbeamten mit einander correspondirten, und selbst Friedrich Wilhelm I., Franzosenhasser, wie er war, konnte sich diesem Einfluß nicht gänzlich

[1]) An Mäcen. Prosa-Entwurf.

[2]) Koser, Friedrich d. Gr. als Kronprinz, S. 167.

entziehen. Sein Deutsch war so stark mit französischen Worten, Ausdrücken, ja ganzen Wendungen versetzt, daß Kenntniß beider Sprachen nothwendig ist, um es zu verstehen. Ein solches Deutsch mochte dem Könige genügen, der — sonst ein braver Mann — keine weiteren geistigen Bedürfnisse gehabt hat als die Bibel und das Tabakscollegium; es genügte nicht der feineren, ästhetisch angelegten Natur Friedrich's. Sein Vater hatte gut sagen, er solle sich das französische Wesen aus dem Kopfe schlagen, nichts als preußisch sein und ein deutsches Herz haben. Das französische Wesen hat Friedrich nicht gehindert, die Franzosen zu besiegen. Aber was hatte der König seinem Sohn als Ersatz zu bieten, als er ihm, während der Küstriner Festungszeit, alle französischen Bücher wegnehmen ließ? Es ist wahr, für einen Zweig der Kunst hatte dieser sonst so gottesfürchtige Herr eine Vorliebe, die ihn sogar mit den Hallischen Theologen in einigen Conflict brachte: nämlich für das Schauspiel. Aber es war nicht die vortreffliche französische Truppe, welche während der letzten Lebensjahre Friedrich's I. den Hof und die Stadt entzückt hatte: diese durfte seinem Regierungsnachfolger nicht mehr über die Grenze. Der Mann seines Herzens und besonderen Wohlgefallens war Eckenberg, mit dem Beinamen der starke Mann, dessen rühmliche Laufbahn gerade in Friedrich's Jugend und erste Mannesjahre fällt. Von Haus aus nur ein Acrobat, der sich auf dem Spittelmarkt producirte, ward ihm ein königliches Privilegium verliehen, dahin lautend, „daß, da dieser wegen seiner ungemeinen Stärke berühmte Mann in Sr. Kgl. Majestät Höchsten Gegenwart in dem Lustschlosse zu Charlottenburg viele sonderbare Proben der von Gott ihm verliehenen Stärke und Kräfte zum Allergnädigsten Wohlgefallen und Vergnügen sehen lassen" . . . also werde ihm die Freiheit und Erlaubniß ertheilt, „in Höchstdero Königreich, Provinzen und Landen herumzureisen und in allen Städten und Orten, wo es ihm gefällt, solche seine Stärke männiglich vor die Gebühr zu zeigen". Als dann, auf Verlangen des Königs, Eckenberg seinen bisherigen Künsten auch theatralische Vorstellungen hinzufügte, ward er zum „Hofcomödianten" ernannt und erhielt, im Jahr 1732, folgendes Generalprivileg: „in allen Städten und Landen seine Exercitia mit denen bei sich habenden Leuten zur Recreation und Zeitvertreib derjenigen, so nicht viel zu thun haben, öffentlich und ohne Jemandes Hinderniß zu präsentiren, doch dergestalt, daß er dabei keine gottlose, ärgerliche und unehrbare, oder dem Christenthum nachtheilige Dinge, sondern lauter dergleichen innocente Sachen, wodurch die Leute ein honnettes Amüsement haben, spielen oder vorstellen solle[1])." Der König nahm es so ernst mit seiner „deutschen Comödie", daß er ihr in der Person des Ministers von Grumbkow einen „Ober-Directeur" bestellte[2]), während für Eckenberg's Aufführungen das seit dem Auszug der Franzosen unbenutzt gebliebene königliche Theater wieder geöffnet ward, welches sich über dem Marstall in der Breitenstraße befand. So paßte das Wort von den Pferden und den Musen auch hier; denn freilich, was der Akademie recht war, das war dem Theater

[1]) C. M. Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin. 1781, S. 107, 111, 112. — Plümicke war „Theaterdichter" der Döbbelinischen Gesellschaft und schrieb u. A. ein Nachspiel zu „Minna von Barnhelm" unter dem Titel: „Der Senior".

[2]) Das. S. 192.

billig. Es gibt ein treffliches kleines Blatt, „Herumziehende Comödianten", von Chodowiecki, welches uns eine solche Truppe zeigt, wie sie, mit allen Attributen ihrer Herrlichkeit und ihres Elends, einen Theaterzettel, in Form einer Fahne, mit sich herumträgt. Aehnlich, und so, wie gegenwärtig etwa noch bei Kunstreitergesellschaften in ganz kleinen Städten, wurden in den Straßen Berlins die Vorstellungen angekündigt: hoch zu Roß und mit einer Trommel. Die lustige Person, der Hanswurst, wo nicht in völligem Habit, erschien doch wenigstens mit einer Kappe und Schellen, einer Brille über der Nase und „verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand", hing an den öffentlichen Plätzen oder Straßenecken ein groteskes Bild aus, auf welchem alles Wunderbare des zu gebenden Stückes in den stärksten Farben aufgetragen war, und begann dann, „schnarrend, lispelnd oder durch die Nase redend, einen Monolog: „Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit" u. s. w.[1]). Man kann sich denken, wie die königlichen Kinder schauderten, wenn dieser Zug vor dem Schlosse hielt. Denn dies nun war Sr. Majestät Vergnügen. Er amüsirte sich vortrefflich dabei. Wenn Gäste da sind, ist Abends deutsches Schauspiel; alle Hoffeste werden damit verherrlicht. Der König *zwingt* seine Familie, Gemahlin und Töchter, mit ihm in die deutsche Comödie zu gehen, und wenn er verreist ist, *befiehlt* er ihnen, die Abende daselbst zu verbringen. „Dieses verdammte Schauspiel!" ruft die heißblütige Prinzeß Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Bayreuth, im Uebermaß ihres Aergers und ihrer Langenweile[2]); und Friedrich, angewidert von solchen Rohheiten, verschwört sich (1732) „de ne jamais remettre le pied en telles comédies". Und er hat sein Wort gehalten. Man wird es immer noch bedauern, aber nach Allem, was hier mitgetheilt, etwas begreiflicher finden, daß er, König geworden, in dem Theater, welches er auf dem Gensdarmenmarkt baute, dem ersten feststehenden in Berlin überhaupt, nur französische Comödien spielen ließ und seiner Akademie den Gebrauch der französischen Sprache vorschrieb. —

Die Reaction trat unter Friedrich's d. Gr. Regierungsnachfolger, Friedrich Wilhelm II. ein, der, wenn er in allen anderen Dingen eine kleine Figur neben seinem gewaltigen Vorgänger macht, in diesem Einen sich charakteristisch von ihm abhebt. Es ist übertrieben und ganz ungehörig, wenn man in einem ernsteren, politischen Betracht seine Gesinnung derjenigen Friedrich's als deutsche gegenüberstellen und sich hierbei etwa auf die Bemerkungen Mirabeau's in dessen „Geheimer Geschichte des Berliner Hofes, in Briefen"[3]) u. s. w. berufen will, z. B.: „le Roi a conçu l'idée et l'espoir de devenir un grandhomme en se faisant Allemand purement allemand et narguant ainsi la supériorité françoise." Selbst wenn er den Ehrgeiz besessen, er würde der Fähigkeit ermangelt haben, um Solches auszuführen. Trotz seiner französischen Neigungen hatte Friedrich niemals die „Superiorität" der Franzosen empfunden, und Friedrich Wilhelm II.

[1]) *Plümicke*, Entwurf, S. 183.

[2]) Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. Leipzig, 1887. Bd. II, S. 62, 65, 88, 101.

[3]) Die Briefe reichen vom 2. Juni 1786 bis 26. Januar 1787. Mirabeau war der französischen Gesandtschaft in Berlin beigegeben, *um* über die dortigen Zustände zu berichten und im französischen Sinne zu wirken.

war gewiß der Mann nicht, sie zu brechen, wie sich noch vor dem Ende seines Lebens tragisch offenbaren sollte. Der erste Zusammenstoß zeigte, daß das Heer die sichere Führung, der Staat den festen Halt verloren hatte. Wir wollen darum das nicht unterschätzen, was dieser König wirklich gethan, noch minder dankbar dafür sein. Er hat einen Zustand beseitigt, der ohne die große Persönlichkeit Friedrich's unhaltbar und unnatürlich geworden wäre: nämlich zugleich deutsch im Wesen und französisch in der Form zu sein. Noch zur letzten Zeit Friedrich's hatte die Frau Koch auf dem Theater in der Behrenstraße sich von Publicum und Bühne, mit den beweglichen Versen Ramler's, in folgenden Worten verabschiedet:

Lebt wohl, Ihr theuren Gönner! und erlebt es noch
Daß deutsche Fürsten Deuschlands eig'ne Schauspielkunst
Mit größ'rem Eifer unterstützen, als noch je
Die Welsche Bühne Deutschlands unterstützet ward . . .

Wenige Jahre später wies Friedrich Wilhelm II. dem deutschen Schauspiel, welches bis dahin ein unstetes Wanderleben in Berlin geführt, das von Friedrich d. Gr. für die französische Muse gebaute Haus auf dem Gensdarmenmarkt an; als „Königlich Preußische Allergnädigste generalprivilegierte National-Schauspieler" zogen die Nomaden der Behrenstraße, Fleck und Unzelmann unter ihnen, und Lessing, Goethe, Schiller mit ihnen, in das „Königliche Nationaltheater", mit 6000 Thlr. jährlichem Zuschuß ein; ihr bisheriger Principal, Döbbelin, wird erster Regisseur, mit einer Pensionsberechtigung von 1200 Thlrn., eine Generaldirection wird ernannt, in welche, neben dem Oberfinanzrath von Beyer, Prof. Engel vom Joachimsthal'schen Gymnasium — Johann Jacob Engel, der Verfasser des „Lorenz Stark" — als Ober-Director und Prof. Ramler vom Cadettenhof — unser Karl Wilhelm Ramler, der alte Freund Lessing's — als artistischer Director, mit 800 Thlrn. Gehalt und 400 Thlrn. Pension eintritt. Das waren doch endlich Thaten und Summen für die deutsche Literatur, ganz abgesehen von dem hübschen Brief, den Se. Majestät an Vater Gleim in Halberstadt richtete: „Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei Mir redet, die Versicherung geben, daß Ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde."

In gleicher Weise verfuhr der Monarch, indem er, und zwar auch alsbald nach seiner Thronbesteigung, der Akademie — von nun ab „Königliche Akademie der Wissenschaften" — die deutsche Sprache zurückgab. „In Künsten und Wissenschaften," heißt es in den „Büsten berlinscher Gelehrten" (1787)[1]) „sind unter der jetzigen Regierung einige merkwürdige Veränderungen vorgefallen, als z. B.: die Verwandlung der französischen Akademie in eine deutsche."

Doch glaube man nicht, daß, nachdem der Bann gebrochen, der Umschwung nun ein unmittelbarer und völliger gewesen. Mochten die bürgerlichen Kreise Berlins unberührt davon geblieben sein: zu tief war die Gewohnheit und Uebung der französischen Sprache, die Vorliebe für die französische Literatur, die französische Bildung in die vornehmere Welt, die Gesellschaft eingedrungen und

[1]) S. 2, Anmerkung.

hatte zu lang auf dieselbe gewirkt. Zwei Generationen waren ganz in ihr aufgewachsen. Diese Stadt und dieses Volk, ohne jeden Unterschied des Standes und Ranges, Hoch und Niedrig, mußten erst durch eine bittere Schule, die Leidensjahre von 1806—1812 oder 1813 gehen; sie mußten erst dahin kommen, in den alten deutschen Märchen und Liedern Trost, in den Heldengedichten Erhebung zu finden und über das Puppenspiel von Faust Thränen zu vergießen, bis sie die Verwandtschaft ihrer heiligsten Empfindungen und die Gemeinsamkeit ihrer höchsten Lebensinteressen erkannten; bis sie nach furchtbaren Kämpfen sich wieder im Besitz eines Vaterlandes fanden und zugleich im Besitz einer nationalen Literatur von wunderbarer Herrlichkeit. Uebertreibungen nach der anderen Seite, der teutonisirenden, deutschthümelnden, blieben nicht aus — sie liegen im deutschen Temperament. Aber längst hat das Gleichgewicht sich hergestellt und ist auch durch die jüngsten Ereignisse kaum vorübergehend erschüttert worden. Wir schätzen die französische Sprache, die französische Literatur als ein unentbehrliches Culturelement; wir wünschen den Tag nicht herbei, wo der französische Geist aufhören würde, lebendig und thätig zu sein. Wir sind darin sogar pietätvoller (und vielleicht gerechter) — denn auch dies ist wieder eine von den deutschen Eigenthümlichkeiten, und zwar hier des Charakters — als die Franzosen selbst, unter denen sich eine neuere Schule von höchst solider Bildung und ausgesprochener Tendenz gegen das 18. Jahrhundert bemerkbar macht. Einer der geistvollsten und unterrichtetsten Vertreter derselben — er hat auch seinen Lessing vortrefflich studirt — Ferdinand Brunetière äußert sich in einem Artikel über Voltaire, folgendermaßen: „Es sind im Allgemeinen — mit Ausnahme von Buffon und Montesquieu — ziemlich widerwärtige Leute (d'assez laids personnages), unsere großen Männer des 18. Jahrhunderts, ein d'Alembert, ein Grimm, ein Diderot, und über allen Anderen, gerade die beiden größten: Voltaire und Jean-Jacques, zwei „mächtige Götter" und zwei schuftige Herren (deux vilains sires). Wenn ich an den Einen denke, ziehe ich immer den Anderen vor[1])."

Auch wir haben nicht vergessen, daß dieser „vilain sire" seinem königlichen Gönner einen Revers unterschreiben mußte, mit dem Versprechen: „de se gouverner convenable à un homme de lettres, qui vit avec des honnêtes hommes," und daß er sein Wort brach. Aber wir wissen, was wir ihm trotzdem schuldig sind, und ich darf sagen, daß wir mit etwas anderen Empfindungen, als denen Brunetière Ausdruck geliehen, vor der Marmorbüste Voltaire's stehen bleiben, welche, von Houdon im Auftrage König Friedrichs II. angefertigt, ihren Ehrenplatz im Vorsaal unserer Akademie der Wissenschaften erhalten hat, wie diese selber keine Gelegenheit versäumt, sich seines Namens, als des eines ihrer ersten Mitglieder, zu rühmen.

Jegliche Spur ihrer französischen Zeit ist längst aus der Akademie geschwunden; aber daß weit darüber hinaus die französische Colonie von großem Einfluß auf sie geblieben, das hat neuerdings, in diesen Blättern, du Bois-Reymond nachgewiesen[2]) — auch er eine Zierde sowohl der Colonie wie der

[1]) Revue des deux mondes, 1er juillet 1886, p. 210.

[2]) Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLVII, S. 361: „Die Berliner französische Colonie in der Akademie der Wissenschaften".

Akademie. Von ihren ersten Anfängen bis 1841, sagt er, sei die Akademie niemals ohne mindestens einen colonistischen Secretär gewesen, und jetzt, so fügen wir hinzu, nach einer Unterbrechung von sechsundzwanzig Jahren, setzt er selbst, seit 1867 „beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften," die würdige Reihe fort — und möge er lange noch dieses Amtes walten!

Das eigentliche Leben unserer Akademie beginnt mit der starken nationalen Bewegung, welche den Befreiungskriegen vorausgegangen und ihnen gefolgt ist. In ihren Anfängen von französischem oder kosmopolitischem Charakter schöpft sie fortab ihre Kraft aus dem besten Vermögen des eigenen Volkes, erweitert zugleich den engen preußischen zu einem deutschen Gesichtskreis und in steter Wechselwirkung mit der gelehrten Forschung des Auslandes, trägt sie dazu bei, der deutschen Wissenschaft eine Weltstellung zu geben. In viele Strahlen gebrochen, erblüht das geistige Leben Deutschlands; hier an der Akademie, zuerst und nicht viel später an der Universität, wird der Versuch gemacht, es in einem Mittelpunkte zu sammeln, dessen Anziehungskraft frühe schon wirksam wird. Ernste Männer aus den stillen Studirstuben ihrer Heimath, von den kleinen Universitäten in Schwaben und Franken, in Hessen und Hannover sehen sich plötzlich an das Ufer der Spree versetzt, wo sie, vereinsamt mitten in dem starren preußischen Wesen und auf scheinbar weitabliegenden Gebieten thätig, dennoch zu Mitarbeitern werden an den Aufgaben des preußischen Staates. Dies ist die erste Einwanderung, welche geräuschlos und lang voraus jener anderen, überfluthenden unserer Tage die Wege bahnt. Unterschiedslos nach Stamm und Gau reiht eine Generation großer, epochemachender Namen sich nun der anderen an, von Schleiermacher, den beiden Humboldt, Savigny bis zu Böckh, Lachmann, den Brüdern Grimm, Ranke, Ritter und von diesen bis zur Gegenwart. Von den beiden Mächten, den geistigen Schöpfern des modernen Deutschlands, hat diese hier ihren Boden gefunden — dank Friedrich, der die Natur und Bestimmung desselben erkannte. Denn um eine Literaturstadt zu werden, fehlte Berlin die Leichtigkeit und der Ueberfluß des Lebens; aber seine Akademie hat es, in Verbindung mit der jüngeren Universität, zur Stadt der Wissenschaft gemacht.

Ein directer Zusammenhang zwischen beiden Instituten besteht nicht außer diesem, daß viele Professoren Akademiker und alle Mitglieder der Akademie berechtigt sind, Vorlesungen an der Universität zu halten. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder beläuft sich auf 54, und zwar je 27 für die beiden Classen, die physikalisch-mathematische und die philosophisch-historische, in welche, seit 1830, die früheren vier Classen zusammengelegt worden sind. Unter den Ehrenmitgliedern der Akademie befindet sich an zweiter Stelle, der Anciennität nach, Generalfeldmarschall Graf Helmuth von Moltke, nicht etwa nach seinen großen Siegen erst gewählt, sondern schon 1860, als die Welt diesen Namen noch nicht kannte. Jede Classe hat zwei beständige Secretäre: die physikalisch-mathematische die Herren du Bois-Reymond und Auwers, die philosophisch-historische die Herren Curtius und Mommsen. Diese viere führen abwechselnd, von vier zu vier Monaten, den Vorsitz. Denn einen Präsidenten, wie zu Friedrich's Tagen, hat die Akademie nicht mehr. Damals, und lange noch, überreichte der Castellan bei jeder Sitzung

dem Eintretenden ein eigens dafür geprägtes Silberstück, welches „jeton“ hieß und einen Werth von ungefähr 1½ Thlrn. hatte. „Wer nicht kam, der erhielt nichts“, erzählt uns in seinen liebenswürdigen „Jugenderinnerungen“ Dr. Parthey, der Enkel Nicolai's; „und so war diese kleine Gabe eine Belohnung für den fleißigen Besuch der Sitzungen“ [1]). Unseren Akademikern ist es in dieser Hinsicht leichter gemacht, obwohl auch heute noch ihre Würde nicht gerade glänzend bezahlt wird. Das Jahresgehalt für jedes ordentliche Mitglied beträgt 900 Mark. Aber höchst beträchtlich sind die Summen, welche theils aus den eigenen Einkünften und staatlichen Zuschüssen, theils aus den von ihr verwalteten Stiftungen für die Zwecke der Wissenschaft verwendet werden. In freigebigster Weise sind von ihr, um nur einige der neueren Daten anzuführen, die Reisen Georg Schweinfurth's in den Nilländern und der arabischen Wüste, die Reisen Otto Finsch's in Melanesien und Paul Güßfeldt's in den chilenischen Anden unterstützt worden. Ihr, nächst Friedrich Wilhelm IV., verdanken wir die Prachtausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand“, in dreißig starken Bänden Quartfolio, geschmückt mit den zweihundert Vignetten von Adolf Menzel (1843—1849), welche seitdem classisch geworden sind. Ihr Werk sind die beiden großen Inschriftensammlungen, das „Corpus inscriptionum graecarum“ und das „Corpus inscriptionum latinarum“, welche der Alterthumsforschung neue Grundlagen gegeben haben; ihr endlich sind die „Monumenta Germaniae historica“, des Freiherrn von Stein großes Vermächtniß, anvertraut worden, welches, eine Quellensammlung zur Geschichte des alten deutschen Reichs, in seiner langen Wanderung von Bundestag und Einzelregierungen, gewissermaßen die Geschichte des neuen deutschen Reichs erzählt, bis es hierher, unter die Linden, gelangt und nun wirklich eine Sache der gesammten Nation geworden ist. Vielleicht, daß der unerschütterliche Patriot Solches vorausgeahnt, als er, zu seinem und manches Zeitgenossen Trost, in den trüben Jahren der einsetzenden Reaction nach dem Aufschwung der Befreiungskriege, den Plan zu dem Unternehmen faßte und in rastloser Arbeit die ersten dieser mächtigen Folianten entstehen sah, deren Reihe seitdem die fünfzig überschritten hat.

Allwöchentlich einmal, am Donnerstag, hält die Akademie regelmäßige Sitzungen und theilt die Ergebnisse derselben in ihren Sitzungsberichten mit, welche von der eigenen Druckerei hergestellt werden. Drei von diesen Sitzungen tragen einen feierlicheren Charakter, diejenigen, in welchen die Akademie am 1. Juli den Geburtstag Leibnizens, ihres ersten Präsidenten, am 24. Januar den Friedrich's d. Gr. ihres Erneuerers begeht und bisher am 22. März den Kaiser Wilhelm's, ihres huldvollen Beschützers, festlich begangen hat. Diese Sitzungen, wiewohl öffentlich, sind doch weit davon entfernt, die Anziehung auszuüben, wie etwa die der Académie française, zu deren Galatagen glänzende Auffahrten stattfinden, wie bei unseren Hoffesten. Es ist noch nicht lange her, daß ein Berliner Akademiker selbst bemerkte: „Unsere Akademie ist nicht populär. In Paris können Sie jedes Kind auf der Straße fragen, was und wo die Akademie sei. Sagen Sie hier einem Droschkenkutscher: fahren Sie mich nach der

[1]) Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde, Bd. I, S. 337, 338.

Akademie, so wird der Mann Sie nicht verstehen. Sie müssen sagen: fahren Sie mich unter die Linden, wo die große Uhr ist — dann weiß er Bescheid." Ich glaube, das hat sich jetzt geändert, wenn es jemals so gewesen. Die große Uhr, nach der sonst jeder Vorübergehende die seine zu stellen pflegte, ist längst durch die Normaluhren entthront worden, und die Droschkenkutscher können den Weg nach der Akademie recht gut finden; aber außer ihrem Gefährt, und noch dazu meist einem zweiter Classe, wird man selten ein anderes vor diesen Hallen erblicken, und das elegante Publicum bleibt ihnen noch immer fern. Vielleicht kann es auch nicht anders sein. Die tonangebende Dame, der Mann von Welt, was hätten sie hier zu suchen in einer Versammlung, die dem Salongespräche keinen Stoff liefert, ohne jene vielverzweigten Beziehungen zum Theater und zur Tagesliteratur, weit ab von den Kämpfen des Ehrgeizes und den Intriguen, den politischen Versuchungen und der Einmischung zarter Hände, welche den Saal der Académie française von jeher in den Mittelpunkt der Pariser Gesellschaft und all' ihrer Interessen gestellt haben.

Wie die Sitzungen unserer Akademie beschaffen sind, bieten sie nur ein Bild des abgeschlossenen deutschen Gelehrtenthums, das für einen Augenblick aus seinen Studierstuben in diese stillen, altmodischen Räume versetzt ist — so still, als wäre das Leben draußen plötzlich verstummt und nur, in dem Ticken und Schlagen jener Uhr an der Wand, die leise Stimme der Vergangenheit allein noch vernehmbar; und so altmodisch, daß Herr von Voltaire selber, ohne daß wir uns groß wunderten, in seinem Rocke von blauem Sammet, mit den gefältelten Spitzenmanschetten, kommen und seinen ehemaligen Platz einnehmen könnte, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, Band und Kreuz des Ordens pour le mérite auf der Brust ....

— Es ist ein windiger, kalter Winternachmittag, mit Regen und Schnee durcheinander, Ende Januar und gegen fünf Uhr; die Königliche Akademie der Wissenschaften hält zur Feier des Gedenktages König Friedrich's II. eine öffentliche Festsitzung. Die Linden zeigen ganz die verdrießliche Physiognomie, welche, namentlich in ihrem oberen Theil, um diese Stunde und bei diesem Wetter ihnen eigen. Die Schirme kämpfen gegen den Nordwest; die breiten Trottoirs glänzen von Nässe; die Pferde dampfen und qualmen, und eine rauchende Wolke weißlicher Feuchtigkeit ist in der Luft, in welcher die Gaslaternen trübe brennen und nur das elektrische Licht vom Café Bauer gegenüber durch einen scharfen Strahl sich bemerklich macht. Das Akademiegebäude selber ist dunkel, bis auf „die große Uhr" über dem Portal; diese allein ist erleuchtet, heut, wie an jedem anderen Abend des Jahres. Kein Andrang oder Stillstand einer neugierigen Menge, die doch sonst in Berlin sich überall versammelt, wo es „Etwas zu sehen gibt", sei es auch nur eine Trauung oder ein Leichenbegängniß, und stundenlang geduldig ausharrt, jeder Unbill des Klima's zum Trotz, verräth hier, daß etwas Außergewöhnliches vorgeht. Hier und dort nur aus den Reihen der hastig Vorübereilenden löst sich eine Gestalt, die sich unter dem halbgeöffneten, schwach erhellten Eingang der Akademie verliert; und ein paar Gespanne, von der bekannten Art, machen vor demselben Halt, um gleichgültig weiterzurollen, nachdem ein Herr ausgestiegen, so viel man urtheilen kann, in weißer Cravatte.

Nicht viele sind es, die mir in dem öden, dunklen Flur des weitläufigen Gebäudes begegnen und nun über die Treppe hinan, zugleich mit mir durch die hohen kalten Säle schreiten, in denen Nichts erkennbar ist als Bücher an den Wänden und von der Decke herabhängend eine Lampe. Hier weist uns ein Diener der Akademie in den Sitzungssaal, und wir betreten einen langen, schmalen Raum, ebenso kahl und schmucklos wie die anderen, durch die wir gekommen sind, mit nur einigen Büsten an den Wänden, jener altmodischen Uhr in einem Gehäuse von Holz und einer mächtigen Crystallkrone, deren zahlreiche flimmernde Zweige mit Wachskerzen besteckt sind. Sie verbreitet die wohlthuende Helligkeit des vorigen Jahrhunderts, die unseren verwöhnten Augen wie Dämmerung erscheint; und obwohl dieser Akademie der Mann angehört, der zur Vervollkommnung des elektrischen Lichtes so viel gethan hat, bis in diesen Saal ist es nicht gedrungen. Auf dem langen Tische, der den Vordergrund abschneidet, brennen mehrere Lampen mit grünen Schirmen; diesen zunächst stehen die rothgepolsterten Sessel (der einzige Luxus in dieser sonst so spartanischen Einfachheit) für den Cultusminister und seine Räthe, wenn sie erscheinen, und den übrigen Raum nimmt das Publicum ein, schlicht gekleidete Damen, einige ältere Herren und sehr viele junge Studenten. Für diese reicht nicht einmal die Zahl der Rohrstühle: sie bilden, ganz im Hintergrund, ein stehendes Auditorium. Und doch hat gerade diese Abwesenheit jeden Prunkes wiederum ihr Vornehmes; rings um uns her, in unglaublich kurzer Frist, hat die Ueppigkeit der Sitten Alles überwältigt. Was einem anderen Geschlecht als modester Aufwand erschien, uns erscheint es dürftig. Aber in dieser Dürftigkeit, besser als in jeder noch so künstlichen Veranstaltung, erkennen wir die Züge dessen, was vor uns war, und wir sind wirklich mitten in dem vergangenen Zeitalter. Und jetzt auf einmal wird es lebendig! Die alte Uhr an der Wand schlägt fünf — und ein Ruck und Gepolter läßt sich aus der Dämmerung hinten vernehmen. Es sind die Studenten, die nunmehr die Freiheit haben, von den leergebliebenen Rohrstühlen Besitz zu ergreifen; und nun auch öffnen sich die Flügelthüren des Senatszimmers, und es erscheinen die Mitglieder der Akademie.

Wie viel charakteristische Köpfe — Stirnen, gefurcht von der Arbeit der Gedanken; Haare, gebleicht in langen, mühsamen Jahren. Wie mit einem plötzlichen Glanz erfüllt sich der Saal — es ist der Glanz und Schimmer der rothen, blauen und grünen Bänder, der Orden und Sterne von Gold und Silber, mit denen die Mitglieder der Akademie geschmückt sind. Ehrfurcht erfaßt uns, indem sie, Einer nach dem Andern, an uns vorübergehen, Männer, deren Namen nur genannt zu werden brauchen, um Entdeckungen zu bezeichnen, die größten, die auf den weiten Gebieten des modernen geistigen Lebens gemacht worden sind. Sie kommen im Gesellschaftsanzug, in Frack und weißer Binde. Sechs oder acht von ihnen nehmen an dem Tische Platz; die größere Zahl der Uebrigen gruppirt sich um sie her. Wer nicht das Glück hat, recht weit vorn zu sitzen, der wird freilich von den Akademikern wenig sehen; und das Wenige, was ihm hinter den hohen Lampen etwa sichtbar bleibt, verdecken ihm die noch höheren Hüte der Damen. So gering denkt man in unserer Akademie von der Schaulust des Publicums. Und doch kann es nichts Interessanteres geben, als den Anblick dieser

Sechs oder Acht, deren Halb- oder Dreiviertelprofile, beleuchtet von dem rückstrahlenden Lichte der Lampen, sich scharf abzeichnen auf der matteren Helle, die sie umgibt. Da sitzt Eduard Zeller, der Ergründer der griechischen Philosophie, der freigesinnte Theologe, der Landsmann, Freund und Biograph von David Friedrich Strauß — ein Mann, der die Siebzig überschritten, mit einem strengen Denkergesicht, einem zuweilen hervortretenden sardonischen Lächeln um die Lippen und einem Ausdruck von gutmüthiger Milde in den Augen. Mehr als dreißig Jahre sind es, daß ich ihn zuerst gesehen, er Professor und ich Student in Marburg. Es war die Zeit des Hassenpflug'schen Regiments in Hessen und Zeller von demselben hart bedrängt. Alle Hassenpflugianer, alle Villmarianer mieden ihn; wir aber, Studenten der verschiedenen Facultäten, die wir einer anderen Richtung angehörten (und nicht alle sind derselben treu geblieben!), hatten es uns zur Pflicht gemacht, die Vorlesungen Zeller's zu belegen und, was mehr sagen will, sie regelmäßig zu besuchen. Also kam es, daß sein Colleg, wiewohl die Weltweisheit auf der damaligen kleinen Universität nicht gerade hoch im Preise stand, doch immer gedrängt voll war von Zuhörern, und unter ihnen gar Mancher, der sich als junger Faust fühlen mochte. Mittelalterlich muthete mich das spärlich beleuchtete, hohe Zimmer an, zu ebener Erde, drunten in der Wettergasse — wir auf den hölzernen Bänken, mit dem Stechtintenfaß vor uns, er auf dem Katheder, das Haupt gesenkt und in seinem anheimelnden Schwäbisch uns einführend in die Systeme des Pythagoräismus und der Eleaten — während meine Gedanken wanderten, ich weiß nicht wohin. Ach, ich will es nur gestehen, ich bin ein schlechter Philosoph, trotzdem ich mehrere Semester lang bei Zeller gehört habe. Doch, wenn er keinen Grund hat, stolz zu sein auf den Schüler, so wird mich lebenslang ein Dankgefühl erfüllen gegen den Lehrer, der in unserer von Zweifeln bedrängten Jugend, in unserem schwer geprüften Vaterland uns das Beispiel des integer vitae, der Festigkeit und des ruhigen Gleichmuths gab — denn so viel kann Jeder von der Philosophie lernen; und ihn nun hier wiederzusehen, in Berlin, am Tage Friedrichs des Großen, in der Akademie der Wissenschaften: das ruft mir Alles zurück, was wir seitdem gewonnen und, ein wenig auch, was wir verloren haben . . .

Ein anderer Charakterkopf, gleichfalls noch aus der hessischen Zeit, ist der Heinrich von Sybel's. Auch er begann seine ruhmvolle Laufbahn an unserer hessischen Universität mit ihren damals zweihundert Studenten; und auch er hat unerschrocken Front gemacht gegen unsere Dunkelmänner, hat sie tapfer bekämpft in unserer hessischen Ständeversammlung und später mit Hand angelegt bei dem verunglückten Bau von Erfurt. Es war noch ein weiter Weg von da bis zur Begründung des neuen deutschen Reiches; aber lange bevor sie Wirklichkeit ward, ist er ein beredter Verkünder der Kaiseridee gewesen und unter Denen, die durch Schrift und Lehre zum endlichen Gelingen beigetragen, wird man auch Heinrich von Sybel stets in erster Reihe nennen. Dieser sein politischer Zug hat ihm den Gegenstand seines Hauptwerkes gegeben, welches er bereits in Marburg (1853) begonnen und erst, nach allen dazwischen liegenden Jahren und Ereignissen, in Berlin vollendet hat: er ist jetzt, wenn man ihn bezeichnen will, der Geschichtschreiber der Revolutionszeit von 1789—1800, und ein hoher Staatsbeamter

außerdem, Director der Preußischen Staatsarchive und des Geheimen Staatsarchivs — ein Mann, in dessen freundlich wohlwollendem Gesicht man die ganze Bonhommie des Rheinländers erkennt, von der größten Urbanität im dienstlichen Verkehr und den liebenswürdigsten Formen bei jeder außerdienstlichen Begegnung.

Etwas Träumerisches ist über der Erscheinung von Ernst Curtius ausgebreitet — ein Siebziger auch er, aber Einer, der im herzlichen Wort und Benehmen sich noch etwas Jünglinghaftes bewahrt hat, jenen ursprünglichen Zauber des Gemüths, den „leisen Hauch der griechischen Kamönen", wie der Freund, Emanuel Geibel, ihn besungen:

— — Ei, wie so anders schaute,
Wie froh der Herbst mir damals ins Gesicht!
Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute,
Die Feige schwoll, die Traub' im Sonnenlicht.
Da ließen, matt noch von des Sommers Gluthen,
Mein Ernst, den Ernst wir in Athen zu Haus,
Und zogen durch des Inselmeeres Fluthen,
Zwei sel'ge Schwärmer, abenteuernd aus[1]).

Das ist seine Heimath, das ferne Griechenland, dessen Geschichte er geschrieben, dessen olympische Tempel er uns wiedergegeben hat; und obwohl fest wurzelnd im Berliner, im Preußischen Leben — denn er war es, dem einst die Erziehung unseres jetzigen Kaisers anvertraut worden — und obwohl lange schon Professor an der Universität und Mitglied dieser Akademie, kommt es mir doch immer vor, wenn ich ihn sehe, als ob er nicht recht hierhergehöre, in die lärmenden Straßen dieser Stadt; als ob Etwas in ihm sei, das mitten aus dem modernen Treiben rückwärts schaut in die Jugend und Vergangenheit — „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Dieser hier, mit den scharf umrissenen Zügen, Stirn und Nase gleich einem Kaiserporträt ausgeprägt auf römischen Münzen, ist Theodor Mommsen — eine mittelgroße, feingebaute Gestalt, aber mit einem Antlitz, in dem etwas Adlerhaftes ist, die breiten Schläfen, das mächtige Hinterhaupt von silbernem Haar umwallt, wie von einer weißen Wolke, und unter dem Schnee des Alters die Kraft und das Feuer seiner Augen. Wo Mommsen ist, da ist Rom; er hat es von seinem Ursprung an wiederhergestellt, alle Nebel verjagend, so daß wir es, die Stadt und den Staat, aus der Eidgenossenschaft und Bauernrepublik wachsen sehen auf den sieben Hügeln, in ihrer durch Schulnamen nicht länger verdunkelten Wirklichkeit deutlich wie der heutige Tag, und ihre Bürger, Staatsmänner, Diplomaten und Generäle, mit dem vollen Antheil menschlicher Liebe, menschlichen Hasses. In einer Person Jurist und Philolog, Münzkundiger und Inschriften-Entzifferer, hingebender Gelehrter und sprachbezwingender Dichter, der „die gewaltigen Tetrameter, die jubelnden Anapäste" der Alten in nicht minderer Vollendung nachgebildet, als die kunstvoll verschlungenen Rhythmen und Reime Carducci's, ja selbst „das Feuerlied credenzt hat aus der tiefen Brust," in der Darstellung jedem Superlativ abhold, eher mit einem ironischen Zug, von innerer Wärme durchdrungen, äußerlich betrachtet streng, stolz und ablehnend. Alles an Mommsen

[1]) Auf dem Anstand. An Ernst Curtius.

ist prononcirt, seine Gesichtsbildung, sein Accent, sein Urtheil. Keiner hat die römische Welt so verstanden, Keiner sie so geliebt und Keiner ihre verborgenen Schäden so unerbittlich bloßgelegt wie er, ihr letzter Censor. Aber wenn er uns hier begegnet im Norden, dieser Sohn der friesischen Marsch, dann überkommt uns Etwas wie der unaussprechliche Zauber Italiens, seine Herrlichkeit, seine Melancholie, und uns ergreift, stark wie nur beim Anblicke der „ewigen Stadt" selber, Ehrfurcht vor ihrer Majestät und — fern von ihr — Heimweh nach ihren Trümmern — — —

Hermann von Helmholtz ist von kräftigerem Wuchs und Umfang, seine Stirne hoch und bewunderungswürdig ausgebildet, sein offenes, männlich schönes Gesicht scheinbar unbeweglich. So denkt man sich den Forscher, der ruhig, mit voller Sicherheit und unbeirrtem Blick der Natur in ihre verborgenen Tiefen nachgeht, die Widerstrebende, seinen Händen immer wieder Entschlüpfende zuletzt doch festhält und mit unerbittlichem Willen zur Offenbarung zwingt. Nicht Vielen ist Erfolg und Ruhm in so reichem Maße zu Theil geworden wie Diesem, dessen Entdeckungen fast alle Gebiete der Physik und Physiologie berühren, der das fundamentale Gesetz von der Erhaltung der Kraft, wenn nicht gefunden, so doch der Wissenschaft gewonnen, der um die Heilkunde durch Construction des Augenspiegels sich ein unsterbliches Verdienst erworben und durch seine Lehre von den Farben- und Tonempfindungen der Aesthetik eine neue physiologische Grundlage gegeben hat. Strenger Gelehrter, ist Herr von Helmholtz dennoch eine der vornehmsten Erscheinungen in der Berliner Gesellschaft und der Salon der Frau von Helmholtz nicht unwürdig jenes anderen, einst so gefeierten der Frau von Mohl in Paris, mit welcher Verwandtschaft sie nahe verknüpft hat.

Französisches Blut, Hugenottenblut, von Vaters- und Mutterseite, fließt in den Adern von E. du Bois-Reymond, er, der echte und getreue Sohn unserer Colonie. Man merkt es ihm an, in der Feinheit der Umgangsformen, der Ausdrucksweise, des Geschmacks und des Stils. Er ist der geborene Akademiker; und wenn wir jemals eine „Deutsche Akademie" haben sollten, wie die „Académie française", so würde du Bois-Reymond eine Zierde derselben sein. Die große wissenschaftliche That dieses Mannes sind seine bahnbrechenden Untersuchungen über die thierische Elektricität — Untersuchungen, so subtil und vielfach verschlungen, daß wir uns nicht vermessen dürfen, ihnen hier zu folgen. Aber du Bois-Reymond ist nicht nur der eminente Physiolog; er ist auch — und die Leser der „Deutschen Rundschau" nicht am Wenigsten mögen sich dazu beglückwünschen — einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller. Seine akademischen Reden sind Muster ihrer Gattung und selbst, wo sie rein wissenschaftliche Dinge behandeln, in künstlerischem Sinne vollendet. Er, wie kein Anderer, ist ein Kenner, ein Feinschmecker der Literatur und liebt es, seine Vorträge mit den Aussprüchen moderner Autoren zu schmücken, diesen dadurch, so zu sagen, das akademische Bürgerrecht verleihend. Er besitzt das in vollstem Maße, was die Franzosen „esprit" nennen, seine Gesichtzüge, seine Augen deuten es an, und der Ausdruck um den Mund verräth jenen leichten Zusatz epigrammatischer Schärfe, der unzertrennlich scheint von einem Geist wie der seine. Wie sollte auch die Gabe der Beobachtung menschlichen Thuns und das pointierte Wort dafür Demjenigen fehlen, dessen

Voreltern eingewanderte Franzosen sind, und dessen Mutter eine Enkelin Chodowiecki's war?

Am unteren Ende des Tisches, die Reihe beschließend, in Generalsuniform, sonst aber ohne jedes Abzeichen seiner hohen Würde, sitzt ein alter Herr — älter selbst als alle diese Siebzigjährigen, seine Nachbarn, aufrecht wie sie, mit der unbeweglichen Haltung des preußischen Soldaten, das ernste Gesicht dem Redner des Abends zugekehrt, und nur manchmal, wenn ihn Etwas besonders interessirt, weit vorgebeugt, um sich alsbald wieder zurückzuziehen, geräuschlos, unauffällig, das Auge still vor sich gesenkt — dieses Auge, welches die gewaltigsten Entscheidungen im Ringen der Nationen vorausgesehen und vorausbestimmt hat: Graf Moltke. War er dann auch derselbe, so ruhig wie hier, wenn auf dem Schlachtfeld die furchtbare Probe auf seine Rechnungen gemacht ward? Wenn er, vorgebeugt wie hier, dem Donner der Geschütze folgte, den Trompetensignalen, dem Trommelwirbel, dem Jauchzen der Stürmenden, dem Schmerzensschrei der Verwundeten, dem Todesseufzer der Sterbenden, den erschütternden Stimmen des Krieges, er allein unerschüttert, im wilden Getümmel noch den Gedanken unterscheidend, der mit mathematischer Unfehlbarkeit die Massen hin- und herschiebt wie die Figuren auf einem Schachbrett und den ehernen Schritt des Geschickes selber beherrscht und lenkt. Ja, in Preußen sind es die Philosophen, welche die großen Schlachten gewinnen, und es bewegt seltsam, wie wenn die Geister selbst sich begegneten, in der Akademie Friedrich's den Feldmarschall Moltke zu sehen. Nicht nur der größte Stratege dieses Jahrhunderts, sondern auch einer seiner ausgezeichnetsten Schriftsteller, der in den beiden Generalstabswerken den rein militärischen Dingen ein allgemeines Interesse hinzugefügt hat — ein Mann von hohen und weiten Sympathieen, von humaner Gesinnung beseelt, mit Wißbegier und Wohlwollen die Zustände fremder Länder betrachtend und in anschaulicher Einfachheit sie schildernd — ein Liebhaber der schönen Künste, der Malerei, der Musik, und ein Freund der Natur. Oft, im Thiergarten, bin ich ihm nachgegangen, wenn er, an einem Winternachmittag, im dunklen Soldatenmantel kam, durch die verschneiten Baumgänge langsam dahinschreitend und hier und dort, an einsamen Plätzen, stehen bleibend, wo das gelbe Licht des westlichen Himmels durch das versilberte Gezweig spielte . . . .

Den Hauptbestandtheil solch eines Friedrichstages bildet die Festrede, welche dem Gedächtniß des großen Königs gilt; und trotz der Abwesenheit alles feierlichen Prunkes macht es immer wieder denselben starken Eindruck, wenn nun zuerst sein Name wieder genannt wird in diesem Saal, in welchem seine eigenen Reden so oft verlesen worden sind. Hundert Jahre schon, seit Friedrich's Tode, wird dieser Gedenktag regelmäßig gefeiert, hundertmal hat man ihn hier gepriesen, und immer noch entdeckt der Historiker, der Philosoph, der Naturforscher einen neuen Punkt, den sein Vorgänger nicht berührte. Hier habe ich du Bois-Reymond über Friedrich's Verhältniß zur bildenden Kunst, hier Curtius über Friedrich's Schrift „de la littérature allemande“ sprechen hören: „Einen Hof kann die Literatur entbehren, ein Vaterland nicht.“ Hier sagte Mommsen: „Ahnungsvoll fand sich einst das deutsche Gemeingefühl wieder zusammen in dem Stolz auf den Helden des siebenjährigen Krieges; jetzt gehört er ganz der deutschen

Nation und ist ein bester Theil ihrer Vergangenheit geworden." Selbst der Mathematiker weiß hier Worte der Bewunderung für Friedrich zu finden. So steigt, weit entfernt, in der Jahre Lauf zu verblassen, sein Bild immer deutlicher herauf in der dunklen Winternacht: er, der Mann, den man loben kann, ohne sich zu wiederholen, und dessen Lob zu hören man niemals müde wird.

Nach dieser Rede wird die Liste der während des abgelaufenen Jahres verstorbenen und neu aufgenommenen Mitglieder der Akademie verlesen und dann folgt ein Vortrag wissenschaftlichen Inhalts, nach dessen Beendigung, nicht lange nachdem die alte Uhr mit ihrem bedächtigen Klang sechs geschlagen, die Sitzung ebenso schließt, wie sie begonnen hat; die Mitglieder erheben sich und das Publicum drängt nach den Thüren, der Saal wird leer. Mit mir aber geht, während die Anderen sich entfernen und zerstreuen, durch die dunklen Corridore, aus denen mein Schritt zurückhallt, die Erinnerung an Einen, der nicht mehr unter uns weilt, der früh von uns geschieden ist, wie die Lieblinge der Götter scheiden, aber ach! — mit halb nur vollbrachtem Tagewerk. Er hatte noch nicht die Mitte der Vierzig erreicht, da war Wilhelm Scherer — denn von wem anders könnt' ich hier sprechen? — schon Mitglied dieser Akademie; er, den ich gekannt, als er noch Student war, liebenswürdig in seiner Keckheit, und den ich hier in dieser ehrwürdigen Versammlung wiedersah, das Temperament der Jugend zu schöner Männlichkeit geklärt, mit offenem Gesicht und klugen Augen des Lebens höchste Preise fordernd. Es war auch ein Friedrichstag, vor drei Jahren, und nun deckt schon der zweite Winterschnee den Hügel, unter dem er ruht zur Seite seiner großen Lehrer Jacob und Wilhelm Grimm . . . .

Ein scharfer Wind fährt mir entgegen, als ich aus dem Portal der Akademie wieder hinaustrete unter die Linden. Der Dunst ist nach allen Seiten zerflattert, leichter Frost hat den Boden gehärtet und durch die Wolken glitzern ein paar Sterne. Mir aber wollen diese Worte nicht aus dem Sinn, welche noch in seinen guten Tagen Wilhelm Scherer, mit den klaren, feinen Schriftzügen, die ihm eigen, meiner Tochter ins Album schrieb, nachdem sie die Vorlesungen über Faust von ihm gehört: „Der Philolog ist ein nicht fertig gewordener Poet. Die Musen haben ihn wohl in die Höhe gehoben, aber nicht bis zu den Sternen mitgenommen. Nun steht er auf seiner Warte und durchmißt mit dem Fernrohre die Wege, die ihm zu wandeln versagt ist. Zuweilen gönnt er auch Anderen einen Blick in die Weite: sie sollen aber nicht ihm für die Freude des Schauens danken, sondern den Sternen und ihrem ewigen Lichte . . . ."

Ein anderer Tag, ein wärmerer Tag, einer von jenen Sommertagen mit bedecktem Himmel, wo Licht und Schatten wechseln — der 3. August, der Geburtstag Friedrich Wilhelm's III., noch immer einer von unseren Festtagen, namentlich für die Universität, die von ihm begründet worden und nach ihm genannt ist, die Friedrich-Wilhelm's-Universität. Sie, neben Stein's bürgerlichen und Scharnhorst's militärischen Reformen, das eigentlich große Werk dieses Königs, aufgerichtet in ernster, schicksalsvoller Zeit, eine Verkörperung der Germania, welche — nach Böckh's berühmtem Wort — gleicherweise mit den Waffen und den Wissenschaften gerüstet ist. Die Musik und der Trommelklang

ziehen täglich an ihr vorüber, und hoch an ihrem Portale halten die Marmorbilder der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt die Wacht. Der Akademie dicht benachbart, nur durch eine schmale Straße, die Universitätsstraße, von ihr getrennt, steht sie doch ganz anders als jene mitten im Berliner Leben. Die Zahl ihrer Angehörigen, der Professoren und Studenten, würde hinreichen, eine mittlere Stadt zu bevölkern; in ihren Gängen und Sälen pulsirt das frische Leben der Gegenwart, unter dem Laubdach ihres Kastanienwäldchens lustwandeln stets neue Geschlechter und aus ihrem sonnigen Vorhof blickt man weit hin auf den vornehmsten Theil der Linden. Ein altes Palais, in den Jahren 1754 bis 1764 von Friedrich d. Gr. für denjenigen seiner Brüder, den Prinzen Heinrich, erbaut, der seinem Genius am nächsten stand, zeigt die Universität mit ihren vorspringenden Flügeln, den hohen Stockwerken, den freistehenden Säulen am Mittelbau den einfach edlen Stil Knobelsdorff's und erinnert zugleich, durch eine gewisse Verwandtschaft seiner architektonischen Verhältnisse mit denen des Opernhauses gegenüber, an eine der großen Ideen dieses Meisters, welche, gleich so manchen anderen, niemals verwirklicht wurden. Zu der Zeit nämlich, als Friedrich den Thron bestieg, war der heute so reich mit Denkmälern und Palästen, mit leuchtendem Grün und Blumen geschmückte Platz zwischen dem Zeughause, der Behrenstraße und den Linden eine Sandwüste, welche „Die neue Auslage" hieß und zum Exercieren diente. Vereinzelt in derselben, hüben und drüben, standen nur zwei Gebäude: das Zeughaus und das Gouvernementshaus, in welchem Friedrich als Kronprinz gewohnt hatte. Neben demselben war ein Küchengarten, und da, wo heute Universität und Singakademie stehen, sumpfige Niederung. Dieses Terrain in ein Friedrichsforum umzuschaffen, war Knobelsdorff's kühner Plan. Aber nur zwei der von ihm projectirten Bauten kamen zur Ausführung: das Opernhaus, in jenen ersten glücklichen Jahren einer Jugend, welche die harten Realitäten des Lebens spielend überwand, und einer Freundschaft, die noch voll war von Rheinsberger Nachklängen; und lange nachher, als der seinen Idealen treugebliebene Künstler dem Gram und den Enttäuschungen bereits erlegen, das Prinz-Heinrich's-Palais, gleichsam eine letzte königliche Sühne für den Schatten des Dahingegangenen. Wiewohl Prinz Heinrich das ihm gleichfalls von seinem Bruder geschenkte Rheinsberg dem Palais in Berlin vorzog, blieb dieses doch bis über den Anfang unseres Jahrhunderts eine bevorzugte Heimstatt der Kunst, berühmt durch seine Malereien und Sammlungen; und acht Jahre nach des Prinzen Tode zogen mit der Begründung der Universität in die noch immer fürstlichen Räume die Wissenschaft und die Jugend ein. Nicht nach Knobelsdorff's ursprünglichem Entwurfe zwar, aber größer, schöner vielleicht, und nicht in bewußter Absicht geschaffen, sondern historisch geworden, ist dies jetzt dennoch unser Friedrichsforum — mit dem Friedrichsbild im Mittelpunkt, mit dem Kaiserpalast und den anderen Palästen der Kunst und der Wissenschaft ringsum, mit dem grauen Hohenzollernschloß vom Hintergrund hereinblickend und der ewig bunten Fluth des Tagesgewühls zwischen diesen Ufern auf- und abrollend. Man empfindet es, auch wenn man nicht mehr in ihren Kreisen steht, daß die Universität von diesem Strome mächtig berührt wird, daß er gleichsam hinein- und herausrauscht in lebendigem Zusammenhange mit

der Außenwelt, und tausend Erinnerungen werden wach, wenn man vorüberkommt — Erinnerungen an die Frühlingstage, wo man selber noch mit dem Collegienhefte durch diesen Eingang schritt, wo man selber noch durch dieses Gitterthor schaute, und gern, im Wandel der Jahre, um noch einmal in der wohlbekannten Umgebung zu weilen, wird man einen Tag benutzen wie den 3. August.

Der volle Duft des Sommers ruht auf ihm und das fromme Herkommen, an dem keine zweite Stadt fester hängen kann als dieses, zu Zeiten so zweifelsüchtige, zu Zeiten so rebellische und immer so loyale Berlin, zeichnet ihn aus vor allen anderen Tagen. Es ist die Wahrheit, zu sagen, daß ein solcher Familientag unseres Herrscherhauses etwas Festliches für Alle hat. Fünfzig Jahre bald ist dieser König todt, und immer noch in der hergebrachten Weise wird am 3. August sein Geburtstag gefeiert. Dann ist sein Denkmal im Thiergarten mit blühenden Pflanzen geschmückt, den schönsten und den lieblichsten, die zu finden; die Guirlanden von Eichenlaub, die hohen Palmen, die Beete bedeckt mit sammetartigen Blattgeweben wie mit Teppichen aus Smyrna, die Festons und Ampeln lodernd vom rothen und blauen Licht der Fuchsien und Azaleen, umwunden von hängendem Epheu, wie mit Diamanten bestreut vom Thau des frühen Morgens: dies Alles gibt dem Platz den Anblick eines Blumensalons in den grünen Heckenwänden und verbreitet einen festlichen Schimmer über Berlin. Man ist schon in einer weit über den Alltag gehobenen Stimmung, wenn man das Universitätsgebäude betritt. Viele Studenten sind im Vorhof — nicht mit der Mappe wie sonst. Ein Vorgefühl der Freiheit ist auf allen Gesichtern; denn mit diesem Tage zugleich beginnen die Ferien. Heut, am Feiertag, ist das große Thor geöffnet, und unaufhörlich von beiden Seiten der Linden her bewegt sich die Menge, nicht allein der studentischen Jugend, heute sind gesetzte Männer darunter, und vor Allem zahlreich die Damen, heute fehlt auch der Straßenjunge nicht, der vergnüglich zuschaut und ohne den es, wenn wir ehrlich sein wollen, kein rechtes Vergnügen gibt in Berlin. Dann geht es durch die langen Corridore, den Hörsälen vorbei, deren ich mich, fast jedes einzelnen, aus meiner Studentenzeit noch so gut entsinne — besonders dieses sehr großen, an der Ecke, der, wenn ich nicht irre, sechshundert Hörer faßt, und der immer ganz, bis zu den äußersten Wänden gefüllt war, wenn dort auf dem Katheder ein kleiner Mann stand mit jüdischem Gesichtsausdruck und scharfen, fanatischen Zügen, mit glühenden Augen und fulminanter Beredtsamkeit, der berühmte Stahl, der von den Irrthümern in Kirche und Staat sprach. Doch soll ich es sagen, daß ich den Weg zur Aula nicht mehr finde? So viele Jahre sind seitdem vergangen, und so sehr bin ich ein Fremder geworden in dem Haus unserer erhabenen Mutter, der Wissenschaft. Ein alter Herr in schwarzem Gewand, ein Gottesgelehrter von der theologischen Facultät, wird mein Führer; er faßt mich freundlich an der Hand und leitet mich und meine Dame durch das zunehmende Gedränge die Treppe hinauf. Wir kommen am schwarzen Brett vorbei, das ganz mit Anschlägen bedeckt ist; und auch hier begegnet er mir wieder, der junge Mensch, der neugierig von den Zetteln aufblickt, der mir überall hier nachgeht, der mich fragend ansieht wie der Schatten Eines, den ich früher einmal gekannt,

vor vierunddreißig Jahren. Oben vor der Aula findet sich eine starke Ansammlung von Studenten, die mit der ganzen Kraft ihrer Jugend und mit dem vollen Anspruch ihres Hausrechtes hinein verlangen. Aber hier sind auch sie wieder, meine alten Freunde, die Pedelle; zwar nur der Rock noch ist derselbe, doch wir Anderen haben auch den unterdessen verändert mit der veränderten Mode. Wir wären gewiß nicht durchgedrungen, wenn diese Beiden, der brave Pedell und der treffliche Theologe, nicht Partei für uns ergriffen hätten. Für einen Augenblick schloß sich die Thür, und als sie sich wieder öffnete, waren wir mitten im Saal, und nicht einmal unserem Geistlichen vermochten wir zu danken, der, wie jeder rechte Helfer in der Noth, verschwunden war, als diese vorüber. Und der junge Mensch, von dem ich oben gesprochen, tauchte wieder vor mir auf, mich rathlos anblickend; denn er war niemals sehr geschickt, wo es sich um die guten Plätze handelte, weder im Leben, allgemein gesprochen, noch sonst, und er würde sie wohl auch hier uns nicht verschafft haben. Doch wir erhielten sie diesmal, und nun verschwand auch er, und ich verlor ihn aus den Augen, als wir behaglich in den rothgepolsterten Sesseln saßen, deren erste Reihe von den Vertretern der Regierung, dem Minister, den hohen Beamten und Militärs eingenommen ward. Denn an diesem Tage ihres Stifters erfüllt sich die Aula der Universität mit dem ganzen Gepränge dieser jüngsten von Preußens Hochschulen, welcher aber, erwachsen aus der innersten Nothwendigkeit dieses Staates, zugleich mit ihrer wissenschaftlichen die hohe nationale Aufgabe ward, durch die geistige Führerschaft desselben in Deutschland seine politische vorzubereiten. Kein Saal in Berlin könnte zur Entfaltung solchen Prunkes geeigneter sein, noch in der eigenen Vergangenheit ihm einen bedeutenderen Hintergrund leihen als dieser im alten Prinz Heinrich's-Palais, dessen Grundstein kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges gelegt, und das wenige Jahre vor dem Anfang der Befreiungskriege seiner heutigen Bestimmung übergeben ward. Kein Wunder, daß jeder Schritt hier auf diesem Steinboden ein kriegerisches Echo gleichsam wachruft, und selbst die schönen Werke des Friedens, Alles, was sonst dem Leben zum Schmucke dient, davon leise berührt scheint. Die Pracht des vorigen Jahrhunderts empfängt uns in der Aula, vormals, zu Prinz Heinrich's Zeit, der Concertsaal seines Schlosses: mit weißen Säulen, mit einem Gemälde von Vanloo, zart in den Farben, voll mythologischer Figuren am hochgewölbten Plafond; mit Marmorreliefs an den Gesimsen, mit schweren Vergoldungen in Gestalt von Kränzen und Guirlanden; mit tief herabreichenden Bogenfenstern und dem Grün der Kastanien davor im ehedem prinzlichen Garten, der heute, nachdem seine Mauern ringsum gefallen, das Kastanienwäldchen heißt — dies Alles, alte Zeit und neue, das Gold und der Marmor und das Grün und lebendige Sonnenlicht, ein wunderbares Zusammenspiel, um das Bild dieses Festes wie in einen Rahmen zu fassen. Ganz hinten die dichte Masse der Studenten, weiter vorn die sommerlichen Gewänder der Damen, der besternte Frack, der betreßte Waffenrock — und zu beiden Seiten, auf erhöhten Sitzen, die vier Facultäten, in Barett und Talar, rechts die Theologen und Philosophen in Schwarz und Violett, links, unter den Fenstern, die Juristen und Mediciner in Carmoisin und Scharlach, der Rector

Magnificus im goldverbrämten Purpur und die beiden Pedelle in rothen Mänteln, das Scepter in der Hand. Welch' ein Anblick — diese Köpfe von höchst charakteristischer Bildung, diese Profile, diese scharf geschnittenen der Einen, diese feinen, milden der Anderen, diese tief durchfurchten Züge — dieses behäbige Mönchsgesicht, an die gute Nahrung in klösterlichen Refectorien erinnernd — diese Summe der Intelligenz unserer Tage, gekleidet in die malerische Tracht des Mittelalters und manch' ein weißer Bart in der August-Mittagssonne flimmernd wie auf dem Porträt des Hieronymus Holzschuher von Albrecht Dürer. Unter ihnen, längs der beiden Wände, stehen die Marmorbüsten der Männer, die vor ihnen hier gesessen und gelehrt haben — eine solche Reihenfolge großer Namen, mit Schleiermacher und Fichte beginnend, wie man sie so leicht nicht wieder beisammen finden wird, der Ruhm der Todten fortgesetzt durch den Ruhm der Lebenden. Eine Halbrotunde, von Säulen getragen, schließt den Saal: oben das Orchester, unten die Rednerbühne, dahinter, in zwei Nischen, links das Marmorbild Friedrich's d. Gr., rechts das Marmorbild Friedrich Wilhelm's III., zwischen ihnen die schwarze Tafel von Eisen, auf welcher, palmenumrankt, in goldenen Lettern die Namen der dreiunddvierzig im Jahre 1813, und zu beiden Seiten der Könige die Gedenksteine von grauem Marmor, auf welchen, mit dem eisernen Kreuz und goldenen Lorbeerkranz geschmückt, die Namen der neununddreißig im „bello gallico" 1870—71 gefallenen Studenten verzeichnet sind.

Es war ein dritter August, wie der heutige, vor dreizehn Jahren, als diese beiden Steine, welche die Form von Grabmonumenten haben, enthüllt wurden und, als derzeitiger Rector, auf dieser Rednerbühne stand Theodor Mommsen. Ihm, dem Geschichtschreiber Roms, war es vorbehalten das Andenken der tapferen Jünglinge zu feiern, und mit jener zurückgedrängten Bewegung, welche das Herz nur um so mächtiger ergreift, sprach er: „An diesem Tage dürfen wir es thun; denn wie ihre Vorgänger, jene Dreiunddvierzig auf den Aufruf Friedrich Wilhelm's III. hin unter die schwarz-weiße Fahne getreten sind, so haben ihre Enkel, unsere Neununddreißig, mit ihrem Blute dazu geholfen, daß sein Werk gekrönt worden ist und das schwarz-weiß-rothe Banner über äußere Feindschaft und innere Zwietracht den Sieg davongetragen hat."

Als sie von uns zogen, in jenem unvergeßlichen Sommer, aller schönen Jugendhoffnung voll und mit fortgerissen von der Begeisterung einer ganzen Nation, da blickte die Friedrich-Wilhelms-Universität auf ein längst überschrittenes halbes Jahrhundert zurück; die Saat war im Reifen, die Zeit der Ernte gekommen und der Glanz der Kaiserkrone, die sich in Versailles auf das ehrwürdige Haupt des Königs von Preußen senken sollte, von Weitem sichtbar. Es war anders in jenem Jahr, als unsere Hochschule noch jung und unsere Kraft nicht geprüft war; in jenem Sommer, schwül vor dem Ausbruch des furchtbaren Gewitters, an jenem 3. August 1812, als der französische Gouverneur und der französische Commandant in dieser Aula geladene Gäste waren und auf dieser selben Tribüne Böckh die lateinische Festrede hielt, eine Vergleichung Athen's und Sparta's. Aber nicht viele Monate später, und das befreiende, das erlösende Wort von Breslau kam, und nun war es Fichte, der — und diesmal in deutscher Rede — die Herzen der Jugend entflammte. Da ward es still und

leer in den Auditorien; aber nicht unter den Letzten auf den Schlachtfeldern rang jener Geist, von welchem Fichte gesagt, daß er auch von den Schulen der Wissenschaft ausgehen solle; und mitten schon im Getümmel des Krieges, am folgenden 3. August, nicht drei Wochen vor dem Tage von Großbeeren, dessen Kanonendonner die Wände dieses Saales vernahmen, war es abermals Böckh, der, vor wenigen Zuhörern — fünfzehn Docenten und achtundzwanzig immatriculirten Studenten — sich mit der „frequentissimarum scholarum fausta infrequentia" rühmend, in froher Zuversicht ausrief: „Ecce hic est Germania armis perinde ac litteris parata!" Und diese Germania, von Sieg zu Siegen fortschreitend, nur auf Abwehr, nicht auf Angriff bedacht, kehrte, sobald der vaterländische Boden befreit war, zu den friedlichen Geschäften, zu der Arbeit zurück, die sie liebt, und auch diese Hörsäle füllten sich wieder. Aber wohl war es, zwischen den beiden Entscheidungen, deren eine den Bestand Preußens sicherte, deren andere das Reich uns gab, — in diesen langen, oft hoffnungslosen Jahren, in welchen das Opfer der Väter umsonst gebracht und das Sehnen der Besten ein Verbrechen schien, wohl war es ein erhebender Moment, als an eben dieser Stelle vor den höchsten Würdenträgern unseres Staates und unserer Universität, bei Gelegenheit ihrer fünfzigsten Jubelfeier und schon im Frühroth einer neuen Zeit, der berühmte Lehrer der Rupperto-Carolina, der hochbetagte Mittermaier im Namen der Deputirten aller anderen deutschen Universitäten wie ein Prophet sprach: „Ich weiß, daß zu dem Jubelfeste Berlin's von 1910 ganz andere Abgeordnete noch erscheinen werden, die von der deutschen Volksvertretung gewählten Abgeordneten. Ein Dunkel schwebt darüber zwar, durch welche Schule der Leiden die Vorsehung das zerrissene Deutschland führen wird; aber Eins wissen wir in heiliger Ahnung, daß aus den Kämpfen und Prüfungen Deutschland lebenskräftig und neugestärkt hervorgehen wird." [1]).

Das war am 15. October 1860. Die Worte Mittermaier's haben sich seitdem erfüllt, obwohl es ihm, wie so Vielen, die lebenslang in heißer Inbrunst daran mitgearbeitet, nicht mehr beschieden war, die Erfüllung zu sehen — und was sie auch unserer Universität gekostet, das sagen die beiden grauen Steine. Jedoch ein weiter Raum noch ist zwischen ihnen und der schwarzen Tafel in der Mitte, der von 1813 — und wer kann ihn ohne Wehmuth betrachten? Wird er nicht bestimmt sein, die neuen Ehrendenkmäler Derer zu tragen, die jetzt noch jugendfrisch und freudig unter uns wandeln oder als Kinder auf der Straße spielen? Wir wissen es — dieser Frieden ist nur ein Waffenstillstand, und wer Großes errungen, hat Großes zu vertheidigen. Aber so lange der Geist lebt, der in diesen Räumen gepflegt wird, der, von welchem Fichte geredet, so lange wird unter allen Festungen Deutschlands keine fester stehen, keine den Fortbestand seiner Macht, Größe, Freiheit und guten Sitte sicherer gewährleisten, als diese Burg der Wissenschaft in Berlin.

---

[1]) Für dieses und mehrere der obigen Citate bin ich der ausgezeichneten, im Auftrage des Ministers von Goßler bearbeiteten Festschrift: „Die naturwissenschaftlichen und medicinischen Staatsanstalten Berlins von Prof. Dr. Albert Guttstadt, Berlin, 1886" (S. 50—58) verpflichtet.

Die Feier des 3. August wird eingeleitet mit einem Choral, welcher sanft, von unsichtbaren Sängern gesungen, aus der Höhe herabschwebt, die weiten Wölbungen füllend und Alles, was dieser Raum an großen Erinnerungen und Momenten der Vergangenheit enthält, zum Leben erweckend, so daß die gegenwärtige Versammlung von Männern und Frauen, Jünglingen und Greisen in der Mannigfaltigkeit ihrer Trachten etwas Geisterhaftes annimmt unter dem bleichen Licht, welches von außen hereinscheint, manchmal getroffen von einem langen, gelben Sonnenstrahl, der darüber hinhuscht und wieder verschwindet. Nun verstummt der Choral; der Rector Magnificus in seinem Purpur besteigt das Katheder, die beiden Pedelle legen ihre Scepter auf den Tisch unter demselben nieder, kreuzweis übereinander, und die Vertheilung der Preise beginnt, des Königlichen und des städtischen, für die Lösung der von den Facultäten gestellten Aufgaben. Jetzt regt es sich da hinten in der dunklen, zusammengedrängten Masse — die Jugend tritt auf den Plan mit ihren noch unterdrückten Hoffnungen und Wünschen — und mir ist, als ob ich von weither die Stimme der Zukunft vernähme, leise anschwellend und verhallend in ungewissen Fernen, immer vermischt mit dem Rauschen des Sommerwindes, der draußen durch die Kastanienwipfel weht — und ich sehe noch einmal ihn wieder, den jungen Menschen von vorhin — dort unter den Anderen steht er, Einer unter Vielen, Einer unter Hunderten, auch hinausstürmend mit seinen Gedanken in eine Zeit, die damals Zukunft war und jetzt längst Vergangenheit geworden ist — ich sehe seine Augen erwartungsvoll leuchten, ich höre sein Herz klopfen, seine Pulse schlagen. . . . Wird man *seinen* Namen nennen — wird man von *ihm* in der Heimath sprechen, wenn die Kunde dorthin gelangt aus der großen, berühmten Stadt — wird er, lange noch träumend von Dem, was hier geschehen, unter den alten Freunden wandeln, selig von einem Glück, das *sie* nicht verstehen? . . . Armer Knabe! — Dein Name wird *nicht* genannt werden; wenn Du zu den Hügeln und Wäldern der Heimath zurückkehrst, so wirst Du nur um die erste Täuschung Deines jungen Lebens reicher sein, und in Schmerzen, die Du Niemandem anvertraust, wirst Du lernen, Dich beherrschen und größeren Täuschungen entgegen gehen. „Ich kenne Dich, Du rascher, wilder Knabe!“ . . . .

Von dem Tisch, auf welchem die Scepter liegen, nimmt der Pedell eine nach der anderen von den eingelaufenen Preisarbeiten, die mit Motto's versehen und in Couverts verschlossen sind. Mit einer großen Scheere schneidet er den Umschlag auf und reicht dem Rector die Manuscripte, welche von diesem nun einzeln durchgegangen, kritisirt, mäßig gelobt oder getadelt werden, bis dasjenige kommt, welches den Preis erhalten hat. Athemlose Spannung bis dahin, und nun ein dumpfes Brausen hinten, in den Studentenkreisen, — der Name des Siegers wird proclamirt und ist jetzt auf allen Lippen, wie er nach wenigen Stunden in allen Zeitungen sein wird. Armer Knabe! — der Deine war es nicht . . .

Nach der Preisvertheilung die Verkündigung der neuen Aufgaben für das nächste Jahr, dann die Rede des Rectors. Manch' schönes und edles Wort haben wir an einem solchen Tag, an dieser Stelle schon vernommen, keines, das nicht immer aufs Neue von dem untrennbaren Zusammenhang gesprochen, keines,

das nicht immer wieder in den Herzen der Jugend den heiligen Eifer entzündet hätte für diese Beiden: die Wissenschaft und das Vaterland. Wo könnte solch' ein Wort aber auch, durch die Thatsachen beglaubigt, stärker wirken als in diesem Fridericianischen Bau, an dessen Stirn in Goldbuchstaben geschrieben steht: „Universitati Litterariae Fridericus Guilelmus III. Rex. A. MDCCCIX", und dem gegenüber das Schloß der Hohenzollern die Fahne des deutschen Kaiserthums mächtig emporträgt in die Luft?

— Da in blutig heißer Fehde
Ward Berlin mit hohem Sinn
Ritterlich in That und Rede
Deutschen Geistes Führerin.

Deutsche Wissenschaft zu führen
Bleibe stets dein großes Amt,
Daß Jahrhunderte noch spüren,
Welcher Zeit du bist entstammt.

Und noch unter den Klängen der Musik, wie sie gekommen, entfernen sie sich, in langem, feierlichen Zuge, die Pedelle mit den erhobenen Sceptern voran, der Rector, der Senat, die Decane, die Professoren, alle in ihren Ornaten — und wie der letzte unter dem hohen Marmorportal verschwunden, schlägt die Menge der Menschen von beiden Seiten zusammen, drängt die Treppe hinunter, und in dem leeren Saal ist der Sonnenschein wieder allein mit den Todten.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Der Krieg der sicilischen Vesper.

Von

Otto Hartwig.

Die großen historischen Vorgänge, welche um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts die Machtverhältnisse der Mittelmeerstaaten verschoben, und zum ersten Siege eines Volkes über das politische Papstthum führten, heben mit einem Ereignisse an, das seine Zeitgenossen aufs Lebhafteste beschäftigte, der erzählenden und dramatischen Poesie seitdem wiederholt zum Vorwurf gedient hat[1]) und fast sprichwörtlich für ähnliche, glücklicherweise nicht allzu häufige Explosionen des Volkshasses gegen übermächtige und übermüthige Bedrücker geworden ist. Nennt doch Theodor Mommsen die Niedermetzelung der Römer in Britannien durch die racheschnaubenden Kelten, welche die Königin Boudicca im Jahre 61 unserer Zeitrechnung aufgeboten hatte, „eine nationale Vesper gleich jener mithridatischen". Und doch wie unähnlich ist der blutige Aufstand, den die Sicilianer im Frühjahre 1282 gegen die Franzosen erhoben und der erst seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts, seit dem Zuge Karl's VIII. durch Italien, die sicilische Vesper genannt worden ist, mit jenen Massenmorden des Alterthums und einzelnen ähnlichen Blutthaten des Mittelalters und der Neuzeit! Der Aus-

---

[1]) Michele Amari, La guerra del Vespro Siciliano. Nona edizione. Vol. I.—III. Milano, 1886. Derselbe: Altre narrazioni del Vespro Siciliano. Milano, 1887. Dieses ausgezeichnete Werk, das in neun Originalausgaben, verschiedenen Nachdrucken, Ueberarbeitungen und Uebersetzungen verbreitet ist, hat einen literarischen Erfolg gehabt wie wenige historische Werke unseres Jahrhunderts. Nichts destoweniger sind seine Resultate noch immer nicht in den landläufigen Geschichtsdarstellungen zur Anerkennung gekommen, und wird die Legende von der Verschwörung G.'s von Procida immer von Neuem wieder aufgewärmt. Das beweist u. A. auch K. Weinhold, der unlängst das Trauerspiel von J. M. R. Lenz: „Die sicilische Vesper" (Breslau, 1887) herausgegeben hat. S. 44, 45. Dieses Werk des Stürmers und Drängers hat im Grunde nur ein pathologisches Interesse. Daß von einem österreichischen Priester, Gottfried Uhlich, 1775 und 1794 die sicilische Vesper zweimal als Trauerspiel verarbeitet wurde, wird nicht Vielen bekannt sein (s. Weinhold, S. 61 ff.). Die bedeutendste dramatische Arbeit, welche die Vesper zu ihrem Gegenstand hat, rührt bekanntlich von Niccolini her. Von den drei Opern, die ihr zu Ehren componirt sind, hat sich nur die von Verdi auf der Bühne behauptet.

gangspunkt und der Verlauf des Volksaufstandes in Palermo, welcher zur Ermordung von fast allen Franzosen führte, die sich im April 1282 in Sicilien aufhielten, ist ein ganz anderer als bei jenen Ereignissen. Als der König von Pontus im Jahre 88 v. Chr. von Ephesus aus seine Mordbefehle gegen alle Italiker in Kleinasien erließ und sie an einem Tage abzuschlachten befahl, konnte dieser Sultan die Ausführung derselben freilich nur für sicher halten, weil er wußte, wie verhaßt sich die Römer durch ihre Gewaltthaten im ganzen Oriente gemacht hatten. Das ist ebenso unzweifelhaft, wie daß bei dem Ueberfalle, den die Kelten in England auf Geheiß oder doch wenigstens auf Betreiben jener Königin Boudicca unternahmen, und der siebzigtausend Römern das Leben gekostet haben soll, der Haß gegen die nationalen Unterdrücker die Flamme geschürt hatte. Aber entzündet hatte das verzehrende Feuer hier wie dort eine leitende Persönlichkeit, ohne welche der Brand vielleicht gar nicht ausgebrochen wäre. Und nicht anders war es bei dem Ereignisse, das man wohl noch am besten mit der sicilischen Vesper zusammenstellen kann, mit dem Morde am St. Bricciustage, am 13. November 1002, an welchem König Aethelred II., der Unberathene, die dänischen Seeräuber gegen die ihnen feierlich gegebenen Versprechungen in allen Städten Englands umzubringen befahl. Die Blutthat hatte auch ihren Grund in der Verzweiflung der angelsächsischen Bevölkerung, sich der dänischen Bedränger mit offener Gewalt entledigen zu können. Aber angeordnet mußte die Blutthat und der Racheact erst werden, während er sich in Sicilien rein spontan aus einer leidenschaftlichen Empörung der Volksseele, ungeheißen und unbefohlen, entwickelte. Nur weil die meisten großen geschichtlichen Entwicklungen schon in ihren Anfängen auf das zielbewußte Handeln Einzelner hindeuten, hat man denn auch gar bald hinter dem Palermitaner Aufstande die Männer, welche das Volksdrama am Abend des 31. März 1282 so effectvoll und erschütternd in Scene setzten, erkennen und auf ihr Thun fast Alles zurückführen zu können geglaubt. Dabei wirkte hier besonders mit, daß im 14. Jahrhundert, in welchem sich in Italien die Anschauungen über das Recht und die Bedeutung der Persönlichkeit im modernen Sinne rasch entwickelten und die Novellendichtung aufkam, sich gar leicht rein erfundene Züge von Schlauheit und Betriebsamkeit einzelner Persönlichkeiten um das mit einer Art von Naturnothwendigkeit zum Ausbruch gekommene Ereigniß rankten, und es damit fast auf dasselbe Niveau herabdrückten, wie jene prämeditirten Blutthaten. Daß es das aber nicht war, macht seinen specifischen Charakter aus und bedingt seine sittliche Beurtheilung. Darum ist auch die sicilische Vesper fast zu einem volksthümlichen berühmten Ereignisse geworden, das man an seinem sechshundertsten Jahrestage feiern zu sollen geglaubt hat, wie die Befreiung der Vierwaldstätte vom Joche des Hauses Habsburg.

Und doch hatte dieses Fest einen noch größeren Hintergrund. Und das nach einer doppelten Seite hin. Die sicilische Revolution ist ausgegangen von dem Hasse der nationalgesinnten Sicilianer gegen die sie vergewaltigenden Franzosen. Da aber die Päpste die Beschützer von diesen waren und zu den leidenschaftlichsten Feinden der nationalen Sache wurden, richtete sich der Haß der Sicilianer gegen das politische Papstthum und dessen Träger, und ihr Sieg wurde zu einem

Siege über das mittelalterliche Papstthum. Aber Sicilien und mit ihm ganz Italien hat diesen Sieg theuer erkaufen müssen.

Der Volksaufstand der Sicilianer hätte sich damals so wenig behaupten können, wie ähnliche Insurrectionen an anderen Orten und zu anderen Zeiten, wenn ihn nicht eine organisirte Macht in ihren Armen aufgefangen und zum Stehen gebracht hätte. Ohne die Hilfe, welche das aragonesische Königshaus dem Abfalle der Sicilianer von den Herren des Königreichs Unteritalien gebracht hat, wären diese sicher verloren gewesen. Aber was bedeutet die Festsetzung dieses spanischen Königshauses in Sicilien? Nichts Anderes als den Anfang der Herrschaft Spaniens und des spanischen Geistes in Italien. Und das ist doch nichts Geringes für die gesammte Cultur Italiens, ganz davon abgesehen, daß Sicilien selbst durch die lange Trennung von dem ihm zunächstliegenden Festlande, mit dem es die machtvollste Periode seiner Geschichte bis dahin verknüpft hatte, und durch die furchtbare Kriegsnoth bis zur Vernichtung seines großen Wohlstandes und seiner alten und reichen Cultur herabgebracht worden ist.

I.

Jede Betrachtung der politischen Verhältnisse Europa's in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat auszugehen von dem Tode Kaiser Friedrich's II. Kaum ein anderes Jahr ist in gleicher Weise, wenigstens für die Entwicklung Deutschlands und Italiens, so bedeutungsvoll geworden wie das Jahr 1250. Denn in ihm starb der letzte römische Kaiser deutscher Nation, welcher den Ideen, auf denen das Reich beruhte, diesseits wie jenseits der Alpen durch Thaten und Worte eine energische Ausprägung zu geben versucht hatte. Was einem der genialsten Herrscher, von allen, die je eine Kaiserkrone getragen haben, der noch dazu über die Einnahmen eines Erbreiches verfügen konnte, das damals keinem anderen an Reichthum und hochentwickelter Cultur nachstand, zu behaupten nicht möglich gewesen war, mußte nach dessen Tode in Trümmer zusammenbrechen. Jahrhunderte lang haben freilich diese wüsten Haufen noch die Schatten umspielt, deren lebensvolles Urbild längst dahingegangen war; ja, man hat erst recht, nachdem es unwiederbringlich aus dem Reiche der Realitäten getilgt war, seine innere und äußere Nothwendigkeit theoretisch zu begründen und auszubauen begonnen, damit aber die lebendigen Kräfte der Zeit nicht abhalten können, die begonnene Zerstörung des Ganzen fortzusetzen und sich die einzelnen Trümmerstücke anzueignen und zu eigenen Neubauten zu verwenden. Friedrich II., trotz seiner väterlichen Abstammung vielmehr ein Romane als ein Germane, hatte für Deutschland selbst den Gewalten, welche die Grundlagen des Reichs unterwühlten, man darf wohl behaupten, mehr gezwungen als aus Unkenntniß und Lässigkeit, die Wege geöffnet, auf denen diese dann gar rasch bis zum elendesten Verkauf und Verrath der deutschen Krone vorschritten. Im Kampfe mit dem Papstthume und den von diesem unterstützten Städten Ober- und Mittelitaliens war er unterlegen. Nur noch einige bedeutende Städte des Landes hielten die ghibellinische Fahne aufrecht. Aber Unteritalien befand sich noch im Besitze des staufischen Geschlechtes. Damit dieses immerhin noch festgefügte Ueberbleibsel des fridericianischen Reiches nicht doch etwa wieder zu einem Grundsteine eines ge-

fährlichen Neubaues werde, aus dem „die Brut des Drachen" von Neuem hervorbreche, mußte die römische Curie alle ihre Anstrengungen darauf richten, dasselbe in sichere Hände zu bringen. Das Lehnsverhältniß, in welchem die Krone Siciliens zur römischen Kirche stand, bot die Handhabe dazu. Aber erst nach mancherlei vergeblichen Versuchen war ihr das gelungen.

Als Papst Innocenz IV. den Tod Kaiser Friedrich's in Lyon erfahren und jubelnd und frohlockend den Großen Siciliens geschrieben hatte, daß der furchtbare Gewittersturm, der sie so schwer heimgesucht, nun in milden Thauwind umgeschlagen sei, sah er sich noch fern von dem Ziele, Unteritalien seinem Willen zu unterwerfen. Konnte er doch nicht einmal sofort nach Rom zurückkehren, und zurückgekehrt sah er sich bald von der staufischen Partei von Süden und Norden bedrängt. Denn König Conrad IV., Friedrich's II. Sohn, hatte sich in Unteritalien festgesetzt und die Ghibellinen Oberitaliens waren in entschiedenem Vortheile über ihre Feinde. Da that rasche Hilfe noth. Aber woher sollte die Curie diese nehmen? In Italien und Deutschland fand sie Niemanden. Denn hier behauptete sich der päpstliche Gegenkönig, Wilhelm von Holland, mit Mühe. Deutschland und Unteritalien auseinanderzuhalten, war ja dazu noch das Endziel der päpstlichen Politik. Spanische oder englische oder französische Fürsten nach Italien zu rufen, blieb dem Papste allein übrig. Aber im mächtigsten Königreiche Spaniens, in Castilien, herrschte der Schwiegersohn eines staufischen Königs, Alfons X., den man den Weisen genannt hat, der Gemahl der Tochter König Philipp's von Schwaben. Günstiger für die Curie lagen die Verhältnisse in England. Der bigotte und wenig volksthümliche König Heinrich III. hatte in dem Kampfe zwischen Papst und Kaiser, seinem Schwager, eine unsichere Stellung eingenommen. Sein Bruder, der reiche Graf Richard von Cornwall, erschien Verlockungen äußeren Ehrgeizes nicht unzugänglich. Aber die Aufforderung, die Innocenz IV. schon 1252 an diesen durch seinen Bruder gelangen ließ, sich gegen Erlegung großer Summen der Krone Siciliens zu bemächtigen, erschien diesem so ungereimt, als ob ihm Jemand den Mond verkaufe und ihn auffordere hinaufzusteigen und ihn sich herabzuholen. Nicht so verständig dachte der König selbst. Der schwache, von Ausländern beherrschte Fürst konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich für seinen Sohn mit dem Erbe seines Verwandten belehnen zu lassen. Obwohl das englische Parlament sich einstimmig gegen den Handel aussprach, hielt der König Jahre lang an ihm fest, und reiche Geldspenden flossen in den Säckel der unersättlichen Curie. Aber mit Geld allein war gegen den Nachfolger König Conrad's IV., den König Manfred, nichts auszurichten. Zu einem Heereszuge ins ferne Land fehlte dem englischen Könige Alles. Deshalb kündigte im Sommer 1263 Papst Urban IV. Heinrich III. den mit seinen Vorgängern abgeschlossenen Vertrag.

Hatte die Kirche inzwischen doch einen anderen weltlichen Verfechter gefunden. Schon im Jahre 1253 beschloß Papst Innocenz IV., sich an den Grafen Karl von Anjou zu wenden. War dieser auch nicht reich wie sein Schwager Richard, so besaß er doch auch keine unverächtlichen Machtmittel. Ein jüngerer Bruder König Ludwig's IX., des Heiligen, von Frankreich, war der Graf von Anjou durch seine Verheirathung mit Beatrix, der vierten Tochter des Grafen

Raimund Berengar IV. von der Provence, Besitzer dieses schönen Landes und seiner reichen Städte von Avignon bis Nizza geworden. Sein Bruder Ludwig IX. war, wie Heinrich III. von England und dessen Bruder Richard, mit Schwestern seiner Frau vermählt. Aber fast noch mehr als durch diese Verbindungen und seine eigene Hausmacht schien dieser Herrscher der Curie sich durch sich selbst zu empfehlen.

Ganz im Gegensatze zu dem in Südfrankreich herrschenden antihierarchischen Geiste, war Karl von Anjou ein streng kirchlich gesinnter Mann. In Beobachtung aller rituellen Vorschriften übertraf er noch seinen frommen Bruder Ludwig IX. Die Inquisition fand überall an ihm einen eifrigen Helfer, und den Priestern gegenüber zeigte er sich stets unterwürfig und demüthig. Sein Leben hielt er frei von den Gebrechen der Großen. Der Gattin bewahrte er die eheliche Treue, im Genuß von Speise und Trank herrschte Mäßigkeit an seinem Hofe; Spielleuten und Sängern war er nicht hold. Von früher Jugend an war Karl ein ernster, schweigsamer Mann gewesen, über dessen Mienen kein Lächeln kam. Denn trotz aller Frömmigkeit verzehrte sich doch sein wahres Ich in den Dingen dieser Welt. All sein Sinnen war auf Erwerb von Geld und Gut, auf politischen Machtzuwachs gerichtet. Trat ihm hierin irgend Jemand entgegen, dann kannte seine Seele kein Erbarmen, und kein Wort, das er gegeben, und kein Band der Natur blieb ihm heilig. Als die elenden Ueberreste des letzten Kreuzheeres, das sein Bruder Ludwig IX. auf sein Antreiben und zu seinem Vortheile auf die Ruinenstätte Karthago's geführt hatte, von den Wogen der stürmischen See in seinen Hafen von Trapani geschleudert worden waren, machte er gegen die Unglücklichen die strengsten Bestimmungen des Strandrechtes geltend, auf die er soeben vertragsmäßig zu Gunsten der Muselmänner verzichtet hatte. Wie hätte auch Der anders gekonnt, der aus dem Schiffbruche des deutschen Kaiserthums ein ganzes Königreich als gute Prise erklärt, und die, welche ihr Erbrecht schützte, hatte hinrichten lassen?

Daß französische Historiker der Gegenwart, die nicht Legitimisten und Ultramontane sind, die Thaten dieses Mannes großartig und ehrenvoll für Frankreich finden, ist doch wohl nur als ein pathologisches Symptom gewisser, jenseits der Vogesen vielfach herrschender Stimmungen anzusehen. Das Verdienst, eins der edelsten deutschen Fürstengeschlechter ausgerottet zu haben, kann ihm allerdings nicht bestritten werden.

Daß dieser machtgierige und ehrgeizige Fürst mit dem nicht weniger herrschsüchtigen Genuesen Innocenz IV. sich rasch über die ihnen nicht zukommende Beute aus dem Nachlasse Kaiser Friedrich's II. hätten verständigen sollen, war nicht wahrscheinlich. Nachdem die Verhandlungen der Curie mit Richard von Cornwall 1253 sich zerschlagen hatten, scheiterten auch die mit Karl. Der Papst verlangte zu viel, und der französische Hof legte sein Veto ein. Aber die Erfolge Manfred's machten den Papst nachgiebiger, und Karl war immer mächtiger geworden. Seit 1257 unbeschränkter Herr der wichtigen Hafenstadt Marseille und Erbe der Grafschaft von Forcalquier, hatte er sich auch jenseits der Alpen festgesetzt und sich Piemonts bemächtigt. Im Jahre 1262 schien endlich ein Vertrag zwischen Papst Urban IV. und Karl nach unendlichen Zögerungen zu

Stande zu kommen. Aber die beiden Contrahenten mißtrauten einander schon gründlich. Der Papst fürchtete, wie er selbst sagte, aus der Scylla in die Charybdis zu fallen, und starb unter den Verhandlungen dahin. Erst sein Nachfolger, ein Franzose und früher verheirathet, Clemens IV., brachte sie zum Abschluß. Der Haß der Curie gegen das staufische Geschlecht überwog doch Alles. Karl von Anjou wurde vom Papste in seiner Würde als Senator von Rom bestätigt und mit dem gesammten Besitz des staufischen Hauses, Benevent ausgeschlossen, für sich und seine Erben belehnt. Jährlich hat er dafür eine Abgabe von achttausend Mark an die römische Kirche zu entrichten. Erfolgt die Zahlung nicht, so wird der König excommunicirt, und die Krone fällt an den Papst zurück. Eine Pauschalsumme von fünfzigtausend Mark Sterlini hat Karl zu zahlen, sobald er sich des Landes thatsächlich bemächtigt hat. In einer Reihe von untergeordneten Bedingungen wurde das Lehnsverhältniß zwischen dem neuen Könige von Sicilien und der Kirche genau formulirt und Karl am 28. Juni 1265 in der lateranischen Basilica mit der Fahne St. Peter's belehnt.

Aber es fehlte noch viel, um mit ihr ins Feld zu ziehen. Karl war in Rom, aber noch ohne Heer. Es zu sammeln wurde jetzt jenseits der Alpen, vom Mittelmeer bis nach Flamland hinein, das Kreuz gegen König Manfred gepredigt. Volle Vergebung der Sünden wurde denen zugesichert, die sich am Kriege gegen den Herrscher Unteritaliens betheiligten; die Gläubiger hatten kein Recht gegen sie auf Zinsforderungen, die Schuldner wurden von ihren Eiden entbunden. Da König Manfred als einer der reichsten Herrscher seiner Zeit galt, lockte die Aussicht auf Beute eine Menge verschuldeter Gesellen durch ganz Frankreich an. Es waren Scharen, wie sie die spanischen Conquistadoren jenseits des atlantischen Oceans führten, die sich unter der Führung Karl's von Anjou nach Unteritalien wälzten. Der Erfolg, den sie hatten, ist bekannt genug. Nicht minder der andere, den sie über Conradin errangen, als dieser auf die Einladung der durch Karl's Gewaltherrschaft bis zur Verzweiflung getriebenen Anhänger seines Hauses 1268 nach Italien hinabgestiegen war.

Hatte Karl schon nach seinem Siege über Manfred dem Papste, der ihn erhoben, die eingegangenen Versprechungen nicht gehalten, und seine Krieger im Lande gehaust, daß der curialistische Geschichtschreiber der Epoche, Saba Malaspina, über sie klagt: „Diese Franzosen sind aller Treue und Menschlichkeit bar; sie haben die vernichtende Natur des Feuers und des Blitzes," so verdoppelte sich noch die Grausamkeit und der Hohn, mit dem man nach der Niederwerfung und Hinrichtung Conradin's das unglückliche Reich behandelte. Vor Allem brach der Zorn Karl's über die Insel Sicilien los.

Nach dem Tode Manfred's, als das Königreich wie betäubt sich Karl unterworfen hatte, war auch Sicilien mit der ehemaligen Hauptstadt des Landes ohne Schwertstreich dem Sieger in die Hände gefallen. Aber die Unzufriedenheit mit der französischen Herrschaft trieb den größten Theil der Bewohner der Insel in ein Einverständniß mit den Führern der ghibellinischen Partei, welche, im August 1267 von Tunis herübergekommen, den südwestlichen Theil der Insel insurgirt und das Heer Karl's bei Sciacca besiegt hatten. Nur Palermo, Messina, Catania und einige andere mit französischen Besatzungen belegte Städte blieben der

Fahne Karl's treu. In diesen Mittelpunkten des Handels und der Schiffahrt hatten sich schon in staufischer Zeit dieselben Tendenzen geregt, welche in Ober- und Mittelitalien unter dem Schutze der Kirche zur Auflehnung gegen das Reich und zur Ausbildung municipaler Selbständigkeit geführt hatten. Auch jetzt waren in ihnen die guelfischen Neigungen noch nicht ausgestorben. Aber die Herrschaft Karl's von Anjou sollte sie ihnen gründlichst verleiden.

Nachdem der König auf dem Festlande seine tiefererschütterte Herrschaft wieder befestigt hatte, sendete er im April 1269 eine bedeutende Truppenmasse nach Sicilien. Nach wiederholtem Wechsel im Oberbefehl derselben hatte er endlich den rechten Mann nach seinem Sinne gefunden, Wilhelm d'Estendart. „Er war ein Blutmensch," so schildert ihn ein guelfischer Zeitgenosse, „ein finsterer, harter Soldat, ein erprobter, wilder Kriegsmann, grausamer gegen die Feinde seines Königs als alle Grausamkeit, ein Verächter alles Mitleids und Erbarmens. Wie eine todbringende Hyder begann er mit gesperrtem Rachen die Sümpfe der Frösche Siciliens zu umkriechen. Und wenn er auch mit Recht nach dem Blute der Treulosen dürstete, so hat er doch auch Unschuldige ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters hingemordet."

Die Behandlung der Insel wurde nicht milder, nachdem d'Estendart auf ihr die Ordnung wieder hergestellt hatte. In dem verheerten und durch Mißwachs furchtbar heimgesuchten Lande wurde einem großen Theile der Besitzer aller Grund und Boden genommen. Unzähligen wurde als Majestätsverbrechern wegen wirklicher oder angeblicher Betheiligung am Aufstande die ganze Habe confiscirt und die des Restes, der sie behielt, mit unerträglichen Steuern belastet. Die fiscalische Ausbeutung des Landes durch die früheren Herrscher war nur ein Kinderspiel gegen die, welche die Franzosen jetzt durchführten. Obwohl Karl gelobt hatte, dem Lande nur die geringen Steuern, die Wilhelm der Gute ausgeschrieben hatte, aufzuerlegen, so wurden zahlreiche neue, ohne das Parlament zusammenzuberufen, decretirt und rücksichtslos eingetrieben. Dazu ward das, was die französischen Beamten nach dem ungeschriebenen Codex, den sie nur zu gern ihren Unterworfenen aufzudrängen pflegen, für ihre Personen beanspruchen, erbarmungslos zusammengerafft. Es gab in Sicilien jetzt freilich nicht mehr so viel zu plündern, als zu den Zeiten, da Verres hier hauste. Aber was noch da war, wurde zu Gelde gemacht, dann die Münze gefälscht, und die rohen, unwerthigen Münzstücke denen, die sie nicht für voll nehmen wollten, bis zur Gluthhitze erwärmt ins Gesicht gebrannt. Durch die Münzverschlechterung ging der Handel zu Grunde, der unter den Exportabgaben auf Salz, Getreide und alle Lebensmittel, welche die Krone monopolisirt hatte, schon schwer gelitten hatte. Dabei ließ sich der König herab, wenn es in seinem Vortheile zu liegen schien, mit höheren Beamten, welche der Steuerdefraudation oder der Erpressung gegen seine Unterthanen sich schuldig gemacht hatten, ihren Raub zu theilen und sich mit ihnen zu vertragen, während er ein anderes Mal den Blutegel einfach auspreßte und wegwarf.

Und noch bitterer als die gesetzlichen und ungesetzlichen Ausplünderungen durch die Franzosen, empfanden die Sicilianer die unzähligen Privatbeleidigungen, die ihnen ihre Bedrücker im täglichen Leben zufügten. Vornehme und angesehene

Männer wurden gezwungen, die Franzosen bei ihren Gelagen zu bedienen, Edelknaben, in den Küchen die Bratspieße zu drehen. Setzte sich Jemand deshalb zur Wehre, so wurde er von den in Waffen starrenden Vergewaltigern niedergehauen oder wegen des Haltens verbotener Waffen den Gerichten ausgeliefert. Die Söhne der des Hochverraths Bezichtigten sollten sich nicht ohne königliche Einwilligung verehelichen dürfen, wie eine Race wilder Thiere, die man an der Fortpflanzung verhindern will; die Töchter von treugebliebenen Vasallen wurden gezwungen, sich in die Arme französischer, provençalischer und flämischer Glücksritter zu werfen, die der König mit den eingezogenen Lehen alter Familien begnadigt hatte. Und wer will die Gewaltthaten erzählen, die sich die hohe und niedere Soldatesca Karl's gegen die Frauen und Töchter der Sicilianer erlaubten und die das eifersüchtige Volk vor Allem zur Wuth aufschäumen machte?

Wir sind über alle diese Dinge so genau unterrichtet wie kaum über andere Vorgänge mittelalterlicher Geschichte. Das angiovinische Archiv zu Neapel bewahrt noch die Schätze der vielschreibenden Kanzlei des Königs fast intact. Zahlreiche Chronikenschreiber, von denen einer der päpstlichen Kanzlei entstammt, andere der ghibellinisch-sicilianischen, andere der guelfisch-angiovinischen Partei angehörten, haben uns Großes und Kleines aufbewahrt. Sie sind sämmtlich einig in der Verurtheilung der Grausamkeit, der Habsucht, der Frivolität der französischen Herrschaft Der biedere Giovanni Villani, ein Guelfe vom Scheitel bis zur Zehe, faßt sein Endurtheil über sie dahin zusammen, die Franzosen hätten die Sicilianer und Pugliesen schlimmer als Sclaven tractirt und ihre Frauen und Töchter auf das Schimpflichste behandelt. Und wer dem Guelfen nicht glauben will, glaubt vielleicht dem Papste Clemens IV. Umsonst suchte der Papst durch schriftliche Vorstellungen und durch Legaten den Sinn des Königs zu erweichen und wenn nicht zur Milde, so doch zur Klugheit in Behandlung seiner Unterthanen zu stimmen. Er schrieb an Ludwig IX., um seine Fürsprache bei dem Bruder zu gewinnen. Es blieb Alles umsonst. Umsonst bedrohte Papst Gregor X. den Schützling der Curie mit dem Zorn des Himmels und der Strafe, die Tyrannen unerwartet treffe. „Was bedeutet Tyrann," entgegnete Karl, „ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß der Höchste mich geführt hat, und so habe ich ein festes Vertrauen, das mich immer leitet."

Und darum hatte König Karl noch nicht genug daran, das zur Zeit reichste Königreich Europa's ausgeraubt zu haben. Sein Sinn stand auf viel größere Unternehmungen. Und wiederum suchte er diese als ein zum Dienste Gottes und seiner heiligen Kirche zu vollführendes Werk hinzustellen. Wir sehen ganz davon ab, daß er sich vom Papste zum Reichsvicar von Tuscien und in der Lombardei hatte machen lassen. Viel reichere Beute schien ihm jenseits des Meeres zu winken. Denn hatte nicht Michael, der Paläologe, dem lateinischen Kaiserthume in Constantinopel ein Ende gemacht, und glaubte dieser an den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und dem Sohne wie jener Balduin von Flandern, der vertriebene Kaiser, der nach dem Westen geflohen war? War es da nicht ein gottwohlgefälliges Werk, wenn der fromme König von Sicilien und Apulien, der rechtgläubigen Kirche wieder die Thore der Hagia Sophia

öffnete? Karl hatte kaum festen Fuß in Unteritalien gefaßt, als er seine Blicke schon jenseits des adriatischen Meeres schweifen ließ. Seine unmündige Tochter wurde mit dem einzigen Sohne des letzten lateinischen Kaisers von Byzanz verlobt; sein Sohn Philipp vermählte sich mit der Erbtochter Wilhelm Villehardouins, Herzogs von Morea. Aber so rasch wie diese Unternehmung geplant war, sollte sie sich nicht ausführen lassen. Nicht nur bei den Italienern, unter denen sich eine neue Parteibildung anbahnte, indem die fast überall zur Herrschaft gelangte guelfische Partei sich in Lateiner und Gallier spaltete, wurde die Tyrannei Karl's nunmehr verhaßt; selbst den Päpsten war die Rücksichtslosigkeit, mit der sich ihr Schoßkind über die der Kirche gegebenen Versprechungen und ihre Abmahnungen wegsetzte, immer unerträglicher geworden. Hatte schon Gregor X. ihn in seine Schranken zurückzuweisen versucht, so gestaltete sich das Verhältniß Karl's zu dessen Nachfolger Nicolaus III., einem Orsini, und italienisch gesinnt wie zwei Jahrhunderte später Julius II., zu einem geradezu feindlichen. Dieser Papst war Karl gewachsen. Er trat ihm, noch dazu persönlich von Karl beleidigt, überall in den Weg, in Italien und in Griechenland. Hatte sich doch Michael, der Paläologe, 1274 auf dem Concil zu Lyon mit dem Dogma der römischen Kirche ausgesöhnt, und gab er nun keinen Grund mehr zu Klagen für den Glaubenseifer König Karl's ab. Dieser hetzte zwar die Griechen gegen ihren Kaiser wegen seiner Aussöhnung mit Rom, und die Katholiken zogen ihre neuen Glaubensgenossen wegen dessen angeblicher Rechtgläubigkeit auf; aber es wären ihm diese Künste doch nicht gelungen, wenn Nicolaus III. nicht schon 1280 gestorben wäre, und er nicht in der Person Martin's IV., eines Franzosen, einen Karl ganz unterwürfigen Nachfolger erhalten hätte. Hatte sich Karl schon bei der Wahl der Vorgänger Martin's allerlei verwerflicher Mittel bedient, so zettelte er jetzt in Viterbo geradezu einen Volksaufstand gegen das Cardinalscolleg an, der dann die Wahl auch nach seinem Willen ausfallen ließ.

Kaum hatte Martin IV. den päpstlichen Thron bestiegen, so nahm Karl das Kreuz zum Eroberungskriege gegen Byzanz. „Das Kreuz eines Räubers, nicht das Christi," sagt ein Chronist der Zeit. Der Papst bewilligte ihm den geistlichen Zehnten und excommunicirte den Paläologen. Truppen wurden überall geworben, Waffen und Rüstungen geschmiedet; eine Flotte von hundert Galeeren und zweihundert Transportfahrzeugen in den Häfen von Messina und Brindisi zusammengezogen. Ein Bündniß mit den Venetianern, den Herren des adriatischen Meeres, schien den Seeweg gefahrlos zu öffnen. Schon führten vierzig Grafen zehntausend Reiter und unzählige Massen Fußvolkes durch Apulien nach den Einschiffungsplätzen. Karl stand auf dem Gipfel seiner Macht. „Aber sie war doch nur gering für Einen, der nach der Weltherrschaft trachtet," bemerkt der weltkluge Venetianer Marino Sanuto. Hätte Karl einen „weisen und braven Hofmann" in seiner Nähe gehabt, wie jener Zwingherr von Pisa, Ugolino de' Gherardeschi, der im Hungerthurme starb, so hätte ihm dieser auf die triumphirende Frage: „Was sagst Du zu all' den Vorbereitungen?" vielleicht auch geantwortet: „Ihr seid besser gerüstet, Unglück zu ertragen als irgend ein Herr Italiens," und auf die Frage: „Wie so?" erwidert: „Weil Euch nichts fehlt als der Zorn Gottes." Denn dieser kam auch über ihn.

II.

An einer weiten nach Nordosten geöffneten Bucht, an deren Enden wie riesige Pylonen die Felsmassen des Monte Pellegrino und des Monte Catalfano sich aufthürmen, nach Südwesten „vom Hochgebirg umzäunt" liegt in fruchtprangender Ebene Palermo, „la felice", seit arabischer Zeit die Hauptstadt Siciliens. In der Tiefe der Bucht war auf einer schmalen, flachen Felszunge, von seichten, sich weit ins Land hineinziehenden Meeresarmen umspült, die alte karthagische Ansiedelung gegründet, welche die Griechen Ganzhafen (Panormus) nannten. Da wo diese Landzunge sich ans Festland ansetzt, hat seit Urzeiten die Burg der Stadt gestanden, welche die normannischen Fürsten zu einem der großartigsten Herrscherssitze des Mittelalters umgebaut hatten. Er ist uns zum guten Theile noch heute erhalten, und nirgends tritt uns der Geist der normannisch-staufischen Epoche so lebendig vor die Seele als in seiner Burgcapelle. Wenn das blendende Licht des Tages durch die kleinen und tiefen Fenster seine Strahlen in sie hineinwirft, auf den überhöhten, von goldig-farbigen Mosaikbildern funkelnden Flächen des Hauptschiffes brennt und um die schlanken Marmorsäulen spielt, die jene Mosaikwände tragen, und dann von dem in milder Dämmerung ruhenden Altare die duftenden Weihrauchwolken aufsteigen und in dem Lichtstrome sich in leichte bläulich-weiße Schleier auflösen, dann wundert man sich, daß nicht von der kleinen Seitenpforte her der junge Staufer Friedrich mit seinem Gefolge zur Messe eintreten will.

Aber schon in den Tagen, von welchen wir erzählen, schlummerte Friedrich II. zweiunddreißig Jahre in dem Porphyrsarge des Doms drunten in der Stadt. Damals war es Frühling in der Natur, wenn auch nicht in den Herzen der Palermitaner. Aber dem Reize des neu ersprießenden Lebens, das hier in wenigen Tagen Berg und Thal mit leuchtenden Blumen bedeckt, konnten sich selbst in so schweren Zeiten die Palermitaner nicht entziehen. Und das um so weniger, als fromme Sitte sie aufforderte, da draußen vor der Südseite der Stadt in der Heiligen Geistkirche ihr Abendgebet zu sprechen. Nach der langen Fastenzeit wird das Osterfest hier als Frühlingsfest gefeiert und erreicht seinen Abschluß am Dienstag Abend mit einer Wallfahrt nach San Spirito. Familienweise zieht das Volk geputzt, in würdig schweigsamer Haltung, hinaus durch die Thalebene des Oreto, lagert sich in Gruppen auf dem Plane vor der Kirche, gönnt sich einen bescheidenen Genuß an Speise und Trank und zieht, wenn die Vesperglocke ihre Töne durch die weiche milde Luft hat erklingen lassen, ebenso gemessen und würdevoll wieder nach Hause. So geschieht es jetzt und geschah es wohl zu allen Zeiten.

Aber im Jahre 1282 kam es am Abend des dritten Osterfesttages anders. Das Volk von Palermo, durch die unerhörten Steuerlasten, die ruchlosen Gewaltthaten der Franzosen, die an dem Osterfesttage die Verhaftungen während des Gottesdienstes in den Kirchen vorgenommen hatten, aufs Tiefste empört, empfand die Anwesenheit der frechen Gesellen, die sich in ihre Reihen drängten, schon an sich als eine schwere Kränkung. Man kennt ja die Petulanz der Provençalen und ihre brutale Jovialität[1]). Bald kam es an verschiedenen Stellen unter

[1]) J. Michelet.

der feiernden Menge zu Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht. Ein Palermitaner hatte von einem pisanischen Schiffe eine Fahne genommen und zog damit umher. Darin fanden die Franzosen eine Beleidigung der Flagge ihres Königs und schimpften die Menge: Patarener (Ketzer) und erhielten dafür den Zuruf: Tartaglioni (Stotterer) zurück. Man riß sich um die Fahne; es kam zu Steinwürfen. War dadurch die Stimmung schon eine hochgereizte, so setzte sie die Frechheit eines französischen Häschers in Flammen. Unter der feiernden Menge befanden sich viele Frauen und Mädchen, die „nach saracenischer Weise" verschleiert umhergingen. Das reizte den lüsternen Sinn eines Franzosen Droetto. Unter dem Vorwande nach verbotenen Waffen zu suchen, erlaubte er sich eine grobe Unanständigkeit gegen ein schönes junges Mädchen, die an der Seite ihres Bräutigams einherging. Sie sinkt erblassend in die Arme ihres Verlobten, der wüthend aufschreit: „Tod den Franzosen!" In diesem Augenblick dringt der Dolchstoß eines jungen Mannes dem Franzosen in die Brust. Ueber seinen Leichnam erhebt sich ein Kampf, der immer weiter um sich greift. Die Franzosen sind der Ueberzahl nicht gewachsen. An zweihundert Leichen von ihnen bedecken die Wahlstatt. Die erhitzten Volkshaufen stürzen in die Stadt und setzen in den einzelnen Häusern das grausige Mordwerk an Männern, Frauen und Kindern fort. Alles, was ihnen von französischem Blute in die Hände fällt, wird niedergemacht. Ein vornehmer Mann, Ruggiero Mastrangelo, den die spätere Sage zum Vater der beleidigten Jungfrau gemacht, hat sich an die Spitze der Scharen gestellt, welche die Königsburg zu stürmen beginnen. Ihr Commandant, Jean de St. Remy, hatte das Thor schließen lassen. Aber dies hielt nicht lange Stand. Im Gesichte verwundet und nur von zwei Dienern begleitet, floh der Zwingherr im Dunkel der Nacht. Am 1. April früh gab es keinen lebenden Franzosen mehr in der Stadt, wohl aber gegen zweitausend Leichen von Rittern und Soldaten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Geschehenen in der Umgebung der Hauptstadt. Allüberall wurden die Franzosen, die ihr Selbstbewußtsein völlig verloren hatten, erschlagen. Auch der Justitiar von Palermo, der verhaßte Jean de St. Remy, kam in die Hände der Aufständischen. Er fiel mit der Besatzung von Vicari.

Der bisherige Leiter der Bewegung, Ruggiero Mastrangelo, war sich der Folgen der blutigen Thaten vollkommen klar bewußt. Was der Stadt von Seiten Karl's von Anjou harrte, wenn es nicht gelänge, die ganze Insel in die Bewegung mit hineinzuziehen, war nur zu sicher. Man beschloß daher, energisch weiter zu gehen und ordnete drei Gesandtschaften an die Städte der Insel ab, um sie zu gleichem Vorgehen und Anschluß an die Hauptstadt zu bestimmen. Ueberall hatten sich die Franzosen so verhaßt gemacht, daß sich nur ein Städtchen zu den Franzosen hielt. Die Bürger von Calatafimi geleiteten den Hauptmann ihrer Besatzung, der sich menschenfreundlich erwiesen hatte, bis ans Meer und überwachten seine Einschiffung.

Aber noch war der Erfolg der Bewegung in Frage gestellt, so lange sich Messina, die große Handelsstadt der Insel und durch ihre Lage ganz besonders günstig, nicht entschieden hatte. Die internationale Handelsaristokratie der Stadt war königlich gesinnt; in dem sicheren Hafen der Stadt lag ein großer Theil

der königlichen Flotte kriegsfertig ausgerüstet. Die große Menge der Bürger folgte jedoch der nationalen Strömung, nachdem ein besonderes, mit alttestamentlichen Wendungen überreich ausgestattetes Schreiben der Palermitaner die Schwesterstadt zum Anschlusse aufgefordert hatte. Das Volk bemächtigte sich der Stadtregierung; diese fiel jedoch bald wieder in die Hände des Adels, welcher jetzt mit der französischen Besatzung einen Vertrag auf freien Abzug abschloß. Da die Franzosen sich wortbrüchig zeigten, wurden sie auch hier, so viel man ihrer habhaft werden konnte, niedergemetzelt. Am Schluß des Monats April war ganz Sicilien, bis auf jenes Städtchen Sperlinga, von der Franzosenherrschaft frei. Ungefähr viertausend Franzosen waren erschlagen.

Wie jeder Aufregung die Abspannung nachfolgt, so trat auch hier nach den grausigen Thaten eine Periode der Erschlaffung ein. Das südländisch leidenschaftliche Volk begann sich darauf zu besinnen, was es denn gethan habe, was seiner harre. Den kräftigeren Elementen blieb jedoch nicht lange zweifelhaft, was zunächst zu thun sei: man mußte sich organisiren, sich nach Freunden umsehen und wo möglich mit dem Feinde verhandeln. Die Erinnerung an die republikanische Bewegung nach dem Tode Kaiser Friedrich's II. wurde wieder lebendig. Wie damals die Städte im Anschluß an Rom zur municipalen Freiheit zu gelangen gehofft hatten, kamen sie jetzt auf diesen Gedanken zurück. Aber wie ganz anders war damals ihre und die allgemeine Weltlage gewesen! Es half jetzt den Palermitanern nichts, daß sie in die Fahne der Stadt zum goldenen Adler noch die päpstlichen Schlüssel hinzunahmen. In Orvieto that am Himmelfahrtstage Papst Martin IV. die aufständischen Sicilianer in den Bann der Kirche und entgegnete auf eine demüthige Ansprache der Abgesandten der Insel an ihn, sie verführen wie die Kriegsknechte gegen Christum, die ihn zuerst als König der Juden begrüßt und dann ihm einen Backenstreich gegeben hätten.

Der Papst war nur das Sprachrohr des Zornes von König Karl selbst. In Neapel hatte er am 6. oder 7. April erfahren, was in Palermo und Umgegend vorgefallen sei. Noch hielt sich aber Messina. Als auch dieses gefallen, kannte die Wuth des Königs keine Grenzen. Er benahm sich unköniglich in seinem Zorn und drohte den Sicilianern, er werde ihr Felseneiland zur Wüste und Einöde machen, und an ihnen das Beispiel der Gerechtigkeit eines Königs für die fernsten Zeiten geben.

Es konnte ihm leicht erscheinen, seinen Willen durchzuführen. Er brauchte die Heeresmassen und Schiffe, die gegen Ostrom aufgeboten waren, nur gegen Sicilien zu dirigiren. Aber sie schienen ihm noch nicht genügend, um seine Rache rasch und glänzend zu kühlen. Er bat seinen Neffen, den König Philipp von Frankreich, um raschen Zuzug, trieb die guelfischen Städte Oberitaliens und Tusciens, vor Allem Florenz, zur Absendung von Truppen und Subsidien an und entbot die Galeeren Genua's, Pisa's und Venedig's zum Transport der Truppenmassen und der Blokade Messina's. Denn diese Stadt, der Schlüssel der Insel, ja ganz Italiens, wie man oft gesagt hat, sollte zuerst den Zorn ihres Königs erfahren.

Messina, die Beherrscherin des sicilianischen Sundes, hat in ihrer Lage nichts mit der von Palermo gemein. Nur Seestädte sind sie beide. Ruht diese in einer fruchtbaren Ebene, so steigt jene an steilen, sandigen Bergen empor; dehnt sich vor dieser das Meer in unendlicher Weite aus, so thürmt sich Messina gegenüber das calabrische Waldgebirge auf. Das Meer scheint hier zu einem breiten Strome geworden zu sein, der sich nach Süden ergießt.

Da, wo Messina als eine der ältesten hellenischen Gründungen erbaut ist, würde wohl nie eine Stadt angelegt worden sein, wenn nicht hier ein Hafen läge, wie deren das buchtenreiche Mittelmeer nur wenige besitzt. Sichelförmig zieht sich hier in den Sund eine schmale Landzunge hinein, die einen der größten, sichersten und tiefsten Häfen der Welt einschließt. Nur von Norden her hängt derselbe durch eine felsenfreie, tiefe Einfahrt mit dem Meere zusammen. An seiner Westseite, fast unmittelbar vom Hafen aufsteigend, zog sich die Stadt zwischen zwei tief in das Erdreich eingerissenen Thalspalten an einem Hügel empor, der von nahen höheren Bergen überragt ist. Nur nach Süden breitet sich vor ihr eine schmale Küstenebene aus, welche das von den Bergen heruntergespülte Geröll gebildet hat. Ist der Hafen nur von Norden her durch eine feindliche Flotte zu forciren, so kann zu Lande die Stadt von einem größeren Heer nur von Süden her belagert werden. Das hat die Erfahrung aller Zeiten gelehrt.

König Karl hatte seine Heeresmassen nicht so rasch, wie er gewünscht hätte, Messina gerade gegenüber in und an der Bucht von Catona, nördlich von Reggio, zusammen. Erst am 25. Juli konnte er selbst mit seinem Hauptquartier über den Sund setzen und südlich von der Stadt das Feldherrnzelt aufschlagen. Die Königin begleitete ihn. Die Warnung eines tapferen sicilianischen Mönches, der Karl in Catona mit dem Schicksale Pharao's bedrohte, hatte keinen Eindruck auf die Seele Karl's gemacht. Die Messinesen hatten nicht unterlassen, die ihnen gelassene Frist auszunutzen. Der Hafeneingang war durch gewaltige Ketten gesperrt; die schmale Landzunge, die den Hafen bildet, mit den besten Truppen besetzt worden. Die schwächste und gefährlichste Stelle der Vertheidigung, die Südseite der Stadtmauer, wurde so gut es gehen wollte, durch neue Befestigungen geschützt, die hier liegende Vorstadt St. Croce verlassen und niedergebrannt. Da es an Eisen in der Stadt fehlte, zündeten die Messinesen siebenzig unbemannte in den Docks liegende Galeeren Karl's an und zogen das Metall aus der Asche. Man rüstete sich zur Vertheidigung der Stadt wie einst in Sagunt und Carthago.

Man fand auch den rechten Mann, sie zu führen. Alaimo von Lentini[1]), ein erprobter, wenn auch nicht politisch tadelloser Kriegsheld, wurde an die Spitze aller Truppen gestellt, nachdem unerfahrene messinesser Hauptleute bei Melazzo eine Niederlage erlitten hatten. Er rechtfertigte seinen Ruf durch außerordentliche Thaten. Wahrscheinlich hätte aber auch er die Stadt nicht halten können, wenn Karl, dem Rath seiner Feldherren folgend, sofort nach seiner Landung einen allgemeinen Sturm auf die Stadt befohlen hätte. Nicht Mitleid war es, das ihn hieran hinderte. Er wollte die sehr reiche Stadt mit ihren

[1]) Der Cardinal Mazarin hat seine Familie genealogisch mit ihm in Verbindung gebracht.

Schätzen nicht der Plünderung preisgeben, und sich damit selbst um den Erwerb bringen. So löste sich denn die Belagerung in mehr oder weniger regelrechte Angriffe auf einzelne Punkte auf. Bald suchte man das Erlöserkloster auf der Landenge, das den Stützpunkt zu deren Vertheidigung bildete, zu nehmen, bald die Stadtmauer von den Bergen her zu ersteigen. Ueberall schlugen die Angriffe fehl. Aber nur mit dem Aufgebot aller Kräfte erwehrte man sich der Uebermacht. Alles mußte Tag und Nacht helfen. Frauen und Kinder mußten den Vertheidigern Nahrung und Waffen auf die Mauern schleppen. Noch sind uns die Namen zweier vornehmer Frauen, Dina und Chiarenza, aufbewahrt, die allein die Stadt durch ihre Wachsamkeit in einer dunkeln Nacht vor der Ueberrumpelung retteten. Auch die Jungfrau Maria, die schon bei ihren Lebzeiten Messina mit einem Briefe begnadigt hatte, trat jetzt für ihre Stadt ein. Im heißesten Gefechte wurde sie, im weißen Gewande die Mauern der Stadt umschwebend und die Gewalt der Wurfgeschosse und Pfeile der Belagerer brechend, von Allen erblickt. Selbst die Saracenen von Lucera im Heere Karl's wollten sie gesehen haben.

Solch' ein Beistand der Mutter Gottes ermuthigte die Messinesen auch, die Fallstricke zu zerreißen, die der Stellvertreter Gottes auf Erden ihnen legte. Schon im Juni hatte der Papst einen Legaten in der Person Gherard's von Parma an die Sicilianer abgesendet. Mit dem Könige war er nach Sicilien gekommen. Er begab sich in die Stadt, welche ihn mit aller gebührenden Ehrfurcht als Abgesandten des Oberlehnsherrn aufnahm. Alaimo übergab ihm den Commandostab und bat ihn, einen neuen Befehlshaber im Namen des Papstes zu bestellen. Da der Priester aber sagte, der Papst habe König Karl mit Sicilien belehnt, ihm werde er den Commandostab überweisen, riß ihm Alaimo denselben aus der Hand und rief: „An Karl nimmermehr, so lange noch Blut in unseren Adern fließt." Der energische Theil der Bürgerschaft schloß sich ihm an, und Gherard, von den drohenden Stimmen der Versammlung entsetzt, verließ rasch die Stadt. Nach dem Guelfen Villani soll er Karl gerathen haben, Bedingungen der Friedfertigen anzunehmen, um sie nach der Besitzergreifung der Stadt zu brechen.

Aber es sollte anders kommen. Zogen auch jetzt französische Hilfstruppen heran, war die Stadt auch von Norden her hart bedrängt, es hatten sich unterdessen in Sicilien merkwürdige Dinge vollzogen, die Karl nicht lange mehr vor Messina ausharren ließen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte Juni 1888.

Es gilt von jedem großen Unglück, daß es den, welchen es trifft, groß oder klein macht; so beim Einzelnen, so auch bei der Gesammtheit. Große nationale Heimsuchungen bergen jedoch den Segen, daß auch Gemüther von nur durchschnittlichem Kraftmaß die harte Schule mit einem Gewinn bestehen. Jeder trägt des Anderen Noth und fühlt sich als Glied in der Kette. Im Dichter und Künstler findet das allgemeine Gefühl den stärksten Widerhall und Ausdruck, und daher wird erklärlich, wie inmitten der Noth des dreißigjährigen Krieges die evangelisch-kirchliche Dichtung in voller Blüthe steht, wie der Waffenlärm der Freiheitskriege in den herrlichsten patriotischen Liedern und in erhabenen Symphonien ausklingt. Ja, Kraft und Schönheit des dichterischen und musikalischen Ausdrucks scheint in der Tiefe und Innigkeit der allgemeinen Bewegung eine nothwendige Voraussetzung zu haben. Das Erwachen des nationalen Freiheitsgedankens fassen Schiller und Beethoven in Wort und Ton, und die deutsche Einheitsidee überträgt der Dichtercomponist Richard Wagner in seiner Weise auf das Kunstwerk. Wohlberechtigt war deshalb unser Wunsch und unsere Hoffnung auf eine vollendet-künstlerische Aussprache dessen gerichtet, was uns, was alle Deutschen des Erdenrunds beim Uebergange aus dem Winter in den Frühling so gewaltig ergriff und niederbeugte: der Tod des Kaiser Wilhelm. Noch ist die Erfüllung nicht gekommen, aber sie wird nicht ausbleiben, gleichviel ob dann die einzelne majestätische Erscheinung mit der vollen Summe des empfangenen und gewirkten Segens, der geübten und genossenen Liebe, oder ob die ganze Epoche gefeiert wird.

Zunächst erschien die Musik nur in der Lichtgestalt der Trösterin; mildernd und lösend, beschwichtigend und verklärend kam sie in diesen schweren Märztagen zu uns. Jäh unterbrochen war alles Concert- und Theaterleben; die Herzen wurden zu tiefernsten Weisen gestimmt. In gewaltigen Accorden klangen die Glocken zusammen und sangen wie Stimmen aus Himmelshöhen das Klagelied des Volkes durch das Land. Und als der Todeszug am Dom begann, trug des Ostwindes eisiger Hauch die Töne des Chorals und des Trauermarsches weit voran, die düster geschmückte via funeralis dahin. Mit besonderer Dankbarkeit und Anerkennung sei hier der Musik unserer Garde-Füsiliere gedacht, die mit Beethoven's und Chopin's Trauermarsch auf künstlerischer Höhe erschien. Originell, aber würdig klang es, wenn nach den Choralzeilen streng im Rhythmus die Trommeln ihr kurzes, dumpfes Zwischenspiel einfügten. Mit dieser Schärfe der rhythmischen Bewegung, die sonst das besondere Merkmal des preußischen Heeres ist, contrastirte es eigenthümlich, wenn die Mannschaften „ohne Tritt" einhergingen; es war, als ob die Truppen mit dem Tode des obersten Kriegsherrn alle Fassung verloren hätten. — Der Gesang hatte in diesem Zuge, den die ganze Welt miterlebte, leider keine Stelle gefunden; und doch wäre für zehntausend Sänger genügend Platz gewesen. Von der Schloßbrücke bis zur Königlichen Akademie

war (und zwar zur allgemein peinlichen Ueberraschung) soviel Raum übrig, daß man den Eindruck der Leere hatte. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn an der Ruhmeshalle, am Opernhause, an der Akademie u. s. w. große Männerchöre ihre Stimmen erhoben hätten!

Aber die Musik hat sich mit diesem geringen Antheil nicht begnügt, sondern an ihren Heimstätten, den Concertsälen, den allgemeinen Schmerz schön und innig und darum so tröstlich zum Ausdruck gebracht. Die Philharmonie kleidete sich in Flor. Wie eine Pforte des Todes öffnete sich die Orchesternische. Wie den Farben, so schien auch den Klängen alles Leuchtende und Prangende genommen. In der Mitte des Programms stand eine herzbewegende Rede des Herrn Hofprediger Frommel als der beste Theil des Ganzen. In unübertroffener Weise gelang die Trauerfeier der Singakademie. Hier wurde daran erinnert, daß am 12. November 1805 Prinz Wilhelm an der Hand der Königin Luise zum ersten Male die Singakademie betrat. Wir wissen, wie häufig und gern unser Kaiser und König den Aufführungen des Instituts beiwohnte, und daß er letztwillig den Choral aus Graun's „Tod Jesu" („Wie herrlich ist die neue Welt") als seinen Grabgesang von der Singakademie erbat, der denn auch einen Theil der Beisetzungsfeier im Dom bildete. Außer diesem Choral brachte die private Feier den Trauermarsch aus „Saul" von Händel, „Wenn ich einmal soll scheiden" von Bach, „Selig sind die Todten" von Fasch, Bach's Actus tragicus „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" und die geeignetsten Nummern aus Blumner's schöner Cantate „In Zeit und Ewigkeit".

* * *

Kaiser Wilhelm's Tod hat allem Anscheine nach auch eine Bedeutung für die Musikgeschichte, insofern in Zukunft wohl schwerlich einer unserer oratorischen Vereine von Bedeutung sich wird bereit finden lassen, den „Tod Jesu" zur Aufführung zu bringen, wie es die Singakademie in pietätvoller Rücksicht auf ihren regelmäßig erscheinenden durchlauchtigsten Zuhörer viele Jahrzehnte hindurch jeden Charfreitag that. Nun ist Seb. Bach's „Matthäuspassion", welche ehemals immer um acht Tage dem Werke Graun's voranging, allein an diese Stelle getreten und gelangte auch am letzten Charfreitag zur Aufführung, wenige Stunden nachdem in köstlicher Frühlingsluft Kaiser Friedrich zur innigen und doch so wehmüthigen Freude seiner Berliner zum ersten Male eine Erholungsfahrt wagen durfte. Es waren auch jetzt leider nur Passionsmelodien, welche den Monarchen umklangen. Der König aller Könige hat es nicht gewollt, daß die sanften Anlaute neuer Hoffnung zu vollen Dankpsalmen werden sollten!

Graun's Werk hat Unzählige erbaut, aber es ist veraltet. Der Grund dafür liegt tiefer als nur in seiner Form und in der Gefühlsweise, aus der es entsprang. Man vergleiche, wie die Person Christi hier, und wie sie bei Bach und Händel sich darstellt. Händel ist ja nicht eigentlich Kirchenmusiker; aber in Großartigkeit der Auffassung und Zeichnung hat er gleich Bach für alle Zeiten die Norm gegeben. Sein Messias und Bach's Jesus haben typische Bedeutung, wie der gemalte Jesus des Cinquecento. Graun dachte und schuf einen edlen, schwärmerischen Tugendhelden, dem die süßliche Musik wohl ansteht, und der etwa mit Uhde's Malerei verwandt ist, aber von der frommen Intention des Letzteren jedenfalls übertroffen wird. Unter den Componisten der Neuzeit hat Friedrich Kiel in meisterhafter Weise und dem kräftigen christlichen Bewußtsein entsprechend einen „Christus" geschaffen. Liszt faßte in den Seligpreisungen doch einen Zug der Gestalt des Heilands geschickt in Töne, die aber besser zum verklärten als zum lehrenden und schaffenden stimmen. Wagner endlich beschäftigte sich, wie es scheint, ernstlich mit einem Musikdrama „Christus", dessen Text auch als Entwurf imponirt. Aber selbst dann, wenn man die von der Bühne her in die Perspective des Christenthums rückende charakteristische Melodie der Einsetzungsworte „Nehmet hin meinen Leib" aus dem „Parsifal" als vollgültigen Beweis für die geniale Schaffenskraft Wagner's auch auf diesem der Darstellung so unbedürftigen Gebiete ansieht —, wie weit ab liegt Wagner von Bach, obwohl er von

diesem in der Wortdeclamation so viel gelernt hat und mit so voller Bewunderung „vom Reichthum, von der Kunst, Klarheit und prunklosen Reinheit dieses einzigen Meisterwerkes", nämlich der Matthäuspassion, spricht. Von Bach's Werk sprechen — das ist im Grunde ebenso unmöglich, als die Musik sichtbar werden zu lassen. Wie Spener es vermied, über das hohepriesterliche Gebet (Joh. 17) zu predigen, weil dies Vollendetste, was die Bibel enthält, lediglich gelesen zu werden brauche, damit es wirke, was und wie es wirken kann, so sollte Bach's Werk auch nur wie eine Schriftlection vernommen werden. Allerdings schwebt mir als thunlich und fruchtbar eine abschnittweise Aufführung vor, neben welcher anknüpfend an die einzelnen Stellen ein Berufener den Zeigefinger der Analyse und Interpretation erheben kann; doch ist das vor der Hand nur ein frommer Wunsch. Desto berechtigter und nothwendiger ist es, von der letzten Aufführung kurz zu sprechen.

Wieder hinterließen die Choräle, diejenigen, welche den idealen Gesang der Gemeinde, und jene, welche in den goldenen Rahmen unvergleichlicher Figurationskunst sich fügen, eine unmittelbare und tiefe Wirkung bei den Zuhörern. Auf gleicher Höhe, in gleichem Grade packend und zur Höhe führend erschien die dramatische Ausdruckskraft des Chores, dem hier so reiche Gelegenheit zur Bethätigung geboten ist. Ausgezeichnet wurden auch diesmal die Soli von Fräulein Helene Oberbeck, Fräulein Schneider (aus Cöln) und den Herren Hauptstein, Hildach (Dresden) und Rolle gesungen. Das Violinsolo zur Alt-Arie „Erbarme dich" spielte Herr Bleuer und die Orgelbegleitung Herr Kawerau vortrefflich. Im Philharmonischen Orchester excellirten besonders die Holzbläser.

In ähnlicher Weise gestaltete sich bald darauf die Aufführung von Seb. Bach's Messe in H-moll (Hohe Messe) zu einem religiösen und künstlerischen Ereigniß. Unter den ausschließlich zur Verherrlichung des evangelischen Gottesdienstes geschriebenen und regelmäßig, wenn auch nur stückweise aufgeführten Messen des Thomascantors ist die genannte die bedeutendste und zugleich unter allen Messen überhaupt die einzige, welche Reinheit und Würde des kirchlichen Ausdrucks mit Genialität der Erfindung und mit dem uneingeschränkten Gebrauche aller Kunstmittel glücklich vereinigt; Chor- und Sologesang, Orchester und Orgel repräsentiren vollkommen selbständige, am polyphonischen Gewebe gleichmäßig betheiligte Factoren. Dem Herzen der Bachfreunde steht gewiß die Matthäuspassion, vielleicht sogar manche der zahlreichen Cantaten näher; und man kann auch zugeben, daß sich das kräftige evangelisch-christliche Bewußtsein Bach's nirgend so deutlich und allgemeinverständlich ausspricht, wie in jenem großen Drama und in diesen speciell für das Bedürfniß der Gemeinde berechneten Kunstwerken, und daß hier durch unmittelbare Anknüpfung an das kirchliche Leben (die Choräle), durch Zugrundelegung von geläufigen Aussprüchen und Erzählungen, sowie auch die dramatisch oder exegetisch belebte Form unwiderstehlich zur Andacht eingeladen und so der oberste Zweck sicher erreicht wird. Es ist aber unschwer zu erkennen, daß Bach dieser Mittel sich nur dann bedient, wenn er sich an die ganze Gemeinde wendet und sich auf die schlichte Auslegung, auf die Sprache der Erbauung beschränkt, während er, wie der Kanzelredner, die feinere dogmatische Unterscheidung dem Katheder überläßt. Die Anknüpfung an das kirchliche Leben und ein geläufiger Text finden sich zwar in der hohen Messe auch; aber dieser Text ist lateinisch, und jene Kirche scheint deshalb die katholische zu sein. Man vergegenwärtige sich hierbei, daß, wie schon vor zweihundert Jahren, so noch heute in mancher evangelischen Kirche für den Chorgesang der lateinische Text unbeanstandet in Benutzung ist. Trotzdem wirkt an heiliger Stätte die fremde Sprache befremdend, weil hier am wenigsten die sinnliche Klangwirkung an sich ein Recht und eine Bedeutung hat. Gerade die Fremdsprachlichkeit läßt die Messe nicht zur eigentlichen Popularität gelangen. Das erkannte auch Carl Riedel in Leipzig, der zu unser Aller Schmerz sein für den kirchlichen Chorgesang so segensreiches Leben am 2. Juni im Alter von 61 Jahren beschloß. Für alle zu lateinischem Text geschriebenen großen Werke lieferte er brauchbare, sangbare Uebersetzungen und machte damit aus den geistlichen kirchliche

Chöre. Schon für diese Bestrebung gebührt dem Verstorbenen, einem der größten Chormeister aller Zeiten, ein voller Kranz unverwelklichen Lorbeers. Zu den Solisten der Singakademie trat Fräulein Müller-Hartung aus Weimar mit ihrem sympathischen, goldreinen, gerade für die Bachpflege vorzüglich geeigneten Sopran und bildete mit Fräulein Schneider und den Herren Hauptstein und Betz ein gutes Ensemble.

* * *

Der Stern'sche Gesangverein sang in der Philharmonie Haydn's „Jahreszeiten" und errang sich durch seine eigene Leistung sowie durch die in mehr als einer Beziehung bedeutsame Mitwirkung von Frau Marcella Sembrich einen guten Erfolg. Kein Wort des Lobes darf zurückgehalten werden über diese unvergleichliche „Hanne". So neigt sich höchste Kunst zur Natur zurück. Was durch langjährige Studien aus der reinen Gottesgabe allmälig wurde und nun in hoher Vollendung sich darbietet: Blüthenfrische, Wohllaut, glockenreine Intonation, schmelzende Verbindung der Töne, fließende Coloratur — das Alles ist zu anmuthvoller, entzückender Natürlichkeit verklärt. Und damit ist für den besonderen Fall das höchste Lob noch nicht einmal ausgesprochen. Wer es nicht wußte, daß Frau Sembrich unsere Sprache eben erst studirt, der konnte sie leicht für eine Deutsche halten. Wer ihrer Textbehandlung cum studio folgte, wird höchstens an zwei Stellen den Eindruck der Unsicherheit gehabt haben: zwei Worte wurden umgestellt und „der Frühlingsbote streicht" kam eher wie „streikt" heraus. — Der Chor bot lediglich gute Leistungen. Daß die subtilen dynamischen Unterscheidungen ohne auffällige Signale des Dirigenten ausgeführt wurden, gereicht Herrn Professor Rudorff in Bezug auf die Sorglichkeit der Einübung zur besonderen Ehre. —

In einem späteren Concert kam die „Medea" des Euripides mit der Musik von Wilhelm Taubert in Anwesenheit des greisen Componisten zu wohlgelungener Aufführung. Die besten Kräfte des Königlichen Schauspiels (Fräulein Schwartz, Fräulein Stollberg und Herr Kahle) sowie die beliebte Sopranistin Fräulein Schauseil und die Altistin Fräulein Hohenschild hatten sich dem Frauenchor angeschlossen und wurden vom Philharmonischen Orchester trefflich unterstützt. Die Musik gibt sich überall als die Aeußerung eines wählerischen, nach feinen ästhetischen Rücksichten ordnenden Geistes zu erkennen. — Besonders warmer Dank gebührte den Sprechern; sie wirkten dramatisch und musikalisch zugleich lediglich durch das Wort. In der schönen Sprache und Recitation ist es wesentlich die Musik, welche für die Formung der Sprachmelodie, für den Rhythmus im Fortschritt der Handlung und in dem scheinbar elementaren Hervorbrechen der Charaktere die Gesetze vorschreibt.

* * *

Das Virtuosenthum trat in der zweiten Hälfte der Spielzeit weniger in den Vordergrund, und neue Erscheinungen, welche besondere Erwähnung verdienten, gab es so gut wie nicht. Die Fürsten der Violine: Joachim — Sauret — Sarasate —, die des Claviers: Bülow — d'Albert — Barth —, die des Violoncells: Davidoff — Hausmann — Grünfeld — Alle gingen an uns vorüber, unbedürftig unseres Lobes und weit hinter sich lassend die ungezählte Zahl der Ungeweihten, der Techniker und Mechaniker. Doch eines jugendlichen Geigers, eines fünfzehnjährigen Joachim-Schülers Name soll hier genannt werden: Herrmann von Roner. In einem eigenen Concert hat er bewiesen, daß er — als Wunderkind längst hätte auf Reisen gehen können, wenn sich dergleichen Unternehmung mit den edlen Grundsätzen, in welchen seine Mutter ihn erzieht, überhaupt vertrüge. Aber alle Bedingungen sind erfüllt, um hohe Hoffnungen für die Kunst hegen zu dürfen. Mögen sie sich reichlich erfüllen! —

* * *

Den Beschluß der Symphonie-Soiréen der Königl. Capelle machte „Sulamith" von Anton Rubinstein. „Ein biblisches Bühnenspiel in fünf Bildern" nennt der Componist oder eigentlich der Dichter dieses Werk neueren Datums,

welches bereits in Hamburg mit Benutzung der im Text vorgeschriebenen scenischen Hilfsmittel, in Berlin aber, obgleich auf der Bühne und durch Bühnenangehörige, doch nur in Concertform aufgeführt wurde. Ein früheres Werk ähnlichen Zuschnitts erschien als „geistliche Oper". Sowohl dieser als jener Gattungsname erweist sich bei näherem Nachsehen als Verlegenheitsproduct; Halboper oder Halboratorium wäre treffender, aber doch eben auch nur — halb. Die Kluft zwischen dem nach dramatischen Grundregeln entworfenen Oratorium (resp. der dramatischen Cantate) und dem biblisch oder kirchengeschichtlich gearteten Bühnenwerk soll überbrückt, es soll eine Mittelgattung geschaffen werden. Das ist bis heute nicht völlig gelungen. Das Beste an Rubinsteins Oper „Die Makkabäer" ist der ganz und gar oratorische Chor; und im Babelthurm erwecken gleicherweise die Chöre der drei Völkertypen das lebhafteste Interesse. Aber weder in diesem noch in jenem Werke ist dramatisches Lebensblut. Rubinstein ist Lyriker, und nur die so leicht erklärliche Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Bühne, welche ebenso nachhaltig und ebenso unerfüllt Mendelssohn durchschauerte, treibt ihn immer noch zu dramatischen Anläufen.

Diesmal hat, wie es scheint, der Dichter, dessen Feinfühligkeit für musikalische Intentionen schon manchem Componisten zu Gute kam, den Freund Rubinstein vor einem Fehler, nämlich vor einer Oper bewahrt, indem er durch die wohlgewählte Bezeichnung „Bühnenspiel" den Anspruch des Zuhörers herabstimmte, dennoch aber eine bühnengemäß geordnete, consequent durchgeführte Handlung bot, die nirgend vom Erzähler unterbrochen wird. Der Zusatz „biblisch" wird lediglich durch etliche Sprüche, Wendungen und Bilder, aus dem Hohenlied Salomoni's, dagegen für das Bühnenspiel als solches nicht weiter gerechtfertigt[1]). Eine kurze Skizze des Inhaltes wird dies erkennen lassen.

Sulamith, eine schöne Hirtin des Libanon, wird von König Salomo gesehen und für den Harem begehrt. Sie trauert im Palast wie in einem Gefängniß; sie sehnt sich nach der Heimath und nach ihrem Geliebten. Der Zuspruch der Dienerinnen vermag nicht sie zu trösten. Sie glaubt, das süßschmachtende Lied des Schäfers (mit der charakteristischen Wendung cis his a his) aus nächster Nähe zu vernehmen und will fliehen. Auch die schmeichelnden Worte des Königs können sie nicht beschwichtigen. Ebenso untröstlich ist der Schäfer; inmitten des dem Frühling gesungenen „Jahai" der Genossen, sehnt er sich nach Sulamith, kommt nach Jerusalem und erscheint vor der Königsburg. Die Geliebte vernimmt sein lockendes Lied, und Beide fliehen zur Nachtzeit. Am Morgen rüstet sich der König zur Hochzeit; ein glänzender Festmarsch weist selbst direct darauf hin. Da kommt gleichzeitig mit der Meldung von der Flucht Sulamith's die Kunde von ihrer Ergreifung durch die Wachen. Den König rührt die Liebe der Beiden, und er entläßt sie in Gnaden.

Rubinstein's Musik zeigt auch in diesem Werke den Adel der Eigenartigkeit, reiche Erfindung, fein realistische Gestaltung und farbenreiche Klangwahl; nirgend begegnet man dem Bekannten und Landläufigen. Aber der Rhythmus gewinnt den überraschenden Reichthum der Bildungen auf Kosten der schönen Ruhe auch da, wo aus der waltenden Stimmung das Gleichmaß des Pendelschlages als geboten sich ergibt; und die melodischen und harmonischen, zum Theil sehr heftigen Rückungen, ohne welche Rubinstein nicht er selber wäre, tragen einen so unverkennbar fremdländischen, nämlich asiatischen und synagogalen Typus, daß uns die Musik wohl Interesse abnöthigt, aber nicht immer reinen Genuß gewährt. Melodisch dominirt die übermäßige Secunde, harmonisch neben langen Stillständen das ungewisse Tasten in enharmonischen Verwechselungen, und rhythmisch die synkopische Accentverschiebung. Wie der Babelthurm, so hat auch Sulamith im Recitativ die schwächste Stelle; auf und ab in den Bestandtheilen desselben Accords werden längere und kürzere Reden gehalten. Sollte

[1]) Wir möchten uns hier eine Zwischenbemerkung erlauben, um, zu weiterem Vergleich, auf des Jenaischen Altmeisters der Bibelexegese, Prof. Johann Gustav Stickel's Schrift: „Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung" (Berlin, 1888) hinzuweisen.
Die Red. der „Deutschen Rundschau".

darin System, eine von der Ueberlieferung weit abweichende neue Regel für die Formung des Recitativs zu geben beabsichtigt sein, so muß dieses System schon deshalb beanstandet werden, weil die natürliche Melodie der Rede eine reichere als nur accordische Kunstform heischt.

Die Aufführung fand leider ohne scenische Unterstützung statt; aber ohne Coulissen und Costüme macht „Sulamith" nur die halbe Wirkung. Der praktischen Verwendung der Bühne steht übrigens für die künftigen Aufführungen umsoweniger Etwas im Wege, als ausschließlich Mitglieder der Oper, auch im Chor, Verwendung fanden. Dieser Chor hat sich glänzend bewährt und ebenso glänzend bewiesen, was eine kleine, aber wohlgeübte Schar zu leisten vermag. Dilettanten hätten in diesen Tempi weder Wort noch Ton zur Geltung gebracht. Unter den Solisten behauptete Fräulein Leisinger (Sulamith) durch Schönheit der Stimme und Wärme des Vortrags den ersten Platz. Ihr nahe stand Herr Max Schwarz aus Weimar (Salomo), dessen sympathischer Baßbaryton auch diesen begehrlichen Raum mit Wohllaut füllte. Herr Rothmühl sang den Schäfer wie einen gewappneten Helden; die hohen B und Ces dröhnten wie Schwertschlag durchs Haus, freilich gegen die Absicht des Componisten. Im Orchester gewannen sich die Holzbläser und unter diesen wieder die Clarinetten durch ihr unvergleichliches Piano höchstes Lob. Das Publicum verhielt sich etwas zurückhaltend, doch fehlte es auch nicht an Beifall.

* * *

Die Pforten der Königlichen Oper haben sich, Dank der Initiative des Grafen von Hochberg, weit aufgethan, um den seit langen Jahren herbeigesehnten fehlenden Stücken des „Nibelungenringes" den ihnen gebührenden Platz zu gewähren. „Das Rheingold" gelangte bereits zur Aufführung, und „Die Götterdämmerung" hat die Bestimmung, die neue Spielzeit zu eröffnen. So ist nun nach langem Zaudern und Hadern eine alte Schuld getilgt und der Anschluß der Reichshauptstadt an das Musikleben Deutschlands und Amerika's endlich gewonnen. Die erste Aufführung des „Rheingold" gelang theilweise recht gut und stellte die Leistungsfähigkeit aller Betheiligten in das beste Licht. Da die Wiedergabe des Werkes vor sieben Jahren unter der Direction Angelo Neumann — Anton Seidl (im Victoriatheater) den unbedingten Beifall nicht nur der Wagnerianer, sondern des Meisters selbst fand, so wird ein Vergleich zur Gewinnung eines gerechten Urtheils über die Leistung der Königlichen Bühne von Nutzen sein. Hierbei darf der so wichtige und für den Erfolg gerade des Vorspiels zum „Ringe" eigentlich entscheidende scenische Apparat Neumann's übergangen werden, weil er, in Leipzig und anderwärts abgenutzt, für Berlin zwar nicht genügte, aber trotz einiger kindlicher Nothbehelfe (wie der hin- und herzuckende Gazevorhang zur ersten Scene) pflichtschuldigst bewundert wurde. Die Bühneneinrichtung, Malerei u. s. w. im Opernhause übertrifft einfach jede bisherige, auch die Bayreuther; nach den Angaben des Herrn Oberinspectors Brandt ist hier Mustergültiges geschaffen, allerdings unter ebenso reichlicher als geschickter Ausnutzung desjenigen Hilfsmittels, welches inzwischen zu einem der wichtigsten Factoren scenischer und malerischer Wirkungen ausgebildet wurde: des elektrischen Lichtes.

Die Forderungen Wagner's, so unausführbar sie auf den ersten Blick ins Scenarium erschienen, sind hier nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Jetzt sieht man wirklich den Unterschied zwischen den oberen wogenden Wassern und der ruhigen Tiefe. Die Maschinerie für die Schwimmbewegungen der Rheintöchter wird immer besser functioniren, je mehr sich die Darstellerinnen vertrauensvoll dem schwanken Fahrzeug überlassen. Der Sturz des Goldräubers Alberich vom Riff in die Tiefe übt durch seine vorzügliche Darstellung eine fast erschreckende Wirkung. In vortrefflicher Weise wird die dreimalige Verwandlung der Scene bewirkt, so daß der Zuschauer nur einen geringen Grad von Einbildungskraft nöthig hat, um selbst vom Rheingrund aufwärts in die „freie Gegend auf Bergeshöhen", von dort durch finstere, allmälig sich erweiternde und unheimlich beleuchtete Klüfte hinab nach Nibelheim und dann wieder hinauf ans Tageslicht versetzt zu werden. In nur geringem Maße, aber desto wirksamer,

kommen aufsteigende Dämpfe, besonders bei den Verwandlungen Alberich's, zur Anwendung. An dieser Stelle gebührt auch der gut gemalten und geschickt bewegten „ungeheuren Riesenschlange", lobende Erwähnung. Das Rheinufer mit Wallhall ist wie ein „Gefilde der Seligen" componirt; nur erscheint die (von Wagner gar nicht verlangte) Weltesche im Hintergrunde bezüglich ihres das Bild beunruhigenden Linienspieles nicht glücklich erfunden, obgleich die Idee Anerkennung verdient. Durch die Lösung des Regenbogenproblems in der letzten Scene dürften alle jüngst aufgetauchten Conjecturen beseitigt sein: so schön und praktisch ist sie gelungen, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß die Anordnung der sieben Farben einen Anspruch auf Naturtreue nicht erhebt.

Unser auf das Gewebe plastischer Melodieansätze aufmerksam gemachtes und auf die fünfundzwanzig Leitmotive der „Walküre" wie die zweiundzwanzig des „Siegfried" wohleingeübtes Publicum wird im „Rheingold" die fünfunddreißig Geschwister leicht herausgefunden, und manche aus jenen Werken geläufige Tonfolge verständnißvoll wie ein Citat oder ein geflügeltes Wort begrüßt haben. Weniger leicht ringen sich Diejenigen zum Verständniß und Genuß hindurch, welche weder früher Gehörtes ausnutzten, noch sich im Textbuch oder in jenem sonderbaren, für das Wagnerwerk nahezu unentbehrlichen Leitmotiv-Leitfaden orientirten. Im verfinsterten Theater war das umsoweniger nachzuholen, da es Zwischenacte nicht gab. Hieraus wie aus verschiedenen anderen Anzeichen ließ sich die Absicht erkennen, die Berliner Aufführung möglichst congruent der ersten in Bayreuth zu gestalten, was bis auf das überlaute Orchester auch möglich geworden ist.

Und nun zur Aufführung selbst. Wenn der erste Eindruck maßgebend wäre, den wir hier im Vorspiel zum Vorspiel gewinnen, so würde der künstlerische Erfolg gering genug ausfallen. Dieser unendliche Dreiklang auf Es ist doch nur in beschränktem Sinne Musik, besonders wenn der Fundamentalton unter dem zerstörenden Einfluß seiner nächsten Quinte (B im Fagott) absolut verschwindet. Aber auch dieser Mangel war unbeschädigt aus Bayreuth importirt; auch Wagner experimentirte (mit einem eigens erfundenen Orgel-Es) vergeblich um diese Quintessenz herum und wollte doch des einfachsten Mittels, der Streichung jenes B, sich nicht bedienen. Wie ein erquickender Trunk Weins muthete uns in diesem wässrigen Gewoge der Gesang Woglindens und ihrer Gespielinnen an. Schöner haben die Stimmen von Fräulein Leisinger und nicht minder von Frau Lammert, welche auch die Erda sang, selten geklungen. Weniger weich und quellend im Ton, eher etwas zu scharf sang Fräulein Renard. Aber das Terzett als Ganzes ist eitel Wohllaut, nicht weniger bedeutend als das Bayreuther, und dem Neumann'schen weit überlegen. Der Alberich des Herrn Schmidt konnte, von einigen sehr störenden Gedächtnißfehlern abgesehen, wenigstens in der Intention genügen. Offenbar hat der sonst so fleißige Sänger für diese ihm auch zu tief liegende schwierige Aufgabe zu wenig Studien im Gebiete des eigentlichen declamatorischen Stiles gemacht. In der ersten Scene articulirte er wesentlich anders, als in der dritten Scene, wo er zu seinem Vortheil sich wiederfand. Den Alberich des Leipziger Schelper erreichte er trotzdem nicht. Herr Betz sang den Wotan schon in Bayreuth, und weder der Glanz seiner Stimme noch die erhabene Ruhe des Göttervaters haben während dieser zwölf Jahre ihn verlassen. Auffallen mußte es, daß der Sänger, welcher doch in Bayreuth das von Fafner mit zweifelnder Gebärde aufgenommene und wieder hingeworfene Schwert sinnend betrachtete, es hier völlig unbeachtet liegen ließ. Scaria, dem er sonst in der Ausfeilung und sinnigen Ausgestaltung des Einzelnen nicht nachsteht, ließ sich diese Gelegenheit zur bedeutungsvollen Hinweisung auf das im Verlaufe des Drama's so oft aufzuckende Schwert niemals entgehen. Aber freilich: — hätte Wagner selbst Werth auf den Vorgang gelegt, so würde unfehlbar im Orchester eine Andeutung des Schwertmotivs wie ein erhobener Finger erschienen sein. Die Unterlassung des Herrn Betz ist also nicht durchaus unberechtigt. Frau Staudigl befriedigte als Frikka auch Diejenigen, welchen die Erscheinung der Reicher-Kindermann unvergeßlich bleiben wird. Fräulein Hiedler

war wenigstens der Erscheinung nach eine annehmbare Freia; eine flackernde Stimme und eine absolut unverständliche Aussprache lassen sich aber im Wagnerwerk nicht verantworten. Wie eine angenehme Ueberraschung wirkte der Loge des Herrn Heinrich Ernst; hier lag die goldene Frucht fleißigsten Studiums Jedermann zum Genusse vor. Spiel, Gesang und Erscheinung ergänzten sich zu einer einheitlichen Leistung, die nicht weniger als jene typische Heinrich Vogl's ersten Ranges war. Das Orchester, obgleich es an zahlreichen bedeutungsvollen Stellen den Gesang übertönte und das Textverständniß unmöglich machte, war doch das Königliche Orchester und folgte jenem eingeborenen musikalischen Zuge, ohne welchen die Wagnernoten todte Zeichen bleiben. Die lebhaften Zurufe am Schluß galten zugleich dem Regisseur Herrn Salomon, der durch die gelungene Inscenirung seine Begabung glänzend bewies.

* * *

Die andere, der Zeit nach erste Novität der Oper (zwei gab es überhaupt nur) war „Turandot", Komische Oper von Theobald Rehbaum. Nicht weniger als sieben Componisten: Blumenröder (1810), Danzi (1815), Reissiger (1835), Püttlingen (1838), Löwenskjold (1854), Konradin (1866) und nun Rehbaum haben das persische Märchen, welches Schiller für die deutsche Bühne dramatisirte, ihren Partituren zu Grunde gelegt. „Ich erwarte," schrieb Körner am 15. Februar 1802 an Schiller, „wenig Empfänglichkeit für Turandot. Man wird von Dir nur Madonnen sehen wollen, und wird es übel nehmen, daß Du auch Arabesken machst." Und wie Freund Körner, so urtheilte das Publicum. Schiller's Absicht, in der meisterhaften Uebersetzung und Ergänzung von Carlo Gozzi's (1722—1806) „Turandot, Prinzessin von China", das tragikomische Märchen der deutschen Bühne als eine neue Gattung zuzuführen, welche zwar auf dem Phantastischen beruht wie die romantische Poesie, aber wahrer ist als diese, weil sie das phantastische Element sogleich als solches erkennen läßt und das freie humoristische Spiel der Phantasie nicht als etwas Reelles darstellen will — diese Absicht blieb unverstanden und ungewürdigt. Und das ist nur natürlich. Wenn im ersten Act das Haupt des geköpften Prinzen auf dem Stadtthor sichtbar wird, so hält die willigste Phantasie nicht Stand; der Humor flüchtet und allein das Grausen bleibt. Diese Wirkung wird auch durch die echt humoristischen Scenen nicht aufgehoben, welche Schiller an die Stelle der commedia dell' arte setzte, jener vom Originaldichter nach allgemeinem italienischen Gebrauche inhaltlich nur angedeuteten, in der Ausführung völlig dem Ermessen der Schauspieler überlassenen Intermezzi. Nur ein kleiner, allerdings wichtiger Theil des Maskenspieles bietet uns noch heute unverminderten Genuß: die Räthsel oder besser Parabeln, deren für jede neue Aufführung neue erschienen.

Körner's Urtheil dürfte noch heute zutreffen, und das hat Theobald Rehbaum, welcher unter uns lebt und schafft, allerdings auch empfunden. Als geachteter Librettist (mehrere brauchbare Operntexte aus seiner Feder haben längst ihren Weg gemacht) war er mit der Sprache und den eigenthümlichen Erfordernissen der Bühne wohlvertraut und „schälte darum", wie er selbst schreiben läßt, „den guten, höchst brauchbaren Kern aus dem Turandot-Texte heraus". Er verlegte die Scene aus China nach Indien und kleidete die Hauptfigur in das reine Weiß der Unschuld, „sie hat noch (!) keine Blutschuld auf ihrem Gewissen." Das waren zwei Fehler auf einmal, beide verhängnißvoll für den Charakter des Stückes als Märchen. Alles Indische hat etwas Ernsthaftes, ja Feierliches, die Komik geradezu Ausschließendes. Unzweifelhaft würde Niemand, der einen komischen Originalstoff zu schaffen sich anschickt, gerade Indien zum Schauplatz wählen. Viel glaubhafter, ursprünglicher wirkt gerade das Stockchinesenthum im komischen Rahmen. (Man denke hier an Sullivan's „Mikado"). Und ist Turandot keine blutdürstige Männerfeindin, ja nicht einmal eine Männerfeindin überhaupt, so bleibt kaum mehr übrig als eine heirathslustige, aber unausstehlich sentimentale alte Jungfer, die schon an sich und noch viel mehr mit ihrer Räthsel-Caprice nicht komisch, sondern — lächerlich wirkt. Mit der Darangabe des für die komische Ausbeute trotzdem ergiebigen Gegensatzes zwischen Grausamkeit und

Liebe würde aber das eigentliche Agens für die Handlung geopfert. Rehbaum's (nicht Gozzi's) Text leidet gar zu sehr an Mangel der Handlung, an einer ganzen Reihe von Stillständen, welche beim Zuschauer stets Interesselosigkeit und Langeweile erzeugen. Man denke sich die Figuren ohne das pompöse indische Gewand und Geschmeide, so bleibt das hausbacken-bürgerliche Element, und das Libretto enthüllt sich als eine Reihe harmloser Scenen, welche beliebig vermehrt oder vermindert werden können. Denn eigentlich hat das Stück nur einen Act, den ersten; was später kommt, erscheint matt und nicht gerade nothwendig. Die Räthselscene, auf welche das ganze Werk wie auf seinen Drehpunkt verweist, hat durch die Turandot Rehbaum'scher Ordnung ihren Hauptreiz eingebüßt. Daß aber gerade der König und Vater berufen ist, den Einfaltspinsel zu spielen und die Erinnerung an den höchst lächerlichen Achilles in Offenbachs „Schöne Helena" mit seinem stereotypen, verspäteten „Ich hab's, ich hab's!" wachruft, ist fatal.

„Was nicht gut genug ist, gesprochen zu werden, ist für die Musik immer noch gut genug —" sagt ein scharfes, aber leider wahres Wort, dem der Hinweis auf Mozart's „Zauberflöte" zu folgen pflegt. In der That hatte der Componist Rehbaum günstige und reichliche Gelegenheit, dem Librettisten Rehbaum nachzuhelfen. Und das hat er mit seiner beachtenswerthen, liebenswürdigen Begabung für das Gefällige auch gethan. Die Musik im Ganzen ist anmuthig. Ihr Vorzug ist die einfache, nach classischen Mustern geformte, aber durchaus selbständig erfundene Melodie, die ungesuchte Harmonie und eine durchweg klare Instrumentation. Als Höhepunkt der Gestaltung und Wirkung darf unbedenklich das Finale des ersten Actes bezeichnet werden, wie überhaupt im ersten Acte, also in Congruenz mit seiner Textvorlage, der Dichtercomponist seine beste Kraft entfaltet und zugleich beweist, daß er wohl der Mann wäre, eine gute komische Oper zu schreiben. Die Sangbarkeit des Textes verdient besondere Erwähnung; aber dieser Text ist in „Turandot" von zu geringem Umfange und läßt so weitbemessenen Raum für den Dialog, daß die Musik eben zu kurz gekommen ist. Im zweiten Acte besonders verschwindet die „Oper" zeitweilig ganz in der Versenkung. Eine leider nur wenig gewählte Scherzrede im Theaterjargon übernimmt die Herrschaft, und ein Couplet oder Ensemble dient zur Abwechselung wie etwa in der Posse. Schade, daß sich Herr Rehbaum die Gelegenheit zur Composition einer guten humoristischen Ouverture entgehen ließ und mit der instrumentalen Vorausnahme des ersten Chores als Einleitung begnügte. Warum sind solche Instrumentaleffecte, wie die feine, echt komische Verwendung des Fagott im ersten Duett zwischen Barak und Skirina, so dünn gesäet? Und endlich: Warum mußte Herr Rehbaum, einer der heftigsten Bekämpfer des modernen Operetten-Bänkelstils, gerade dieser Gattung so breite, im Opernhause doppelt befremdliche Concessionen machen? Das Jauchzen der „Galerie", die freilich auf allen Plätzen vertreten ist, hat ihn aber so erschreckt und belehrt, ist ihm so sehr zum heilkräftigen, bitteren Mißklang geworden, daß er mit raschem Schnitt die unwerthe Zuthat entfernte und so das ganze Werk für die weiteren Darstellungen entschieden veredelte.

Um die Aufführung machten sich die Herren Heinrich Ernst (Kalaf) und Krolop (Barak), sowie Fräulein Leisinger (Turandot) und Frau Lammert (Skirina), außerdem aber der Chor wohlverdient. Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, 15. Juni.

Vor der soeben aus Schloß Friedrichskron eintreffenden Trauerbotschaft tritt augenblicklich jedes andere politische Interesse in den Hintergrund. Kaiser Friedrich ist nicht mehr! Bis zuletzt hat er männlich gerungen und ausgehalten. Indem alle Herzen sich in dem heißen Wunsch und der inbrünstigen Hoffnung begegneten, daß Kaiser Friedrich's widerstandskräftige physische Natur auch diesmal den Sieg davon trage, konnte man nicht umhin, von Bewunderung ergriffen zu sein für die moralische Größe des Monarchen, der, von keinem noch so schweren Leiden niedergebeugt, im Angesicht des Todes noch gezeigt hat, wie heilig ihm die Pflicht des Regierens gewesen. Aber es sollte ihm nicht gegönnt sein, die hochherzigen Absichten für das Wohl seines Volkes zu vollenden, und uns nicht, seiner milden Herrschaft uns lange zu erfreuen. An anderer, leitender Stelle kommen wir auf den Verlust zurück, dessen Schwere wir, unter dem ersten Eindruck des Schmerzes, wohl empfinden, aber in Worten nicht aussprechen können. Unser Trost ist, daß Kaiser Wilhelm II. die Erbschaft seiner erlauchten Ahnen in deren Sinn und Geist antritt; ein Blick auf die allgemeine Lage zeigt sogleich, wie sehr Europa für alle Wechselfälle eines unwandelbaren Friedenshortes bedarf.

Freilich hat Boulanger am 4. Juni, als er in der französischen Deputirtenkammer endlich sein auf Revision der republicanischen Verfassung abzielendes Programm entwickelte, eine Niederlage erlitten, da die Dringlichkeit für seinen Antrag mit 377 gegen 186 Stimmen abgelehnt wurde. Wer vermöchte jedoch dafür zu bürgen, daß nicht bei den nächsten allgemeinen Wahlen die Anhänger Boulanger's sowie die Bonapartisten und Orléanisten größere Erfolge erzielen! Zunächst können allerdings nur politische Schwarzseher die französische Republik für ernsthaft gefährdet erachten. In dieser Hinsicht ist es charakteristisch, daß alle republicanischen Parteigruppen am 4. Juni geschlossen gegen Boulanger stimmten. Bemerkenswerth ist auch die Entschiedenheit, mit welcher der Conseilpräsident Floquet die „mots sonores" des Zukunftsdictators zurückwies, dem er das Epigramm anheftete, daß er der Sieyès einer todtgeborenen Verfassung sei. Der radicale Parteiführer Clémenceau sagte sich ebenfalls in aller Form von dem ehrgeizigen General los, indem er betonte, daß, welche Fehler auch die Parteigruppen der Linken begangen haben mögen, letztere doch entschlossen wären, sich um das Banner der Republik zu scharen, und daß dann weder in Frankreich noch in den übrigen Ländern Europa's Jemand die Frage aufwerfen würde, ob die Republik eine feste und regelmäßige Regierung besäße. Es darf zugestanden werden, daß eine derartige Concentrirung der republikanischen Fractionen die sicherste Grundlage der gegenwärtigen Institutionen in Frankreich wäre; ob die Regierung aber auch in anderen Angelegenheiten über eine geschlossene Mehrheit verfügen wird, bleibt abzuwarten.

Immerhin ist die Energie, mit welcher die Kammermajorität gegen den „Boulangismus" Front machte, ein erfreuliches Symptom, zumal der Präsident der Republik, Carnot, und das Ministerium Floquet diese friedlichen Gesinnungen theilen.

Wenn es aber auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß die französische Regierung nach wie vor von einer durchaus friedlichen Gesinnung beseelt ist, so ist doch die Boulanger-Bewegung in Verbindung mit dem Treiben der Ultraradicalen und der Patriotenliga nur zu sehr geeignet, außerhalb Frankreichs Mißtrauen hervorzurufen. Wie seltsam muß es erscheinen, daß, während die französische Regierung die übrigen Nationen auffordert, aus Anlaß der im Jahre 1889 zu Paris stattfindenden Weltausstellung sich an dem friedlichen Wettkampfe der Künste und der Industrie zu betheiligen, harmlose Fremde auf französischem Boden unter Verletzung der ersten Grundsätze der Gastlichkeit gemißhandelt werden! Konnte es nicht überraschen, daß die monarchischen Regierungen ablehnten, officiell an der Feier des hundertjährigen Jubiläums der großen Revolution theilzunehmen, so betonte der ungarische Ministerpräsident Tisza am 26. Mai im Abgeordnetenhause, indem er eine Interpellation des der äußersten Linken angehörenden Abgeordneten Helfy beantwortete, daß es zwar jedem ungarischen Gewerbetreibenden freistände, im nächsten Jahre in Paris auszustellen, daß er aber Jeden, der ihn um Rath fragen sollte, warnen würde, dies zu thun. Abgesehen davon, daß es nicht im Interesse der ungarischen Industrie läge, wenn nur ein Bruchtheil ihrer Vertreter sich an der Ausstellung betheiligte, wies Tisza auch auf die Ungewißheit der äußeren politischen Lage hin, da trotz dem besten Willen die Verhältnisse sich noch verwickelter gestalten könnten, selbst wenn der allgemeine Friede, insbesondere der Friede zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Frankreich erhalten bliebe. Der ungarische Ministerpräsident hob in diesem Zusammenhange hervor, wie erregt oftmals die Gemüther in Frankreich sind, so daß, ungeachtet des guten Willens der Regierung und der überwiegenden Mehrheit der Nation, das Eigenthum der Fremden, die an der Weltausstellung theilnähmen, Schaden leiden könnte. Als ein Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses bestritt, daß in Paris Elemente vorhanden seien, die vor einer Beleidigung fremder Nationalfarben nicht zurückschreckten, entgegnete Tisza, daß dieser Abgeordnete eine größere Bürgschaft übernehme als die französische Regierung selbst zu leisten vermöchte. Der ungarische Ministerpräsident hätte, als er seine Ausführungen begründete, auch daran erinnern können, welchen Beleidigungen König Alfons XII. von Spanien seiner Zeit in Paris ausgesetzt war, weil er nicht die Ehre der Verleihung eines preußischen Regimentes ausgeschlagen hatte! Nachdem im ungarischen Abgeordnetenhause auch der Handelsminister, Graf Szechenyi, kurz begründet hatte, weshalb er einzelne Industrielle privatim vor der Betheiligung an der Pariser Weltausstellung gewarnt habe, betonte der Ministerpräsident Tisza nochmals, daß, wenn es auch gelänge, den Frieden zu erhalten, doch mancherlei „unangenehme Ereignisse" erfolgen könnten.

Es wäre durchaus unrichtig, wollte man annehmen, daß die Opposition, in deren Namen der Abgeordnete Helfy seine Interpellation an die ungarische Regierung richtete, sich vor Allem durch Sympathien für die französische Republik leiten ließ; vielmehr war für die äußerste Linke im ungarischen Abgeordnetenhause an erster Stelle der Wunsch maßgebend, dem Ministerium Schwierigkeiten zu bereiten. In dieser Beziehung ist bezeichnend, daß, während der Abgeordnete Helfy sich darauf berief, daß Deutschland selbst nicht so weit gehe, von anderen Mitgliedern der Opposition behauptet wurde, Tisza folge einer vom Fürsten Bismarck ausgegebenen Losung, wenn er sich gegenüber der Pariser Weltausstellung ablehnend verhalte. Der ungarische Ministerpräsident wies denn auch mit Recht auf diesen Widerspruch hin. Allerdings hätte man erwarten sollen, daß gerade im ungarischen Parlamente das Verhalten Tisza's keiner weiteren Rechtfertigung bedürfe. Begegnen sich doch alle Ungarn in ihren Empfindungen gegen Rußland, dessen Orientpolitik gerade von französischer Seite geflissentlich unterstützt worden ist. Mögen auch für Frankreich zumeist taktische Erwägungen maßgebend sein, mag es sich insbesondere durch das Phantasiegebilde einer

zugleich anderen Zwecken dienenden Allianz mit Rußland leiten lassen, so muß doch gerade in Ungarn die Art, wie jenseits der Vogesen Sympathien für den Panslavismus zur Schau getragen werden, am meisten verstimmen. Es handelte sich eben bei der am 26. Mai im ungarischen Abgeordnetenhause zur Erörterung gebrachten Interpellation vorwiegend um ein parlamentarisches Manöver. Die Opposition scheint sich jedoch über die Tragweite ihres Vorgehens nicht klar gewesen zu sein, da die Pester Debatten in der Pariser Presse und dann in der französischen Deputirtenkammer einen Widerhall fanden, welcher den Interessen der österreichisch-ungarischen Monarchie keineswegs förderlich ist.

Es war jedenfalls nicht improvisirt, wenn der Deputirte der französischen Colonie Guadeloupe, Gerville-Réache, am 31. Mai den aus dem ungarischen Abgeordnetenhause gemeldeten Zwischenfall in der Form einer Interpellation zur Sprache brachte. In seiner Antwort wies der Minister des Auswärtigen, Goblet, darauf hin, daß er unmittelbar, nachdem die Aeußerungen des ungarischen Ministerpräsidenten zu seiner Kenntniß gelangt seien, den französischen Botschafter in Wien, Decrais, ersucht habe, die Angelegenheit mit dem Grafen Kalnoky zu erörtern. Dieser äußerte nun sogleich in der ersten Unterredung sein Bedauern über die Erregtheit, welche durch die Rede Tisza's in Frankreich hervorgerufen wurde. Bezeichnend ist, daß die bezügliche Mittheilung des österreichisch-ungarischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten von einem großen Theile der französischen Presse so wiedergegeben ward, als ob Graf Kalnoky sein Bedauern über den Zwischenfall selbst kundgegeben habe. Allerdings konnte der Leiter der auswärtigen Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie mit Fug erklären, daß seiner Regierung jede Absicht, Frankreich zu beleidigen, durchaus ferngelegen habe. Graf Kalnoky war auch in der Lage, dem französischen Botschafter ein von dem ungarischen Ministerpräsidenten an ihn gerichtetes Schreiben mitzutheilen, aus welchem erhellt, daß Tisza sich bei seinen Aeußerungen durch keine feindliche Absicht in Bezug auf Frankreich leiten ließ, wie denn auch kein Ungar daran denken könnte, irgend etwas zu sagen oder zu thun, wodurch Frankreich verletzt würde. Es gehört in der That eine sehr gesteigerte Empfindlichkeit dazu, wenn die öffentliche Meinung in Frankreich durch die vollständig sachgemäße Schilderung des Zustandes der Dinge, wie sie in der Rede des ungarischen Ministerpräsidenten enthalten war, erregt wurde.

Immerhin darf es mit freudiger Genugthuung begrüßt werden, daß der französische Minister des Auswärtigen in seiner Beantwortung der Interpellation die auswärtige Politik seines Landes als eine „absolut friedliche" bezeichnete. Nur muß es seltsam erscheinen, wenn Goblet unmittelbar nach dieser Versicherung erklärte: „Während die Nachbarnationen in Bewegung sind und Bündnisse zu schließen suchen, um, wie man sagt, einem Angriffe von Seiten Frankreichs zu begegnen, bleibt dieses allein ruhig, unbeweglich, sucht keinerlei Abenteuer, beschäftigt sich mit seinen inneren Angelegenheiten, gleichmäßig von jedem Gedanken eines Angriffes und von jedem Gefühle der Schwäche entfernt, indem es sich begnügt, den Ereignissen mit Wachsamkeit zu folgen und sich auf alle Eventualitäten vorzubereiten. Ist nicht diese Ausstellung selbst, deren Arbeiten wir täglich fortschreiten sehen, und zu der wir die Industriellen aller Länder eingeladen haben, das beste Zeugniß unserer Absichten, unserer sicheren Hoffnung, daß der Friede nicht gestört werden wird, und unseres festen Entschlusses, daß eine solche Stimmung nicht durch unsere Schuld erfolge?" Wenn man sich jedoch an die Bemühungen um ein Bündniß mit Rußland erinnert, so wird man auf den ersten Blick erkennen, daß, wenn eine Nation in voller Bewegung ist und eine Allianz zu schließen sucht, Frankreich sich in dieser Lage befindet, während Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien auf solche Bemühungen um so mehr verzichten können, als die Tripelallianz zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sicher und fest gegründet ist. Nicht minder anfechtbar ist die Behauptung des französischen Ministers des Auswärtigen, daß niemals, zu keiner Zeit und in keinem Lande die Ordnung so gesichert war wie gegenwärtig in Frankreich, so daß Tisza eine sonderbare Auffassung der Ver-

hältnisse an den Tag gelegt habe, wenn er meinte, eine der französischen Gastfreundschaft anvertraute Fahne könnte eine Beleidigung erfahren. Goblet fügte hinzu, daß Frankreich sich auch nicht durch gewisse Agitationen im Innern erregen ließe, denen das Ausland mit Unrecht eine zu große Bedeutung beimesse. Der Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs übersieht nur, daß die zahlreichen Wähler des Departements Dordogne und Nord, welche bei den Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer ihre Stimmen auf den früheren General Boulanger vereinigten, mit den gegenwärtigen Einrichtungen der Republik keineswegs zufrieden sind. Wie wenig entspricht es den thatsächlichen Verhältnissen, wenn Goblet versicherte, daß Frankreich leicht zu regieren sei und immer nur „dann eine Revolution gemacht habe, wenn die Regierungen das Land dazu gezwungen hätten." Während der Leiter des Auswärtigen in dem radicalen Ministerium Floquet sich in so zuversichtlicher Weise über die Dauerhaftigkeit der republicanischen Einrichtungen vernehmen läßt, stimmen alle maßvollen Elemente in Frankreich mit Rücksicht auf die von den Bonapartisten unterstützte Boulanger-Bewegung, sowie auf das Parteitreiben der Orléanisten darin überein, daß die Republik in eine gefährliche Periode eingetreten sei, so daß mehr als jemals Vorsicht geboten. Das Bild, welches der Minister in der französischen Deputirtenkammer von der auswärtigen Lage entrollte, wäre in den Augen seiner Landsleute sicherlich nicht vollständig gewesen, wenn er unterlassen hätte, in einigen kräftigen Strichen die durch die jüngsten Maßregeln an der elsaß-lothringischen Grenze herbeigeführte Veränderung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zu skizziren. Nicht ohne diplomatische Vorsicht äußerte Goblet: „Wenn irgend ein benachbarter Staat glaubt, innerhalb der Grenzen seines Rechtes für unsere Interessen mehr oder minder schädliche Maßregeln anordnen zu müssen, so werden wir ohne nutzlose Beschwerden dasjenige ertragen, was zu verhindern nicht von uns abhängt, indem wir uns vorbehalten, wenn es uns nützlich erscheinen wird, auch unsererseits innerhalb der Grenze unseres Rechtes die unseren Interessen entsprechenden Maßregeln zu treffen, ebenfalls entschlossen, stets die Achtung vor unserer nationalen Würde zu sichern." Insofern diese Erklärung eine Androhung von Repressalien wegen der von deutscher Seite erlassenen strengeren Paßvorschriften enthalten sollte, ist bereits durch eine authentische Interpretation der Letzteren der Standpunkt der deutschen Regierung in dieser Angelegenheit klar und deutlich betont worden.

Im Interesse der freundnachbarlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, deren Culturentwickelung mancherlei gemeinsame Züge aufweist, hätte man wohl wünschen mögen, daß verschiedene Trübungen in den letzten Jahren unterblieben wären. In der erwähnten authentischen Interpretation der jüngsten Maßregeln an der elsaß-lothringischen Grenze wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Erfolglosigkeit der bisher an den Tag gelegten Zurückhaltung und Vorsicht Deutschlands, sowie die daran geknüpfte Hoffnungslosigkeit, eine Aenderung in der Gesinnung der Franzosen zu erreichen, in Deutschland keine kriegerischen Pläne und Stimmungen errege. „Wir wünschen keinen Krieg, wir wünschen nur entferntere Beziehungen zu Frankreich, und, da wir an unsere Nachbarschaft gebunden sind, so müssen wir uns damit begnügen, im Verkehr mit Frankreich zurückhaltender zu werden und ihn auf der Grenze, wo er zur Agitation der Bevölkerung des Deutsch-Elsaß benutzt wird, mehr als bisher einzuschränken." So wurde in einer autoritativen Kundgebung die Bedeutung der elsaß-lothringischen Paßverordnung erläutert, die durchaus nicht als Repressalie gegen bestimmte Vorgänge in Avricourt oder Belfort angesehen werden soll, vielmehr ein Ergebniß der gesammten deutschen Politik ist, auf welche diese Vorgänge nur als Symptome Einfluß üben konnten.

Der friedliche Grundzug der deutschen Politik ist so offenkundig, daß auch die jüngsten Maßregeln an der französischen Grenze keinerlei Feindseligkeit gegen den Nachbarstaat, sondern nur den festen Entschluß widerspiegeln, den Rückerwerb des Elsaß dadurch zu befestigen, daß die Beziehungen dieses Landes zu Deutschland gestärkt werden. Der Fall Schnäbele zeigte das System, das von französischer Seite zur Anwendung gelangte, um die elsaß-lothringische Bevölkerung stets von Neuem in

Aufregung zu erhalten. Auch die verschiedenen Processe wegen Landesverrathes hätten die französische Regierung belehren müssen, daß es ihre Pflicht wäre, dem für den Frieden der beiden Nachbarstaaten beunruhigenden Treiben entgegenzuwirken. Sei es nun, daß die zahlreichen auf einander folgenden Ministerien sich mit Rücksicht auf die inneren Schwierigkeiten nicht stark genug fühlten, sei es, daß sie trotz allen friedlichen Gesinnungen in gewissem Maße unter dem Banne der öffentlichen Meinung standen, thatsächlich wirkten sie nicht auf die Beschwichtigung der Erregtheit der Gemüther in Frankreich hin. Sollte daher das Verhalten Deutschlands endlich die volle Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf Zustände hinlenken, welche die Keime internationaler Verwickelungen in sich tragen, so wäre der Erhaltung des europäischen Friedens sicherlich am besten gedient. Daß durch die Beschränkungen des Grenzverkehrs auch die Angehörigen anderer Nationen leiden, kann nicht in Abrede gestellt werden. Es darf aber gehofft werden, daß sich Mittel auffinden lassen, die es ermöglichen, ohne den hauptsächlichen Zweck: die Wiedergermanisirung Elsaß-Lothringens, aus den Augen zu verlieren, den internationalen Verkehr so wenig wie möglich zu beschränken.

Vor Allem muß daran festgehalten werden, daß, wie von Seiten Deutschlands die durchaus friedliche Bedeutung der jüngsten Maßregeln in den Vordergrund gestellt wird, auch die Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs und Oesterreich-Ungarns, Goblet und Graf Kalnoky, auf ihre friedliche Gesinnung hinweisen. Nicht minder bot eine im ungarischen Abgeordnetenhause am 2. Juni von den Mitgliedern der Opposition Apponyi, Pazmandy und Ugron eingebrachte neue Interpellation dem Ministerpräsidenten Gelegenheit, seiner Friedensliebe nachhaltigen Ausdruck zu geben. Ohne dasjenige irgendwie zu widerrufen oder einzuschränken, was er früher gesagt hatte, erklärte Tisza in seiner Antwort auf die an ihn gerichtete Interpellation, daß er weder die Absicht gehegt habe, noch hege, eine Nation, mit welcher Ungarn im Frieden lebe und auch in Zukunft Frieden halten wolle, im entferntesten zu beleidigen. Mit dieser Erklärung erscheint der ganze Zwischenfall erledigt, obgleich der ungarische Ministerpräsident in Bezug auf die Betheiligung der Industriellen seines Landes an der Pariser Weltausstellung nicht das geringste Zugeständniß machte. Sollten französische Politiker jedoch aus dem Verhalten der Opposition im ungarischen Abgeordnetenhause den Schluß ziehen, daß, falls der Sturz Tisza's gelänge, die Verhältnisse in Ungarn sich zu Gunsten Frankreichs ändern könnten, so bedarf es nur eines Hinweises auf die Art, wie Graf Apponyi am 2. Juni die neue Interpellation begründete. Er erklärte ausdrücklich, der Wunsch, mit Frankreich gute Beziehungen zu unterhalten, stände nicht im Widerspruche mit den Bündnissen, auf denen die äußere Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie beruhe, und an welchen auch die ungarische Nation unerschütterlich festhalten werde. Sollte sich daher Frankreich einmal Bestrebungen überlassen, welche im Gegensatze zu den Interessen und der Sicherheit der Verbündeten Ungarns ständen, so könnte letzteres solchen Bestrebungen weder sympathisch noch aufmunternd zusehen; vielmehr wären Fälle möglich, in denen die ungarische Monarchie kraft der sich aus den Allianzverträgen ergebenden Verbindlichkeiten veranlaßt würde, in ernster Weise Stellung zu nehmen. So lange jedoch Frankreich an seiner friedlichen Politik festhalte, könne die Friedensliga zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien keineswegs ein Hinderniß bilden für das den ungarischen Interessen entsprechende freundschaftliche Verhältniß zu Frankreich. Jenseits der Vogesen wird man gut daran thun, zu beherzigen, daß auch in Ungarn die Opposition an dem Friedensbündnisse mit Deutschland und Italien nicht rütteln will.

Bemerkenswerth ist, daß in Frankreich trotz aller Ausschreitungen der Parteigänger Boulanger's der gesunde Menschenverstand doch seine Rechte geltend macht. Dies zeigte sich insbesondere auch, als einer der politischen Freunde des „brav' général" am 2. Juni in der Deputirtenkammer den Antrag stellte, für alle nach Frankreich kommenden Deutschen gleichfalls den Paßzwang einzuführen. Im Nordosten Frankreichs sollte eine Zone geschaffen werden, in welcher Deutsche nicht wohnen dürften, ohne sich ähn-

lichen Vorschriften zu unterwerfen, wie sie von Deutschland in Bezug auf Elsaß-Lothringen getroffen seien. Nicht ohne Pathos bekämpfte der Minister des Auswärtigen, Goblet, die Dringlichkeit des Antrages, sowie diesen selbst mit dem Bemerken, die Republik rechne es sich zur Ehre an, die Grenze des Landes offen zu halten, wie denn auch Jedermann wisse, welche Leichtigkeit im Verkehre die Fremden in Frankreich genießen. Obgleich Italiener und Deutsche über den letzterwähnten Punkt nicht in derselben Weise denken wie Goblet, indem die einen sich der blutigen Zusammenstöße zwischen italienischen Arbeitern und Franzosen in Marseille, sowie an verschiedenen Punkten erinnern, die Andern auf die Vorgänge in Belfort hinweisen, verdient es doch als ein Zeichen von bon sens hervorgehoben zu werden, daß die französische Deputirtenkammer mit der überwältigenden Mehrheit von 509 gegen 7 Stimmen die Dringlichkeit des von den Anhängern Boulanger's gestellten Antrages ablehnte und letzteren auf diese Weise beseitigte. Hier zeigte sich auch wiederum der geringe Anhang, über welchen der Dictator der Zukunft zunächst in der Deputirtenkammer verfügt. Für die friedliche Stimmung der überwiegenden Mehrheit der französischen Bevölkerung charakteristisch ist die Thatsache, daß Boulanger selbst in dem Aufrufe, den er an die Wähler des Charente-Departements richtet, um ihnen aus Anlaß der am 17. Juni stattfindenden Ersatzwahl für die Deputirtenkammer die Candidatur Paul Deroulède's zu empfehlen, versichert, daß dieser ebenso wie er selbst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt sei. Boulanger darf sich also bei den Anhängern der Patriotenliga immer noch damit rühmen, daß er den Revanchekrieg keineswegs ausschließen wolle, während er andererseits der Friedensliebe der Mehrheit der französischen Nation um so weniger nahetreten möchte, als mit der im Jahre 1889 stattfindenden Pariser Weltausstellung die mannigfaltigsten Interessen innig verknüpft sind.

Dienen diese Ausstellungen der Werke der Kunst und Industrie in erfreulicher Weise dem Frieden, so müssen von diesem Gesichtspunkte aus, auch abgesehen von unseren heimischen Specialausstellungen, die in Barcelona eröffnete Weltausstellung und die Ausstellungen in Kopenhagen und Brüssel mit voller Genugthuung begrüßt werden. Die auf der Rhede von Barcelona ankernden Kriegsschiffe der Großmächte bekundeten die Achtung, in welcher Spanien bei allen Nationen steht. Das Verdienst, die Machtstellung Spaniens befestigt zu haben, gebührt der besonnenen Regierung der Königin-Regentin Christine, welche die friedlichen Traditionen ihres so früh hinweggerafften Gemahls, Alfons XII., in anerkennenswerther Weise fortsetzt, so daß es den Anschein gewinnt, als ob in Spanien die Aera der Pronunciamientos und Revolutionen geschlossen sein könnte. Auch der dänischen Regierung gebührt nicht minder als der belgischen die Anerkennung, daß sie durch ihre versöhnliche Politik die Wohlfahrt des Landes fördert. Die Betheiligung der verschiedenen Nationen an der Ausstellung in Kopenhagen darf als Beweis dafür angesehen werden, daß auch kleinere Staatengebilde den Zwecken der fortschreitenden Cultur und Civilisation in nützlichster Weise dienen können. Die Vertreter der ausländischen Comitee's stimmten deshalb dem dänischen Oberst Heskjoer von Herzen zu, als er bei dem in Marienlyst veranstalteten Ausstellungsbanket nicht ohne Humor hervorhob, daß, wenn die verschiedenen Nationalhymnen bei dieser festlichen Gelegenheit ertönten, auf dänischem Boden ein europäisches Concert stattfinde, das voll von Harmonie sei und hoffentlich von guter Vorbedeutung für die Zukunft bleiben werde. Ein besonders erfreuliches Symptom darf darin erblickt werden, daß ebenso, wie deutsche Industrielle an der Ausstellung in Kopenhagen theilnehmen, auch der deutsche Commissar bei dem Banket in Marienlyst nicht fehlte. Nicht minder legte die Hilfsbereitschaft, die aus Anlaß der Ueberschwemmungen in Deutschland von dänischer Seite bewiesen wurde, vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß die Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Nationen sich immer erfreulicher gestalten.

Literarische Rundschau.

Neue Denkwürdigkeiten.

1. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1887.
2. Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen in drei Bänden. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.
3. Jugendeindrücke und Erlebnisse. Von Georg Weber. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887.

Wir haben im Vorstehenden drei neue Werke aus dem Gebiete der Denkwürdigkeiten verzeichnet, welche unter sich abweichen, aber doch auch wieder gemeinsame Züge aufweisen. Das an erster Stelle genannte Werk ist ein politisches Buch; die zwei anderen rühren, das eine von einem Dichter, das andere von einem Manne der historischen Wissenschaft her. Demgemäß gestaltet sich auch der Inhalt. Aber alle drei Verfasser sind Kinder des 19. Jahrhunderts und Männer von geläuterten, maßvollen Ansichten. In ihnen spiegelt sich das Jahrhundert selbst.

Herzog Ernst hat sein Buch aus dem offen ausgesprochenen Gedanken heraus geschrieben, daß der Mann der That das Bedürfniß haben müsse, seinen Standpunkt und seinen Antheil am politischen Leben nicht ganz verdunkelt zu sehen. Das widerfährt aber Niemandem leichter als dem gekrönten Haupte. „Das constitutionelle Princip verschweigt die Handlungen der Krone aus Ehrfurcht, und die Geschichte verschweigt zuweilen die Träger von Kronen aus Princip. Und so kann es nicht fehlen, daß man in Ueberlieferungen und Erzählungen der Gegenwart nicht selten an die gewaltige Bedeutung des Herrn Nemo in der Welt erinnert wird; und dieser Niemand tritt in dem Epos der neuesten Geschichte meistens hervor, wenn Fürsten und Regenten eine persönliche Rolle zu spielen hatten.“ Herzog Ernst hat ein volles Recht, zu wünschen, daß sein Antheil an der Geschichte nicht in Vergessenheit gerathe oder auch nur verdunkelt werde. Als er am 29. Januar 1844 mit sechsundzwanzig Jahren auf den Thron des damals kaum 150 000 Seelen zählenden, fünfunddreißig Quadratmeilen großen Doppel-Ländchens gelangte, da war es seine Ueberzeugung, daß nur eine ehrlich deutsche und eine ehrlich verfassungsmäßige Regierung die Herrscher vor schweren Gefahren sichern könne. An seinen Oheim, König Leopold von Belgien, schrieb er damals (S. 115): „Wir haben es dahin gebracht, daß wir uns nicht mehr als deutsche Bundesfürsten aus einem der ältesten deutschen Häuser, sondern meist nur als Anverwandte der hohen westlichen Monarchen gerirten, daß Coburg als der Sitz aller undeutschen, dem Bunde entgegenwirkenden Intriguen, als der Sitz des im Westen verbreiteten Ultraliberalismus angesehen und als ein verrufener Ort verschrieen wird. Wir müssen wieder ehrlich deutsch werden und alle Streitfragen zu Grabe tragen.“ Von diesen Gesichtspunkten hat sich der Herzog denn auch sein Leben lang leiten lassen. Er neigte politisch zu den Liberalen, ohne die Voraussetzungen monarchischer Staatskunst aufzugeben. Wenn aber nach Ausbruch der Revolution die meisten Fürsten Deckung hinter liberalen Ministern suchen mußten, so war der Herzog Ernst

durch seine ehrlich verfassungsmäßige Haltung bereits so volksthümlich geworden, daß er in der Lage war, umgekehrt seine Minister zu decken. Im Zusammenhang mit seiner Stellung zur Nation stand es, daß ihm die Reichsgewalt im März 1849, seinen eigenen Wünschen entsprechend, den Oberbefehl über eine aus Nassauern, Thüringern, Württembergern und Badensern bestehende Reservebrigade übertrug, an deren Spitze er dann am 5. April den Angriff der dänischen Flotte bei Eckernförde zu bestehen hatte. Es war von den Dänen nicht, wie man wohl annimmt, auf ein bloßes Scheingefecht, sondern auf eine wirkliche Landung abgesehen, wobei die holsteinischen Batterien zerstört werden sollten; aber wie man weiß, wurde der Angriff von den Deutschen glänzend abgeschlagen; das Linienschiff „Christian VIII." flog in die Luft, und die Fregatte „Gefion" fiel den Siegern in die Hände. Der Herzog hebt hervor, daß er die außerordentlichen Leistungen des Hauptmanns von Jungmann und des Unterofficiers Preußer nicht verkleinern wolle; aber des Hauptmanns Müller, welcher die Nassauer Batterie befehligte, werde in den meisten Darstellungen viel zu wenig ehrenvoll gedacht, und doch war er es, welcher durch seine wohlgezielten Kartätschenschüsse das Deck und die Masten des „Christian" räumte, so daß das Schiff trotz aller Bemühungen nicht mehr vom Ufer wegkommen konnte, wo es völlig fest saß und dem Feuer aller drei Batterien ausgesetzt war. Der Capitän Paludan erschien vor dem Herzog nicht, wie man erzählt, als gebrochener Mann; die Dänen trugen vielmehr Gleichgültigkeit zur Schau: „sie schienen die Sache als ein Elementarereigniß zu betrachten und sich wie König Philipp über den Untergang der unüberwindlichen Armada zu trösten." Der Prinzregent Albert schrieb seinem Bruder: „Du bist ein Glückskind und kommst mir vor wie ein Jäger, der auf den Schnepfenstrich geht und dem ein Hirsch von vierzehn Enden in den Weg läuft." Das außerordentliche Ereigniß hatte eine ungemeine Wirkung. Vorher war der Krieg in Holstein wenig volksthümlich gewesen; man verhöhnte die Reichstruppen als „Strandläufer"; nun aber hatte die gleichgültige Stimmung der Deutschen ein Ende. „Die Schlacht von Eckernförde entfesselte nicht bloß die seemännischen Phantasien der Deutschen, sondern machte auch im eigentlichsten Sinne den Krieg gegen Dänemark erst populär" (S. 399). Dafür findet man den Beweis sofort durch eine Vergleichung des Tones, in welchem die Zeitungen vorher und nachher von diesem Kriege sprachen. Aber freilich — die Herzogthümer geriethen schließlich doch wieder unter das dänische Joch, und die deutsche Flotte wurde versteigert. König Friedrich Wilhelm IV. war mehr und mehr in die ödesten Reactionsbestrebungen hineingetrieben worden. „Die russische Pacification in Ungarn wurde dem König als die correcteste Lösung solcher Erhebungen dargestellt, wie sie in Schleswig-Holstein gegen den Landesherrn Platz gegriffen hätten, und er glaubte sich täglich mehr durch seine Beschirmung der revolutionären Sache beschämt" (S. 433).

König Friedrich Wilhelm IV. wird überhaupt von Herzog Ernst — bei aller Anerkennung seiner Gaben — ungünstig beurtheilt. Im Jahre 1840 fand freilich eine Scene statt, welche dem zweiundzwanzigjährigen Herzog einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen mußte. Schon 1833 war zwischen Preußen und Coburg ein Vertrag vereinbart worden, nach welchem Coburg das souveräne Fürstenthum Lichtenberg, eine Enclave der Rheinprovinz, gegen Domänen in der Provinz Sachsen abtrat; aber der König Friedrich Wilhelm III. hatte den Vertrag, den er mündlich gebilligt hatte, nicht unterschrieben. Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, wurde der Prinz Ernst nach Berlin gesandt, um die Sache endlich zum Austrag zu bringen, und erinnerte dabei den König an das von seinem Vater gegebene Wort. Friedrich Wilhelm IV. aber, dem der Vertrag als nachtheilig für Preußen geschildert worden war, schrie mit einem Male mit zorngeröthetem Gesicht: „Glauben Sie wohl, daß ich alle die Dummheiten, welche mein Vater geschehen ließ, fortsetzen werde? Diese Rathgeber waren Dummköpfe, welche Alles und Jedes verdorben und verfahren haben." „Und indem er immer donnernder seinem Unwillen gegen die verflossene Regierung Luft machte, schlug er das Tintenfaß entzwei, daß es weithin spritzte und der peinliche Moment gleichsam durch ein Ungefähr beendigt wurde. Darauf entschuldigte er sich, wurde ganz

sanft und fügte alsdann nur noch höflich und freundschaftlich hinzu, daß er den Austausch des Gebietes gegen Abtretung von Domänen wirklich nicht genehmigen könne. So endete die Conferenz. Ich glaube kaum hinzufügen zu müssen, daß ich starr war, und ich weiß nicht mehr, was sich Alles in meinem Inneren über den räthselhaften Mann damals bewegte." Man sieht deutlich, daß Herzog Ernst die Anfänge der Geisteskrankheit bei dem König als schon sehr früh vorhanden annimmt; er nennt ihn S. 131 „einen Fürsten der steten Anläufe und niemaligen Vollendung, bei dem sich das psychologische Räthsel erst später löste;" er verhält sich zweifelnd zur Ansicht „geschichtschreibender Lobredner" — d. h. Ranke's, welcher den König aber doch genau gekannt hat — daß die Abneigung gegen die constitutionelle Schablone von weitem Scharfblick des Königs zeuge, welcher dem revolutionären Einfluß des Westens kein Thürchen eröffnen wollte, und unbarmherzig wird das Doppelspiel des Königs bei der Frage nach dem Wesen und den Rechten des Reichsoberhauptes getadelt, welche 1848 bis 1849 vergeblich zu lösen versucht ward. Der Herzog, welcher am 14. Januar dem König in einem Schreiben die Versicherung gab, daß die Mehrheit der deutschen Fürsten gewiß ihn gerne an die Spitze der Nation treten sehen würde (S. 327), beklagt es auch (S. 321) tief, „daß die Herstellung der staatlichen Ordnung in Oesterreich und Preußen nicht das Signal zur Bildung einer conservativen, auf die Einheit des Reiches hindrängenden Partei wurde, vielmehr nahezu alle Theile des Parlaments sich zu einem hilflosen Geschrei über die Reaction hinreißen ließen und Niemand den Muth hatte, die Freiheitsphrasen definitiv bei Seite zu werfen," während doch nur Eines Noth that: die Errichtung des deutschen Staates.

Herzog Ernst hat das Lob verdient, das ihm (S. 13) Kaiser Wilhelm unmittelbar vor der Annahme der Kaiserwürde in Versailles spendete: „Ich vergesse nicht, daß ich die Hauptsache des heutigen Tages Deinen Bestrebungen mit zu danken habe." Sein Buch ist eine der werthvollsten Gaben der historischen Literatur aus letzter Zeit. Es ist von einem echt deutschen und wahrhaft fürstlichen Geiste getragen, den man auch da nicht verkennen wird, wo man sich etwa zum Widerspruch aufgelegt fühlt. Herzog Ernst verfügt selbstverständlich über ein reiches und erlesenes historisches Material und eine ausgebreitete Kenntniß der handelnden Personen, so daß er, wie nicht Viele, befähigt war, die Geschichte seiner Zeit zu erzählen. Wir müssen uns indessen versagen, noch Weiteres herauszuheben. Nur hinweisen wollen wir auf den schönen Brief König Leopold's zur Confirmation des Prinzen (S. 23, 24): „Der wahre Sinn des Christenthums verlangt, daß man ohne Gepränge in jedem Augenblick des Lebens wohlwollend und mit Demuth gegen Gott und die Menschen auf die Schicksale Anderer wirke;" auf die Charakteristik des Prinzen Albert, von dessen wahrem Wesen die Bücher über ihn keine zutreffende Ansicht gewähren (S. 120): „seine milde Liebenswürdigkeit paarte sich in Wirklichkeit mit einer kritischen Strenge, die wie ein psychologisches Räthsel erschien;" endlich auch die Kritik Stockmar's (S. 131 ff.): „ein ungewöhnlicher Mensch, aber in der Politik den dilettirenden Mediciner nicht verleugnend, deren die Geschichte mehrere aufweist, der stets treue Begleiter, aber nie verantwortliche Diener, welcher für die Thaten seines Herrn offen einsteht, und dessen Hand sonach mehr zu geben schien, als sie thatsächlich darbot."

Der erste Band des Werkes reicht bis zur Katastrophe von Olmütz, deren demüthigendstes Moment war, daß „die Verhandlungen über unsere Nationalwiedergeburt unter russischer Intervention stattfanden." Wir sprechen keine leere Redensart aus, wenn wir bekennen, daß wir der Fortsetzung des Werkes mit Spannung entgegensehen. Führt uns der erste Band in die Tiefe der nationalen Erniedrigung, in die Bitterkeit der Enttäuschung, so werden die vier noch in Aussicht stehenden den Aufschwung Deutschlands und die Erfüllung seiner Geschicke schildern.

Wenn uns das Buch des Herzogs Ernst die politischen Kämpfe des fünften Jahrzehnts vergegenwärtigt, so muthen uns die „Erinnerungen und Aufzeichnungen" des Grafen Schack ganz anders an. Anderthalb von den drei Bänden sind einer Erzählung des Lebensganges des Grafen gewidmet; anderthalb ent-

halten Tagebuchblätter und Verwandtes. Der Graf hat wiederholte Reisen nach dem Süden gemacht; er hat u. A. den Sinai bestiegen, unter den Cedern des Libanon geruht und auf der Stätte gestanden, wo Hektor unter dem Speer des Achilleus erlag. Bei diesen Reisen hat er manchem merkwürdigen Mann nahezutreten Gelegenheit gehabt; er war im Jahre 1849 bei Papst Pius IX., als derselbe vor den römischen Republikanern nach Gaëta geflohen war, und nahm von dem Kirchenfürsten den Eindruck hinweg, daß er ein wohlwollender, herzensguter Mann sei, wahrer Verehrung werth: Pius hatte den Römern entgegenkommen wollen, aber am Ende erfahren müssen, daß sie mehr Freiheit forderten, als mit einer päpstlichen Regierung überhaupt verträglich war. In dem Grafen, welcher „des Papstes Hand oder vielmehr Ring" küssen durfte, erwachte trotzdem nicht der Wunsch, die weltliche Herrschaft hergestellt zu sehen: „es war mir klar, daß mit dieser sich die schon von so vielen Generationen ersehnte Einheit Italiens nicht vereinigen ließ" (I, S. 293, 294). Der Schwerpunkt des Buches liegt aber, wie das bei dem vornehmen und feinsinnigen Manne natürlich ist, in denjenigen Partien, welche von des Grafen poetischem und philosophischem Erfassen der Welt und Zeit Kunde geben. An diesen Theilen hat unser gebildeter Leserkreis einen Schatz erhalten, den er sicherlich zu heben nicht unterlassen wird. Von dem edlen Geiste des Verfassers zeugt u. A. das Gedächtniß, das er dem so ganz anders gearteten Börne bewahrt (I, S. 52—54), den er in Paris besuchte. Börne „klagte in ergreifenden Worten über das politische Elend in Deutschland, über dessen Ohnmacht nach Außen, über die Unterdrückung aller Freiheit im Innern durch die Großmächte, über die Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei und die Servilität des Beamtenthums . . . Was er sagte, kam ihm sicher aus tiefstem Herzen, und ich hielt ihm selbst die Hinneigung zu den Franzosen, die er äußerte, zu gute, obgleich ich in dieser Rücksicht ganz verschieden von ihm dachte und fühlte. Wohl konnte ich mir vorstellen, wie er, den in Frankfurt erduldeten Plackereien und der deutschen Misère entronnen, welche er dort in nächster Nähe mit angesehen, bei dem fremden Volke freier aufathmete. Ich bereute es nie, Börne aufgesucht zu haben, und bewahre ihm als Menschen ein liebevolles Andenken, wie ich ihn als Schriftsteller hoch achte. Sein glänzender Witz war nicht bloß ein blendendes Feuerwerk zur Unterhaltung, sondern ruhte auf der Grundlage tiefen Ernstes und ethischer Ueberzeugung. Er darf daher nicht in die Reihe der Autoren gestellt werden, die mit dem Tage vergehen, sondern verdient einen bleibenden Platz in unserer Literatur zu behaupten, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geist nicht nachsteht, während er ihn an Wärme des Gefühls übertrifft."

Nach dem Herzog und Dichter noch der Gelehrte. Georg Weber, den wir wohl unter die Lehrer unseres Volkes rechnen dürfen, von dessen drei Weltgeschichten wenigstens eine in den meisten gebildeten Häusern Deutschlands zu finden sein möchte, hat uns nun auch eine Schilderung seines Lebens beschcert, welche seinen zahlreichen Freunden sicherlich sehr willkommen und auch dem Historiker nicht unerwünscht sein wird. Weber hat Genf, Rom, Neapel und Paris gesehen und dann sich zuerst in seiner Heimath Bergzabern, später in Heidelberg angesiedelt, wo er die höhere Bürgerschule leitete. Von dem, was er überall sah und erlebte, entwirft er eine anziehende und lehrreiche Schilderung, welche sich auf literarische und politische Persönlichkeiten und Zustände zumal erstreckt. Von dem milden und reinen Grundzuge seines Wesens gibt nichts besseres Zeugniß als die Art, wie er seiner Stellung in Heidelberg gedenkt. Er hatte dort Lehrgegenstände zu behandeln, welche tief unter seinen früheren wissenschaftlichen Beschäftigungen standen, und darüber wollte sich in ihm ein Gefühl der Bitterkeit regen, fürwahr doppelt begreiflich an einem Orte, „wo der Vergleich mit besser Gestellten nahe lag". Aber Weber ergriff die Dinge resolut so, wie sie waren, und gewann allmälig aus der Erfüllung der Pflicht auch die Freude an dieser Pflicht selbst, die ihm anfangs herb hatte erscheinen wollen. Ein Bekenntniß und eine Lehre, deren Beherzigung manche Quelle der Unzufriedenheit unter den Menschen verstopfen würde.

G. Egelhaaf.

70. **Goethe's Antheil an Lavater's Physiognomischen Fragmenten.** Von Eduard von der Hellen. Mit einigen dreißig Abbildungen, darunter drei bisher nicht beachtete Goethe-Bildnisse. Frankfurt a.M., Literarische Anstalt, Rütten u. Löning. 1888.

Diese Arbeit sucht mit einer Schärfe philologischer Beobachtung, die man beneidenswerth und nachahmungswürdig nennen darf, dasjenige festzustellen, was der Titel besagt. Mit gesundem Urtheil, umfassender Kenntniß und zugleich in einer geschmackvollen Behandlung, die das Buch jedem Goethefreunde zu einer empfehlenswerthen Lectüre macht, hat der Verf. seine Aufgabe durchgeführt. Seine Methode, zumeist von dem auszugehen, was die Untersuchung der Schreibart Goethe's darbietet, erhält den Leser bis zuletzt in einer angenehmen Spannung. Aus diesem Buche ersieht auch der Laie, welchen Reiz wahrhaft gelehrtes Anfassen der Dinge habe, weil sich ihm hier zeigt, daß alle Gelehrsamkeit doch nur in gewissenhafter Anwendung des gesunden Menschenverstandes bei vollem Besitze des Materials bestehe. Wir drücken uns aus zwei Ursachen so umständlich über die Schrift aus. Einmal, weil sie die Erstlingsarbeit des Verfassers ist und es dem Rec. hier besondere Freude macht, den Mund voll zu nehmen, sodann aber aus einem andern Grunde noch. Unsere im vorjährigen December-Hefte gegebene Besprechung der Weimaraner Goethe-Ausgabe hat auf eine Anzahl Leser den unerwarteten Eindruck gemacht, als ob wir Gegner scharf philologischer Behandlung der Texte seien und uns zumal den in den herausgekommenen Bänden gegebenen Apparaten feindlich gegenüber stellten. Wer so urtheilen konnte, übersah die gleich Anfangs deutlich und entschieden ausgesprochene Befriedigung über das Vorhandensein gerade dieser Theile der großen Arbeit. Unsere Meinung ging nur dahin, daß die Herausgeber wohlgethan, die Texte ohne Commentare zu drucken, weil dies dem Sinne des Dichters entspreche, der seine Werke ohne jede Zuthat dem Publicum mittheilen wollte; und weil das Publicum, wenn ihm die nöthige Schulung fehlt, durch solche Commentare nur eine Reihe in den Text hinein gestreuter falscher Accente empfängt. Die Meinung nämlich wird durch solche Anmerkungen hervorgebracht, als ob die einer Erklärung bedürftigen Stellen auch an sich die wichtigsten seien. Ebenso wenig weiß das ungeschulte Publicum mit Lesarten anzufangen, die, für den Gelehrten unentbehrlich, den Ungelehrten nur zu verwirrenden Anschauungen leiten. Ein Laie, welcher die Weimaraner Iphigenienhandschrift z. B. in die Hand nimmt, vermag aus ihr selbst wohl zu erkennen, in welchem Sinne Goethe hier und da im letzten Augenblicke noch änderte und besserte: sobald der Herausgeber des Textes aber den Inhalt dieser Handschrift in bekannter (und nothwendiger) Art uns typographisch zur Anschauung bringt, wird derselbe Leser sich nicht so leicht, vielleicht überhaupt gar kein Bild von der Natur des von Goethe's eigner Hand umgestalteten Manuscriptes zu machen im Stande sein. Nur in diesem Sinne wurde dem größeren Publicum, das in dergl. nicht Bescheid weiß, vor dem Studium des Apparates, die Lesarten miteinbegriffen, abgerathen. Die Annahme, der Verfasser jener Besprechung habe die Herausgeber der Goethe'schen Werke selbst von der Anwendung philologischer Schärfe entbinden wollen, erscheint kaum begreiflich, doch ist es immer gut, daß sie ausgesprochen wurde, damit man ihr widerspräche. Allerdings, es gibt verschiedene Methoden, solche Arbeit vorzunehmen, aber es würde Jemand, wenn er die eine oder andere dieser Proceduren nicht gerade vorzöge, darum doch nicht gegen alle Methode überhaupt sich erklärt haben. Bleiben wir deshalb ja bei der bisherigen Art, die Texte zu behandeln, klären aber auch zugleich die Leser über den Gebrauch des Angehängten auf, das für viele überflüssig ist. Für Bauern z. B. — wenn (ich nehme einen ausgesprochenen Gedanken auf) auch auf solche Leser bereits gerechnet würde — dürfte eine Ausgabe der Werke Goethe's, die nur den Text gäbe und allen Apparat überhaupt fortließe, sicherer und auch billiger sein. Wie man ja auch Gesangbücher ohne „Apparat" drucken läßt. Ein Bauer, der aus seinem Gesangbuche hinten den wissenschaftlichen Apparat herausrisse, würde vielleicht in diesem Falle klüger sein als der Herausgeber, der ihn (für diesen Leser) anhinge.

Sollte Herr von der Hellen, was wir ihm wünschen, früher oder später eine zweite Auflage seiner Schrift machen müssen, so wäre unser Wunsch, daß er ihr ein einleitendes Capitel vorsetzte, welches, wie für ganz fern Stehende verfaßt, die Geschichte der Beziehungen Lavater's zu Goethe enthielte. Es würde das dem Ganzen eine angenehme Abrundung verleihen. Auch pflegen die, welche Verhältnisse genau kennen, sie oft nicht ungern zu recapituliren, falls auf die Darstellung nur die nöthige Sorgfalt verwandt worden ist. Ueber Lavater und Goethe ist das letzte Wort noch nicht gesagt. Lavater hat Goethe einmal im Bann gehalten, und dies konnte doch nur möglich sein, wenn er sehr bedeutende Eigenschaften besaß, die Goethe's spätere Abneigung nicht fortzuschaffen im Stande gewesen wäre. Goethe hat auch Jacobi einmal schroff verlassen und nach Jahren sich zum Theil zu ihm zurückgewandt, nicht ohne ergreifendes Eingeständniß eines gewissen Verschuldens. Ich gestehe, daß nicht Lavater's Schriftliches, zumeist wohl aber Dannecker's Büste mich für den Mann einnimmt, der, diesem Abbilde zufolge, auf der einen Seite wie von Gedanken verzehrt zu sein, auf der anderen etwas höchst positiv Persönliches in sich zu hegen scheint. Diese unklaren Vorläufer und Opfer der französischen Revolution bilden eine besondere Kaste, deren Studium noch offen bleibt.

71. **Bescheidene Liebesgeschichten.** Hamburger Novellen. Neue Folge. Von Ilse Frapan. Hamburg, Otto Meißner 1888.

Bescheiden an diesen Liebesgeschichten ist, abgesehen vom Titel nur, daß die Dichterin sich innerhalb des kleinen bürgerlichen Lebens, in der Enge der Familie aufhält, die große Welt aber noch flieht; und daß sie ferner die

Form der gedrängten Skizze für sie gewählt hat. Höchst achtunggebietend dagegen ist die Kunst, welche die Verfasserin an diese kleinen Geschichten gewendet hat. Gestützt auf eine scharfe Beobachtungsgabe und starke Anschauungskraft, weiß sie vortrefflich und mit großer Sicherheit zu charakterisiren. Daneben befleißigt sie sich einer Art der Schilderung, die sich manche weniger „Bescheidene" zum Muster nehmen könnten. Sie erzählt nicht, wie Jemand, der über ein stattgehabtes Ereigniß nachträglich berichtet, sondern so, als ob es eben vor sich ginge, wodurch sie auf natürliche Weise Theilnahme und Spannung erregt. In der dichterischen Auffassung, namentlich in dem Cultus, den sie der guten, alten Zeit weiht, auch in der liebevollen Verklärung, in der sie die kleinen Existenzen erblickt, erinnert sie an keinen Geringeren als Theodor Storm. Wir hoffen der Dichterin, die ja auch den Lesern der „Rundschau" schon auf das Vortheilhafteste bekannt geworden ist (vgl. „die Last" im Juni-Heft vom vorigen Jahre), recht bald und häufiger als bisher, wieder zu begegnen.

π. **Zwölf Bilder nach dem Leben.** Erinnerungen von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1888.

In Heinrich Heine, einem dieser zwölf Bilder, erzählt die Verfasserin, wie der Dichter einst zu ihr sagte: „Sie sind eine Schönseherin und Sie haben doch die Geißel der Satire hart genug geschwungen in der Diogena". Dieses Wort des scharfen Beobachters, sobald wir es gelesen, verläßt uns während der Lectüre des Buches nicht mehr: es könnte sein Motto sein. Denn als Schönseherin berichtet Fanny Lewald hier von jenen Männern und Frauen, welche die künstlerische und literarische Welt der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart bilden halfen. Mit vornehmem Idealismus, der ihr bis in ihr hohes Alter treu geblieben ist — gerade diese über den Zeitraum von 1858 bis 1886 sich erstreckenden Skizzen beweisen das — sucht sie die edlen Züge der menschlichen Natur auf, um sie mit glücklicher Darstellungsgabe ans Licht zu bringen. Da sie aber Geist besitzt, viel erlebt und in manches menschliche Herz Einblick gewonnen hat, so entdeckt sie nicht bloß das Gute in den Persönlichkeiten, sondern vermag auch das Interessante an ihnen zu erkennen. Die Skizzen sind größtentheils gleich nach dem Tode der Betreffenden geschriebene Nekrologe und geben immer die jeweiligen Begegnungen wieder, welche die Verfasserin mit ihnen gehabt hat. Die Personen werden uns dadurch von vornherein menschlich nahe gerückt, und wir sind in der Lage, ihnen gleichsam über ihre Werke hinweg direct ins Auge zu schauen. Manches Neue und Hübsche erfahren wir so, besonders über den Fürsten Pückler, Liszt (zuerst im August- u. Septemberheft der „Rundschau" 1887 veröffentlicht) und Heinrich Heine.

ρ. **Gedichte** von Rudolf Graf Hoyos. Wien, Carl Gerold's Sohn 1887.

Jede neue Gedichtsammlung bestätigt uns, in dieser prosaisch gearteten Zeit, aufs Neue, daß das Bedürfniß poetischer Weltbetrachtung noch vorhanden ist, wenn auch die Kraft des poetischen Ausdrucks nicht immer gleichen Schritt mit demselben hält. Es erzeugt sich dadurch ein Zwiespalt, der unseren modernen Dichtern eigenthümlich zu sein scheint und den auch Graf Hoyos nicht überwunden hat. Von ausgebreiteter Bildung, ernst, wohlwollend und mit deutlich ausgeprägter Meinung, die seiner Natur gemäß ist, steht er den Dingen und Fragen gegenüber. Aber um sich und uns über den Abgrund hinwegzutragen, fehlt ihm die Leidenschaft, die so lang und so weit sie uns fortreißt, keinen Zweifel übrig läßt. Graf Hoyos ist mehr Philosoph als Dichter; man merkt es an seiner Diction, seiner Sprache, die mit den Hindernissen eher ringt als sie besiegt. Ihm gelingt das Gedicht mit einem Gedankeninhalt besser als das Liebeslied; und mehr als Wehmuth zu wecken, vermag er es, uns Wesen und Genesis derselben verständlich zu machen:

Als Wunsch ward einstens ich geboren,
Und wuchs zur Sehnsucht, zur Begier,
Dann hab' ich mich im Schmerz verloren
Und steh' als Wehmuth jetzt vor Dir.

In Sprüchen solcher Art ist Graf Hoyos zuweilen sehr glücklich, und der vorliegende Band enthält davon eine gute Zahl. Sie beziehen sich auf alle die mannigfaltigen Interessen des modernen Lebens und behandeln sie durchaus in einem freien, selbständigen Sinn. Sie zeigen zugleich, wie mit der Herrschaft über den Gegenstand auch die Herrschaft über den Vers wächst, so daß wir aus dieser letzten Abtheilung leicht eine Reihe trefflicher Epigramme hier anführen könnten. Doch wir verweisen lieber den Leser auf das Buch selber, in welchem er nach seiner Wahl suchen und finden mag.

μ. **Reisebilder aus Ostafrika und Madagascar.** Von Dr. Conrad Keller. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Unterstützt von der schweizerischen Regierung, ausgerüstet mit gediegenem Wissen und im Besitze eines photographischen Apparats trat der Verfasser obigen Werkes seine Reise an. Obwohl er über Aegypten, dem viel beschriebenen, doch stets interessanten Lande, nur flüchtig hinweggeht, weiß er doch auch hier das Bemerkenswerthe, weniger Bekannte treffend hervorzuheben, z. B. die Einrichtung des Gama el Achar, der berühmten Universität der Orientalen. Originell ist, was er da sieht, originell, wie er es erzählt. Seine Darstellung von dem Einflusse des Suez-Canals auf die Vermischung der Meeresfaunen zweier Oceane ist fesselnd und scharf. Doch erstrecken sich seine Forschungen nicht ausschließlich auf die Flora und Fauna der bereisten Länder, auch die Ethnologie zieht er in deren Bereich, wie das Capitel über die Völker des Sudan beweist. Kurze Zeit nach der Reise des Dr. Keller war der Sudan berufen, eine Rolle in der Völkergeschichte zu spielen, was diesen Schilderungen einen um so anregenderen Hintergrund verleiht. Etwa die Hälfte des Buches ist der Insel Madagascar gewidmet, und kaum möchte diese Insel je in solch sachlicher Weise beschrieben worden sein, wie hier der Fall. Eine Reihe vortrefflich ausgeführter Holzschnitte erhöhen den Werth des in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Buches.

Das Grafenkind.

Novelle

von

Ernst Wichert.

(Schluß.)

V.

Cilli dachte sich müde über diese Dinge, die lange Zeit in immer wieder anderer Beleuchtung vor ihr hinschwebten, bis dann der Kreislauf erschöpft schien und nun in rückläufiger und nochmals rückläufiger Bewegung dieselben noch ungelösten und vielleicht gar nicht lösbaren Räthsel aufgegeben wurden. Sie schlief endlich auf dem Sopha ein, erwachte fröstelnd mitten in der Nacht und begab sich zu Bett, um bis gegen den Morgen hin zu wachen, dann aber in um so tieferen Schlaf zu verfallen, aus dem sie auch das Eintreten der Gräfin nicht erweckte, die sich besorgt nach ihrem Befinden zu erkundigen kam. Als sie ein paar Stunden darauf am Frühstückstisch erschien, sah sie bleich und nervös abgespannt aus. Sie bemühte sich, den Eltern gerade wie sonst einen Gutenmorgen zu wünschen, aber sie fühlte selbst, daß es ihr nicht gelang. Nun tauchten wieder die Zweifel auf, die sie gequält hatten; sie verlor alle Selbstbeherrschung, warf sich an die Brust der Gräfin und rief schluchzend: „Mein Gott, mein Gott! was soll ich thun und lassen, damit Ihr mir glaubt? Ich bin nicht mehr, die ich gestern war. Wie kann ich mich Euch zeigen, als wäre nichts verändert? Und doch weiß ich, daß Ihr's so erwartet, und ich möchte so gern — so gern ... Seid gütig und rechnet mir meine Schwäche nicht für bösen Willen an. Ich habe Euch so lieb —!"

Die Gräfin suchte zu beruhigen, und der Graf, der gleich wieder in eine fieberhafte Aufregung gerieth, streichelte ihre Schulter und sagte: „Was machst Du Dir für Gedanken, Kind? Als könnten wir Dich darauf hin beobachten, ob Du ... Ah! das sind Thorheiten. Erlaubt nur, daß ich Herrn Rath Rohrhagen ersuchen lasse, sich gleich heut zur Aufnahme des Adoptionsvertrags hierher zu bemühen, und Alles ist wieder in der besten Ordnung, so daß gar kein Wort weiter darüber gesprochen werden darf. Das wäre mir das Liebste."

„Rath Rohrhagen?“ fragte Cilli. „Georg's Onkel ...“ Das Blut stieg ihr plötzlich ins Gesicht, um sich langsam wieder zurückzuziehen.

„Er ist der betreffende Richter — ein freundlicher alter Herr, der durchaus unseres Vertrauens würdig ist, auf dessen Verschwiegenheit wir rechnen dürfen, wenn —“

„Aber auch Georg muß wissen, wer ich nicht bin — er zuerst.“

„Warum Georg? Aber wie Du willst. Man kann ihn ja als Zeuge des Aktes einladen.“

„Nein, nein! Das nicht. Ich will's ihm sagen —“

„Gut! Bestellen wir ihn denn eine Stunde früher als den Rath. Ich schicke sogleich ...“

Cilli hielt ihn zurück. „Nein, thu' das nicht. Warum schon heut?“

„Es wäre mir lieb des Barons wegen. Käme er Abends, so wäre die Formalität schon erfüllt und unsererseits jedes Hinderniß hinweggeräumt.“

„Aber seinetwegen geschieht's doch nicht —! wenn's geschieht,“ fügte sie leise hinzu. Sie faßte sich ein Herz und fuhr fort: „Ich weiß nicht, ob ich unter anderen Umständen Baron Fissing das Jawort gegeben hätte — jetzt kann ich's gewiß nicht.“

„Wie? wie? Jetzt kannst Du's gewiß nicht?“

„Jetzt dürfte ich's nicht.“

Der Graf spannte die Augenbrauen und sah sie ganz erstaunt an. „Aber, Kind ...“

„Er hat um Eure Tochter angehalten. Jetzt weiß er, daß ich's nicht bin.“

„Darum soll ja der Rath —“

„Das bedeutet ihm vielleicht doch nicht dasselbe. Ich weiß es nicht. Er behauptete mich zu lieben. Soll er nun eingestehen, er sei im Irrthum gewesen, oder er liebe mich nicht mehr? Das möchte seine ehrenwerthe Gesinnung nicht erlauben. Also wird er sich Zwang anthun, wenn er sein Wort nicht zurückzieht. Und wär's nicht so, ich müßte es doch glauben und würde nie von dem Argwohn loskommen, daß ich nicht seine freie Wahl gewesen sei. Nein! wer mich zur Frau begehrt, der muß mich kennen, wie ich jetzt selbst mich kenne.“

„Pah —! Das sind Spitzfindigkeiten des Gefühls —“

„Die Mama denkt gewiß ebenso darüber.“

„Liebes Kind —“ bemerkte die Gräfin etwas gedehnt, „ich muß Deine vorsichtige Haltung als taktvoll loben. Gleichwohl ... es ist doch sehr wohl möglich, daß Baron Fissing jetzt wie vorher allein dem Zwange seines Herzens folgt, und daß es ihm, wenn Du ihn erst wieder vor Dir hast, mit leichter Mühe gelingt, Dich davon zu überzeugen. Warum willst Du dem grundsätzlich widerstreben?“

Cilli schüttelte abwehrend den Kopf. „Ich kann nicht anders — und es ist am besten, Ihr sagt es ihm gleich. Uns beiden wird dann eine peinliche Minute erspart.“

„Die Mama hat Recht,“ entschied der Graf. „Du wirst einmal sehen, wie liebenswürdig Edgar alle diese Grillen verscheuchen wird. Aber das mag sein

oder nicht sein, die Adoption ist davon unabhängig. Warum auf morgen verschieben, was heute gethan werden kann? Wir stehen alle in Gottes Hand, und man kann nicht wissen, welcher unglückliche Zufall —"

Cilli lehnte sich an seine Schulter. „Ich bitte Dich, laß mir wenigstens einige Tage Bedenkzeit."

„Bedenkzeit? Wozu das aber? Ich hoffe doch, Du wirst nicht eine Minute Zeit zum Bedenken brauchen, ob Du unser Kind sein willst."

„Wie ich's bisher war ... gewiß nicht. Aber ob ich zulassen darf ..." Sie schwieg, da sie seine Stirn kraus und sein Auge finster sah. „Ach Gott! wie soll ich's Euch nur sagen, ohne Euch zu kränken?" fuhr sie nach einer Weile fort. „Es scheint ja ganz unsinnig, daß einer sich's bedenken will, ob er eine solche Wohlthat annehmen darf. Aber ich fühl's, ich bin verwirrt — habt Geduld mit mir!"

„Sprechen wir für jetzt nicht weiter davon," mischte sich die Gräfin ein. „Das Wasser der Quelle, aus der wir unsere reinsten Lebensfreuden schöpften, ist aufgeregt und getrübt; es bedarf einer gewissen Zeit, bis die umwirbelnden Stoffe wieder zu Boden sinken und der Spiegel ganz klar geworden. Der natürliche Proceß läßt sich nicht beschleunigen."

Cilli küßte ihr dankbar die Hand. Dem Grafen war diese Verzögerung nicht lieb, aber er fügte sich. Man bemühte sich allseitig, sich den Anschein zu geben, als setze man die alte Lebensgewohnheit fort, ohne auch nur einen Augenblick aus dem so lange befahrenen Geleise gekommen zu sein. Man wollte einander nicht hintergehen, als nehme man das für wirklich, aber man fühlte den unbehaglichen Zustand so doch am erträglichsten und hatte genug feinen Takt, auch den leisesten Anstoß zu vermeiden.

Am Nachmittag wartete Graf Moorland ungeduldiger und immer ungeduldiger auf das Eintreten seines jungen Freundes, des Barons Fissing. Die vierundzwanzig Stunden, die er ihm gesetzt hatte, waren längst um. Es hätte ihn gar nicht gewundert und viel weniger geärgert, wenn dem feurigen Liebhaber die Zeit zu lang geworden wäre; daß er sich nun nicht einmal beeilte, die Frist aufs knappste einzuschränken, war ihm verdrießlich. Endlich gegen Abend kam nicht er selbst, sondern ein Brief. Er wurde ihm am Familientisch übergeben, und seine Miene schien dabei auszudrücken: ein Brief? aber das ist ja gar nicht möglich! Er drehte ihn ein paar Secunden lang zwischen den Fingern und ließ die scharfen Kanten auf den Tisch aufklappen. Dann öffnete er das Couvert und überflog mit den Augen das einliegende rosa Papier, dessen Parfüm sich bis zu den Damen verbreitete. Alsbald stand er auf, gab der Gräfin einen Wink und ging in sein Zimmer.

Sie folgte ihm, sobald sich ein Vorwand zur Entfernung finden ließ. Er war sehr erregt, reichte ihr das Blatt und rief: „Unerhört — unglaublich." Die Gräfin las und wiegte den Kopf. „Wir müssen unsererseits sofort abbrechen," sagte sie.

„Aber ist er denn von Sinnen?" rief der Graf. „Ich kann mir nicht denken ... ah!"

„Der Brief ist kaum mißzuverstehen," bemerkte sie, indem sie ihn auf den Tisch zurücklegte.

Der Baron schrieb in der verbindlichsten Form, er bedauere unendlich, sich in den nächsten Tagen, vielleicht Wochen, nicht blicken lassen zu können. Eine schlimme Nachricht von Hause — die Krankheit seiner Mutter habe eine bedenkliche Wendung genommen — nöthige ihn zur schleunigsten Abreise dorthin. Die Besorgung des Urlaubs nehme so sehr seine Zeit in Anspruch, daß es ihm versagt sei, sich im Hause seiner verehrten Gönner persönlich zu verabschieden. Das sei ihm um so fataler, als der Graf ihm soeben einen schönen Beweis des Vertrauens und einer echt freundschaftlichen Gesinnung gegeben, wofür er sich ihm zu großem Dank verbunden fühle. Doch hoffe er bei ihm nicht zu verlieren, wenn er vor Allem eine Pflicht kindlicher Pietät erfülle. Der Platz in seinem Herzen möge ihm wenigstens bis zur Rückkehr offen gehalten werden. Inzwischen werde ja hoffentlich auch zu allseitiger Befriedigung die Angelegenheit geordnet sein, die den Grafen mit Recht beunruhige. Er bäte, ihn den Damen zu empfehlen, die seiner unbegrenzten Verehrung zu versichern eigentlich schon eine Vermessenheit wäre, und zeichne sich u. s. w.

Die Zeit, die ihn dieser Brief gekostet hatte, würde zu dem unterlassenen Besuch ausgereicht haben. Wenn er aber schreiben wollte, so hätten kurze drei Zeilen genügt, das auszusprechen, was der Graf erwartete. Baron Edgar schrieb sie nicht — offenbar absichtlich nicht. Er wich mit sehr höflichen Wendungen jeder bestimmten Erklärung aus. Es war klar, er wollte Zeit gewinnen, sich je nach den Umständen, wie sie sich inzwischen etwa gestalten möchten, seine weitere Stellungnahme vorbehalten. Er fürchtete einen Sturm in der Gesellschaft und wollte ihm aus dem Wege gehen. Vielleicht später, wenn sich die Luft wieder ganz abgestillt hätte ...

„Ah —!" stöhnte der Graf, „er verrechnet sich. Fehlt ihm der Muth, uns in diesen Tagen zur Seite zu stehen, so wird er uns auch künftig entbehrlich sein. Er soll nicht glauben, uns eine Gefälligkeit zu erweisen, indem er Cilli für unsere Tochter gelten läßt. Schon dieses Bedenken, wo wahrlich nichts zu bedenken ist, macht ihn ihrer unwürdig. Aber es thut mir leid, ihn so verlieren zu müssen. Sein Vater ... Still davon. Wie man sich in einem Menschen täuschen kann!"

„Du thust ihm vielleicht doch Unrecht," wendete die Gräfin sanft ein. „Versetze Dich in seine Lage —"

„Du entschuldigst ihn, Bertha?"

„Das muß ich wohl, wennschon ich lieber seine Großherzigkeit rühmen möchte. Uebrigens ändert das in der Sache selbst nichts."

„Nein. — Wie soll man das nun wieder Cilli beibringen?"

„Wir sagen ihr nur, daß der Baron zu seiner kranken Mutter gereist sei, und enthalten uns jedes Commentars."

„Sie wird mit ihrem feinen Gefühl sofort merken, um was es sich handelt, wird diese Abtrünnigkeit als eine Bestätigung ihrer schwärzesten Befürchtungen ansehen. Verschweigen wir ihr lieber vorläufig ganz ..."

„Auch das kann geschehen. Aber es schien ja, daß sie schon selbst völlig resignirt sei."

„Sie bildet sich das ein. Und es ist auch für sie ein Unterschied, welcher Theil zurücktritt."

„Allerdings."

Cilli machte ihre vorsorgliche Verabredung mit einem Wort zu Schanden. Sie hatte erfahren, daß der Diener des Barons den Brief gebracht. „Baron Fissing kommt nicht wieder," sagte sie und fuhr fort, bevor Graf und Gräfin sich durch Blicke über ihr weiteres Verhalten einigen konnten: „Das ist gut — das erleichtert mich sehr. Auch wenn er gekommen wäre, hätte sich freilich bei mir nichts zu seinen Gunsten geregt — glaubt mir: nichts. Aber Ihr wäret mit mir unzufrieden gewesen. Jetzt beweist er Euch selbst aufs deutlichste, wie Recht ich hatte." Sie athmete hoch auf. „Es ist mir eine Last vom Herzen."

Der Graf glaubte auch jetzt nicht an die Ernsthaftigkeit dieser anscheinend freudigen Erregung. Er sprach, etwas verwirrt freilich, von der Krankheit der Baronin, von dem guten Sohn, von der voraussichtlich sehr baldigen Rückkehr, und daß man seine Entschließungen ja bis dahin aussetzen könne. „Ich will hoffen," antwortete Cilli sehr ernst und bestimmt, „daß Ihr mit mir diese Angelegenheit für durchaus erledigt ansieht. Sie ist es. Und ich füge hinzu: Gott sei Dank! Es ist nur die Wahrheit, wenn Papa dem Baron antwortet, ich hätte seine Bewerbung zurückgewiesen — weil ich ihn nicht lieben könne."

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer. Es sprach sich in ihnen eine Selbständigkeit des Willens aus, die Beide in Erstaunen setzte. Cilli aber war zu Muth, als sei ihr jetzt wirklich ein Stein vom Herzen gefallen, der schwer gelastet hatte; es schlug ihr freier und ruhiger. Sie nahm ein Blättchen aus ihrer zierlichen Briefmappe und schrieb darauf mit eilender Feder:

„Lieber Georg!

Sie können jetzt ohne Bedenken wieder in gewohnter Weise mit mir lesen und Klavier spielen. Es ist dafür gesorgt, daß Niemand uns stört, am wenigsten der, dem Sie aus dem Wege gehen wollten. Er hat sich selbst den Abschied gegeben. Sie dürfen sich auch vor der Gräfin Cilli Moorland nicht mehr fürchten. Sie existirt nicht. Das ist eine sehr merkwürdige Entdeckung, nicht wahr? Aber im Ernst, es ist so. Fragen Sie nur Ihren Herrn Onkel, den Gerichtsrath, und sagen Sie ihm, daß ich selbst Ihnen erlaubt hätte zu fragen, und daß ich wünschte, er möchte von der Wahrheit nichts zurückhalten. Denn ich will vor Ihnen kein Geheimniß haben, lieber Georg. Den guten Freund aber mag ich mir nicht nehmen lassen, und der bleibt hoffentlich treu auch einer ganz einfachen

Cilli,

die noch nicht einmal ihren wahren Namen kennt."

Diesen Brief ließ sie durch den Diener sogleich in den Postkasten befördern. Und nun war ihr erst recht wohl. Sie meinte über diesen Schritt Niemandem Rechenschaft schuldig zu sein, auch den Eltern nicht. Von Georg hoffte sie am besten berathen zu werden, ob sie sich nun doch von ihnen zur Gräfin Moorland machen lassen solle oder nicht. Sie zerbrach sich nicht mehr, wie gestern,

den Kopf über die Dinge, die selbst dem Gefühl unfaßbar waren; sie nahm die Frage gleichsam praktischer, was nun geschehen solle. Aus einem Gesichtspunkte freilich, der den gräflichen Herrschaften ganz unbekannt war und dessen sie sich selbst keineswegs in seiner vollen Bedeutung bewußt wurde. Wie stellte Georg sich zu dieser Frage? Es schien ihr gar nicht bedenklich, sich darum zu kümmern. Er war so klug und verständig, so herzensgut und freundschaftlich gesinnt — es wäre leichtsinnig gewesen, seinen Rath nicht einzuholen. Er könnte gar nicht anders ausfallen als zu ihrem Besten. Weiter hinaus wollte sie nicht denken. Aber daß es noch ein Weiterhinaus gebe, schwebte ihr nicht undeutlich vor.

Und nun mischte sich noch eine andere Vorstellung ein, die bis dahin nur unklar in ihr aufgetaucht: Hatte sie nicht die Pflicht, ihre rechten Eltern kennen zu lernen, wenn sie noch lebten? Sie waren freilich jetzt ganz wesenlose Schemen für sie, bloß begriffliche Persönlichkeiten, vorausgesetzte Daseinsnothwendigkeiten. Aber es schien doch so natürlich, daß ihr Kind wissen wollte, wer sie seien, wie sie aussehen, wo sie wohnten, was sie trieben und wie es ihnen in Allem gehe. Selbst die darauf gerichtete Neugierde war erklärlich. Aber Cilli's weiches Gemüth fühlte sich auch bedrängt durch eine unbestimmte Sehnsucht nach den Unbekannten, die ihr Vater und Mutter waren. Sie hätte die Gräfin jetzt nicht mehr Mutter nennen können; das wäre ihr eine bewußte Lüge erschienen. Eine unbekannte Frau freilich, die ihr noch nichts Liebes erwiesen hatte, dürfte diesen Namen noch weniger beanspruchen. Aber vielleicht sehnte auch sie sich nach dem verlorenen Kinde; vielleicht fügte sich nach dem Willen des Himmels in Stunden wieder zusammen, was die Jahre getrennt hatten. Sie würde sich für ganz herzlos gehalten haben und für feige dazu, wenn sie nur auf Erhaltung ihres Glückzustandes bedacht und gleichgültig oder gar scheu Denen aus dem Wege gegangen wäre, die ihn durch ihre gewiß schmerzliche Entsagung herbeigeführt hatten.

Am andern Morgen suchte sie daher den Grafen in seinem Arbeitszimmer auf und bat ihn um eine Unterredung. „Ihr wollt mir in übergroßer Güte Euren Namen und Stand geben," sagte sie, „mich ganz als Euer Kind annehmen und mit Kindesrechten begnaden ... Da sieht's recht häßlich aus, daß ich mich nicht beeile, Euch in die Arme zu fliegen und dankbar die Hände zu küssen. Aber bedenkt, daß ich Euch gar nicht lieber haben kann, wenn Ihr auch dies noch für mich thut, das doch nur der Form nach zu thun bleibt; daß ich aber vielleicht Grund haben könnte zu wünschen, diese Form, die das Wesen nicht ändert, bliebe unerfüllt —"

„Wie — wie?" fiel der Graf gleich wieder heftig ein. „Du könntest so thöricht sein, die großen Vortheile zu verkennen, die Dir die förmliche Annahme an Kindesstatt bietet? Das hätte ich nicht für möglich gehalten."

„Papa —" antwortete Cilli entschlossen, „ich muß wissen, wer meine Eltern sind; dann erst kann ich mich über die Frage entscheiden, die mir das Gesetz vorlegt."

„Deine Eltern — hm, hm!" Der Graf ward verlegen. „Aber ich habe Dir ja gesagt, daß sie Dich verlassen haben —"

„Sie müssen mir's selbst sagen, und auch warum das geschehen ist."

„Das geht nicht an."

„Papa!"

„Das geht unter keinen Umständen an."

„Weshalb nicht?"

„Du kannst das jetzt nicht verstehen. Vielleicht später einmal — wenn Du die Welt besser kennst — wenn Du verheirathet bist . . ."

„So lasse ich mich nicht abweisen, Papa. Warum habt Ihr mir verrathen, daß ich Euer Kind nicht bin? Nun muß ich auch wissen können, wessen Kind ich bin."

Der Graf strich mit der Hand über die Stirn hin. Er seufzte.

„Wie kurzsichtig die Menschen sind! Wenn ich geahnt hätte, daß Baron Fissing — oh! ich hätte schweigen sollen."

„Aber Du hast einmal gesprochen, Papa, und Du mußt mehr sprechen."

„Es kann nicht sein — glaube mir, es kann nicht sein."

„Ich darf Dir nicht glauben. Wie heiße ich?"

„Das will ich Dir nicht vorenthalten. Der Taufschein müßte ja doch vorgelegt werden. Du heißest — Cäcilie Wendt."

„Cäcilie Wendt . . . Wendt. Das ist wunderlich. Cäcilie Wendt! Ich werde den Namen behalten, wenn ich ihn mir noch ein paarmal vorspreche. Und wie heißt meine Mutter?"

„Ernestine Wendt."

„Ernestine . . . Und mein Vater?"

„Liebes Kind —"

„Und mein Vater?"

„Wenn ich nicht irre, Arthur — wie ich."

„Das freut mich. Aber wie kommt es, daß Du das nicht genau weißt?"

„Liebes Kind, Dein Vater . . ." Er zuckte mit den Achseln und schloß die Augen.

„Ich habe doch einen Vater?"

„Aber der Deinige —"

„Ist er todt?"

Der Graf wand sich in den Schultern und blinzelte mit den Augen.

„Ich hatte es nur mit der Mutter zu thun. Jedenfalls ist sie mit einem andern Mann verheirathet."

„Verheirathet — mit einem andern Mann? Ich hätte also einen Stiefvater?"

„So zu sagen. Du fragst zu viel."

„Noch immer nicht genug: Wie heißt der Mann?"

„Oh — ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht —?" Sie sah ihn mit ihren ernsten Augen scharf an.

„Liebes Kind . . . es ist ja ganz gleichgültig."

„Für mich nicht, Papa. Sage mir die Wahrheit. Ich habe ein Recht auf sie. Wie heißt der Mann?"

„Nun denn — Reisler. Ich vermuthe das wenigstens. Vor Kurzem sah

ich auf der Straße eine Frau, die mich — an Deine Mutter erinnerte. Sie trug einen Marktkorb und war wohl auf dem Wege nach Hause. Ich folgte ihr in gemessener Entfernung, sah sie — irgendwo eintreten und fragte einen Knaben, der gleich darauf von dort kam, wer die Frau gewesen sei. Die Kanzlistenfrau Reisler, antwortete er mir, meine Mutter."

„Sie hat noch andere Kinder?"

„Hm, — wenn ich mich in der Person nicht irrte. Nach so vielen Jahren . . . Ich fragte den Buben ein wenig aus. Der Vater, sagte er, sei Musicus beim Militär gewesen und habe darauf eine Civilversorgung erhalten. Er habe noch eine Schwester."

Cilli horchte wie erfreut auf. „Sagte er das?"

„Eine jüngere Schwester."

„Eine jüngere . . ." Sie wandte sich enttäuscht ab.

„Ich fragte, wie es ihnen gehe, und er meinte, sie hätten ja satt zu essen."

„O Gott — satt zu essen! Wie wenig ist das."

„Bei Leuten dieser Art nicht, liebes Kind. Der Knabe sah auch recht ordentlich gekleidet aus. Du kannst Dir übrigens denken, daß mich nicht bloße Neugier veranlaßte, diese Erkundigungen einzuziehen. Deine Mutter . . . ich hätte — Deinetwegen schon — gern unter der Hand etwas zur Verbesserung ihrer Lage gethan, wenn sie in Noth gewesen wäre. Aber auf eine Anfrage bei dem Polizeibeamten des Reviers erfuhr ich, daß die Reislers sehr anständige Leute seien, die eine Unterstützung von der Hand weisen würden. Natürlich habe ich unter solchen Umständen jede Einmischung vermieden. Der Regierungspräsident, den ich später einmal gelegentlich nach dem Manne fragte, glaubte sich zu erinnern, daß er mit der Bitte um Versetzung nach einer kleinen Stadt in der Provinz eingekommen sei, wo ein Rentmeisterposten oder so etwas vacant gewesen; die Frau müsse hier an dem theueren Ort zu viel mitarbeiten. Er gab ihm das beste Lob eines sehr ehrenhaften, zuverlässigen und bescheidenen Beamten."

„Und sie sind darauf nach der kleinen Stadt verzogen?"

„Wahrscheinlich — ich weiß es nicht — es kann wohl sein. Ich hatte weiter keine Veranlassung, mich mit ihnen zu beschäftigen."

Cilli sann nach. „Reisler . . . der Name kommt mir nicht unbekannt vor. Ich muß ihn schon einmal nennen gehört haben."

„Sehr möglich; er ist nicht gerade ungewöhnlich. Es gibt gewiß viele Personen, die ihn führen. Bist Du nun befriedigt?"

„Nicht ganz, Papa. Es muß sich doch leicht ermitteln lassen, ob die Frau Reisler wirklich meine Mutter ist."

Der Graf wurde sehr unruhig. „Aber zu welchem Zweck? Ich bitte Dich, Kind, sieh' die Sache verständig an und setze Dir keine Grillen in den Kopf. Deine Mutter . . . nun ja, sie hat Dir das Leben gegeben. Wenn aber auch nur ein Fünkchen Liebe für Dich —"

Cilli seufzte schmerzlich.

„Es ist doch so, liebes Kind. Sie hätte sich wohl einmal nach Dir erkundigt. Aber niemals in der ganzen Zeit . . . Und sollte sie nicht erfahren

haben, daß wir seit einem Jahre hier in der Stadt wohnen? Mein Name ist gewiß oft genannt worden. Auch wenn sie sich nicht zu erkennen geben wollte, wäre es ihr ein Leichtes gewesen, sich Dir zu nähern, Dich zu sehen und zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß sie mich absichtlich gemieden hat — Du *solltest* für sie nicht in der Welt sein. Darauf gibt es nur *eine* mögliche Antwort: Du *bist* für sie nicht in der Welt. Du hast eine andere Mutter gefunden, die Dich liebt, die Dir Alles ist, was eine Mutter dem Kinde sein kann. Sie kränkst Du im Herzen durch jeden Gedanken an die Fremde."

Cilli schwieg eine Weile nachdenklich. Dann sagte sie, ohne die Augen aufzuschlagen: „Es ist, wie Du sagst, Papa — aber ich möchte sie doch einmal sehen . . die Frau, die mir das Leben gegeben hat."

„Das darf nicht sein," fuhr der Graf rasch auf, „unter keinen Umständen. Du bist uns die Rücksicht schuldig, eine Verbindung nicht wieder anzuknüpfen, die einst in der Absicht zerrissen worden ist, daß sie für alle Zeit zerrissen sei. Die Lebensverhältnisse hier und dort sind so verschiedene, daß ein gesellschaftlicher Verkehr undenkbar wäre. Unsere Tochter darf nicht in Beziehungen zu Leuten stehen, mit denen für uns keine Gemeinschaft möglich ist. Sie muß ihre Interessen vollkommen mit den unsrigen identificiren, oder sie ist unsere Tochter nicht. Wir können keinen fremden Anhang dulden, der die Umgebung, auf die wir durch unsere Lebensstellung angewiesen sind, Dir gegenüber in die Zwangslage versetzen würde, Grundsätze verleugnen zu müssen. Bist Du unsere Tochter, so bist Du die Gräfin Moorland, die keine andere Verwandtschaft kennen darf, als deren wir uns rühmen. Ihr Stolz wird sie vor jeder Verirrung bewahren."

Er hatte noch nie so energisch gesprochen. Cilli fühlte, daß er eine Position vertheidige, die er nie aufgeben würde, so nachsichtig er sonst gegen sie war. Sie versuchte daher keinen Widerspruch. Er fuhr fort: „Du bist aber auch der fremden Frau, die Deine Mutter nicht sein will, die Rücksicht schuldig, ihren Willen zu ehren, selbst wenn Du die Beweggründe nicht kennst und begreifst. Wie wir bis jetzt aller Welt ein Geheimniß daraus machten, daß Du ein angenommenes Kind seiest, so ist es wohl möglich, daß sie bis jetzt aller Welt ein Geheimniß aus dem Kinde machte, das vor ihrer Verheirathung mit Reisler geboren ward. Vielleicht, daß Reisler selbst nicht weiß . . ." Cilli sah ihn im höchsten Maße verwundert an. „Aber gleichgültig! Sie hat vollen Anspruch auf unsere strengste Discretion. Ich zweifle nicht, daß Du ihn anerkennst."

Sie war sehr erhitzt von dem ungewöhnlich aufregenden Gespräch und zitterte merklich. Der Graf trat auf sie zu und schloß sie in seine Arme. „Mein liebes, gutes Kind," sagte er, jetzt wieder im zärtlichsten Ton, „überzeuge Dich endlich, daß Du Dir selbst die größte Wohlthat erweisest, wenn Du Dich von ungesunder Sentimentalität frei hältst und über Deine Geburt zu grübeln aufhörst. Klügle Dir nichts aus, sondern entscheide mit Deinem Herzen; dann wirst Du nicht irre gehen."

„Mit meinem Herzen —" wiederholte Cilli sehr leise, „ja das will ich." Sie drückte dem Grafen die Hand und entfernte sich.

Woran sie dachte, ahnte er nicht. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß

ihr Georg lebhaft vor Augen stand. Sie meinte ihn im Musikzimmer finden zu müssen und ging eiligst dorthin, als ob er schon auf sie gewartet hätte.

Sie täuschte sich; aber sie verließ nun das Zimmer doch nicht wieder, sondern setzte sich ans Fenster und las in dem Buche, mit dem sie sich zuletzt beschäftigt hatten. Und nach einer Weile kam er wirklich.

In dem Augenblick, als er eintrat, besann sich Cilli, daß sie den Namen Reisler von ihm gehört habe. Er erzählte einmal, daß er einem Franz Reisler, „einem armen recht begabten Jungen," Stunden gebe. Aber diese Erinnerung huschte jetzt nur rasch vorüber, ohne einen bestimmten Anhalt zu suchen. Eine freudige Erregung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie vergaß, das Zeichen ins Buch einzulegen, und eilte Georg entgegen. Seine Haltung war sehr verändert. Er trug jetzt den Kopf hoch und frei, seine Augen leuchteten, und seine Wangen waren gerötheт. Er reichte ihr beide Hände entgegen und sagte: „O, wer hätte das vermuthen können! Sie sind nicht die hochgeborene Gräfin Moorland. Sie sind . . . Wie mag Sie diese Entdeckung erschüttert haben? Freilich, wenn ich Sie so vor mir sehe, als ob nichts . . ."

Cilli blickte mit glücklichem Lächeln zu ihm auf. „Es scheint nicht," bemerkte sie, „daß mein Verlust Sie sehr betrübt hat."

Er biß die Lippe. „Cilli — wenn ich in dieser Minute des Wiedersehens — des unverhofften Wiedersehens . . . Ich verdanke es doch allein diesem Umschlage Ihres Geschicks."

„Und es war wirklich Ihr Ernst, nicht mehr zu kommen?"

„Konnte ich, Cilli —?"

„Und es hat Ihnen inzwischen gar nicht leid gethan, sich so etwas ernstlich vorgenommen zu haben?"

„Fragen Sie nicht, Cilli. Lassen Sie mich lieber ehrlich bekennen, daß sich in mein aufrichtiges Bedauern über die Betrübniß, die Ihnen nicht erspart werden konnte, ein Gefühl von . . . wie soll ich es nennen —? von freudigem Schreck einmischte, daß zwischen uns nun . . ." Er brach ab. „Aber ich fürchte zu viel zu sagen, oder mich ungeschickt auszudrücken."

„Nein, nein!" rief sie: „Sprechen Sie sich nur aus, wie's Ihnen ums Herz ist. Ich kann das verstehen. Und es kränkt mich auch gar nicht, daß Sie es für kein so großes Unglück hielten, wenn ich plötzlich aufhörte, die Gräfin Moorland zu sein, mit der Sie doch meinten nicht länger in freundschaftlichem Verkehr bleiben zu können."

„Weil —"

„Ja weil . . ." Sie erröthete bis zu den Stirnhärchen hinauf. „Der Grund fällt jetzt auch fort. Hat Sie das nicht — meinetwegen — recht gefreut?"

„In der That, Cilli —"

„Aber ich kann Sie versichern, Georg, daß auch ohnedies nichts daraus geworden wäre. Ich war zur Besinnung gekommen — hatte mein Herz geprüft . . . Nur einen schweren Kampf mit den Eltern hätte es gekostet, und er würde mich sehr betrübt haben. Nun ficht mich das nicht weiter an. Und auch ich will Ihnen ehrlich bekennen, daß ich gewiß noch viel mehr bestürzt darüber gewesen wäre, nicht ihr Kind zu sein, wenn mir nicht zugleich diese

schwere Last abgenommen wäre. Bei all meinem Kummer war ich doch froh, daß ich Sie nicht zu verlieren brauchte."

Er küßte wiederholt ihre Hand, was er sonst nie gewagt. „Sie beglücken mich sehr, liebe Cilli," sagte er. „Allerdings ist es nur eine freundliche Täuschung, daß sich in unseren Beziehungen etwas Wesentliches geändert hat, und ich muß Ihnen ja als Freund Glück dazu wünschen, daß der Herr Graf und die Frau Gräfin Ihnen in demselben Athemzuge, möchte ich sagen, die Wahrheit enthüllten, daß Sie ihr Kind nicht seien, und den Entschluß kundgaben, Sie mit allen gesetzlichen Rechten als ihr Kind anzunehmen."

„Aber dazu ist meine Zustimmung erforderlich," bemerkte Cilli, den Kopf aufwerfend.

Georg lächelte. „Ich zweifle nicht, daß Sie dieselbe mit Freuden geben werden. Sie können sich ja liebere und wohlwollendere Eltern gar nicht denken."

„Das wohl. Und ich würde sie wie meine rechten Eltern mein Leben lang auch dann lieben und ehren, wenn sie mir die Wohlthat des Gesetzes nicht zuwenden wollten. Aber . . ." Sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn nach dem Klavier hin. „Setzen wir uns auf den alten Platz und besprechen wir den Fall ganz verständig. Deshalb gerade habe ich Sie zu mir gebeten. — Wär's wirklich unter allen Umständen so ganz ungeheuerlich, wenn ich meine Zustimmung verweigerte?"

„Aber welche Umstände könnten Sie hindern . . ."

„Der Graf und die Gräfin wollen mir eine Wohlthat erweisen — ihrer gütigen Meinung nach die größte, die sie mir erweisen können. Wenn's nun aber keine Wohlthat für mich wäre, daß ich ein Grafenkind bleiben müßte? Nicht einmal ein ordentliches, wie ich's bisher wenigstens in der Einbildung war, sondern nur eins auf dem Papier. Das sieht man in den Kreisen, wo die echten Grafenkinder wachsen, doch nicht für voll an. Wer das weiß, der scheut sich gewiß mit Recht, etwas vorstellen zu sollen, das er doch nach Gottes Willen nicht ist. Wozu soll ich denn den gräflichen Stand und Namen erhalten? Papa und Mama denken sich's sicher so, daß ich sehr unglücklich sein würde, wenn ich nicht einen Grafen oder Baron heirathete. Aber eher könnte ich sehr unglücklich werden, wenn's wirklich geschähe. Denn ob der mich um meiner selbst willen nähme . . . Ich würde doch immer argwöhnen, daß es nicht so sei, und mir selbst das Leben verbittern. Und es wäre ja auch möglich —" sie senkte das Köpfchen tief hinab und zupfte mit den feinen Fingerchen an dem Spitzenbesatz ihres Kleides — „es wäre ja auch möglich, daß ich einem Andern viel besser gefiele — wenn ich nicht so ein papierenes Grafenkind, und überhaupt kein Grafenkind wäre, sondern ganz frei über mich zu verfügen vermöchte . . . Können Sie sich das nicht vorstellen, Georg?"

Den Doctor überlief's heiß und kalt. Hatte diese Frage Bezug auf ihn? Oder lag auch nur eine entfernte Andeutung darin, daß seine Neigung erkannt sei und nicht unerwidert gelassen werde? Wie er sich beim Abschied ausgesprochen hatte . . . sie mußte ja aufmerksam geworden sein. Und ihr Brief! Stimmte da nicht Alles zu unverhofftem Glücke zusammen? Wenn er ihr jetzt zu Füßen fiele, das Bekenntniß seiner Liebe entgegenbrächte — könnte sie das

beleidigen? Erwartete sie's? Er fühlte eine taumelnde Bewegung in seinem Hirn, einen Augenblick vergingen ihm ganz die Sinne. Aber er faßte sich gewaltsam. Welche Verantwortlichkeit, jetzt zu seinen Gunsten eine Entscheidung herbeizuführen, die zugleich eine Entscheidung über jene sehr wichtige Lebensfrage wäre. Das alles ging ihm nun blitzschnell durch den Kopf. Und doch verzögerte sich seine Antwort für sie schon zu lange.

„Haben Sie mir darauf nichts zu sagen?" fragte sie.

„Liebe Cilli," entgegnete er etwas unsicher, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich vor Allem an die Pflicht denke, Ihnen möglichst selbstlos in schwieriger Lage zu rathen. Ich erkenne das Gewicht Ihrer Gründe an — wahrscheinlich würde ich an Ihrer Stelle ganz ebenso empfinden —, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie in Wirklichkeit jetzt nicht vor der Frage stehen, ob Sie als ein bürgerliches Mädchen den Ihnen bis dahin fremden gräflichen Stand ausschlagen, sondern ob Sie aufhören wollen, das Grafenkind zu sein, das Sie bisher gewesen sind. Die Adoption kann Ihnen nicht die natürlichen Rechte der Geburt geben, aber einen bürgerlich rechtlichen Zustand herbeiführen, der Ihnen die ausgezeichnete Lebensstellung sichert, in der Sie aufgewachsen und erzogen sind. Ich würde sehr leichtsinnig und unfreundschaftlich handeln, wenn ich Ihrer augenblicklichen Geringschätzung derselben beipflichtete. Der Herr Graf und die Frau Gräfin bieten Ihnen noch immer viel, wenn sie auch nicht mögen hindern können, daß Sie einem bornirten Theile der Gesellschaft weniger gelten; und was die Freiheit Ihrer Herzensentschließungen anbetrifft . . . ja, da wird es, meine ich . . ."

„Nun — nun?" forschte Cilli ungeduldig.

„Da wird es wesentlich auf die Festigkeit Ihres Willens ankommen, ob Sie unter allen Umständen — dem Zuge Ihres Herzens folgen, oder . . ."

„Aber wenn ich Papa und Mama gehorsam sein muß?"

„Sie werden gewiß von dem geliebten Kinde nichts Unbilliges verlangen."

„Oder wenigstens nicht gegen ihren Willen . . . Denken Sie sich einmal den Fall so, daß wir einander sehr gut wären —" sie erschrak und setzte rasch hinzu: „ich meine nicht gerade wir beide, aber ich und . . . und irgend Einer ungefähr in Ihrer Lage, und die Eltern, die ich doch selbst dafür angenommen, weigerten mit aller Entschiedenheit ihre Zustimmung — was sollte ich dann thun?"

Georg stand auf und preßte die Hand auf die stürmisch athmende Brust. „Und wenn Sie uns beide meinten," rief er, „ein Glück, das ich gar nicht auszudenken vermag — wie dürfte ich Ihnen rathen? Ich?"

Eine Minute lang herrschte lautloses Schweigen im Zimmer. Georg hatte sich abgewendet, seinen schweren Kampf unbeachtet auszukämpfen, Cilli saß gebückt und lächelte glückselig in sich hinein. Sie glaubte ihn verstanden zu haben. Nach einer Weile sagte sie: „Ich hatte noch eine andere Frage im Sinn, Georg, die Sie bei aller Gewissenhaftigkeit wohl nicht gehindert sind zu beantworten. Finden Sie es nicht ganz natürlich, daß ich meine Mutter sehen möchte?"

Er wendete sich ihr wieder zu. „Ihre Mutter . . . Könnte das denn geschehen?"

„Wenn es geschehen könnte!“

Er überlegte. „Was wissen Sie von ihr?“

„Nichts — so gut wie nichts. Aber deshalb möchte ich eben etwas von ihr wissen — etwas, das Niemand mir sagen kann, als sie selbst.“

„Was ist das?“

„Warum sie ihr Kind verstoßen hat. Dieses eine Kind, da sie ihre andern doch liebt.“

„Sie hat noch andere Kinder?“

Cilli nickte. „Sie hat sich nach Vaters Tode wieder verheirathet . . . aber ich weiß nicht genau, ob der Vater todt ist, Papa ließ es unbestimmt. Auch das wüßte ich gern. Können Sie mir's verdenken, Georg?“

„Nein, gewiß nicht. Aber es ist Ihnen verboten, danach zu forschen?“

„Ich soll meine Mutter nicht aufsuchen.“

„Der Herr Graf hat gewiß einen guten Grund dazu —“

„Wie kann das ein guter Grund sein? Nein, er denkt an Mama, die meine Mutter sein und bleiben soll — es soll ihr nichts von meiner kindlichen Liebe entzogen werden! Aber das geschähe gewiß auch nicht.“

Seine Verlegenheit wuchs. „Liebe Cilli —,“ sagte er, nach Worten tastend, „es wäre doch auch denkbar . . .“

„Sprechen Sie nur.“

„Vielleicht weiß der Herr Graf, daß die Frau — unwürdig ist, ihr Kind . . .“

Cilli betrachtete ihn mit großen Augen. „Kann eine Mutter unwürdig sein, ihr Kind zu sehen? Freilich, wenn sie es verstoßen hat —! Aber es ist doch noch nicht gewiß, weshalb das geschah. Es kann doch verzeihlich, entschuldbar sein. Meinen Sie nicht? O, was gäbe ich darum, wenn ich meiner Mutter recht von Herzen verzeihen könnte!“

Georg schwieg eine Weile. Dann fragte er: „Darf ich Sie um etwas bitten, Cilli?“

„Gewiß!“

„Nennen Sie mir den Namen Ihrer Mutter, wenn Sie ihn kennen. Sagen Sie mir, wo ich sie finden, oder wenigstens suchen kann. Lassen Sie mich einen Vorwand nehmen, mich ihr zu nähern, sie zu beobachten, mir über ihre Persönlichkeit genaue Kenntniß zu verschaffen; und schenken Sie mir das Vertrauen, Cilli, daß ich ohne Voreingenommenheit prüfen und Ihnen nach bester Ueberzeugung meine Meinung sagen werde, ob Sie sich ihr vorstellen dürfen oder nicht. Wollen Sie das?“

„Gern,“ antwortete sie und reichte ihm wie zur Bekräftigung die Hand . . . „Ich selbst hatte mir vorgenommen, Sie darum zu bitten. Aber vielleicht bedarf es dieser Vorbereitung nicht einmal. Sie erzählten mir vor Kurzem . . . Wie heißt doch der arme Junge, dem Sie aus Mildherzigkeit Stunden geben?“

Die ganz unvermuthete Frage verwirrte ihn: „O! Es ist nicht der Rede werth,“ sagte er ablenkend.

„Aber wie heißt er?“

„Franz Reisler.“

„Ja, Franz Reisler. Und was ist sein Vater?"

„Kanzlist bei der Regierung mit sehr geringem Einkommen."

„Noch jetzt?"

„Er hatte sich zu einer Stelle in der Provinz gemeldet; aber man hat ihm einen andern Bewerber vorgezogen, der gut empfohlen war. Es geht in der Welt nach Gunst. Uebrigens habe ich nicht recht begreifen können, weshalb er fortstrebt. Er verdient hier noch etwas mit seiner Musik, und die Frau, die fleißig für Fremde arbeitet, hat in der großen Stadt eine gute Kundschaft. Auch ist in dem Ort nicht einmal eine höhere Schule. Bei der Frau tauchte gan plötzlich der Wunsch auf. Aber das interessirt Sie sicher gar nicht."

„Er wohnt also noch hier?"

„Gerade mir gegenüber in der großen Miethskaserne, drei Treppen hoch rechts. Ich besuche die sehr ordentlichen Leute mitunter."

„Kennen Sie den Vornamen der Frau?"

„Reisler nennt sie gewöhnlich Tinchen."

„Ernestine —?"

„Wahrscheinlich. Ganz recht, Ernestine."

„Und ihr erster Mann hieß Wendt?"

„Das weiß ich nicht."

„Es muß sein — alles Andere stimmt genau. Ich heiße — Cäcilie Wendt."

Georg fuhr auf. „Und diese Frau Ernestine —"

„Muß meine Mutter sein."

Wieder schwiegen Beide, Cilli mit gespannter Erwartung auf ihn blickend, Georg bemüht, diese überraschende Annahme erst in sich zu verarbeiten, in Zusammenhang mit seinen früheren Erwägungen zu setzen, und deshalb die Augen senkend. Endlich sagte er möglichst ruhig: „Wenn ich glauben darf, daß Sie zu dieser Schlußfolgerung genügenden Anhalt haben, so bin ich freilich in der Lage, Ihnen gleich jetzt über Ihre Mutter Auskunft geben zu können. Mit einem Wort: sie ist die bravste Frau, die ich kenne; thätig vom Morgen bis zum Abend, in ihrer Wirthschaft vor der gröbsten Arbeit nicht zurückscheuend, aber auch, wenn es ihren Handerwerb gilt, zur feinsten und zierlichsten geschickt, dabei von unermüdlichster Ausdauer. Ihr Stübchen hält sie in der peinlichsten Ordnung, und wenn man zufällig Küche oder Kammer offen sieht, herrscht auch da die größte Sauberkeit. Ihre Kinder zu sehen ist eine Freude; aus Wenigem weiß sie für sie viel zu machen: sie sind artig und bescheiden, fleißig und ordentlich. Das Verhältniß der Eheleute ist das beste und anscheinend auch glücklichste — vielleicht etwas zärtlicher auf seiner Seite. Reisler ist ein sehr gutmüthiger, aber wenig energischer Mensch; er läßt sich von der Frau leiten und fühlt sich offenbar wohl in der Abhängigkeit von ihr. Es geht im Hause Alles nach ihrem Willen, aber so, als ob sich das ganz von selbst verstände; sie hat eine gute Art, gar keinen Widerspruch aufkommen zu lassen. Reisler hätte, als er vom Militär abging, am liebsten sein Musikerhandwerk weiter betrieben, aber ihr sagte die damit verbundene Lebensweise nicht zu, und sie setzte es deshalb durch, daß er den Kanzlistenposten annahm. Sein Verdienst dabei war Anfangs sehr gering; die Frau unterhielt durch ihrer Hände Arbeit zum guten Theil

während der Uebergangszeit das ganze Hauswesen. Er hat sie selbst deshalb oft gerühmt. Nun ist die Musik ihm nur eine angenehme Nebenbeschäftigung, die mitunter auch etwas einbringt. Sie hat es gern, wenn er Abends ihr und den Kindern auf seiner Geige vorphantasirt: das läßt ihn nicht auf den Gedanken kommen, ins Wirthshaus zu gehen, wozu er wohl einmal Neigung gehabt haben mag. Er ist immer heiter und guter Dinge, ich möchte sagen ein großes Kind. Er weiß, daß er an seiner Frau einen Schatz hat und spricht von ihr stets mit einem gewissen Respect, der sich denn auch in seinem ganzen Benehmen gegen sie zeigt. Sie hat etwas Gemessenes gegen ihre Kinder, die sie doch sehr liebt, wie gegen ihn, und zumal gegen Fremde, die sich ihr nähern. Es ist mir selbst nicht leicht geworden, ihr Vertrauen zu erwerben, und auch jetzt erschließt sie sich nur in seltenen Fällen, wenn eine Aussprache ihres Franz wegen erforderlich wird. Sie ist meist stillgeschäftig, vielleicht geradezu wortkarg."

„Und sieht sie — freundlich aus?" fragte Cilli schüchtern.

„Nein," antwortete Georg, „eher ein wenig finster. Sie mag in ihrer frühesten Jugend — verhältnißmäßig jung ist sie ja noch immer — sehr schön gewesen sein, und die Spur davon ist noch kenntlich. Aber die Sorge des Lebens, scheint's, hat tiefe und unauslöschliche Furchen in ihre Stirn gezogen und um den gewiß einst lieblichen Mund eine Falte des Grams gelegt. In ihren Augen ist ein melancholischer Zug, und das dunkle Haar zeigt in dem noch vollen Scheitel graue Lagen. Sie gewinnt aber bei näherem Umgang sehr, obgleich ihr auch da ein ernster, fast schwerer Ton eigen bleibt und nur selten ein Lächeln das Gesicht erheitert."

„Ist nie — von ihrem ersten Manne die Rede gewesen?"

„Nie. Ich erinnere mich auch nicht, den Namen Wendt jemals nennen gehört zu haben oder auch nur auf eine Andeutung gestoßen zu sein, daß sie schon vorher verheirathet war. Ich kenne auch ihren Vatersnamen nicht; aber aus einzelnen ihrer Aeußerungen habe ich entnommen, daß sie aus guter Familie und in einem Hause aufgewachsen ist, das für recht ansehnlich galt. Dazu stimmt auch ihre vornehme Art, sich gewissermaßen über die jetzt kümmerlichen Verhältnisse zu stellen und ihrem sehr beschränkten Hauswesen eine Einrichtung zu geben, die möglichst wenig erkennen läßt, mit wie schwerer Arbeit der Schein von Wohlhabenheit erzielt ist. Ihre Kinder besuchen die besten Schulen, und nichts würde sie mehr erfreuen, als wenn ihr Franz einmal studiren könnte. Um so mehr wunderte mich's freilich, daß sie ihren Mann drängte, sich nach einer kleinen Stadt versetzen zu lassen, wo für ihn wenig geschehen kann. Irgend ein Grund muß ganz überwiegend gewesen sein; sie hat sich aber darüber nicht ausgesprochen."

Cilli hörte ihm mit Spannung zu. „Und glauben Sie nun," fragte sie nach kurzem Bedenken, „daß ich sie aufsuchen könnte, ohne . . . ohne anzustoßen?"

„O — sie erhält öfters den Besuch von Damen, die bei ihr Stickereien bestellen. Sie besitzt namentlich eine große Kunstfertigkeit im Einsticken von Monogrammen in Wäsche, die sie auch selbst zu zeichnen versteht. Es würde also kaum auffallen, wenn Sie ebenfalls —"

„Ja, ja —“ rief sie erfreut, „das kann mir die gewünschte Gelegenheit schaffen, sie zu sehen, ohne mich ihr zu entdecken. Ich danke Ihnen, Georg.“

„Aber beobachten Sie alle Vorsicht,“ bat er. „Man kann nicht wissen, welche vielleicht sehr traurigen Erinnerungen —“

„Das will ich,“ fiel sie lebhaft ein, „das will ich gewiß.“

„Möchten Sie nicht erst mit der Frau Gräfin . . .“

„Nein, Georg, sie ist gewiß dagegen. Und es kränkt sie nur, wenn ich . . . Aber ich will mir's überlegen. Sagen Sie nur Niemandem etwas davon.“

„Wie sollte ich!“

„Es bleibt unser Geheimniß, Georg. Wie hübsch, daß wir beide ein Geheimniß haben! Finden Sie das nicht auch? Und glauben Sie mir nur, wenn erst diese Sehnsucht gestillt ist, und ich meine Mutter gesehen habe und weiß . . . Nein, ich will gar nichts wissen, nur sie sehen. Dann werde ich mich wieder ganz gesund fühlen und den guten Eltern gar keine Sorge mehr machen. Es sei denn . . .“ sie senkte den Kopf und winkte gleichsam mit der Hand ab — „aber das wird ja nicht sein.“

Georg bezwang sich. „Spielen wir nun noch ein wenig, liebe Cilli?“ fragte er. „Die Musik hat die wundersame Kraft, zu beruhigen.“

Sie nickte. „Versuchen wir's mit diesem Heilmittel. Ich bin übrigens schon ruhig.“

Sie vertieften sich in ein Heft von Chopin.

Die Gräfin hörte sie spielen. „Das ist ein erfreuliches Zeichen der Besserung ihrer Stimmung,“ dachte sie bei sich. „Georg hat viel Macht über sie. Manchmal scheint's . . .“ Sie lächelte eine Vermuthung hinweg, die sich ihr auch früher schon aufdrängen wollte. „Nein, das ist nicht ernsthaft zu nehmen.“ —

VI.

Cilli's Gedanken beschäftigten sich nun einzig noch mit ihrem heimlichen Vorhaben. Sie hielt Georg insofern Wort, als sie wirklich überlegte, ob sie um die Erlaubniß der Gräfin bitten solle. Aber diese würde sicher erst des Papas Meinung einholen wollen, und der durfte unter keinen Umständen etwas von ihrem Plan erfahren. Wie er sich ausgesprochen hatte . . . Und warum auch die Gräfin in Verlegenheit bringen? Sie konnte kaum anders als abrathen. Dann aber war das ganze Vornehmen vereitelt, wenn sie nicht geradezu ungehorsam sein wollte. Also lieber schweigen und handeln. Es sollte ja auch vorläufig und wahrscheinlich überhaupt nichts irgend Bedenkliches geschehen. Cilli nahm sich vor, erst genau zu prüfen, ob sie in der Nähe dieser Frau Reisler irgend etwas empfinde, das zu einem engeren Verhältniß dränge, mit aller Vorsicht auszukundschaften, ob auf jener Seite noch ein Verlangen nach dem verlorenen Kinde lebendig geblieben oder wenigstens das Gefühl des Hasses im Lauf der Jahre gemildert sei. Es stand bei ihr fest, daß sie sich nicht zu erkennen geben würde, so groß etwa auch die Verlockung sei. Vielleicht später einmal — wenn sie den Eltern gebeichtet habe, nie ohne ihre Einwilligung. Aber als eine Fremde die Frau sehen, sprechen, durch Zuweisung von Arbeit unterstützen — das schien ganz unverfänglich, konnte Niemanden verletzen. Sie sagte sich's so

oft vor, daß ihr die völlige Unbedenklichkeit dieses Schrittes endlich Glaubenssatz war.

Wenn sie nur auch ihre Nerven hätte beruhigen können! Aber am Abend fieberte sie merklich, und am anderen Morgen wachte sie mit Kopfschmerzen auf. Sie fand sich sehr bleich, als sie in den Spiegel sah. Als die Jungfer ihr mit geschickter Hand das Haar ordnete, war ihr's, als ob der Kamm jedes Härchen aus der Wurzel reiße. Ihre Hände zitterten unwillkürlich, und doch war ihr eher heiß als kühl. Sie vernahm das Ticken ihrer kleinen goldenen Uhr, die im anderen Zimmer auf dem Tischchen am Bett lag. Diesen Vormittag müßte es geschehen, am besten wohl in der elften Stunde. Sie hatte sich's so zurechtgelegt, daß dann der Mann auf seinem Büreau, die Kinder in der Schule sein würden.

Sie wählte ein schwarzes Spitzenkleid, das ihrer feierlichen Stimmung entsprach, aber freilich die bleiche Gesichtsfarbe noch krankhafter erscheinen ließ. Der Gräfin sagte sie, daß sie eine Freundin besuchen wolle, der sie schon längst eine Visite schuldig sei. Der Graf wünschte, sie solle fahren; aber sie versprach sich gerade von einem Gange in der frischen Herbstluft besten Erfolg gegen ihr Kopfweh. So ließ man ihr den Willen.

Sie wußte, wo Georg wohnte. Fast auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, nicht weit von seinem Gymnasium; es war eine weite Strecke bis dahin. Als sie endlich, immer in hastigem Schritt und ein wenig scheu, als könne sie von Bekannten bemerkt und aufgehalten werden, die Straße erreicht hatte, suchte sie zuerst die Nummer seines Hauses und sah zu den Fenstern hinauf, ob er vielleicht zufällig hinausblicke. Aber er war ja in dieser Zeit sicher auch in der Schule wie die Kinder. Sie wandte sich nach der anderen Seite und kreuzte den Straßendamm. Das Haus gerade gegenüber —! Ein großes Haus — vier Fenster über einander, aber ohne jeden Schmuck, die eine Etage wie die andere. Gewiß enthielt es viele kleine Wohnungen, die auch alle so einförmig, nur zum nothdürftigen Gebrauch eingerichtet wären — und in einer davon wohnte ihre Mutter! Vielleicht in der mit den Blumentöpfen am Fenster. Das hätte sie schon sehr für die fremde Frau eingenommen.

Die Stufen der Treppe waren ausgetreten. Es begegneten ihr auch allerhand Leute, die in eiligem Geschäftsschritt auf- und abstiegen. In jeder Etage befand sich ein enger Flur mit vier Thüren. An den meisten derselben waren kleine Schilder oder wenigstens Papierstreifen mit Namenaufschrift angebracht. Im dritten Stock rechts las sie: „Reisler, Kanzlist."

Das Herz schlug ihr laut, nicht nur von dem ungewohnten Steigen. Immer ängstlicher war ihr zu Muth geworden, je mehr sie sich dem Ziele näherte. Nun stand sie ein paar Minuten unschlüssig, ob sie die Glocke ziehen oder umkehren solle. Sie zupfte den kleinen Schleier so tief herab, als er irgend reichen wollte, und fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu. Würde sie standhaft bleiben können? In diesem Augenblick zitterten ihr die Kniee. Sie schalt sich feige. Was war's denn auch? Sie konnte sich ja jederzeit zurückziehen — eine Fremde kam zu einer Fremden. Sie faßte den Griff der Klingel, drückte darauf zögernd — schneller, als sie vermuthete, gab sie innen einen Ton. Nun war's entschieden.

Nach einer kleinen Weile wurde die Thür geöffnet. Es zeigte sich eine Frau, die Cilli nach Georg's Beschreibung sogleich erkannte. Das strenge Gesicht überflog ein höfliches Lächeln beim Anblick der vornehmen jungen Dame. Sie trat in den engen Raum zurück, der als Entree durch einen Vorhang gegen die Küche abgegrenzt war, und sagte: „Sie wünschen —?"

„Ich habe wohl — das Vergnügen — Frau Reisler vor mir zu sehen —" stotterte Cilli, von dem Klang ihrer Stimme wundersam bewegt.

„Die bin ich," war die Antwort. „Wenn Sie gütigst näher treten wollen —"

„Wenn ich nicht störe," sagte Cilli, einige Schritte wagend. „Finde ich Sie allein?"

„Allein?" fragte Frau Reisler ein wenig verwundert. „Ich pflege um diese Zeit stets allein zu Hause zu sein. Aber ich weiß nicht . . ."

„Ich habe es mir so gedacht. Es ist gut — sehr gut."

Sie war über die nahe Schwelle in das saubere Stübchen getreten und sah sich neugierig, ängstlich darin um. Auf dem Fensterbrett standen die Blumentöpfe; in einem Drahtbauer hüpfte zirpend ein Kanarienvogel. Auf dem Lehnstuhl in der Ecke lag ein Violinkasten. Auf dem Tischchen am zweiten Fenster stand die Nähmaschine; auf den Stuhl daneben war eine Arbeit abgelegt. Cilli erschrak, als sich hinter ihr die Thür schloß. Nun mußte sie Stand halten.

„Und Sie befehlen, mein gnädiges . . . Fräulein doch wohl?" fragte Frau Reisler, über ihre sonderbare Art den Kopf schüttelnd.

„O, befehlen —! Ich wollte nur bitten . . ." stammelte Cilli beklommen und dem Weinen nahe. „Aber Sie erlauben wohl, daß ich mich ein wenig setze — ich bin so erschöpft vom Gange — von den Treppen . . ."

Die Frau schob ihr einen Stuhl hin. „Sie sehen in der That recht bleich aus. Wenn ich Ihnen . . ."

„Nein, nein — es wird von selbst vorübergehen." Sie blickte ihr fest ins Gesicht, sich die Züge einzuprägen. „Sie kennen mich nicht . . ."

„Wie sollte ich?"

„Ja freilich — wie sollten Sie? Ich frage recht dumm. Es ist auch gleichgültig. Ich wollte nur . . . Nicht wahr, Sie sticken für Fremde?"

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Für die nächsten Wochen freilich werde ich nicht noch mehr Arbeit annehmen können. Meine Augen wollen geschont sein; sie leisten bei der Lampe nicht mehr viel."

„O, Ihre Augen —!" rief Cilli mitleidig, so daß die Frau sie wieder überrascht ansah. „Aber es hat gar keine Eile," fuhr sie fort, „ich wollte eben nur anfragen . . ."

„Womit könnte ich Ihnen denn dienen?"

„Womit —? Ja — ich habe zu meinem Geburtstage sehr feine Taschentücher geschenkt bekommen. Wenn Sie nun die Güte haben wollten, in dieselben Monogramme einzusticken — so würde ich Ihnen sehr dankbar sein."

Frau Reisler lächelte. „Mein gnädiges Fräulein, es kann da von Güte auf meiner und von Dank auf Ihrer Seite gar nicht die Rede sein. Ich arbeite für Geld."

„Für Geld —“ wiederholte Cilli nickend. „Gewiß! Und ich zahle gern das Doppelte und Dreifache . . . das Zehnfache Ihrer sonstigen Sätze, wenn ich darf.“

„Das ist aber sonderbar. Warum wollten Sie mich so bereichern? Es genügt durchaus, wenn Sie die Arbeit nach ihrem Werth bezahlen.“

„Aber Sie wissen nicht, welchen Werth für mich . . .“ Sie suchte in ihrer Tasche und zog ein zierliches Portemonnaie vor. „Und wenn Sie einen Vorschuß wünschen — hier sind vorläufig fünfzig Mark . . . ich habe leider augenblicklich nicht mehr.“

Frau Reisler wehrte ab. „Aber mein gnädiges Fräulein, ich zweifle ja nicht . . . Und so viel Geld! Um wie viel Taschentücher handelt es sich denn?“

„Um ein Dutzend. Aber ich wäre auch schon sehr glücklich . . .“ Sie hüstelte in die Hand — „sehr zufrieden, wenn Sie mir sechs — oder nur drei — oder auch nur eins . . .“

„Darauf könnte ich ja aber für fünfzig Mark Stickereien gar nicht anbringen. Nein, behalten Sie nur das Geld.“

Cilli versuchte es ihr vergebens in die Hand zu drücken. „Aber ich würde so froh sein, wenn ich nur ein klein wenig Ihre Sorge . . . nicht doch! wenn Sie nur ein klein wenig meine Sorge . . . Ich verwirre mich ganz.“

„Es scheint so,“ sagte Frau Reisler mit Schärfe. „Sprechen wir nicht mehr davon. Soll ein Wappen —?“

„Ach nein!“

Sie hielt ihr Taschentuch in der Hand. Frau Reisler lüftete die Ecken daran, ohne es ihr abzunehmen. „Ah, eine Grafenkrone,“ sagte sie.

„Nein — die gehört mir nicht mehr — noch nicht . . .“

„Also ein einfaches Monogramm. Mit welchen Buchstaben?“

„C. M. . . . nein! C. W. . . . ganz recht: C. W.“

„Ganz wie Sie befehlen. Ich habe mein Musterbuch nebenan. Ich hole es, und Sie wählen nach Ihrem Gefallen.“

Cilli wollte sie zurückhalten. „Aber es ist mir ja ganz gleichgültig, meine beste . . .“

„So ist mir's nicht gleichgültig, ob ich meine Kunden zufrieden stelle,“ sagte die Frau herbe und vielleicht ein wenig ärgerlich über die sonderbare junge Dame, die selbst nicht recht zu wissen schien, was sie wollte. Sie ging in die Kammer nebenan.

Nun sah Cilli sich allein. Sie athmete tief auf, mit einem lauten Ton. Das also war ihre Mutter — und nichts mahnte deren Herz, daß sich ihr Kind so nahe befand. Ach —! hätte doch auch sie selbst an dieser Frau tausendmal vorübergehen können, ohne eine solche Mahnung zu vernehmen. Sie glaubte es jetzt zu wissen. Welche Thorheit, dem Phantom der Mutter- und Kindesliebe nachzujagen, da die Natur doch kein seelisches Band geknüpft hatte! Cilli stand auf, rasch entschlossen, sich aus der Wohnung zu entfernen, bevor Frau Reisler zurückgekehrt sein würde. Schon hatte sie sich der Thür zugewandt, als ihr der Gedanke kam, wenigstens ein Zeichen ihrer guten Absicht zu hinterlassen. Sie trat eiligst ans Fenster und legte ihr Geldtäschchen auf den kleinen Tisch neben

die Nähmaschine. Es befanden sich unter der vorderen Klappe auch Visitenkarten darin. Sollte sie dieselben herausnehmen? Das hätte geschehen müssen, wenn sie unbekannt bleiben wollte. Aber warum sollte ihre Mutter nicht wissen . . . wie sie selbst ja wußte . . . Ja, ja! sie würde sie sonst für ganz närrisch halten. Und es blieb ihr ja auch so völlig überlassen, ob sie die Spur ihres Kindes weiter verfolgen wolle. Vielleicht . . .

Gleichgültig war ihr diese Frau doch nicht mehr. Es schmerzte sie, daß sie sich in ihrer Nähe so beängstigt fühlte, und im Herzen der Andren sich nichts regen wollte — es war ihr, als ob sie ihr eine wärmere Betheiligung abzwingen müßte. Könnte sie wenigstens ein Andenken an diese Stunde mitnehmen, in der sie ihre Mutter gesehen. Da fiel ihr Auge auf die Blumentöpfe am andern Fenster. Es war darunter ein Rosenstock. Noch eine letzte Rose daran war zum Aufblühen gekommen, das Knöspchen daneben hatte kaum Hoffnung, sich zu entfalten. Sie bedachte nicht lange — sie bedachte gar nicht, was sie that, und brach den Zweig mit der Rose und Knospe ab.

In diesem Augenblick trat Frau Reisler wieder ein. Sie hatte eine Mappe mit vielen losen Blättern in den Händen und sagte: „Ich suche vergeblich unter meinen Monogrammen nach einem C. W.; aber ich kann ja eine Zeichnung entwerfen . . .“ Indem sie jetzt von der Mappe aufsah, bemerkte sie, was eben geschehen war. „Ah —!“ rief sie, „mein Fräulein, das nenne ich dreist —“

Cilli erschrak heftig und wurde bis zu den Schläfen roth. „O, verzeihen Sie —“ bat sie, „verzeihen Sie!“

„Sie betreten diesen Ort zum ersten Male und erlauben sich einen solchen Eingriff — in fremdes Eigenthum —“ die Worte klangen schneidend.

„Nur eine Rose,“ stammelte Cilli, „und Sie wissen nicht —“

„Nur eine Rose! Aber diese Rose! Der Topf war ein Geschenk meines Mannes und hat mich sehr erfreut. Ich liebe die Blumen. Hier hoch oben unterm Dach blühen sie nicht verschwenderisch, und ich sehe sie so selten in der freien Natur. Sie haben nicht bedacht, was einer armen Nähterin —“

Cilli brach in Thränen aus. „Wie schwer Sie strafen,“ fiel sie ein. „Es war leichtfertig — unbedacht. Und nun stehe ich vor Ihnen wie ein ertappter Dieb, und wollte doch nur eine Erinnerung an Sie . . . Mein Gott! wie versöhne ich Sie? Ich will Ihnen den schönsten blühenden Rosentopf aus unserm Gewächshause schicken, wenn Sie mir nur erlauben wollen, diese Rose . . .“

„Sie hat mir gebrochen keinen Werth mehr,“ antwortete die Frau hart.

„Und freilich — ein Geschenk Ihres Mannes! Sie lieben Ihren Mann — Ihre Kinder.“

„Gewiß!“ Frau Reisler sagte das in einem Ton, als wäre es eine Beleidigung, daran zu zweifeln. Die Fremde wurde ihr mehr und mehr unbegreiflich und zugleich unheimlich.

Cilli fühlte sich unter einem Zwange, der ruhige Ueberlegung schon gänzlich ausschloß. „Und doch konnten Sie ein Kind —“ sagte sie leise tastend, „Ihr erstes Kind —“

Frau Reisler zuckte. „Wovon sprechen Sie?“

„Ich glaube gehört zu haben, daß Sie schon einmal verheirathet waren.“

„Nein!"

„Mit einem Manne, Namens Wendt —"

„Das ist der Name meines Vaters."

„Ihres Vaters? Aber das Kind —"

„Ich habe nur zwei Kinder, Franz und Marie."

„Aus Ihrer jetzigen Ehe. Aber es kann doch nicht Ihre Absicht sein, Ihr älteres Kind ganz zu verleugnen, wenn Sie auch —"

Frau Reisler sah sie mit einem durchbohrenden Blick an, in dem sich Schreck und Zorn zugleich aussprachen. „Mein Fräulein," rief sie, „wie dürfen Sie es wagen, mich zu beschuldigen . . .?" Die Stimme versagte ihr. „Wer — sind Sie?"

Cilli wandte sich ab. „O, ich sehe," sagte sie weinerlich, „daß Sie an ein Kind nicht erinnert sein wollen — das Sie in seiner frühesten Jugend — gewiß in größter Noth — zu fremden Leuten fortgaben. Verzeihen Sie — ich gehe schon . . ."

Die Frau schien zur äußersten Abwehr entschlossen. Sie faßte ihren Arm und rief: „Sie werden mir Rede stehen! Man scheint Ihnen — ein Märchen aufgebunden zu haben. Ich will wissen, wer sich zu behaupten erkühnt, daß ich ein Kind . . . Es ist nicht wahr! Ich habe kein Kind außer den beiden."

„Nicht noch eine Tochter?" stotterte Cilli, „ein Mädchen in meinem Alter? Ich verstehe nicht, weshalb Sie deren Erwähnung so erzürnt — als ob es eine Sünde wäre — diesem Geschöpf das Leben gegeben zu haben. Ich hoffte von Ihnen zu erfahren, welche traurigen Umstände Sie bewogen haben, dieses älteste Kind von Ihrem Herzen zu lassen — und Sie — bestreiten erzürnt das Dasein des Kindes. Ich weiß genug — ach! schon zu viel. Meine Neugier ist schwer — bestraft." Sie suchte sich loszumachen. „Lassen Sie mich!"

„Nicht eher, bis ich . . . Deshalb also kamen Sie? Wer schickt Sie? Von wem . . .? Kennen Sie das Mädchen, von dem Sie sprechen? Oder . . ."

„Cäcilie, die Pflegetochter des Grafen Moorland —"

„Ah! Der Bube hat nicht Wort gehalten!" schrie Ernestine wild auf. Ihr Gesicht verzerrte sich. „Noch tiefere Schmach . . . Aber trotzdem ist es nicht wahr — Ich sage es Ihnen: es ist nicht wahr. Und wenn Sie selbst diese . . ."

Das Wort schien ihr auf der Lippe zu erstarren. Ein Gedanke, der bis dahin noch nicht einmal leise aufgedämmert war, vielleicht, weil er zu schreckhaft nahe lag, schoß ihr durchs Gehirn und wurde sofort eine klare, unabweisliche Vorstellung. Ihre Augen öffneten sich weit und blickten wie auf ein Gespenst. Sie ließ Cilli's Arm los, ihre Hand fiel kraftlos herab. „Wer — sind — Sie?" stöhnte sie.

„Fragen Sie nicht," rief Cilli, ganz entsetzt über die Wirkung ihrer Worte. „Cäcilie ist todt für Sie. Was kümmert es Sie, wem Sie diese Gewißheit geben? Nein, Sie sollen nicht erfahren — auch später nicht . . ." Sie erinnerte sich des Geldtäschchens mit den Karten, trat schnell auf den Nähtisch zu und nahm es an sich. „Jetzt dürfen Sie nicht erfahren . . . Gott schütze Sie — Leben Sie wohl!"

Sie wollte das Zimmer verlassen, sank aber an der Thür ohnmächtig zu-

sammen. Ihr Tuch, die Rose, das Täschchen fielen auf die Erde. Frau Reisler sprang hinzu, kniete neben ihr nieder, hob ihren Kopf auf und stützte ihn mit dem Arm. „O, mein Gott," murmelte sie, „wäre es möglich? Sie selbst — mein . . . Aber es soll nicht sein, soll nicht! Ich habe nur eine Tochter — Marie." Sie schüttelte den bewegungslosen Körper. „Ermuntern Sie sich, mein Fräulein, kommen Sie zu sich! Mein Himmel, was fange ich an? Wenn jetzt mein Mann, meine Kinder . . . Ich bin verloren." Sie schob mit dem Knie eine Visitenkarte fort, die aus dem aufgesprungenen Täschchen geglitten war, beugte sich vor und warf einen scheuen Blick darauf. „Cilli, Gräfin Moorland — ich täusche mich nicht, sie ist's. Mein — — — Kind!" Einen Augenblick übermannte sie ein weicheres, milderes Gefühl. Sie ließ die Hand über das bleiche Gesicht hingleiten. „Wie schön sie geworden ist! Und eine Gräfin —" sie lachte auf — „ja, ja, was will sie mehr?" Und wieder sanfter: „Was will sie von der armen Kanzlistenfrau, die nichts hat, als ihres Mannes Vertrauen — und seiner Kinder Achtung — und einen guten Ruf bei den Nachbarn . . . Nein! ich kenne sie nicht."

Cilli kam zu sich. Sie schlug die Augen auf und sah sich im Arm der Frau, die sie zum zweiten Mal verstoßen hatte. „Verzeihen Sie," sagte sie matt, „wenn ich Ihnen Ungelegenheiten verursache. Was ist mir denn geschehen? Hier auf der Erde . . ." Sie rieb sich die Stirn. „Ganz recht, ich wollte . . . Aber ich kann nicht dafür. Wenn ich nur einen Wagen . . ."

„Ich habe Niemanden zu schicken," sagte Frau Reisler wirklich mitleidig. „Richten Sie sich auf, mein Fräulein — so! Stützen Sie sich auf mich — setzen Sie sich auf den Stuhl. Ich bringe Ihnen ein Glas Wasser. Trinken Sie, es wird Sie erfrischen. Wie ist Ihnen jetzt?"

„O, besser — etwas besser. Ich hatte mir — zu viel zugemuthet."

„Uns beiden. Nachdem ich nun weiß, wer Sie sind —"

„Sie wissen es?"

„Die Karte da . . . Aber sie gab mir nur die letzte Bestätigung."

„Und ich bin — Ihre Tochter?"

Frau Ernestine preßte die Lippen zusammen, ließ einen scheuen Blick über sie hingleiten, noch einen und noch einen, schüttelte energisch den Kopf und rief: „Nein! Sie sind mir eine Fremde, wie ich Ihnen eine Fremde bin. Sie mögen die Gräfin Moorland sein oder nicht sein — mir sind Sie eine Fremde. Ich habe kein Kind außer den beiden, die ich mit Mutterliebe in mein Herz schloß."

Cilli bebte am ganzen Leibe. „Und für mich —" sagte sie wehmüthig, „für mich spricht nichts in diesem Herzen — nichts?"

Ernestine kämpfte noch eine Sekunde mit sich. Dann sagte sie mit entschiedener Betonung: „Nichts. Was sollte —? Wir sehen einander heut im Leben zum ersten Mal. Wissen Sie's anders? Mit welchen Empfindungen soll ich . . .? Und wenn Sie wirklich das Kind einer Unglücklichen wären, mit Verwünschungen zur Welt gebracht, mit dem Gefühl des Widerwillens aufgehoben, vor den Menschen verheimlicht, mit dem lästerlichen Gebet an die Brust gelegt, daß jeder Tropfen Milch sich in Gift verwandeln möge —"

Cilli schrie entsetzt auf. „Aber warum — warum? Was hatte ich verbrochen, daß mir nicht das Leben gegönnt war? Habe ich kein Recht zu wissen —"

„Das Kind —! Aber der Vater ... Hat er's Ihnen denn nicht gesagt, welches Bubenstück ... Ah! das nicht? Er hat Ihnen doch verrathen, wessen Kind Sie seien — er hat Ihnen doch gesagt, daß er die Mutter auf der Straße getroffen, bis zu ihrer Wohnung verfolgt, daß ich ... O! das fürchtete ich, das sah ich voraus, deshalb wollte ich fort aus dieser Stadt, und wär's in das elendeste Nest —"

Cilli starrte sie mit immer ängstlicherem Blick an. „Um Himmelswillen — von wem sprechen Sie?"

„Von wem? Von dem edlen Grafen Arthur Moorland natürlich. Welchen Grund habe ich, ihn zu schonen, da er Alles thut, mich zu vernichten? Wenn er Sie zu mir schickte —"

„Nein, nein! das that er nicht."

„Aber Sie fanden doch zu mir. Kein Anderer als er kann Ihnen gesagt haben ... Gut denn! einer Lüge will ich ihn nicht zeihen. Nur soll die Wahrheit dann auch kein Blatt vor den Mund nehmen." Sie stellte sich dicht neben sie, krampfte die Finger in ihren Arm und zischelte ihr ins Ohr: „Ich war ein junges, unschuldiges Ding wie Sie, aus gutem bürgerlichen Hause — mein Vater ein angesehener Beamter, meine Mutter immer krank und außer Stande, mich zu beaufsichtigen. Graf Moorland lernte mich auf einem Ball kennen, verliebte sich in mich, führte sich bei uns ein, blendete meine Eltern durch Stand und Reichthum, schmeichelte sich in mein Herz und benützte meine Unerfahrenheit, mich zu einem heimlichen Verlöbnisse zu bestimmen. Es sollte öffentlich werden, sobald er sich mit der Verwandtschaft abgefunden hätte. Die Familiengüter wollte er abtreten aus Liebe zu mir, sich nur eine Rente vorbehalten, von der wir, zurückgezogen von der Welt, an irgend einem paradiesischen Orte leben könnten. Ich glaubte ihm, denn ich liebte ihn. Was erzähle ich eine Geschichte, die sich schon hunderttausend Mal wiederholt hat und von der doch Niemand lernt? Nachdem er meine ganze Schwäche erprobt, mich um meine Ehre betrogen, meine Eltern namenlos unglücklich gemacht, verließ er mich. Er hatte mich in das Haus eines Verwalters seiner Güter gebracht; es hieß, ich sei zu Verwandten gereist. Lange sah ich ihn nicht, endlich blieben auch seine Briefe aus. Meine Mutter starb, mein Vater hatte mich verstoßen; er zitterte nur, daß das Geheimniß enthüllt, sein guter Name befleckt würde. Da kamst Du zur Welt —"

Cilli bedeckte die Augen mit den Händen und stöhnte: „Er ist mein Vater — doch mein Vater!"

„Und kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß er mit der Gräfin Bertha Hohenholm verheirathet sei. Da faßte mich die Verzweiflung. Ich wickelte das Kind in ein Tuch, verließ das Haus des Verwalters, ohne Abschied zu nehmen, und wanderte zu Fuß durchs Land, den Wortbrüchigen aufzusuchen. Ich fand ihn eben, als er mit seiner jungen Gemahlin eine Reise antreten wollte. Ihre Unschuld rührte mich nicht, zu wüthend war mein Schmerz. Ich legte sein Kind in ihren Arm; das war meine Rache, und Gott mag mir verzeihen, wenn sie

zu grausam war. Ich fluchte ihm, wenn er mich je verrathen würde — er gelobte zu schweigen. Ich kehrte in das Haus meines Vaters zurück und fand einen gebrochenen Mann, den nicht einmal mehr die Versicherung aufrichtete, daß mein Fehltritt unentdeckt bleiben würde. Er glaubte nicht daran, und als dann doch Alles still blieb, kam er auf den Verdacht, daß ich — mein Kind getödtet hätte, und ließ mich so furchtbar darunter leiden, als er selbst litt. Er vernachlässigte seine Pflichten, mußte sein Amt aufgeben, kam in die bedrängteste Lage. Ich arbeitete für ihn wie eine Magd, und konnte ihm doch kein freundliches Wort mehr abgewinnen. Dann erlag er einer schweren Krankheit. Ich ging in den Dienst fremder Leute — — arm, aber unbescholten."

„O Mutter, Mutter!" jammerte Cilli.

„Nenne mich nicht so," verwies ihr die Frau mit strengem Ton. „Ich wollte Deine Mutter nicht sein — war Deine Mutter nicht. — Und dafür sollten Sie mir danken, mein Fräulein," fuhr sie milder fort. „Es gibt Millionen, die Ihr Glück neiden. Welche Ansprüche ans Leben brachten Sie mit? Vielleicht das Recht, Ihr Dasein verwünschen zu dürfen — vielleicht das. Und ehe Sie ihn denken lernten, diesen furchtbaren Gedanken, fanden Sie sich in dem Hause reicher und vornehmer Leute, die Sie nährten und kleideten und bildeten, wie ein Kind des Hauses — die Ihnen, ich lese es von der kleinen Karte ab, erlaubten, einen Namen zu führen, der Sie in der bürgerlichen Gesellschaft über Tausende stellt. Vielleicht erwies Ihnen Ihre Mutter die einzige Wohlthat, die sie in ihrer Lage ihrem Kinde erweisen konnte, indem sie es verstieß."

Große Thränen perlten aus Cilli's Augen. Sie ergriff die Hand der Frau und wollte sie küssen. Aber diese ließ es nicht zu. „Keinen Dank," sagte sie, „ich verdiene ihn nicht, denn ich dachte damals nur an mich. Aber eine Wohlthat war's trotzdem — Gott hat es gnädig so gefügt."

„Ja, ja," rief Cilli, „ich erkenne es jetzt. Und meine Schuld allein ... Was mein — Vater an Ihnen gesündigt haben mag, der Vorwurf, Sie verrathen zu haben, trifft ihn nicht. Ich handelte gegen sein Gebot, als ich meine Mutter aufsuchte."

Frau Erneſtine schwieg eine Weile, starr zur Erde blickend. Dann sagte sie: „Es mag so sein. Und nun vollenden Sie denn unheilsvoll, was Sie so begonnen haben. Fordern Sie von mir ein Anerkenntniß, das mich vernichtet! Mich —! das wäre wenig. Aber zugleich den braven Mann, dem ich nach Jahren stiller Buße die Hand reichte, ohne ihm den Fehltritt meiner Jugend zu bekennen — weil er mich liebte, weil ich hoffen konnte, ihn zu beglücken! Ziehen Sie mir die Larve vom Gesicht, damit auch seine Kinder wissen, wer ihre Mutter sei." Sie sank plötzlich in die Kniee. „O Gott — nein! Dem arglosen Manne, den unschuldigen Kindern thun Sie's nicht an, und wenn mein Irrthum, mit dieser Vergangenheit noch glücklich werden zu können, wie ein anderes Weib, die schwerste Schuld wäre! Ich bitte nicht für mich, ich bitte für sie, die ich liebe, an denen ich gutmachen kann, was an mir verbrochen ..."

Cilli hatte sich zu ihr hinabgebeugt, sie in ihre Arme geschlossen, zu erheben gesucht. „O, stehen Sie auf," bat sie dringend, „stehen Sie auf! Ich ahnte ja nicht ... Wie könnte ich mein Gewissen belasten mit dem Unheil, das über die

besten Menschen hereinbrechen muß, wenn ich ein Kindesrecht fordere, das mir nichts zubringt als der Mutter Haß und Fluch? Nein, nein! Fürchten Sie nichts. Mein Mund wird schweigen — mein Fuß diese Schwelle nie mehr betreten. Eingesargt in meine Brust ist das Geheimniß, daß ich meine Mutter fand. Kein Blick, kein Wort bei zufälligem Begegnen — ich schwör' es Ihnen — soll Sie daran erinnern, was ich Ihnen hätte sein können und nicht sein darf. Ruhiger als bisher können Sie Ihren Lebensweg fortsetzen zur Freude Ihrer Geliebten, denn Sie sind sicher, daß ihr Glück nicht gestört wird. Wie glücklich bin ich selbst, Ihnen dies zu Liebe thun zu können!"

Ernestinens Herz war erweicht. Sie lehnte den Kopf an Cilli's Brust und schluchzte: „Mein Kind — mein Kind ... Doch mein Kind!"

Die Thürglocke schellte. Erschreckt fuhren sie beide auf. „Man darf mich nicht bei Ihnen sehen," flüsterte Cilli, „weisen Sie Jeden ab — auch Ihren Mann, auch Ihre Kinder." Frau Reisler hauchte auf ihr Tuch und betupfte damit ihre Augen. Dann ging sie hinaus, die Stubenthür hinter sich nur leicht anlehnend, und hob die Gardinen ein wenig vom Glasfenster fort. „Sie sind's, Herr Doctor," sagte sie mit großer Beherrschung.

Cilli horchte mit gespanntem Ohr. „Ist Franz schon aus der Schule zurück?" fragte eine männliche Stimme. Sie erkannte Georg.

„Nein," antwortete Frau Reisler, „aber er muß jeden Augenblick —"

„Schicken Sie ihn freundlichst zu mir hinüber," sagte er, „ich möchte die heutige Stunde gleich geben. Nachmittags bin ich wahrscheinlich verhindert."

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Doctor."

„Adieu."

Gleich darauf trat Frau Reisler wieder ein. „Gott sei Dank," bemerkte sie, „Doctor Rohrhagen verlangte nicht Einlaß."

„Es wäre Alles verloren gewesen," stotterte Cilli todtbleich.

Frau Reisler erkannte ihren kläglichen Zustand. „Ich erinnere mich —" sagte sie, „Doctor Rohrhagen ist ja im Hause des Herrn Grafen —"

„Ja — und mein bester Freund."

„Weiß er —?"

„So viel ich selbst wußte, ehe ich hierher ging."

„Mein Himmel —!"

„Er bezeichnete mir auf meine Bitte Ihre Wohnung."

Frau Ernestine ließ eine Weile den Blick eindringlich auf ihr ruhen; dann sagte sie leise: „So vertraut seid Ihr mit einander?"

Cilli nickte. „Ach ja ... Und Sie sollen auch wissen, daß ich mich seinetwegen im Grunde meines Herzens freute, kein Grafenkind zu sein. Denn ich glaube —"

„Er liebt Sie?"

Cilli nickte wieder und wischte zugleich die Thränen fort, die ihr über die nun gerötheten Wangen strömten.

„Und Sie — lieben ihn wieder?"

„Ach —!"

„Du liebst ihn wieder, Cäcilie?"

„Mutter —! Ja, ja, es ist nicht anders. Aber das darf jetzt nicht mehr sein. Ich will auch ihm verschweigen, was ich hier erfahren habe — er soll glauben, daß ich Ihretwegen ganz im Irrthum war — die Lüge wird mich nicht beschweren. Aber ich weiß nun doch — wer mein Vater ist — und daß ... Nein! ich hintergehe ihn nicht — ein solches Mädchen darf nie seine Frau werden. Weil ich ihn liebe ... Ach Gott, gib mir Kraft, das zu vergessen! Leben Sie wohl — leben Sie ewig wohl!"

Sie drückte Frau Ernestinen abgewandt die Hand und stürmte hinaus, ohne ihr weiter Gehör zu geben, die Treppen hinunter und über die Straße hin, um nur bald aus dem Bereich der Fenster Georg's zu kommen.

Zu Hause angelangt, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und ließ sich erst gegen Abend wieder in den anderen Räumen blicken.

Als der Graf sich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigte und ihr dabei nach seiner Gewohnheit die Wange streicheln wollte, zuckte ihr Gesicht unwillkürlich zurück, und ein kalter Schauer durchlief sie. Auf die Gräfin aber eilte sie zu, sank neben ihr auf die Kniee nieder, küßte unaufhörlich ihre Hände und sagte: „Du bist eine Heilige — wie liebe ich Dich um Deiner Barmherzigkeit willen! Ja, Du bist — Du bist vor Gott meine Mutter!"

Die Gräfin küßte sie. „Bist Du nun mit Deinem Herzen einig geworden?" fragte sie.

„Ich will Euer Kind sein," antwortete sie; „beruft morgen den Richter." Sie hatte sich's in den schweren Stunden des Kampfes so zurechtgedacht, daß sie Georg für immer absage, wenn sie die Gräfin Moorland geworden sei.

— — — — — — — — —

Es kam jedoch anders.

Am nächsten Morgen lag Cilli im hitzigen Fieber. An die Vornahme des gerichtlichen Actes war nicht zu denken. Der Arzt wurde berufen. Er wiegte bedenklich den Kopf und gab Anordnungen, die auf ein längeres Krankenlager schließen ließen. Ein Nervenfieber war im Anzuge.

Es wüthete acht schwere Tage lang. Die Gräfin, selbst leidend, wich nicht von ihrem Bette. Cilli erkannte Niemanden. Aber in ihren meist ganz unverständlichen Phantasieen kehrten die Namen Bertha und Georg immer wieder. Georg —! Die Gräfin hatte dabei ihre stillen Gedanken.

Die Jugendkraft des lieben Kindes überwand den tückischen Feind. Aber noch viele Wochen vergingen, bis Cilli das Bett verlassen konnte. Sie kam nun wiederholt auf die Frage zurück, wann Rath Rohrhagen erscheinen werde. Sie fühle sich schon soweit ganz wohl, ihm Rede und Antwort stehen zu können. „Aber damit eilt's ja doch nicht so sehr," meinte die Gräfin.

„O doch — doch!" sagte Cilli beunruhigt, „Ihr wünschtet es ja."

„Da ist aber ein anderer Rohrhagen," begann die Gräfin nach einer kleinen Weile, „der gewiß große Freude daran haben würde, wenn er Dich wieder einmal sehen könnte. Den Doctor Georg meine ich natürlich. Er hat jeden Tag angefragt, wie es Dir gehe, und sah in der schlimmsten Zeit ganz verhärmt aus."

„Ach, der gute, liebe Mensch," rief Cilli neu belebt. „Aber es darf doch nicht sein."

„Warum nicht? Der Arzt hat kurze Besuche von befreundeten Personen erlaubt."

„Der aber . . ."

„Nun?"

Cilli schlug die Augen nieder und lehnte sich an sie. „Ach — Mama! — Und ich sehe gewiß noch recht entstellt von der Krankheit aus."

„Das wird er gar nicht merken."

„Gut denn — ich will ihn sehen. Aber versprich mir, daß Du ihm vorher sagst, was mit uns im Werke ist."

„Närrchen! —"

Georg kam und kam wieder. Er war in der That ganz Freude, Cilli gesundet zu sehen. Er brachte jedesmal eine Rose mit, so selten sie auch in dieser Jahreszeit waren. Bald durfte er ihr auch wieder vorlesen. Das wurden nun schöne Stunden. Sie stützte sich auf seinen Arm, wenn sie durchs Zimmer promenirte, und an seinem Arm betrat sie auch wieder den Salon und den Musiksaal.

Eines Tages, als sie mit einander zum ersten Mal wieder allein waren, faßte er ihre Hand und sagte: „Liebe Cilli, ich weiß Alles."

Sie blickte überrascht auf. „Wie ist das gemeint, Georg?"

„Buchstäblich," antwortete er. „Daß Sie bei Frau Reisler gewesen sind, und daß sie Ihre leibliche Mutter ist, und Alles, was sie Ihnen damals gesagt hat und was Sie ihr . . . Alles."

Cilli war im Augenblick sprachlos. Nach einer langen Minute erst bemerkte sie schüchtern: „Aber wenn Sie wirklich Alles wissen — von wem . . ."

„Von ihr selbst natürlich erfuhr ich's im Vertrauen, von Frau Ernestine Reisler, und sie hat mir auch erlaubt, daß ich's Ihnen wiedersagen dürfe."

„Das ist unbegreiflich!" rief Cilli.

„Unbegreiflich? Dem Herzen doch nicht. Eine Mutter —"

„Aber die wollte sie mir nicht sein."

„Die durfte sie Ihnen nicht sein — in den Augen der Welt. Aber daß sie gerade mir, ohne äußere Nöthigung, und nachdem sie sich Ihres Schweigens versichert hatte, das Geheimniß preisgab — hat Ihnen das nicht besondere Bedeutung? Oder . . . sollten Sie vergessen haben, daß auch Sie ihr ein Geheimniß anvertrauten —"

Sie stand auf. „Georg —!"

Er hielt ihre Hand fest. „Ich weiß aus ihrem Munde, Cilli, daß Sie mich lieben, wie ich Sie —"

„Dann wissen Sie aber auch, wer ich bin und daß ich nie die Ihre werden kann — nie die Frau eines Ehrenmannes — und daß ich nur deshalb . . . O, mein Gott!"

Georg zog sie an sich. „Ist das aber nicht eine recht thörichte Einbildung, Cilli? Stecken Sie da nicht verwunderlich tief in dem mittelalterlichen Vorurtheil, daß unserer Geburt Ehre und Unehre anhaften könne, als hätten wir zu vertreten, was vor uns liegt? Sollen wir uns dessen zu schämen haben, daß unsere Eltern der Schwäche der menschlichen Natur erlagen und ein Gebot der

bürgerlichen Ordnung verletzten? Und wenn sie noch so schwer fehlten, haben wir ihre Verirrungen zu verantworten und zu büßen? Soll ich eine edelmüthige Entsagung darin erkennen, wenn ein Mädchen, das ich liebe und das mich liebt, sein und mein Unglück für eine pflichtmäßige Folge des Fehltritts ihrer Eltern ausgibt? Nein, Cilli — dazu kann ich mich nicht verstehen, nicht mit meinem Verstande und nicht mit meinem Herzen. Dankbar aber, ewig dankbar bin ich der braven Frau, die muthig das Ihrige gethan, Unheil zu hindern, das aus solcher Verkennung unserer Pflicht erwachsen müßte. Der Bann ist gebrochen, wir sind frei! Sie haben mir nichts zu verschweigen, ich handele vollbewußt. Und ich sage: ich liebe Sie, Cilli — liebe Sie über Alles in der Welt! Und nun wagen Sie's zu antworten, daß Sie die Meine nicht sein können — wagen Sie's!"

Cilli warf sich schluchzend an seine Brust. „O Mutter — Mutter," rief sie glückselig, „das sühnt alle Schuld!"

Sie gingen zur Gräfin. Sie war nicht überrascht, nur bedenklich ihres Gemahls wegen, der sich die Zukunft des geliebten Kindes ganz anders gedacht. Und dann versprach sie gütig, selbst die Vermittlung zu übernehmen.

Es gelang ihr. Als er Cilli seinen Segen gab, merkte sie nicht, wie schwer es ihm geworden war, sein aristokratisches Vorurtheil zu besiegen. „Wir wollen ja nichts als Dein Glück," sagte er, und Cilli überwand alle Scheu, indem sie ihm um den Hals fiel.

„Aber eine Bedingung stelle ich," setzte er hinzu. „Der Doctor bekommt unser Kind zur Frau. Erst wirst Du die Gräfin Moorland und dann die Frau Dr. Rohrhagen. Auch ihm soll's ein Glück sein — ein seltenes, unverdientes Glück."

„Es kann sich nicht vergrößern," versicherte Georg, das geliebte Mädchen in seine Arme schließend, „aber — es leidet auch darunter nicht. Wie Cilli will."

„Aber warum soll Cilli jetzt nicht wollen?" fragte sie schalkhaft, hielt seine Hand fest und reichte die andere der Gräfin.

Der Krieg der sicilischen Vesper.

Von

Otto Hartwig.

III.

Die Volksbewegung gegen die französische Herrschaft in Sicilien hatte bisher einen ganz nationalen Charakter getragen und war local beschränkt gewesen. Nur das Verhältniß des Königreichs zum römischen Stuhle hatte derselben einen tieferen Hintergrund gegeben. Jetzt sollte sie durch die Einmischung des Königs Peter von Aragonien mit einem Male zu einer internationalen Streitfrage werden, die alle Mittelmeerstaaten in ihren Wirbel hineinzog.

König Peter von Aragonien hatte durch seine Verheirathung mit Constantia, der ältesten Tochter König Manfred's von Sicilien, ein Erbrecht auf das Königreich. Aber hätte der verschlagene und kriegstüchtige Fürst auch keine politischen Absichten auf Unteritalien gehabt, die noch immer im Castel dell' Ovo schmachtenden Angehörigen seiner Frau hätten ihn zur Rache gegen deren Kerkermeister treiben können. Kaum hatte Conradin sein trauriges Ende gefunden, so sehen wir daher den Aragonesen, seinem Nachbarn, dem König Alfons von Castilien nachfolgend, sich mit den politischen Verhältnissen Italiens beschäftigen. Gesandte der spanischen Könige hatten namentlich mit dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat, dem Haupte der ghibellinischen Partei in Oberitalien, viel zu verhandeln. Aber die schwankenden Verhältnisse in Spanien ließen König Peter nicht zu einem raschen Eingreifen kommen. Unterdessen bildete sich sein Hoflager doch zu einem Sammelplatz von angesehenen Flüchtlingen aus Sicilien aus. Unter ihnen nimmt der politisch ganz unzuverlässige Hofmann König Manfred's, Giovanni von Procida, eine wenn auch von der Sage weit übertriebene Bedeutung ein. Wichtiger durch seine Thaten zur See wurde der Milchbruder der Königin Constanze, der Calabrese Ruggiero Loria. König Peter suchte vor Allem mit den maurischen Fürsten Spaniens einen dauernden Frieden herzustellen, sich mit Castilien zu verständigen und seine eigenen leicht unzufriedenen Stände zu erhöhten Subsidien zu bestimmen. Daneben gingen Verhandlungen mit den ausgesprochenen Feinden Karl's von Anjou. Sogar mit Papst Nicolaus III. sollen

Verhandlungen gepflogen worden sein. Sicher ist, daß der Paläologe eine Gesandtschaft nach Spanien sendete und große Geldsummen versprach, wenn Peter Sicilien angreife. Durch den Tod des Papstes Nicolaus III. wurden diese Pläne gestört, und es galt, sehr vorsichtig zu sein, da die Rüstungen die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich gezogen hatten. Da gab ein unvorhergesehenes Ereigniß den Ausschlag. Ein Berberfürst bei Constantine hatte sich gegen das sog. Chalifat von Tunis empört und bot dem Aragonier die Oberherrschaft an, wenn er ihn mit einem Heer unterstütze. Diese günstige Gelegenheit, seine Rüstungen als ganz allein zu einem Kriege gegen die Ungläubigen bestimmt hinzustellen, konnte Peter sich nicht entgehen lassen. Als er aber nach mancherlei diplomatischen Verhandlungen mit seinen Nachbarn, den Abgesandten des Paläologen und nach vollständiger Regelung der Regentschaft während seiner Abwesenheit und der Thronfolge für den Fall, daß er nicht wiederkehre, im Anfang Juni von Port Fangos aus in die See stach, scheint doch seine Absicht zunächst nur auf Afrika gerichtet gewesen zu sein. Von dem Ausbruch eines Aufstandes der Sicilianer gegen Karl hatte er freilich Nachricht erhalten. Wäre er aber fest entschlossen gewesen, nach Sicilien zu gehen, wie hätte er dann den angesehensten neapolitanischen Flüchtling an seinem Hofe, Giovanni di Procida, in Spanien lassen können? Die Entscheidung über das letzte Ziel der Expedition sollte offenbar von den Umständen abhängen. Und diese entschieden bald. Am 28. Juni landete Peter mit ungefähr zehn- bis zwölftausend Mann Truppen in dem kleinen Hafenort Collo in der Provinz Constantine. Aber die Stadt war von allen Menschen verlassen, der Aufstand mit seinem Führer blutig niedergeschlagen. Vor dem Landungsplatze breitete sich die Wüste aus, in der sich nur vereinzelte beobachtende Reiter zeigten. Sollte nicht Hungersnoth unter dem Heere ausbrechen, so war es nöthig, einen raschen Entschluß zu fassen. Doch ehe Peter nach Sicilien hinüberfuhr, galt es, sich einen Vorwand zu schaffen, der ihn als in einer Zwangslage handelnd zeigen sollte. Es wurde eine Gesandtschaft an den Papst abzuschicken beschlossen, um die üblichen Unterstützungen für ein Heer, das sich auf einem Kreuzzuge befinde, zu erbitten. Auf ihrer Fahrt nach Mittelitalien landeten die beiden Gesandten wie zufällig in Palermo. Sie mußten doch sehen, ob nicht etwa auch hier der Aufstand schon niedergeschlagen sei. Aber sie fanden hier die Dinge ganz ihren Wünschen entsprechend.

In der Martorana zu Palermo tagte das sicilische Parlament. Nach dem Erlöschen einer Regierungsgewalt auf der Insel waren die Aufständischen in Parteien zerfallen. Die drohende Gefahr der Vergewaltigung hatte sie jedoch bald wieder gezwungen, eine Versammlung der Stände der Insel, des Adels, der Geistlichkeit und der Städte, nach Palermo zu berufen. Aber man war weit entfernt, sich über eine neue Regierungsform zu einigen. Da trat der Abgesandte des Schwiegersohns von König Manfred unter sie und zeigte ihnen, wo allein Rettung vor Karl von Anjou und der inneren Auflösung zu finden sei. Unter der Bedingung, daß Peter die Gesetze des Landes, wie sie unter König Wilhelm II. bestanden hätten, anerkenne, beschloß das Parlament, ihm die Krone Siciliens anzubieten und eine Abordnung sofort an ihn abzusenden. Da die Gesandtschaft an den Papst, wie vorauszusehen war, unverrichteter Dinge

nach Collo zurückgekehrt war, beschloß Peter rasch nach Sicilien überzusetzen. Konnte er doch sagen, und hat das auch zu seiner Rechtfertigung gesagt, er habe nicht anders handeln können, da ihn der Papst so weit von der Heimath im Stiche gelassen habe. Nachdem er seinen Kriegsgefährten die Rückkehr in die Heimath freigestellt, ging er mit dem Reste der Treugebliebenen am 25. August in Collo unter Segel und landete nach fünftägiger Fahrt in Trapani auf Sicilien. Groß war der Jubel des Volkes, der ihn hier empfing und unter dem er nach Palermo weiterzog. Schon am 7. September schwuren dem neuen Könige die Abgeordneten Siciliens den Treueneid, der seinerseits die Aufrechterhaltung der Privilegien und Freiheiten des Volkes, wie sie unter dem letzten normannischen Herrscher bestanden hatten, eidlich gelobte. Dann ging es an die Ausführung der Consequenzen dieser That. Es wurde eine neue Gesandtschaft des Paläologen empfangen und derselbe um Auszahlung großer Subsidien angegangen. Die Sicilianer schickten eine neue Botschaft an den Papst, welche ihr Vergehen rechtfertigen solle. Sie sprach schon mit etwas lebhafterem Selbstgefühle sich dem Oberlehnsherrn gegenüber aus: da sie St. Peter bisher nicht erhört habe, so hätten sie sich einen anderen Peter erwählen müssen. Vor Allem aber mußte Messina entsetzt werden. Der König entbot zu diesem Zwecke alle waffenfähigen Sicilianer nach Randazzo am Aetna, erklärte jetzt an Karl feierlich den Krieg und forderte ihn auf, Sicilien zu räumen. Dann setzte er sich selbst in der Richtung auf Messina in Bewegung, wohin auch seine Schiffe steuerten.

Jetzt, da Alles auf der Spitze der Entscheidung stand, beschloß Karl die umlagerte Stadt mit stürmender Hand zu nehmen. Am 14. September griff die französische Flotte mit günstigem Winde die Hafensperre an; von allen Seiten fluthete zu Land der Sturmangriff gegen die Mauern heran. Aber die Vertheidiger behaupteten sich überall mit zähester Tapferkeit, wieder von ihren Frauen und Töchtern unterstützt. Am Abend des Tages ließ der König, nachdem er selbst in Lebensgefahr gerathen, zum Rückzuge blasen.

Am Tage nach diesem Sturme empfing Karl die Boten Peter's. Die Aufregung hatte ihn auf das Krankenlager geworfen, aber seine Selbstbeherrschung noch nicht gebrochen. Stolz wies er die Gesandtschaft ab und schickte sie in die Stadt, der er einen achttägigen Waffenstillstand anbot. Er wollte Zeit gewinnen. Aber die Befehlshaber Messina's nahmen diese Abgesandten, die sie nicht kannten, gar nicht an. Karl versuchte nun Alaimo zu bestechen und, nachdem ihm das mißlungen, einige Unterbefehlshaber zu bestimmen, seine Truppen zur Nachtzeit in die Stadt einzulassen. Statt dessen gerieth Karl's Lager durch einen nächtlichen Ausfall in wilde Unordnung. Da Karl's Admiral das Herannahen der sicilischen Flotte erfahren hatte, fürchtete er mit seiner Transportflotte von Calabrien abgeschnitten zu werden, und drang in Karl, die Belagerung aufzugeben. Erst nach längerem Zögern konnte sich dieser hierzu entschließen und segelte am 26. September nach Reggio hinüber, nachdem er die gesammte Umgebung Messina's, sammt allen Kirchen und Capellen, dem Erdboden gleich gemacht hatte. Hätten die Messinesen mit ihren Schiffen leicht aus dem gesperrten Hafeneingang herauszukommen vermocht, würden sie die Ueberfahrt wohl gestört haben. So

konnten sie nur den Nachtrab des Heeres zusammenhauen und sich immerhin noch reicher Beute bemächtigen.

Sofort nach Aufhebung der Belagerung sendeten die Befreiten eine Botschaft an König Peter nach Randazzo und baten ihn, in Messina als ihr König einzuziehen. Am 2. October kam denn auch Peter, schon auf der Höhe der peloriſchen Berge von jubelnden Scharen empfangen, an. Von Alaimo und dessen tapferem und ehrgeizigem Weibe eingeholt, betrat er die festlich geschmückte Stadt, schritt zuerst in den Dom, um Gott für das Gelingen zu danken, dann empfing er in der Königsburg am Hafen die schönen und stolzen Frauen Messina's, die, ihrer Männer nicht unwerth, mit diesen Haus und Herd vertheidigt hatten. Man wird es dem Chroniſten wohl glauben, daß die Stadt Tage lang in einem Freudenrausche geschwelgt habe. Doch man erinnerte sich auch der vergangenen schweren siebenundsechzig Tage und löste gewissenhaft alle Gelübde ein, die man der himmliſchen Helferin gelobt hatte.

Drohend stand Karl noch immer in Reggio, nur durch den schmalen Sund von Sicilien getrennt. Große franzöſiſche Heerhaufen, die auch Geld mitbrachten, waren zu ihm gestoßen. Der Abzug von Messina wurde als ein nur vorübergehender, durch die Herbststürme bedingter dargestellt. In der That, hätte König Peter nicht Alles aufgeboten, um sich und sein neues Land in wehrhaften Zustand zu setzen, man hätte neuer Angriffe sicher sein können. Zwar hatte auch die Flotte Karl's, die auf der den Winden ausgesetzten Rhede von Reggio sich nicht sicher fühlte, auf ihrer Fahrt nach Neapel schon im October eine empfindliche Einbuße durch Ruggiero Loria erlitten. Aber so lange das nahe Calabrien in dem Besitze Karl's war, mußte man stets auf Ueberfälle gefaßt sein. Peter ließ nun durch Gesandte und freigelassene Gefangene die Städte Calabriens und Apuliens zu Erhebungen gegen ihren Herrn auffordern. Doch blieben diese Versuche resultatlos. Mehr wirkten die Handstreiche, welche Peter mit seinen leichten spaniſchen Truppen, den blut- und beutegierigen Almugavaren, gegen die schwerfälligen franzöſiſchen Reiterscharen ausführte. Karl, hierüber aufs Aeußerste erbittert, schickte seinem siegreichen Gegner eine Herausforderung zu einem Zweikampfe, die dieser sofort annahm. Nach längeren Verhandlungen wurde das im engliſchen Besitz befindliche Bordeaux als der Ort bestimmt, an welchem am 1. Juni 1283 über die Gerechtigkeit der Sache beider Könige und die Zukunft Unteritaliens durch einen Kampf der beiden, je von hundert Rittern begleiteten Könige entschieden werden sollte. War dieser heroiſche Versuch, den Streit der Völker zu schlichten, von vornherein ehrlich gemeint? Da die Forderung von Seiten Karl's ausging, der seinen Gegner an körperlicher Kraft und Gewandtheit sich überlegen wußte, läßt sich das billig bezweifeln. Die Waffen der beiderseitigen Heere sollten bis zur Entscheidung durch deren Führer keineswegs ruhen. Peter nutzte jede Gelegenheit bei Tag und Nacht auch dazu aus, seine Feinde zu schädigen. Reggio mußten sie räumen, als König Karl die Stadt verlassen und seinem Sohne Karl dem Lahmen nicht nur die Leitung der Kriegsoperationen in Calabrien, sondern seine Stellvertretung im ganzen Königreiche übertragen hatte. Unter dem Vorwande, Alles zu dem bevorstehenden Zweikampfe rechtzeitig vorzubereiten, hatte sich der König nordwärts

begeben. In der That wollte er sich mit dem Papste und seinem Neffen, dem Könige von Frankreich, über die Mittel zu einer energischeren Kriegsführung gegen Peter verständigen. Gern hätte dieser die Abwesenheit des Königs zu einem großen entscheidenden Angriffe auf Unteritalien benutzt. Aber schon gährte ein Aufstand auf Sicilien gegen ihn. Die Barone der Insel, wankelmüthig und treulos an sich, hatte der jähe Wechsel der Regierungen, die hier seit fast einem Jahrhundert einander gefolgt waren, fast unregierbar gemacht; der Gegensatz des neuen, vom Könige begünstigten spanischen Adels zu den normannischen Geschlechtern erhöhte die Spannung. Der König hatte wohl auch bei der fortdauernden Geldnoth nicht alle die Versprechungen auf Herabsetzung der Steuern erfüllen können, die er bei Uebernahme der Krone in nicht klar definirter Weise gegeben. Da die Königin Constanze mit ihrem zweiten Sohne Jacob mittlerweile aus Aragonien angelangt war, konnte Peter jedoch sein neues Reich mit einiger Aussicht auf dauernde Ruhe verlassen, um seinem Feinde in Bordeaux zu begegnen. Standen der Tochter König Manfred's doch erprobte Krieger wie Alaimo von Lentini und Ruggiero Loria zur Seite, und besaß sie in Giovanni von Procida, der jetzt wohl zum ersten Male die Insel betrat, einen erfahrenen Rathgeber in allen Staatsangelegenheiten.

Tausend neuen Gefahren zog Peter entgegen, als er am 6. Mai 1283 sich in Trapani einschiffte. Am 19. d. M. war er nach einer überaus stürmischen Ueberfahrt in Valenza und rüstete sich zu seinem Ritte nach Bordeaux. Aber schon war der geplante Kampf zu einem reinen Gaukelspiel geworden. Der Papst hatte denselben untersagt, König Eduard von England sich geweigert, Schiedsrichter bei demselben zu sein. Doch wurde der Kampfplatz von den Franzosen in Bordeaux hergerichtet. Aber schon lief das Gerücht um, König Karl werde seinen Gegner überfallen lassen und sich seiner bemächtigen. In der That waren alle Pässe, die nach der Gascogne führten, mit französischen Truppen besetzt. Nichtsdestoweniger stahl sich König Peter, von drei vornehmen Rittern begleitet, nach Bordeaux durch, betrat den Kampfplatz am 31. Mai, umritt denselben dreimal, ließ sich seine Anwesenheit vom englischen Seneschall bescheinigen, und trat dann, da er seinen Gegner nicht vorfand, auch von dem Engländer hierzu angetrieben, seine Rückkehr sofort wieder an. Karl, der bereits seit dem 25. Mai in Bordeaux angekommen war, erfuhr die Anwesenheit Peter's noch an demselben Tage und ließ ihn verfolgen, konnte ihn aber nicht einholen. Nach dreitägigem Gewaltritte kam Peter glücklich in Bayonne an, verkündete der Welt den Verlauf der Dinge und begann sein Reich gegen nun drohende französische Invasion in Vertheidigungszustand zu setzen. Denn diese stand bevor, da der allen Wünschen Karl's gelehrig entgegenkommende Papst dem König Peter die Krone Aragoniens abgesprochen und das Kreuz gegen den der Kirche unbotmäßigen Fürsten hatte predigen lassen. Einstweilen verfingen aber die Bannstrahlen und geistlichen Censuren dem thatkräftigen Spanier gegenüber nicht. Eine zahlreiche und wohlausgerüstete provenzalische Flotte, welche das belagerte Castell von Malta entsetzen sollte, wurde von Ruggiero Loria fast bis zur Vernichtung geschlagen. Und einen noch empfindlicheren, man möchte glauben tödtlichen Streich sollte das Ansehen des Herrschers von Unteritalien

durch denselben Seehelden vor den Augen seiner Hauptstadt selbst davontragen. Nachdem Karl ein Jahr mit Geldsammlungen und Rüstungen in Frankreich zugebracht hatte, während dessen die Regentschaft Siciliens sich ohne wesentliche Erfolge bemühte, ihre Herrschaft in Calabrien und der Basilicata auszubreiten, waren zahlreiche Galeeren bereit, eine neue Fahrt gegen die rebellische Insel anzutreten und neue Mannschaften dorthin zu führen. Man wußte das in Sicilien sehr wohl, und König Peter ermunterte die Seinigen durch zahlreiche Schreiben zu zähem Widerstande. Obwohl selbst von Frankreich bedroht, sendete er ihnen von Schiffen, was er zusammenraffen konnte. Aber die aragonesisch-sicilische Flotte wäre derjenigen Karl's nicht gewachsen gewesen, wenn sich diese erst vereinigt gehabt hätte. Deshalb beschloß Ruggiero Loria, entweder die in Neapel ankernde Flotte zum Schlagen zu bringen, oder der heransegelnden provenzalischen Abtheilung aufzulauern. Von Messina segelte er nordwärts bis über Neapel hinaus, fuhr dann in die Bucht von Neapel hinein, reizte die französische Flotte auf alle Weise und zog sich dann nach Süden zurück. Die französischen Ritter, an ihrer Spitze Karl's Sohn, der Statthalter des Königreichs, wollten sich diese Gelegenheit, die feindliche Flotte zu vernichten, nicht entgehen lassen. Trotz des ausdrücklichen Befehls des Königs, nichts in seiner Abwesenheit zu wagen, trotz der Mahnungen des päpstlichen Legaten stürzte am 5. Juni 1284 die Blüthe des französischen Adels auf die Galeeren, zur Verfolgung der sicilischen Flotte. Ruggiero Loria wich aus. Als er aber diese Feinde weit genug hatte, ließ er zwanzig Galeeren rasch wenden, dieselben mit einander verketten und stürzte auf die feindlichen Schiffe. Ihre Linie wurde mit einem Stoße gesprengt; achtzehn neapolitanische Schiffe flohen sofort, die letzten zehn kämpften nur noch um die Ehre. Verzweifelten Widerstand leistete das französische Admiralschiff. Erst als es angebohrt zu sinken begann, ergab sich Karl der Lahme mit seiner vornehmen Begleitung als Gefangener an Ruggiero Loria. Karl's Gemahlin hatte vom Castell dell' Ovo aus die Schlacht und das Sinken des Admiralsschiffes beobachtet. Es war eine Art von Erleichterung für sie, daß ein sicilisches Schiff die Auslieferung der Schwester der Königin Constanze, Beatrice, die seit ihres Vaters Tode mit ihren Brüdern im Castell schmachtete, mit der Drohung forderte, werde sie nicht sofort entlassen, so werde Prinz Karl enthauptet werden. Weinend warf sich die Fürstin der Gefangenen zu Füßen und bat sie, sich für das Leben ihres Gatten zu verwenden. Wäre Königin Constanze so blutgierig gewesen, wie der Feind und Schänder ihres Vaters, sie hätte die Messinesen nur gewähren lassen dürfen. Denn als die siegreiche Flotte mit ihren Gefangenen in den Hafen eingelaufen war, verlangte das Volk den Tod Conradin's zu rächen. Aber die Königin widerstand. Prinz Karl wurde in der Tracht eines Catalanen heimlich in die sichere Burg gebracht und dort ehrenvoll bewacht. Wie sich das Volk von Messina dem Fremdherrscher feindlich gezeigt, so jetzt auch das von Neapel, nachdem das Joch von ihm genommen zu sein schien. Das niedere Volk erhob sich, plünderte die Wohnungen der Franzosen und hätte sie gänzlich verjagt, wenn nicht der Stadtadel dem Könige treu geblieben wäre.

Zwei Tage nach der Schlacht langte König Karl mit der provenzalischen Flotte in Neapel an. Ergrimmt über Alle, seinen Sohn nicht minder als die

aufständischen Lazzaroni, ließ er seinen Zorn zunächst an diesen aus. Nur auf vielseitiges Zureden begnügte er sich damit, einhundertundfünfzig von ihnen an den Galgen hängen zu lassen. Sicilien sollten härtere Strafen treffen. Neue Rüstungen begannen; der Papst gab das Geld her, das seit Gregor für einen Kreuzzug in aller Welt gesammelt war. So groß war die Flotte Karl's, daß die sicilische sich ihr auf offenem Meere nicht entgegenzustellen wagen konnte. Sie beherrschte den sicilischen Sund, als Karl mit großer Landmacht Reggio im Juli zu belagern begann. Das Castell der Stadt, von Natur keineswegs besonders stark, wurde tapfer von einem Catalanen vertheidigt. Alle Angriffe wurden abgeschlagen. Da hob Karl, sei es, daß die Sommerhitze ihn arg mitgenommen hatte, oder daß sein Heer unzuverlässig zu werden begann, schon im August die Belagerung wieder auf und zog nach dem Norden ab, ohne daß es zu einem größeren Zusammenstoß gekommen wäre. Das war die letzte größere kriegerische Action, die Karl erlebte. Zwar setzte er noch große Hoffnungen auf das nächste Jahr: wenn sein Neffe, der König Philipp von Frankreich, den König Peter selbst in Aragonien mit Krieg überziehen werde, dann wolle er die Sicilianer zu Paaren treiben. Aber so leicht gelang das nicht. Nicht nur, daß Ruggiero Loria die Ost- und Westküste Unteritaliens heimsuchte, überall landete, feste Städte einnahm und da, wo er sich nicht festsetzen konnte, Alles ausplünderte, es gelang dem unwiderstehlichen Admiral, den Ungläubigen die reiche Insel Gerbes an der afrikanischen Küste zu entreißen, welche nur zur Zeit der höchsten Blüthe des normannischen Königthumes im Besitze Siciliens gewesen war. Der Sieg schien gefesselt an die Flagge dieses Calabresen, der, halb Corsar, halb Diener der Königin Constanze, die festeste Stütze von deren Herrschaft in Sicilien war. Denn andere versagten damals. Alaimo von Lentini, der Held von Messina und Sklave seiner ehrgeizigen Frau Matelda Scaletta, hatte sich dem aragonesischen Hofe so verdächtig gemacht, daß dieser ihn durch eine Art Staatsstreich zwang, sich nach Catalonien an den Hof König Peter's einzuschiffen. Noch andere vornehme Sicilianer überwachte man dort. War die Stimmung eines Theiles des alten sicilischen Adels einer Wiederherstellung der angiovinischen Herrschaft auf der Insel nicht ungünstig, so befreite die Regentschaft der Tod König Karl's von ihrem gefährlichsten Feinde. Karl war von alle dem Unglück, das über ihn gekommen, körperlich und geistig gebrochen. Ein schleichendes Fieber raffte ihn am 7. Januar 1285 in Foggia weg, nachdem er dem Papste den Schutz seines Reiches besonders anempfohlen, Karl von Valois zum Vormund seines Enkels, Karl Martell's, bestellt und seinem Neffen, dem König von Frankreich, die Oberaufsicht über seine französischen Besitzungen übertragen hatte.

Dieser hatte es in der That übernommen, die Ehre seines Hauses an dem aragonesischen Kronenräuber zu rächen. Und das um so leichter, als der Papst Martin dem zweiten Sohne des Königs, Karl, die Krone Aragoniens übertragen hatte und den Kriegszug gegen den kirchenfeindlichen König Peter durch Verleihung von Indulgenzen, geistlichen Zehnten zu einem vollkommenen Kreuzzuge stempelte. Den Ausgang desselben sollte der Papst nicht erleben. Im März 1285 starb er in Perugia. Es klingt wie ein grimmiger Hohn, daß Dante von ihm berichtet, es sei der Mann, welcher durch seinen Eifer, die Feinde der Kirche

sich zu unterwerfen, so viele blutige Kriege heraufbeschworen und unterstützt hat, an einem Gerichte Aale gestorben, die der Feinschmecker mit Milch füttern und dann in Wein von St. Geminiano tödten zu lassen gewohnt war. Wäre er wenigstens noch aus Verzweiflung über den Ausgang der Unternehmung König Philipp's dahingefahren. Denn wirklich entsetzlich war der Ausgang, den dessen Einfall in Spanien nahm. Nachdem er eine Flotte von 150 Galeeren und unzähligen Transportschiffen aus Frankreich und Italien zusammengebracht, brach er mit einem Heere von 17 000 Rittern, 18 000 Schleuderern und über 100 000 Fußsoldaten, denen an 80 000 Lastthiere folgten, in der Osternacht 1285 von Toulouse auf. Seit den Zeiten Gottfried's von Bouillon hatte man noch kein solch stolzes und zahlreiches französisches Heer zusammengesehen. König Peter hatte demselben kaum einen nennenswerthen Heereshaufen entgegenzustellen. Hatten ihm doch die aragonesischen Barone, welche unzufrieden mit der sicilischen Expedition waren, anfänglich jede Beihilfe verweigert, und war sein eigener Bruder, der König Jacob von Majorka, auf die Seite des Feindes übergetreten! Nachdem der König den Adel und die Städte in Aragonien und Catalonien von dem Herannahen des französischen Heeres unterrichtet und zur Vertheidigung der Grenzen der Heimath aufgefordert hatte, ritt er mit einer Schar von achtundzwanzig Reitern und sechzig Fußsoldaten in den Engpaß von Paniças in die Pyrenäen. Das ungeheuere französische Heer, welches die Grafschaft Roussillon fast ohne Widerstand, aber doch nicht ohne furchtbare Grausamkeiten, zu denen namentlich der päpstliche Legat aufhetzte, eingenommen hatte, wurde durch Peter's Widerstand doch an drei Wochen vor dem Engpasse aufgehalten. Da fand sich auch hier ein Ephialtes in der Gestalt eines Klosterbruders. Peter ging zurück, löste seine Scharen auf, nachdem er Girona gut besetzt und verproviantirt hatte. Das französische Heer überschwemmte nun das nördliche Catalonien, die Flotte segelte bis wenige Meilen nördlich von Barcelona. Aber Girona wehrte sich unter Raimund Folch verzweifelt. Unter der Belagerungsarmee, die von dem Golf von Rosas aus verproviantirt werden mußte, brach eine Seuche aus, welche auch die Flottenmannschaft ergriff. Die Fliegen, welche von dem Leichengifte der unzähligen gefallenen Lastthiere inficirt waren, trugen dieses überall hin. Jetzt, wo das Glück sich wendete, kam König Peter der Adel Cataloniens entgegen, und die meisten catalonischen Fußtruppen umschwärmten von allen Seiten die französischen Lager. Noch größere Hilfe kam dem nie verzagenden König von Sicilien. Auf dringende Schreiben hin hatte sich Ruggiero Loria mit vierzig Galeeren aufgemacht und war Ende August in Barcelona angekommen. Peter, der mit den Seinigen auf den Höhen um Girona das Lager der unglücklichen Feinde bewachte, „wie der Geier eine wandernde Schafheerde", ging seinem Admiral nach Barcelona entgegen. Nicht lange ließ auch Loria auf sich warten. In einer dunkeln Nacht schlich sich die sicilianische Flotte an die französische, die in der Nähe des Cap's von San Sebastian vor Anker lag, heran und vernichtete sie fast vollständig. Wenige Tage danach genügten, das Meer von den Resten der französischen Flotte zu säubern. Loria stürmte mit seinen Sicilianern sogar das Castell von Rosas und warf sie gepanzerten Reiterscharen mit Glück entgegen. Der Krieg wurde immer furchtbarer in seiner Führung. König Peter

ließ hunderte von Gefangenen blenden und durch Schiffe, die von einander wegsegelten, auf einmal in Stücke reißen. König Philipp, selbst schwer erkrankt, hatte noch die Genugthuung, daß sich Girona ihm nach dreimonatlicher Belagerung auf freien Abzug der Besatzung hin ergab. Doch seines Bleibens war nicht mehr im Lande. Der unermüdliche Feind, Krankheiten und Hunger, lichteten immer mehr die Reihen seines gewaltigen Heeres. Er trat den Rückzug an, vom Feinde umschwärmt. König Peter mäßigte jetzt den Eifer seiner Krieger. Er ließ den todtkranken König sammt der Königin, den Prinzen und vier Tausend Reitern durch den Engpaß von Paniças entkommen. Auf die Nachhut stürzten sich die Almugavaren, die gleichzeitig mit Loria in die Grafschaft Roussillon eindrangen. Am 6. October starb König Philipp der Kühne zu Perpignan. Der Rest des Heeres zerstreute sich, durch ganz Frankreich nichts als Trauer und schwere Krankheiten mit sich verbreitend. Frankreich hat 1285 eine Niederlage erlitten ähnlich wie 1812. Unter einem Könige, wie Philipp der Schöne, der älteste Sohn des Verstorbenen, erholte es sich aber rasch. Was dieser herrschsüchtige, gewaltthätige Fürst auf dem unglücklichen Feldzuge nach Spanien von dem Benehmen der päpstlichen Legaten gesehen, hatte ihn mit Haß gegen das politische Papstthum erfüllt. Bonifacius VIII. hat das in Anagni erfahren. Man wird zwar mit einem französischen Historiker nicht sagen mögen, daß hier in Bonifaz VIII. das Mittelalter überhaupt geohrfeigt worden sei, wohl aber behaupten dürfen, daß der nationale Aufstand des sicilischen Volkes unter der Führung des Königs Peter der Autorität des Papstthums und der bis dahin herrschenden politischen Weltanschauung des Mittelalters den ersten und lange nachwirkenden Stoß versetzt hat. Es ist, als ob der Beichtvater, welcher den seiner Sinne schon halbberaubten König Peter vor seiner Todesstunde zwang, auf die Krone Siciliens zu verzichten, wenn er vom Banne der Kirche befreit sein wolle, eine Ahnung von diesem welthistorischen Zusammenhange gehabt habe. König Peter überlebte nämlich den Tod Philipp's nicht lange. Die Aufregungen und Anstrengungen der letzten Monate hatten dem sechsundvierzigjährigen kräftigen Mann ein heftiges Fieber zugezogen, das seine siegesund thatenfrohe Seele nicht niederkämpfen konnte. Nachdem er noch erfahren hatte, daß seinem Befehle gemäß der Sohn seines schlimmsten Feindes, der gefangene Karl der Lahme, von Messina nach Barcelona gebracht sei, verschied er am 11. November 1285 zu Villafranca in Catalonien im Frieden mit der Kirche. Sein Verzicht auf die Krone Siciliens ist erst in unseren Tagen bekannt geworden.

IV.

So waren die Protagonisten in diesem großen Kampfe sämmtlich dahingegangen. Aber mit ihnen waren die Gegensätze, welche sie zu ihren Vorkämpfern erhoben hatten, nicht ausgeglichen und verschwunden. Und das um so weniger, als die eigentlich treibende Macht in diesem Wirbel der Ereignisse eine von dem Wechsel der Personen fast unabhängige Institution war, der keine andere an Selbstbewußtsein, Zähigkeit, Rücksichtslosigkeit und Fähigkeit zu herrschen gewachsen war, das römische Papstthum. Daß dasselbe sich zur Zeit in einer großen Krisis befand, davon waren einige deutliche Zeichen vor-

handen. Der deutsche König Rudolph von Habsburg hatte sich nicht mehr die römische Kaiserkrone geholt; die Periode der Kreuzzüge war mit dem Falle Accons geschlossen. Die Pflege der Beziehungen zu Deutschland und zu den Kreuzzügen hatten aber bis dahin einen wesentlichen Bestandtheil der päpstlichen Politik gebildet. Und nun entzündete sich, so zu sagen unter den Augen des Papstes, ein großer Kampf, in dem eine Partei die Lehnsherrschaft des päpstlichen Stuhles über das Königreich Sicilien nicht anerkannte und sich ein ganzes Volk um die furchtbarsten Waffen der Kirche, Bann und Interdict, gar nicht kümmerte, die geistlichen Satzungen und Rechte der Kirche zwar nicht bestritt, wohl aber behauptete, sie würden von den gegenwärtigen Trägern der Kirchengewalt parteiisch und grausam ausgeübt. Und griffen diese Gegensätze nicht in das unmittelbare Gebiet der Päpste, den Kirchenstaat, hinein? Vor den Fehden der ghibellinischen und guelfischen Adelsfactionen konnten sich mehrere Päpste kaum retten, und die ziemlich rasch aufeinanderfolgenden Conclaves nur mit Noth zu einer Wahl gebracht werden. Kaum ein Menschenalter nach den Siegen, welche das Papstthum über das deutsche Kaiserthum davongetragen, bricht aber eine solche Macht noch nicht in sich zusammen und gibt die Ansprüche nicht auf, die es in Jahrhunderte langem zähen Ringen erworben hat. Das sollten die Sicilianer noch deutlich erfahren. Waren die einander in Schlachten zu Wasser und Lande bekämpfenden Könige des langen blutigen Haders müde und bereit, einander die Hände zum Frieden zu reichen, die Curie wußte sie auseinander zu halten oder die schon Befriedeten durch Entbindung von den geschworenen Eiden und durch neue Aufstachelung zu weiterem Blutvergießen zu treiben. Nicht mehr war es die Abhängigkeit von dem angiovinischen Herrscher Neapels, wie in der ersten Periode des Streites, welche das Papstthum antrieb, es zu keinem Frieden kommen zu lassen, sondern das in ihm herrschende Princip. Freilich war jetzt für längere Jahre auch eine Persönlichkeit zum Träger der Tiara geworden, welche die Consequenz der päpstlichen Rechte, wie sie das Mittelalter ausgebildet hatte, bis in ihre letzten Folgerungen zog. Denn auf den armen Papst Cölestin, der als beschränkter, einsiedlerischer Mönch gleichsam die Verkörperung des weltflüchtigen Ideals mittelalterlicher Frömmigkeit gewesen war, folgte jetzt als Vertreter des Complements dieser religiösen Weltanschauung der Repräsentant der weltbeherrschenden Papstkirche, der Pontifex maximus Bonifacius VIII., der „sich wie ein Fuchs einschlich, wie ein Löwe herrschte, und wie ein Hund starb“. Er allein hat den Frieden fast ein Jahrzehnt aufgehalten, und daß dieser 1302 geschlossen wurde, war wahrhaftig nicht seine Schuld.

Es ist hier nicht möglich, alle die merkwürdigen, überaus dramatisch sich entwickelnden Wechselfälle der zweiten Periode des sicilischen Freiheitskampfes ausführlich zu erzählen. Ich verzichte ungern darauf, denn nur durch lebenswarme Schilderung der handelnden Personen und ihrer Thaten kann ein tiefergehendes Interesse an diesen der Gegenwart fernliegenden und durch eigenthümliches Colorit sich auszeichnenden Kämpfe erweckt werden. Immerhin sind es zwar dieselben großen Ideen, die nicht nur in Italien, sondern in der ganzen Welt noch heute im Streite liegen, die Ideen der Nationalität und ihr Widerspiel in der nach weltlicher Herrschaft strebenden internationalen Papstmacht, welche schon damals mit einander in einem vorzeitigen Ringen begriffen waren.

Aber einen wahren Reiz erhält die Darstellung eines solchen Kampfes doch nur dadurch, daß ihre zeitliche und locale Ausprägung scharf hervortritt und sich über eine trockene Erzählung und Zusammenfassung erhebt. Darin besteht das große Verdienst des Werkes von Amari, daß es eine solche bietet. Es ist nach den Grundsätzen der modernen Kritik gearbeitet, aber doch von einem Sicilianer geschrieben.

Wie alle großen, die Welt bewegenden Ideen nicht isolirt und Alles bestimmend auftreten, sondern in vielverschlungener Verflechtung mit anderen Interessen, so auch hier. Das Königshaus von Aragonien war von selbstsüchtigen Motiven beeinflußt, auf welche die Verhältnisse der Heimath stark einwirkten. Innerlich hatte sich kein Glied vollständig von dem Banne der mittelalterlichen Weltanschauung lösen können, wie das nur bei Kaiser Friedrich II. und seinen nächsten Anhängern in einer dem Laufe der Zeiten selten vorauseilenden Weise möglich gewesen war. Das Volk von Aragonien, von dem französischen übermächtigen Nachbar bedroht, war niemals für die überseeische Expedition begeistert gewesen. Und hatten die Sicilianer nicht am Ende eine Fremdherrschaft mit der anderen vertauscht? Es war nur zu natürlich, daß die Könige auf ihre aragonesischen Kriegsgenossen und Barone am meisten vertrauten, auf ihren Rath hörten und sie zu Recht und Ansehen im neuen Reiche gelangen ließen. Das entfesselte natürlich den Neid und die Eifersucht der eingeborenen Sicilianer. Zwar hatten die Herrscher an die Parlamente des Landes, denen sie ihre Kronen verdankten, große Zugeständnisse machen müssen. Aber auch die angiovinischen Herrscher des Festlandes waren diesem Beispiele nothgedrungen gefolgt. Traute ihren Versprechungen die große Masse des Volkes auch nicht, so waren doch immer gierige Edelleute da, die sich bei einem Umschwunge der Regierungsgewalt die Begabung mit den Lehen ihrer Gegner versprechen konnten. Wie es denn unzweifelhaft ist, daß das Lehnswesen in unruhigen Zeiten überall eine sehr schlechte Stütze der herrschenden Gewalten war. Sein Princip forderte ehrgeizige und unbändige Naturen geradezu zum Verrath heraus. Denn durch ihn konnten sie, wenn ihre Partei siegte, in den Besitz neuer Güter kommen, welche die unterliegenden Gegner herausgeben mußten. Es waren so zu sagen stets Prämien für den Verrath da. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß die Unsicherheit der politischen Zustände Unteritaliens im Mittelalter vor Allem in dem besonders von den Normannen ausgebildeten Lehnswesen seine Ursache hat. Der Wechsel in der Parteistellung, den in Sicilien damals so viele hervorragende Führer der feindlichen Parteien vollzogen, erklärt sich auch hieraus. Und welche Verwicklungen ergaben sich aus den Lehnsverhältnissen, in denen die verschiedenen Königreiche zu einander und zu dem römischen Stuhle standen! Der Papst war der Lehnsherr des Königreichs Sicilien und der Krone Aragoniens, und nun erkannte König Alfons, der älteste Sohn König Peter's von Aragonien und Erbe dieses Königreichs, seinen Bruder Jacob nur unter der Bedingung als König von Sicilien an, daß er dieses Reich von ihm zu Lehen trage. Die Folgen hiervon sollten nicht lange auf sich warten lassen. Nachdem Jacob dem sicilischen Parlamente die vollen Rechte und Freiheiten gewährleistet und durch neue vermehrt hatte, war er zwar ohne Widerspruch in Palermo gekrönt

worden, suchte sich aber vergebens mit Rom auszusöhnen. Darauf griff er mit Erfolg Calabrien an, obwohl die sicilianische Flotte auf der Rückfahrt von Spanien durch einen Sturm schwer beschädigt worden war. Doch kam es zu keiner Entscheidung. Als die Flotte der Angiovinen, um sich zu rächen, einen Landungsversuch auf der Ostküste Siciliens gemacht und sich Agosta's bemächtigt hatte, konnte Jacob diese Feste nur nach hartem Kampfe wiedergewinnen. Ein glänzender Sieg, den Ruggiero Loria mit sicilianischen Schiffen über die Flotte der Neapolitaner im Golf von Neapel erfocht, hatte die Eroberung der Inseln Capri und Procida zur Folge. Aber der eigenmächtige, geldgierige Admiral schloß auf seine Verantwortung hin einen Waffenstillstand mit dem Feinde ab, der diesem gestattete, seine Flotte wieder in den Stand zu setzen. Noch viel gefährlicher wurden ganz andere Abmachungen. Nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen gelang es dem König Eduard von England, den König Alfons von Aragonien von seinem Bruder Jacob zu trennen; am 27. October 1288, im Vertrag von Campofranco, versprach Alfons, den gefangenen König Karl II. von Anjou unter der Bedingung in Freiheit zu setzen, daß er ihm seine drei Söhne zu Geißeln gebe, eine Summe Geldes auszahle und verspreche, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn innerhalb eines Jahres der definitive Friede mit Aragonien nicht abgeschlossen sei. Siciliens war nur in den Vorverhandlungen gedacht worden: Jacob und Karl II. sollten auch innerhalb eines Jahres Frieden schließen. Kaum war aber dieser Vertrag perfect geworden, als der Papst, dessen Legat bei Abschluß des Vertrages mitgewirkt hatte, denselben für null und nichtig erklärte und nicht nur Karl II., sondern auch Eduard von England und die übrigen Bürgen desselben von ihren geleisteten Eidschwüren entband! Darauf entbrannte der Krieg unter wechselnden Glücksfällen im Neapolitanischen von Neuem. War doch Karl II. jetzt erst in sein Königreich mit einem neuen französischen Heer und von den Geldmitteln der Curie unterstützt zurückgekehrt. Am Ende kam doch ein Waffenstillstand bis zum Allerheiligentage des Jahres 1291 zu Stande. Die Gefahr, welche den letzten Ueberresten christlicher Herrschaft im heiligen Lande drohte, hatte König Eduard III. vermocht, auf den kriegslustigen Papst Bonifacius VIII. einen solchen Druck auszuüben, daß dieser Lehnsherr Siciliens sich fügen mußte. Aber verschmitzt und treulos, wie er war, suchte der Papst jetzt Jacob zu veranlassen, einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen, um dann über die wehrlose Insel herzufallen, wie einst Gregor IX. über die Staaten des auf dem Kreuzzuge abwesenden Kaiser Friedrich's II. Doch führten die Verhandlungen hierüber zu keinem Erfolge. Um so glänzender war der Sieg, den die päpstliche Diplomatie über König Alfons davontrug. Um nur zum Frieden mit dem Papste und Frankreich zu kommen, demüthigte dieser sich so weit, daß er versprach mit einem Heer nach Rom zu kommen und seinen Bruder unterwerfen zu helfen. Aber bei diesem Versprechen blieb es. Am 18. Juni 1291 starb Alfons nach dreitägiger Krankheit, und Jacob wurde der Erbe seiner Krone. Kaum hatte dieser das Ende seines Bruders erfahren, als er in aller Eile ein Parlament nach Palermo einberief, seinen Bruder Friedrich zum Statthalter über die Insel einsetzte und unter Versicherungen seiner ewigen Treue sich mit zwanzig sicilischen Galeeren nach der Heimath einschiffte.

Damit trat eine neue entscheidende Wendung in den Geschicken Siciliens ein. König Jacob war keineswegs Willens gewesen, die Krone der Insel aufzugeben. Nicht einmal seinem Bruder hatte er sie abtreten wollen, wie er nach den Bestimmungen seines Vaters gemußt hätte. Er fand auch anfänglich keine Nöthigung, den Feinden seines Hauses in irgend einem Punkte zu weichen. Durch Bündnisse mit Castilien, dem Sultan von Aegypten und der seemächtigen Republik von Genua suchte er sich im Besitze seiner Reiche zu schützen. Er nannte sich König von Aragonien, Sicilien, Valenza und Majorca und Graf von Barcelona. Aber bald fühlte er sich doch nicht stark genug, der Curie und Frankreich gegenüber Widerstand zu leisten, da er mit den Ständen Aragoniens zu keinem dauernden Einvernehmen gelangen konnte. Um sich sein Erbreich zu sichern, verstand er sich dazu, Sicilien zu verrathen.

Am 7. December 1293 schloß er mit Karl II. in Figueras einen geheimen Vertrag ab, der diesen Verrath besiegelte. Doch erst fast ein Jahr später, am 1. October 1294, kam dieser zur Ratification: Jacob gibt Karl II. seine Söhne und die übrigen Geißeln zurück, verzichtet auf alle Eroberungen im Königreich Neapel diesseits des Faro; Sicilien und Malta sollen innerhalb dreier Jahre an die Kirche zurückgegeben werden, welche sie an Niemanden ohne Einverständniß mit Jacob weiter vergeben darf; setzt sich die Insel hiergegen zur Wehre, so will sie Jacob unterwerfen helfen. Dafür wird der Bann und das Interdict von Jacob und Aragonien genommen, und Frankreich, beziehungsweise Karl von Valois, verzichtet auf die Krone Aragoniens. Eine Ehe Jacob's mit Blanca, der reich ausgestatteten Tochter Karl's II. von Neapel, soll diesen Vertrag bekräftigen. Fast noch schlimmer als dieses Abkommen waren die Ränke, mit denen Jacob seinen Bruder Friedrich, seine noch in Sicilien weilende Mutter Constanze, die Staatsmänner und die Führer des Heeres von der Sache Siciliens zu trennen versuchte. Aber Friedrich blieb standhaft, selbst dem gewaltigen Bonifacius VIII. gegenüber, mit dem er eine persönliche Zusammenkunft bei Velletri hatte, wich er vorsichtig aus. Jung und unerfahren, dem Rathe von Schmeichlern zugänglich, würde der beherzte und treue Fürst doch wohl den an ihn herantretenden Versicherungen unterlegen sein, wenn nicht der Haß der Sicilianer gegen die Anjous ihn mit sich fortgerissen und ihn selbst gegen seine ganze Familie an der Seite des Volkes festgehalten hätte. Denn dieses war einmüthig entschlossen, sich nicht auf den vom Papste mittlerweile anerkannten und noch sorgfältiger stipulirten Vertrag der beiden Könige einzulassen. Ein Parlament wurde einberufen, von dem Friedrich zunächst zum Herrn der Insel gewählt wurde. Es half nichts, daß Bonifacius VIII. Gesandte über Gesandte nach Sicilien sendete, die mit Versprechungen und Drohungen nicht geizten, daß König Jacob seine spanischen Unterthanen von dort abrief. Am 13. Januar 1296 wurde Friedrich auf dem Parlament zu Catania zum König gewählt und am 25. März zu Palermo gekrönt.

Es war wahrlich keine glänzende Krone, die dem jungen Fürsten auf das Haupt gesetzt wurde. Die Sicilianer, durch die Treulosigkeit König Jacob's und die Verhandlungen, welche sein Bruder Friedrich mit Bonifacius VIII. geführt hatte, ängstlich gemacht, beschlossen, die Machtbefugniß der Krone noch mehr zu

beschränken und dem Parlamente zu übertragen. Friedrich mußte sich hierein fügen. Aber eine noch größere Gefahr bestand: der Kriegsheld, der bisher den Sieg an die Fahnen Siciliens zu Wasser und Lande gefesselt hatte, Ruggiero Loria, war zu einer selbständigen Macht im Staate angewachsen. Durch seine Unterstützung allein hatte Friedrich sich der Krone bemächtigen können. Jetzt sollte er sie nur abhängig von seiner Person tragen. Verstimmte das den König an sich, so gab es Feinde Loria's genug, welche den Gegensatz zwischen dem ritterlichen und edeldenkenden jungen Fürsten[1]) und dem wilden, trotzigen Corsaren zu einem unheilbaren machten. Was sollte aus Sicilien werden, wenn der furchtbare Kriegsheld aus einem Schrecken der Feinde zu deren Führer ward? Zunächst trat diese Gefahr noch nicht hervor; Ruggiero Loria stellte sich an die Spitze der sicilianischen Scharen, die das Festland bis Brindisi hinauf plündernd und sengend heimsuchten. Angeblich von Friedrich und seinen Gegnern am Hofe gekränkt, ließ er sich aber bald in Verhandlungen mit König Jacob ein. König Friedrich, nicht so entschlossen und rücksichtslos wie sein Bruder Jacob, der Alaimo von Lentini angesichts des Hafens von Palermo, vorgeblich wegen Hochverraths, hatte enthaupten lassen, beging den Fehler, den Admiral zu kränken und doch nicht unschädlich zu machen. König Jacob berief ihn nach Rom, wohin er sich begeben hatte, um dem Vertrage getreu gegen seinen Bruder zu Felde zu ziehen. Dorthin ließ er auch im Februar 1297 seine Mutter und Schwester kommen, die mit Giovanni von Procida von Melazzo sich einschifften. Bonifaz VIII. nahm die Ankömmlinge nicht nur sofort wieder in den Schoß der Kirche auf, sondern begabte sie mit großen Lehen, die er zum Theil der Kirche entzog. Dafür empörten sich die Anhänger Loria's auf der Insel. Aber sie wurden niedergeworfen, sein Neffe Giovanni von den Sicilianern gefangen genommen, nachdem er selbst von ihnen auf dem Festlande bei Catanzaro geschlagen worden war. Eine Belagerung von Syrakus mußte aufgehoben werden, und der große Krieg löste sich in Guerillakämpfe auf. König Jacob sah sich genöthigt, die Gewässer von Sicilien zu verlassen und nach Aragonien zurückzusegeln. Um so furchtbarer sollte aber seine Rückkehr nach Sicilien im Sommer 1299 für die sicilische Flotte werden.

Die Uebermacht war jetzt sehr stark auf Seiten der Alliirten. Der Papst, obwohl in Folge der unzähligen Geldsummen, welche die Kirche an die Unterwerfung Siciliens gesetzt hatte, in großer Geldnoth, machte noch einmal flüssig, was nur beweglich war. Den goldenen Schlüsseln öffneten sich nun viele Burgen und Städte, die König Friedrich in Unteritalien noch besetzt hielt. Er sah sich dem Untergange geweiht, wenn nicht ein großer Erfolg zur See Sicilien von dem Ansturme der vereinigten Flotte befreie. Auf dem Parlamente zu Messina wurde beschlossen, das Aeußerste zu versuchen. Die sicilische Flotte verließ die Meerenge von Messina, um die Landung eines feindlichen Heeres auf der Nordküste der Insel zu verhindern. Bei Capo Orlando stieß sie auf die vereinigte Armata von Aragonien und Neapel unter dem Oberbefehl Ruggiero Loria's. Die feindlichen Brüder befanden sich an Bord der Admiralschiffe; ebenso Robert

[1]) Das war er, trotz Dante's Verurtheilung seines Charakters.

von Anjou, Fürst Philipp von Tarent, die Söhne Karl's II. Mit siebenundfünfzig Galeeren und zahlreicher Bemannung griff Loria die vierzig Schiffe Friedrich's an. Die Julisonne brannte an diesem Tage, dem vierten des Monats, ganz besonders furchtbar. Um so schrecklicher war die Wuth der Streiter. Doch bald neigte sich der Sieg auf die Seite, wo Uebermacht und bessere Führung zusammenwirkten. Achtzehn sicilische Galeeren wurden erobert, mit dreizehn entkam Friedrich nach tapferster Gegenwehr und erreichte Messina. An sechstausend Sicilianer färbten mit ihrem Blute ihr heimathliches Meer. Loria war grausamer und unmenschlicher als je. Die Blüthe des sicilischen waffentüchtigen Volkes war gebrochen. Nie hat sich die Flotte Friedrich's von diesem Schlage ganz erholt.

Aber Sicilien war doch nicht verloren; König Jacob, dem Bonifacius VIII. die Hilfsgelder nicht gezahlt hatte, und der für die Anjous Alles allein vollenden sollte, wendete sich nach Hause und überließ es seinem Schwager Robert, den Krieg zu beenden, wenn auch die Inseln Capri, Ischia und Procida, die sich bisher gegen alle Anfechtungen im Besitze Friedrich's behauptet hatten, an Karl II. übergingen. Friedrich widerstand nach Kräften. Als Catania, die dritte Stadt der Insel, durch Verrath in die Hände der Feinde gefallen war, schien sich freilich sein Stern dem vollständigen Untergange entgegen zu neigen. Doch er verzagte nicht, und bald zogen wieder bessere Zeiten für ihn herauf. Nachdem der Krieg unter immer furchtbareren Formen im Innern der unglücklichen Insel den Herbst 1299 hindurch gewüthet hatte, kam es auf der Südwestspitze der Insel, in der Nähe des alten Lilybäums, wo wiederholt die Geschicke des Landes entschieden waren, zu dem größten Zusammenstoße auf dem Lande, der in diesem wechselvollen Kriege überhaupt stattgehabt hat. Zwischen Marsala und Trapani, in der Küstenebene von Falconara, stieß Friedrich auf das Heer des Fürsten Philipp von Tarent. Lange Stunden schwankte der Kampf zwischen den zahlreichen französischen Rittern und dem an Fußvolk überlegenen Heere Friedrich's. Die wilden Almugavaren entschieden das Schicksal des Tages. Die Landmacht der Angiovinen wurde an dem 1. December fast ebenso vernichtet wie fünf Monate vorher die Flotte der Sicilianer. Was für diese aber das Wichtigste war: Philipp von Anjou war im Kampfe gefangen worden. Wie das Volk von Messina fünfzehn Jahre vorher das Blut Conradin's an seinem Vater Karl II. hatte rächen wollen, war auch jetzt wieder ein Sicilianer dabei, ihm deshalb den Todesstreich zu versetzen, als ihn König Friedrich selbst rettete. Er kam auf der Burg von Cefalù in dieselbe Zelle, die einst sein Vater bewohnt hatte. Und damit nicht genug! Wenige Wochen nach dieser Niederlage fielen dreihundert vornehme französische Ritter, die sogenannten Ritter des Todes, die nach Sicilien gekommen waren, um ihren Prinzen zu rächen, in einen ihnen heimtückisch gelegten Hinterhalt bei Gagliano und wurden in einem Nachtgefechte sämmtlich erschlagen oder gefangen. Die Sicilianer begannen hierauf wieder übermüthig zu werden (superbire), berichtet ihr Geschichtschreiber.

Man wird es begreiflich finden, daß König Karl II., ein friedlicherer Fürst als sein harter Vater, nach diesen Niederlagen Anträgen von Seiten seines Feindes Gehör zu schenken bereit war. Dafür schalt ihn Papst Bonifacius VIII., den

jetzt der große pecuniäre Erfolg des Jubeljahres ganz besonders hoffärtig gemacht hatte, auf das Demüthigendste aus. Neue Geldmittel verwilligte er seinem Vasallen und sorgte dafür, daß auch die guelfischen Städte Italiens ihm Beihilfe leisteten. Er wußte selbst das seemächtige Genua von seinem Bündniß mit Sicilien loszulösen. Große Heerhaufen wurden überall gegen Sicilien geworben. Und dieses Mal schien es in der That gelingen zu sollen, die Insel dem päpstlichen Befehle zu unterjochen. Nachdem die sicilische Flotte, siebenundzwanzig Segel stark, von der neapolitanischen Uebermacht bei Ponza nochmals bis zur Vernichtung geschlagen war, versuchten die Neapolitaner bei ihrer Siegesfahrt um die Insel allerdings vergeblich, sich einiger Städte zu bemächtigen. Schlimmer war es, daß sich an einem Attentat auf das Leben des Königs drei angesehene Männer des Landes betheiligten. Die Verzweiflung erfaßte aber die ganze Insel, als Messina, von der Flotte Robert's von Anjou blockirt, durch Hungersnoth zur Uebergabe gezwungen zu werden schien. Die Leiden, welche die heroische Stadt jetzt über sich ergehen ließ, ohne in ihrem Muthe zu wanken, sind nicht von denen übertroffen worden, die später Londonderry gegen die Horden Jacob's II. von England auch siegreich ertragen hat. Am Ende mußte Robert die Blockade aufgeben, da in seinem Lager selbst Hungersnoth ausbrach. Er schloß sogar einen Waffenstillstand mit seinem Schwager Friedrich auf einige Monate ab. Wiederum zeigte sich Papst Bonifacius VIII. als der erbittertste Feind Siciliens. Unter großen Versprechungen lockte er 1301 Karl von Valois aus Frankreich mit einem Heere von französischen Rittern herbei. Im April 1302 setzte dieses sechste große Heer, welches die Alliirten in zwanzig Jahren gegen Sicilien aufgebracht hatten, auf mehr als hundert Schiffen nach der Insel hinüber. Nach einigen gelungenen und zahlreichen mißlungenen Angriffen auf einzelne sicilische Landstädte, lagerte sich das Heer um Sciacca, eine unbedeutende Stadt an der Südküste der Insel. Sie widerstand dem Angriffe. Im Heere der Belagerer brachen Seuchen aus. Fast alle Pferde gingen zu Grunde. Die Leichname derselben wurden unter der afrikanischen Hitze rasch von Fäulniß ergriffen und verpesteten die Luft. Friedrich, der eine Tagereise von Sciacca entfernt in Caltabellotta stand, hatte es in seiner Hand, die elenden Scharen zu vernichten. Er zog vor, es mit den Führern zu einem Frieden kommen zu lassen. In der Hütte eines Hirten zwischen Caltabellotta und Sciacca wurde auf Antrag Karl's von Valois zwischen Friedrich und ihm und Robert von Anjou dann auch der Friede verhandelt und abgeschlossen, den nach mehr als zwanzigjährigem Ringen die Erschöpfung beider Parteien dictirte, der sog. Friede von Caltabellotta.

Friedrich blieb König von Sicilien oder Trinacrien und den umliegenden Inseln auf Lebenszeit, unabhängig von Neapel und Rom. König Karl II. soll ihm seine Tochter Eleonore zur Gattin geben. Die Kinder aus dieser Ehe erhalten das Königreich Sardinien oder Cyprus und hunderttausend Unzen Gold, müssen dafür aber Sicilien an die Anjous abgeben. Die beiderseitigen Eroberungen in Calabrien und Sicilien werden gegen einander ausgetauscht, ebenso die Gefangenen, den Prinzen Philipp von Tarent mit eingeschlossen.

Das waren die hauptsächlichsten Bedingungen des Friedens, dessen Ratification Karl von Valois bei König Karl II. und dem Papste durchzusetzen ver-

sprach. König Karl II. war auch dazu bereit und sendete seine Tochter Eleonore nach Messina, wo sie im Frühjahr 1303 mit Friedrich vermählt wurde.

Anders dachte Bonifaz VIII. Er empfing Karl von Valois mit Vorwürfen. Aber schon im hitzigen Streite mit König Philipp dem Schönen von Frankreich liegend, mußte er sich fügen. Doch nicht ohne den Schein, Recht zu behalten. Nach längeren Verhandlungen verstand sich Friedrich dazu, die Lehnsherrlichkeit des Papstes anzuerkennen und versprach 3000 Goldunzen jährlich zu zahlen und hundert Lanzen in seinen Dienst zu stellen. Friedrich erhielt den Titel eines Königs von Trinacrien. Mit diesem Versprechen hatte König Friedrich aber die Grenzen seiner constitutionellen Machtbefugnisse überschritten. Denn durch die Parlamentsacte von 1296 war ihm der Abschluß jedes Vertrages mit einer fremden Macht ohne Zustimmung der Nation untersagt. Diese Zustimmung hat nun der Vertrag Friedrich's mit dem Papste niemals erhalten, wenn sie ihm auch nicht versagt worden ist. Factisch hat der König von Sicilien der Curie nie das Lehnsgeld gezahlt und auch nie die Reiter gestellt. Er nahm auch den Titel eines Königs von Sicilien wieder an und ließ vom Parlamente die Erbfolge seines Sohnes festsetzen. —

So endete der erste Kampf, den ein kleines Volk siegreich über das politische Papstthum erfocht. Die Niederlage, die dieses fast gleichzeitig gegen den absolutistischen, aber vom nationalen Beifall getragenen König von Frankreich erlitt, war freilich persönlich noch demüthigender für den Träger der Tiara. Beide zusammen haben einen großen Erfolg gehabt: mit diesen Kämpfen und Siegen des sicilischen Volkes und des Königs Philipp von Frankreich über das weltbeherrschende Papstthum zieht eine neue Periode in dem Verhältnisse von Staat und Kirche herauf.

Rousseau und Kant.

Von

K. Heinrich von Stein.

Allnachmittäglich, zur bestimmten Stunde und meist auch auf einem bestimmten Wege, ging, so lange er in Königsberg lebte, der Magister, der nachherige Professor Kant spazieren: die Königsberger stellten die Uhren nach ihm, wie man wohl gesagt hat. Nur einmal unterließ er seine regelmäßigen Spaziergänge, so berichten die Biographen, und das war, als er Rousseau's „Émile" las. Diese Lectüre fesselte ihn an das Haus, sie nahm ihn völlig ein; der ernst gefaßte Mann scheint von ihr im ersten Eindrucke überwältigt worden zu sein. — Der einzige Zimmerschmuck Kant's war in späteren Jahren ein Porträt Rousseau's, welches ein Freund, der von jenem Eindrucke gehört haben mochte, dem Philosophen schenkte.

Jene Lectüre fällt in die ersten sechziger Jahre. Der „Émile" erschien zu Anfang des Jahres 1762. Er verbreitete sich schnell — schon am 18. Juni desselben Jahres wurde er in Genf von Henkers Hand verbrannt. Es ist wahrscheinlich, daß Kant das Buch noch in demselben Jahre gelesen hat. Kant las viel; er wohnte eine Zeit lang bei dem Buchhändler Kanter, um an der Quelle alles Neuesten zu sein; das Datum eines neu erscheinenden Buches ist oft der unmittelbare Hinweis darauf, wann Kant sich mit dem betreffenden Schriftsteller auseinandersetzte, dies um so mehr, als er keine Bibliothek und keine Excerpte sammelte, und also nicht immer gleichmäßig mit einem einmal gelesenen Schriftsteller vertraut blieb. Kant erwähnt Rousseau zuerst 1764. —

In denselben Jahren nun nahmen Kant's Entwürfe zur Reform der Metaphysik bereits bestimmtere Gestalt an. 1765 heißt es in einem Briefe an Lambert: „Ich bin endlich dahin gelangt, daß ich mich der Methode versichert halte, die man beobachten muß, wenn man dem Blendwerk des Wissens entgehen will, woraus die zerstörende Uneinigkeit der vermeinten Philosophen entspringt; weil gar kein gemeines Richtmaß da ist, ihre Bemühungen einstimmig zu machen." 1766 schreibt Kant an Mendelssohn: „Ich bin überzeugt, daß das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechts auf Metaphysik ankomme, vornehmlich

seit einiger Zeit, nachdem ich glaube, ihre Natur und die ihr unter den menschlichen Erkenntnissen eigenthümliche Stelle einzusehen." —

Zwischen jenem Eindrucke nun und dieser entscheidenden Wendung in Sachen der Metaphysik besteht ein Zusammenhang. Hierin hat Rousseau auf Kant gewirkt. Wird dieser Punkt des Zusammenhanges deutlich gesehen, so erhellt sich von ihm aus nach beiden Seiten hin, in Beziehung auf Kant wie in Beziehung auf Rousseau, die Hauptrichtung ihres ganzen gedanklichen Unternehmens. Rousseau und Kant wollten Beide durch das, was ihnen philosophisch aufgegangen war, auf Denken und Fühlen der weitesten Gesammtheit, der „Menschheit" wirken: darin zeigte sich praktisch, daß ihr Denken im tiefsten Grunde eine gemeinsame Richtung hat. Es zeigte sich, als Kant, der behutsame, besonnene Kant, Seiner Majestät von Preußen getreuester Unterthan, Kant, nach dem „die Bürger von Königsberg ihre Uhren stellten", ein leidenschaftliches Interesse an den Ereignissen der französischen Revolution nahm: er sprach nicht leicht mehr ein Wort über solche Dinge mit Jemandem, der nicht mit ihm die Erklärung der Menschenrechte als die Epoche eines neuen Weltalters ansah.

Zur Nachweisung jenes Zusammenhanges ist von Rousseau, und vor Allem von dem im „Émile" enthaltenen Bekenntnisse des savoyardischen Geistlichen auszugehen[1]).

Der savoyardische Geistliche erzählt, daß er durch erschütternde Lebenserfahrungen in einen Zustand völliger Ungewißheit gerathen sei: in jenen Zustand des Zweifelns, welchen Descartes als die hervorbringende Bedingung der wahren Erkenntniß schildere. Vergeblich, sagt er, las ich die Bücher der Philosophen; ich fand sie alle kühn, voller Behauptungen, dogmatisch, selbst in ihrem vorgeblichen Skepticismus. Kant sagte später von sich, er habe das dogmatische Wissen in der Philosophie aufgehoben, zugleich aber auch den Unglauben unmöglich gemacht, welcher allezeit gar sehr dogmatisch ist. Das erinnert dem Worte wie der Sache nach an die Wendung Rousseau's. Dogmatismus und Skepticismus sollen in Beziehung auf die großen Grundfragen verworfen und zu einem Dritten soll vorgedrungen werden.

Ich sah ein, so fährt der Geistliche bei Rousseau fort, daß die Philosophen meine Zweifel nur vermehrten. Ich vertraute mich also einem anderen Führer an. Ich sagte mir: Befrage das innere Licht — sollte ich auch dann noch irren, so werden doch die mir tief eigenen Täuschungen mir weniger schaden als Lügen, welche man mir von außen aufdringt.

„Ich muß meine Blicke auf mich selbst richten, um das Werkzeug kennen zu lernen, dessen ich mich bei der ferneren Nachforschung bedienen will." Mit diesen Worten leitet Rousseau den kurzen Entwurf einer Erkenntnißtheorie ein. Das Erkennen ist eine Thätigkeit. Wir verhalten uns activ in jedem Urtheil.

[1]) Die für die Darstellung Kant's verdienstlichen Bücher von Dietrich: „Kant und Newton", „Kant und Rousseau" enthalten nichts über Newton und Rousseau; für unseren Fall also wohl eine Aufzeichnung der Stellen Kant's, in welchen dieser sich auf Rousseau bezieht und auf den von Rousseau betretenen Gebieten bewegt, nicht aber die Feststellung des Thatbestandes der Beeinflussung Kant's durch Rousseau.

„La faculté distinctive de l'être actif ou intelligent est de pouvoir donner un sens à ce mot ‚est'." Das Urtheil, welches die Eindrücke mit einander vergleicht, ist ein spontaner Act. Ja, schon die Verbindung der Eindrücke der verschiedenen Sinne zu dem Eindruck eines und desselben Gegenstandes ist ein solcher spontaner Act; denn verhielten wir uns rein aufnehmend in der sinnlichen Wahrnehmung, so würden wir nicht zu der Einsicht kommen, daß der Körper, welchen wir berühren, und Das, was wir zugleich sehen, Dasselbe sind; wir würden fünf gänzlich verschiedene Substanzen annehmen, nach Maßgabe der fünf verschiedenen Sinne. — Der Gedanke ist uns aus Kant geläufig. Rousseau nennt das, was hier in seiner Thätigkeit gleichsam belauscht wird, „die sensitive Einheit," Kant „die Function der Einheit in den Urtheilen". Wie Kant sagt auch bereits Rousseau, daß die materialistische Auffassung vom Menschen an dieser Thatsache zu nichte wird. Wie Kant setzt auch er bereits hinzu, daß wir von diesem bei seiner Thätigkeit belauschten Ich keine von jener Thätigkeit unabhängige Erkenntniß, keine eigentliche Anschauung besitzen.

Als Kant die für seine Erkenntnißtheorie entscheidend wichtige Behauptung aufstellte, eine Addition sei etwas Anderes als ein analytischer (d. h. durch bloße Begriffs-Entwickelung zu gewinnender) Satz, erklärte z. B. Garve diese Behauptung für schlechthin unverständlich. Kant meint: um sagen zu können, $7 + 5 = 12$, muß ich die Einheiten der Sieben und die Einheiten der Fünf in derselben Richtung und in gleichmäßiger Aufeinanderfolge aneinanderreihen; durch diesen Act des Zusammenzählens, nicht aber aus den nebeneinander wahrgenommenen Zahlen Sieben und Fünf und ihren Begriffen ergibt sich die Summe Zwölf. — „Zählen ist etwas Anderes als mehrere Dinge nebeneinander sehen," hatte zwanzig Jahre vor der Kritik der reinen Vernunft Rousseau seinen Geistlichen aussprechen lassen. „Man berichtet von einem Volke, welches nur bis drei zählen kann. Da dies Volk nun doch aus Menschen besteht, welche Hände haben, müssen diese oft ihre fünf Finger angesehen haben, ohne bis fünf zählen zu können."

Kaum also richtet Rousseau seinen Blick in sein Inneres, so treten ihm aus diesem Thatsachen entgegen, welche das Ich für immer einer Beurtheilung nach bloßen mechanischen Principien der äußeren Natur entrücken. Er versucht es nicht, diese Thatsachen zum Systeme abzuschließen; er gibt sie als „frappante Beobachtungen", wie aus einer unerschöpflichen Fülle sie heraushebend. Nur dies Eine ist ihnen gemeinsam, daß sie specifisch, daß sie mit dem Mechanischen, dem Materiellen incommensurabel sind. „Der Raum ist nicht dein Maß; das ganze Weltall thut an Größe dir nicht genug." Der Materialist spottete: Der Mensch, dieses Stäubchen Erde, will die ganze Natur auf sich beziehen! Aber Rousseau antwortet: erklärt mir doch, wie der Mensch, dieses Stäubchen Erde, durch die Fähigkeiten seines Geistes in der Erkenntniß Alles in dem Beziehungspunkte eines Ich vereinigt, und demnach thatsächlich Alles auf sich zu beziehen vermag.

Im Theoretischen bewährt, gewinnt doch erst im Praktischen diese Einsicht in das tiefeigene innere Wesen des Menschen ihre Bedeutung. „Der Raum ist nicht dein Maß; das ganze Weltall thut an Größe dir nicht genug: es ist Etwas

in dir, was die Fesseln zu brechen versucht, welche es einengen; dein Empfinden, Sehnen, Drängen, dein Selbstgefühl haben ein anderes Princip als dieser enge Leib. Der Mensch beherrscht durch vernünftige Anordnung die Elemente, und wo sein Arm nicht hinreicht, da eignet er sich, durch die Betrachtung, noch selbst die Sterne des Himmels an. Ich beobachte, ich erkenne die Dinge und ihre Beziehungen; ich vermag zu fühlen, was Ordnung, Schönheit, Tugend ist; ich vermag das Gute zu lieben und es zu thun. Was könnte ich Edleres wählen als ein Mensch zu sein!"

In dem gegenwärtigen Zustande des Menschen findet Rousseau freilich das Böse in Herrschaft. Doch hat sich ihm gerade aus der Wahrnehmung so offenbarer Widersprüche sein erhabener Begriff von der menschlichen Seele ergeben. „Ich bin Sklave durch das Böse," sagt er, „aber frei durch das Vermögen, mein eigenes Thun als böse zu verwerfen. Ich entdecke zwei verschiedene Principien in der Natur des Menschen, ein niederes und ein höheres, eine Ueberordnung von Instanzen gleichsam. Wiederum eine Thatsache, welche der festen Gegenständlichkeit, der da draußen uns umstehenden Natur nicht entspricht. Ich handle, und zugleich beurtheile ich mich. Mit dem höheren Princip, dem Vermögen der Beurtheilung seiner selbst, gehört der Mensch einer besonderen geistigen Welt an."

Hier ruft Rousseau aus: „Was will es diesem inneren Befunde gegenüber heißen, wenn mich nun, dem Materialisten widersprechend, der Metaphysiker belehrt, die Seele sei eine einfache Substanz!" Eine Aeußerung, die gewiß auf Kant Eindruck gemacht hat. — „Ich will nicht mit dir philosophiren," betont und wiederholt der savoyardische Vicar; „ich will dir beistehen, dein Herz zu befragen. Der Mensch werde sich mit lebendigster Aufrichtigkeit bewußt, was sein Inneres enthält: dies wird ihm die Philosophie ersetzen. Keine Philosophie kann die geringste Ueberzeugungskraft haben, wenn sie diesem Bewußtsein von Dem, was in mir liegt, widerspricht. Dieser innere Befund trete an die Stelle jeder dogmatischen Metaphysik."

In diesem Begriff vom Menschen haben wir zugleich die Grundansicht Rousseau's vor uns, welche das Bekenntniß des Vicars mit den übrigen Schriften ihrem positiven Gehalte nach verbindet. Das Vertrauen auf eine Tiefe im Menschen, eine Tiefe des vollkommen Guten, des schrankenlosen Reichthums, des unbedingten Werthes: dies Vertrauen beseelt und durchleuchtet überall die Angriffe Rousseau's auf falsche Civilisation und gibt diesen Angriffen ihre enthusiastische Kraft. In diese Tiefe blickte er, als er die Preisaufgabe von Dijon las; aus ihr kam ihm der Grundgedanke seiner ersten Schriften wie eine Erleuchtung zu. Noch die „Confessions" wollen an dem ersichtlichsten Beispiele nachweisen, daß derselbe Mensch, welcher durch die Berührung mit den Zuständen der Gegenwart, mit der bestehenden Civilisation, schlecht wurde, im Grunde dennoch gut sei. Seelenvoll spricht die Julie jene Grundanschauung aus; sie selbst das Urbild der „belle âme," der schönen Seele. — Wir verstehen, daß, wenn die Blicke Rousseau's von jener Tiefe hinweg auf die Begriffsgerippe sich richteten, mit welchen die damalige Welt sich auch über die menschlichen Dinge für „aufgeklärt" hielt, diese ihm armselig erscheinen mußten. Wir verstehen nun aber auch, warum der Blick des Königsberger Denkers auf dem „Émile" haftete; zum

ersten Male und in dieser Weise auch zum einzigen Male traf er inmitten einer durchaus aufgeklärten Welt hier ein Gefühl für die unendliche und unerschöpfliche Tiefe der innermenschlichen Probleme an.

Es ist wahrscheinlich, daß gerade das Bekenntniß des savoyardischen Geistlichen auf Kant Eindruck gemacht hat; in einem gelegentlichen Citat coordinirt er den „savoyardischen Vicar" durch ausdrückliche Nennung den Hauptschriften. Irrthümlich aber wäre es anzunehmen, daß gerade jene erkenntnißtheoretischen Einzelheiten unmittelbar von Kant übernommen worden wären. Denn Kant's Erkenntnißtheorie erhielt erst viel später, nach der Entdeckung über die subjective Natur des Raumes, also vom Jahre 1769 an, in langsam vorschreitender, elf Jahre dauernder Ausarbeitung ihre endgültige Gestalt. Daher ist die Uebereinstimmung in jenen Einzelheiten zwar sehr bezeichnend für den engen Zusammenhang der beiderseitigen Denkweise, aus welcher sich eben hier wie dort unwillkürlich das Aehnliche in Sachen der Erkenntnißtheorie ergab. Aber ein eigentlicher Einfluß ist hier nicht anzunehmen. Ein wirklicher Einfluß Rousseau's auf Kant fand dagegen in Beziehung auf jene Grundanschauung, auf jene tiefere Auffassung der innermenschlichen und insbesondere der moralischen Probleme statt. —

Kant erhielt um die Zeit, als er sich mit Rousseau beschäftigte, Gelegenheit, sich zusammenfassend über den damaligen Stand seines metaphysischen Nachdenkens zu äußern: durch die Preisfrage der Berliner Akademie auf das Jahr 1763, „sind die metaphysischen Wahrheiten derselben Evidenz fähig, als die mathematischen Wahrheiten, und welches ist die Natur ihrer Gewißheit?" Er schrieb, durch diese Frage veranlaßt, die „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral".

Um die Eigenthümlichkeit der Kantischen Schrift zu prüfen, liegt es nahe, sie mit der Concurrenzschrift Mendelssohn's zu vergleichen, welche den Preis erhielt.

Mendelssohn entscheidet sich: Die metaphysischen Wahrheiten sind derselben Gewißheit, aber nicht derselben allgemeinen Faßlichkeit fähig als die mathematischen Wahrheiten. Die metaphysischen Sätze bestehen, ihm zufolge, aus Begriffen, welche dem gewöhnlichen Verstande als verworren gegeben sind. Die Schwierigkeit besteht darin, den gewöhnlichen Verstand zu unbefangener Behandlung dieser Begriffe zu veranlassen. Abgesehen von dieser Schwierigkeit ist das Unternehmen der Metaphysik seines Erfolges sicher. Mendelssohn gibt zahlreiche ausgeführte Beispiele solcher Begriffsverknüpfung, und seine kleine Schrift stellt sich daher im weiteren Verlaufe fast als ein Compendium metaphysischer Ergebnisse dar.

Kant verfährt behutsamer. Wenn Mendelssohn Begriffe wie Möglichkeit und Dasein, Nothwendigkeit und Zufälligkeit verwendet, so nennt er vielmehr dieselben Begriffe als Beispiele des Problematischen, von welchen daher keinenfalls auszugehen sei. Er äußert sich skeptisch im Betreff etwa schon mitzutheilender metaphysischer Ergebnisse. „Die Metaphysik ist ohne Zweifel die schwerste unter allen menschlichen Einsichten; allein es ist noch niemals eine geschrieben worden." — Auch er weist auf die Schwierigkeit hin, daß das Material der

Metaphysik in verworrenen Begriffen gegeben sei. Aber diese Verworrenheit entsteht nicht nur durch die Ungewandtheit des gemeinen Verstandes. Sie ist kein accidenteller Uebelstand, welcher sich durch geschicktere Combination der Begriffe von Seiten des Fachkundigen heben ließe. Sondern der Inhalt der metaphysischen Begriffe muß erst durch eine tiefere Analyse festgestellt werden.

Es handelt sich nicht um Analyse der Begriffe, sondern um Analyse der inneren Erfahrung. „Suchet durch sichere innere Erfahrung, d. i. ein unmittelbares augenscheinliches Bewußtsein diejenigen Merkmale auf, die gewiß im Begriffe von irgend einer allgemeinen Beschaffenheit liegen."

So will Kant von der Verschiedenheit der mathematischen und metaphysischen Wahrheiten durch Hinweisung auf das tiefere Problem der letzteren überzeugen. „Das Verhältniß einer Trillion zur Einheit wird ganz deutlich verstanden, indessen daß die Weltweisen den Begriff der Freiheit aus ihren Einheiten d. i. ihren einfachen und bekannten Begriffen noch bis jetzt nicht haben verständlich machen können." Wenn es ihm darauf ankommt zu bezeichnen, was im Grunde der Begriff der Verbindlichkeit, der Pflicht enthalte, so sagt er: „Wer einem Anderen vorschreibt, welche Handlungen er ausüben und unterlassen müsse, wenn er seine Glückseligkeit befördern wollte, der könnte wohl zwar vielleicht alle Lehren der Moral darunter bringen, aber sie sind alsdenn nicht mehr Verbindlichkeiten, sondern etwa so, wie es eine Verbindlichkeit wäre, zwei Kreuzbogen zu machen, wenn ich eine gerade Linie in zwei gleiche Theile zerfällen will, d. i. es sind gar nicht Verbindlichkeiten, sondern nur Anweisungen eines geschickten Verhaltens, wenn man einen Zweck erreichen will." Solche Begriffe, wie Freiheit, Verbindlichkeit, oder, wie er anderwärts anführt, „der Begriff vom Raume, von der Zeit, von dem mancherlei Gefühle der menschlichen Seele" — alle diese Begriffe kündigen sich seinem Nachdenken als innere Befunde von noch gänzlich unerschöpfter Fülle an. Will man sie durch ähnlich ausdrückbare Begriffe analysiren, etwa wie im Falle der Verbindlichkeit, so verfährt man, als wolle man Luft mit einem Löffel schöpfen.

Jene Skepsis: „Es ist noch niemals eine Metaphysik geschrieben worden," steht mit diesem gesteigerten Bewußtsein von der Aufgabe der Metaphysik im Zusammenhange. „Ich werde mich nicht auf die Lehren der Philosophen verlassen," sagt er, „deren Unsicherheit eben die Gelegenheit zu gegenwärtiger Aufgabe ist." „Das Geschäft der Metaphysik ist in der That, verworrene Erkenntniß aufzulösen. Vergleicht man mit dieser Aufgabe das Verfahren der Philosophen, so wie es in allen Schulen im Schwange ist, wie verkehrt wird man es nicht finden? Die allerabgezogensten Begriffe, darauf der Verstand natürlicher Weise zuletzt hinausgeht, machen bei ihnen den Anfang." Brieflich heißt es in diesen Jahren einmal: „Was den Vorrath von Wissen betrifft, der in dieser Art öffentlich feil steht, so verhehle ich gar nicht, daß ich die aufgeblasene Anmaßung ganzer Bände voll Einsichten dieser Art, so wie sie jetziger Zeit gangbar sind, mit Widerwillen, ja mit einigem Haß ansehe." — Zunächst sind es nun diese das Vorhandene abweisenden Aeußerungen, welche schon ihrer Wortfassung nach an Rousseau und sein Bekenntniß des savoyardischen Vicars erinnern: hier wird vor Allem von den Philosophen verlangt, „aufrichtig nicht zu

wissen, was man nicht weiß"; die allgemeinen abstracten Vorstellungen heißen die Quelle der größten Irrthümer der Menschen; beständig apostrophirt Rousseau „die Philosophen" — eine Wendung, die bei Kant in den eben angeführten Stellen gewiß auffällt. Diesen Merkzeichen folgend, dürfen wir auch bereits den eigenthümlichen Inhalt der Schrift über die Deutlichkeit der Grundsätze mit dem Eindruck des Émile in Verbindung bringen. Erfüllt von diesem Eindrucke stößt Kant auf die Preisfrage der Akademie. Er antwortet nicht: verfahrt gewandter in der systematischen Behandlung der metaphysischen Begriffe. Sondern er antwortet: prüft die metaphysischen Begriffe auf ihren Ursprung aus dem Gefühle, gebt ihnen tieferen Gehalt. Diese Antwort ist von jenem Eindrucke Rousseau's abhängig; hier hat Rousseau auf Kant, wenn nicht bestimmend, so doch bestärkend gewirkt. — Man könnte fragen, warum Kant Rousseau in der besprochenen Schrift von 1763 nicht nennt, dagegen im Jahre 1764 in mehreren Schriften hintereinander. Beweist dies nicht, daß er Rousseau erst nach der Schrift über die Grundsätze kennen lernte? Indessen das Citat ist in den späteren Schriften durch den Gegenstand nahe gelegt, nicht aber in dieser akademischen Preisschrift, und zwar weder deren ganzer Aufgabe noch der eben dargestellten Beschaffenheit dieses ersten Einflusses nach.

In den hier in Betrachtung gezogenen Schriften Kant's, den Schriften aus den Jahren 1763—66, hat man bisher hauptsächlich den auf unseren Philosophen ausgeübten Einfluß der Engländer hervorgehoben. Unzweifelhaft begegnet sich dieser Einfluß zeitlich mit demjenigen Rousseau's. Kant hat Hume als Moralphilosophen Ende der fünfziger Jahre kennen gelernt (während er sich mit seiner Kritik des Causalbegriffes erst später vertraut gemacht zu haben scheint). Hutcheson erschien in deutscher Uebersetzung 1762; 1763 erwähnt ihn Kant. Dann tritt in seinen Citaten zu diesen Beiden Shaftesbury, und zwar an erster Stelle, hinzu. Der Einfluß dieser Schriftsteller begegnet sich auch der Sache nach mit dem Einflusse Rousseau's, da dieser selbst in Vielem mit Jenen übereinstimmt, und besonders von Shaftesbury gelernt hat. Gemeinsam ist ihnen Allen, Kant, Rousseau und den Engländern die Beziehung auf innere Erfahrung: Psychologie, Moral, Aesthetik erscheinen durch reichere empirische Beachtung des Gefühles bei ihnen Allen neu belebt. Daß aber für die metaphysischen Grundbegriffe aus dem Gefühle der menschlichen Seele Inhalt gewonnen werden solle, wie wir dies soeben von Kant fordern hörten, war neu. Und gerade dieser Gedanke verbindet Kant mit Rousseau. Beide nehmen ein *Wesentliches* jener inneren Befunde an, welches den Menschen als Menschen charakterisire. Beide glauben von der Wahrnehmung dieses Besonderen im inneren Menschen zu einer Anschauung über die höchsten philosophischen Probleme gelangen zu können, welche dem Banne der bisher gehegten metaphysischen Begriffe sich enthebt.

Hutcheson und Hume lehren übereinstimmend, daß nicht die Kraft verstandesmäßiger Ueberzeugung, sondern eine unmittelbare Neigung uns dem Guten zuwende. Das interesselose Wohlgefallen am Guten kann von einer anderen Neigung überwogen werden; aber wenn Silber von Gold überwogen wird, ist

darum doch auch Silber schwer. Interesselose und interessirte Neigungen stehen nebeneinander, wie Silber und Gold; die Metapher bezeichnet sogar die Neigung zum Guten durch das werthlosere Metall; beides sind natürliche Neigungen oder Instincte. Sie sind natürlich, unmittelbar; insbesondere sind die moralischen Instincte unabhängig vom religiösen Dogma, wovon vor Allen Shaftesbury's Schriften überzeugt hatten. — Auf diese Auseinandersetzungen der Engländer bezieht sich Kant in der Schrift über die Grundsätze, indem er sie „einen Anfang zu schönen Bemerkungen" nennt. Sein eigenes Unternehmen soll also da beginnen, wo Jene endeten. Er findet in der englischen Moralphilosophie nur eine bessere Auffassung der Elemente vor, welche er nun zum Ansatze seiner Untersuchungen verwenden will. Darüber sagt er ein andermal, in dem schönen und wichtigen Vorlesungsprogramm aus dem Jahre 1765: „Die Versuche des Shaftesbury, Hutcheson und Hume werden diejenige Präcision und Ergänzung erhalten, die ihnen mangelt." — Worin besteht dieses eigene, ergänzende und bestimmende Verfahren Kant's? — „Ich werde die Methode deutlich machen, nach welcher man den Menschen studiren muß; diese Methode der sittlichen Untersuchung ist eine schöne Entdeckung unserer Zeiten" — nicht eine Entdeckung der Engländer, oder wenigstens nicht ihrer allein, denn Kant will vermöge dieser Methode über ihre Versuche hinausgelangen; die Worte, welche diese Methode näher erläutern, weisen vielmehr auf Rousseau: „Wir studiren den Menschen; nicht allein denjenigen, der durch die veränderliche Gestalt, welche ihm sein zufälliger Zustand eindrückt, entstellt und als ein solcher selbst von Philosophen fast jederzeit verkannt worden; sondern die Natur des Menschen, die immer bleibt, und deren eigenthümliche Stelle in der Schöpfung, damit man wisse, welche Vollkommenheit ihm im Stande der rohen, und welche ihm im Stande der weisen Einfalt angemessen sei." Die Merkzeichen der Beziehung auf Rousseau sind der Gedanke eines zufälligen, entstellenden Zustandes des Menschen, und die Wendung von einer rohen und einer weisen Einfalt.

Die Engländer hatten den Sinn für das Gute als Wohlwollen und Mitleiden beschrieben. Kant analysirt das Mitleid, wie es in dem gegenwärtigen Zustande der Menschheit sich zeigt. Es zeigt sich mannigfach bedingt. Es ist abhängig von dem Zustande, in welchem sich der Theilnehmende befindet: der Industrielle, der den ruhigen Genuß ländlicher Zurückgezogenheit sich zum Ziele eines ruhelosen Geschäftslebens setzte, wird kein Mitleiden für den gestürzten Minister empfinden, der sich auf seine Güter zurückzieht. Das Mitleid ist ferner abhängig von dem Zustande des zu Bemitleidenden, nicht der wahren Bedeutung, sondern dem individuellen Gefühle des Leidenden nach: das Gefühl des Mitleidens kann sich auch einem völlig eingebildeten Unglück gegenüber einstellen. Wenn in dieser Weise bedingt, so hat das Mitgefühl nach Kant nichts mehr mit Moralität zu thun; das Mitleiden bedarf, um moralisch bedeutsam zu werden, einer Bestimmung. „Diese gutartige Leidenschaft ist jederzeit blind. Wenn aber die allgemeine Wohlgewogenheit gegen die Menschheit in euch zum Grundsatze geworden ist, dann ist die Liebe gegen den Nothleidenden aus einem höheren Standpunkte in das wahre Verhältniß gegen eure gesammte Pflicht versetzt worden. Dann lautet die Sprache des Herzens: ich muß jenem Leidenden

zu Hilfe kommen; nicht daß er etwa mein Freund oder Gesellschafter wäre ... er ist ein Mensch, und was Menschen widerfährt, das trifft auch mich. Nun stützt sich das Verfahren des Helfenden auf den höchsten Grund des Wohlwollens in der menschlichen Natur. Das Gefühl von der Schönheit und der Würde der menschlichen Natur lebt in jedem Menschen, und erstreckt sich viel weiter als die besonderen Gründe des Mitleidens und der Gefälligkeit. Das Bewußtsein dieses Gefühls ist der Grundsatz wahrer Tugend." — Sehr ähnlich verfährt Rousseau, auf das Mitleiden sich beziehend, im „Émile". Auch er schließt: Man lerne, sich unabhängig von der socialen Lage in den Anderen zu versetzen. Der Vornehme soll sich in die Seele des Niederen versetzen; er soll die Menschheit als solche achten, den Menschen als Menschen ehren. Dieses Mitgefühl hat unbedingten Werth; jeder Mensch hegt es, oder wer es nicht hegt, von dem ist auszusagen, daß sein Inneres nicht eigentlich lebt.

Hier sehen wir Rousseau und Kant, von dem Ausgangspunkte der Engländer her, in genau der gleichen Richtung weiterschreiten, und so verschieden ihre Wege sich fernerhin in ihren einzelnen Wendungen gestalteten, haben sie sich doch im Ganzen betrachtet auch dem gleichen Ziele zubewegt.

Dieses gemeinsame Ziel versuchen wir nun genau zu bezeichnen. Es ist dies: eine höhere Weltanschauung zu gewinnen, unter einem Gesichtspunkte, welchen in das Auge zu fassen die Betrachtung des inneren Menschen nöthigt.

Rousseau lehrte: Die Moralität beruht auf dem Urtheil, welches wir selbst über unsere Handlungen fällen. — Es ist diesem gegenüber merkwürdig zu beachten, daß die englischen Moralphilosophen auf das Urtheil des Zuschauers einer Handlung sich zu beziehen pflegen. Denn gerade hier knüpft der Genfer Denker seine speculativen Folgerungen an. Die Thatsache der inneren Stimme des Gewissens beweist, daß wir frei sind; sie läßt als möglich absehen, daß wir unsterblich sind. „Conscience! conscience! instinct divin, immortelle et céleste voix, qui rends l'homme semblable à Dieu! c'est toi qui fais l'excellence de sa nature et la moralité de ses actions." Auf dieser einen Thatsache ruht Alles — „grâce au ciel," ruft Rousseau aus, „nous voilà délivrés de tout cet effrayant appareil de philosophie."

Was Rousseau hier bezeichnet, nennt Kant den moralischen Glauben. In den Träumen eines Geistersehers (1766) heißt es: „Es scheint der menschlichen Natur gemäßer zu sein, die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen. So ist auch der moralische Glaube bewandt, dessen Einfalt mancher Spitzfindigkeit des Vernünftelns überhoben sein kann, und welcher einzig und allein dem Menschen in jeglichem Zustande angemessen ist, indem er ihn ohne Umschweif zu seinen wahren Zwecken führt." Für Rousseau und Kant gewinnt die aufgefundene Norm des menschlichen Wesens die Bedeutung, daß sie als Anhalt im Reiche des Uebersinnlichen dienen kann. Die innere Verwerfung des Bösen durch das Gewissen kündigt eine höhere Ordnung der Dinge im Menschen an.

In handschriftlich hinterlassenen Zusätzen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764) hat Kant sich am entschiedensten über seine Stellung zu Rousseau ausgesprochen. „Rousseau hat mich zurechtgebracht," heißt es da. „Rousseau's Buch (über Erziehung der Jugend) dient die Alten zu bessern." Kant rühmt Rousseau als Schriftsteller; seine Begabung gilt ihm als beispiellos; wenn er dies ausführt, nennt er „die ungemeine Scharfsinnigkeit" zuerst, was darauf hinweist, daß er keineswegs nur von Rousseau's Enthusiasmus allgemeinhin angesprochen worden ist, sondern daß er seine philosophischen Ansichten ernst beachtet hat. Kant sagt ferner: „Rousseau verfährt synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an; ich verfahre analytisch und fange vom gesitteten an;" das gemeinsame Vorhaben, die Norm des wesentlich und eigenthümlich Menschlichen festzustellen, führt Rousseau so aus, daß er darauf als auf das schlicht Natürliche im Sinne einer einfachen, von selbst einleuchtenden Voraussetzung hinweist, Kant so, daß er eine solche Norm als Ideal aus dem gegenwärtigen Befunde der sittlichen Anschauungen darzustellen versucht — die große Verschiedenheit der beiderseitigen Methode, welche sich im Verlaufe der philosophischen Arbeit Kant's noch steigerte. Nun aber der Ausspruch, der uns hier besonders angeht, und dessen vollständige Erklärung die Stärke des von uns betrachteten Einflusses erst vollends deutlich macht. „Rousseau entdeckte das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung durch seine Beobachtungen (über den Menschen) gerechtfertigt wird." „La providence est justifiée," sagt Rousseau selbst im Bekenntniß des Vicars: die innere Erhabenheit des Menschen über das Böse, auch wenn es in der ganzen Welt in Herrschaft ist, beweist die Nichtmaterialität der Seele; die Immaterialität der Seele läßt absehen (obwohl nicht erkennen), daß sie unsterblich ist; sie erschließt den Blick auf eine ewige Gerechtigkeit. Der Schluß, welcher hier Kant's Beifall gewann, ruht darauf, daß das Gute sich in dieser Welt nicht verwirklicht (wodurch eben die Seele ihres Wesens-Unterschiedes von der Welt inne wird). Hume hatte sich gegen einen solchen Schluß verwahrt. Er sagt in der Untersuchung über den menschlichen Verstand: „Gibt es in der Welt ein Zeichen für eine vertheilende Gerechtigkeit? Wenn ihr mit Ja antwortet, so schließe ich, daß die Gerechtigkeit, wie sie hier sich äußert, auch sich genügt; wenn ihr Nein sagt, so schließe ich, daß ihr dann keinen Grund habt, die Gerechtigkeit in unserem Sinne den Göttern zuzuschreiben." — Wir haben hier nicht zu entscheiden, in wie weit Hume gegen die besondere Art der speculativen Wendung Kant's und Rousseau's Recht behält.

Gewiß ist, daß Kant auf diese Wendung des „Bekenntnisses" Werth legte. Denn gerade in Verbindung mit dieser letzteren Aeußerung spricht er sich am entschiedensten über die allgemeine Bedeutung Rousseau's aus. „Rousseau entdeckte zu allererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung gerechtfertigt wird." Er stellt hier Rousseau mit Newton und dessen Enträthselung des Baues der äußeren Welt zusammen. Von seinen eigenen Arbeiten sagte er im engsten Zusammenhange mit dieser Würdigung Rousseau's: „Wenn es irgend eine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist

es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein." Hier erklärt sich, wie Kant an Mendelssohn schreiben konnte: „Das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechtes kommt auf Metaphysik an" — und zugleich, was unter „Metaphysik" in dieser Briefstelle zu verstehen sei.

„Was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnenwelt unter sich hat, ist die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet." Mit diesem Worte berühren wir ein höchstes Ergebniß der gesammten Denkweise Kant's. Diese Anschauung von der Persönlichkeit zeigt ihn im Zusammenhange der großen Epoche, welche wir mit Goethe's und Schiller's Namen bezeichnen. Die rein menschliche Persönlichkeit sollte durch diese Epoche entdeckt und als fernerhin unverlierbares Ideal dem Geistesleben angeeignet werden. In dem abstracten Menschen-Begriffe des modernen Denkens überhaupt, dann in dem Genie-Begriffe des achtzehnten Jahrhunderts erblicken wir die Vorbereitungen dieses Gedankens. — Es ist ein Gedanke, um eine Kantische Wendung zu gebrauchen, keine wahrnehmende Erkenntniß. Es ist ein beständiger Anspruch an das hervorbringende Vermögen des menschlichen Inneren, Persönlichkeit darzustellen, Freiheit zu verwirklichen. Kant schreibt noch 1796, immer neu begeistert von der Gluth dieser inneren Anschauung: „Das ist nun das Geheimniß, welches nur nach langsamer Entwickelung der Begriffe des Verstandes und sorgfältig geprüften Grundsätzen, also nur durch Arbeit fühlbar werden kann . . . Diese Frage regt durch das Erstaunen über die Größe und Erhabenheit der inneren Anlage in der Menschheit, und zugleich die Undurchdringlichkeit des Geheimnisses, welches sie verhüllt (denn die Antwort: es ist die Freiheit, wäre tautologisch, weil diese eben das Geheimniß selbst ausmacht), die ganze Seele auf. Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten." — Herrlicher, wunderbarer Mann! Welche Welt bargst du in dir! — Wenn wir diese Sätze, Glied für Glied, betrachten, so sehen wir ein bis dahin unerschautes prächtiges Gewächs vor unseren Augen machtvoll sich entfalten; es strebt empor; wir sehen es die Hüllen sprengen, mit welchen das Mißverständniß seiner wahren Beschaffenheit (sei dieses Mißverständniß sogenannt materialistischer, sei es begrifflich metaphysischer Natur) den Keim des Gewächses umschalte. — Diesen Keim aber finde ich wohl bewahrt und deutlich sichtbar in Rousseau's Schriften; ich finde ihn erkenntlich in den Sätzen des Bekenntnisses des savoyardischen Vicars.

Es will mir wichtig scheinen, auf jenen Gedanken Kant's durch die Darstellung seiner Beziehung zu Rousseau hinzuweisen. Man ist neuerdings bestrebt, diejenige Seite in Kant hervorzuheben, welche ihn zu dem Positivismus unseres Jahrhunderts in Beziehung bringt. Man thut gewiß Recht daran. Von der gewaltigen Arbeit des großen Mannes suchen wir auf diese Weise uns anzueignen, was triebkräftig sich weiter zu bewähren vermag. Aber man suche Kant's

Positivismus nicht nur in seiner Theorie der Erfahrung. Der Zusammenhang der geistigen Leistungen des Denkers leitet auf Anderes hin. Durch diesen Zusammenhang wollte Kant es ermöglichen, im Denken den, im Vergleiche zu den Gegenständen der Natur so zu nennenden, unendlichen Gegebenheiten des menschlichen Gemüthes gerecht zu werden. Den Nüchternheiten der Aufklärung, den Theorien von Atom und Bewegung, stellte er die unendliche Betrachtungsweise der Dinge gegenüber. Er versuchte, um es in eine kurze Formel zusammenzufassen, sich vor allem dem Idealen gegenüber positivistisch zu verhalten.

Nachschrift.

Zur Erinnerung an Heinrich von Stein.

Von

Herman Grimm.

Ueber Herkunft und Jugendzeit Heinrich von Stein's entnehme ich einem Briefe Folgendes. „Heinrich von Stein stammt aus der Freiherrlichen Familie der Stein von Nord- und Ostheim. Sein Großvater war Minister in Coburg (einige Zeit während 1848), sein Vater stand in coburgischem Militärdienst, bis er mit der Convention in preußische Dienste trat. Die Mutter war eine geborene Freiin von der Tann. Heinrich war ein ernstes Kind, von klein auf hatte er die Idee, Geistlicher zu werden. Er machte Gymnasium und Universität so schnell durch, daß er mit zwanzig Jahren fertig war und eine Reise nach Italien antrat, um sich zu erholen, ehe das Berufsleben begönne. Dort ließ er sich bestimmen, nach Bayreuth zu gehen, um Richard Wagner's Sohn zu erziehen. Ein Jahr blieb er in dessen Familie, die er nach Neapel begleitete und hing von da ab in der treuesten Liebe an Allem, was mit Bayreuth in Verbindung stand. Seines Vaters wegen ging er nach Halle, wo er sich als Privatdocent habilitirte. Er las dort über Schopenhauer mit Anschluß an Wagner, und siedelte in der Folge nach Berlin über." —

Mir war, als ich Stein als Privatdocenten hier kennen lernte, nichts weder von seinen Schicksalen noch von seinen Arbeiten bekannt. Er kam zu mir ins Haus wie andere junge Leute, und das erste Buch von ihm, das ich las und in der „Deutschen Rundschau" recensirte[1]), war seine letzte Arbeit. Er hat mir auch nicht besonders nahe gestanden. Sein plötzliches Hinweggehen aber hat mich erschüttert, als hätte ich ihn von Kind auf gekannt und große Hoffnungen auf ihn gesetzt.

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", 1887, Märzheft, Bd. L, S. 471—475 („Die Entstehung der neueren Aesthetik" von Dr. K. Heinrich von Stein).
Anmerkung der Redaction der „Deutschen Rundschau".

Wer hätte Angesichts dieser blühenden, hochaufragenden, breitschulterigen Gestalt, dieses Bildes der Kraft und Gesundheit geglaubt, daß Stein nur eine so kurze Laufbahn durchmessen sollte. Seine Pläne gingen nach vielen Seiten, sein Buch versprach viele Bücher noch, deren Reihe es als Jugendarbeit dann eröffnet hätte, sein Einfluß auf die Studenten war ein lebendiger, wachsender. Er hatte begeisterte Zuhörer. Was Jedem wohl zuerst bei ihm auffiel, war neben einem kindlich vertrauensvollen Wesen der gleichmäßige Ernst, mit dem er Alles aufnahm. Es lag Etwas über ihm, das das Gefühl unbedingter Zuverlässigkeit einflößte. Ich erinnere mich, wie er mir sein Buch brachte und seine ideale Hoffnung auf Besprechungen desselben seitens wohlwollender, tief in seine Gedanken eindringender Recensenten, von denen er, wie er betonte, würde lernen können, mit vertrauensvoller Wärme aussprach, und wie er dann, als ich über die Schicksale, die Bücher haben können, einige Worte sagte, in Aufregung gerieth. So unschuldig stand dieser junge Mann noch im Leben drin, daß er den Gedanken, es gebe literarisches Uebelwollen, bösen Willen und absichtliches Mißverstehen, wie eine Neuigkeit auffaßte, die zum ersten Male an ihn herantrat. Das durchdringende Wohlwollen, das ihn erfüllte, ließ die Möglichkeit solcher Erfahrungen wie ein Schreckgespenst vor ihm aufsteigen. Er hat mit mir später darüber gesprochen, und die Art, wie es geschah, war für mich eine neue Erfahrung. Stein schien zu jenen Naturen gehören zu sollen, deren guten Glauben das Schicksal zu schonen beabsichtigte. Ich sah, wie Manche, denen sein wissenschaftliches Streben früher bedenklich gewesen war, sich wie besiegt durch seine Persönlichkeit ihm zuwandten, so daß seine Laufbahn bald gesichert erschien. Aber sie sollte abgebrochen werden.

Man spricht vom „Reichthume" der Natur, die in sichtbarer Weise oft mit einem Ueberflusse von Schöpfungsformen da operirt, wo es scheint, als ob sie mit geringerem Aufwande ebenso weit gekommen wäre. Wozu diese Blüthenpracht der Bäume von Frühling zu Frühling, da es doch unmöglich ist, daß jede Blüthe zu einer Frucht werde?

Es sind nun schon viele Jahre verflossen, daß ein junger Mann fortgenommen wurde, dessen ich hier gedenken will, wie er mir oft im Gedächtnisse wieder aufgestiegen ist. Der Graf Wolf von York-Wartenburg, einer der Enkel des Feldmarschalls. Jeder, der ihn kannte, hatte das Gefühl, daß er für eine besondere Laufbahn wohl bestimmt sei, so jung er noch war. Er selbst schien es zu empfinden: es war ihm bei aller Freude am Leben ein Ernst eigen, den die reichen Kenntnisse, die er besaß, natürlich erscheinen ließen. Sein Beruf war nicht, in den Krieg zu ziehen, aber das Jahr 1870 führte ihn mit. Bei St. Privat wurde er durch die Brust geschossen. Wozu so viel Talent und so hohe Ausbildung für eine Zukunft, die niemals erschien? Noch eines Anderen will ich gedenken, eines jungen Rheinländers, Niederee aus Linz, der, mit außerordentlichem Talent für Malerei ausgestattet, zu Cornelius, in dessen glänzenden Berliner Zeiten noch, nach Berlin kam, von ihm aufgenommen und durch seine Verwendung vom vierjährigen Dienste befreit wurde. Ich sehe ihn noch im Atelier vor dem Brandenburger Thore (da, wo jetzt der Reichstagspalast sich erhebt) arbeitend sitzen. Die Formen des Quattrocento waren zuerst in die Phantasie eingetreten und im Geiste dieser Meister zeichnete er Compositionen,

die eine herrliche Zukunft versprachen. Auch bei ihm, obgleich aus niederen Verhältnissen stammend, eine vornehme Bescheidenheit, als sehe er die Höhe schon voraus, die er einmal ersteigen werde. Als Freiwilligen traf ihn auf dem Manöver ein unglücklicher Schuß. Zu diesen Beiden gesellt sich Heinrich von Stein in meiner Erinnerung. Wie viel schien auch ihm noch zufallen zu müssen in fast sicherer Erwartung, als ein Herzleiden, das wie ein leichtes Unwohlsein einsetzte, sich zu einer rasch verlaufenden tödtlichen Krankheit entwickelte. Bei solchen Todesfällen tritt hervor, wie viel mehr die Menschen von einander wissen, als der Schein sagt, und wie viel mehr gemeinsam sie empfinden, als man glaubt. Wie bei jenen Beiden war auch Heinrich von Stein's Tod ein Schlag, durch den Viele getroffen wurden. Bloße Erwartungen, die man hegte, nehmen in solchen Fällen den Schein erfüllter Leistungen an. Ich gedenke auch wieder Wilhelm Scherer's, der freilich schon älter war, aber doch wie in früher Jugend zu sterben schien, und dem, auch was er noch gethan hätte, mit Recht, als ob es gethan sei, zugelegt wurde.

Stein's Buch (das von mir in der „Deutschen Rundschau" besprochen worden ist) war nur der Beginn einer umfangreichen Arbeit. Er hatte sich dem Studium der Engländer und Franzosen zugewandt, die den Grund schufen, in den die deutsche geistige Production des vorigen Jahrhunderts die Wurzeln senkte. Ich fasse in dem Worte Production, Wissenschaft und schaffende Kunst ebenso zusammen wie Lessing, Herder, Goethe und die Anderen Dichtung und Betrachtung als Eins nahmen und in ihrer Lebensarbeit diese beiden Elemente ungetrennt darstellten. Ich nehme die bildenden Künste noch hinzu, deren höchste Vertreter in derselben Weise Wissenschaft und schaffende Arbeit ungetrennt hielten. Ich fasse als Aufgabe einer besonderen Wissenschaft, die Hervorbringung des Schönen zu beobachten, das Schöne selbst zu beurtheilen und seine Wirkungen auf die Völker zu verfolgen. Hier trafen meine Gedanken mit denen Stein's zusammen und daher meine Theilnahme an seiner Thätigkeit, zu der die für seine Person hinzutrat. In der Recension seines Buches sprach ich zum Schlusse die Meinung aus, der Verfasser habe die Prolegomena für das Werk geliefert, worin die Geschichte unserer eigenen Bewegung zu lesen sein werde, wie sie von Lessing bis Schiller in Deutschland waltete. Ich sagte, auch wenn Stein das Buch nicht schreibe, werde ihm der Ruhm bleiben, dafür vorgearbeitet zu haben. Seine Absicht war, diese Arbeit zu unternehmen. Es hat nicht dazu kommen sollen. Aber ich bemerke, wie auch er, der für Wagner begeistert war, in wissenschaftlicher Arbeit doch Goethe als Ziel nehmen mußte. Wer wollte heute den Einfluß ermessen, den Goethe auf unsere Jugend gehabt hat und in immer größerem Maße gewinnt? Jener Wolf York legte den Grund für die besondere Bedeutung seiner Persönlichkeit, die freilich zu keiner sichtbaren, bleibenden Blüthe sich entfaltete, durch seine Liebe zu Goethe, von dessen Schriften er die ältesten Drucke sammelte und als Kostbarkeiten hoch hielt. In seinen Vorlesungen ist H. v. Stein wohl schon zu Goethe gelangt. Wie ich höre, sind einige seiner Zuhörer damit beschäftigt, aus den nachgeschriebenen Heften den Wortlaut dieser Vorträge festzustellen, um sie herauszugeben. Da werden seine Meinungen zu Tage treten. Den vorstehenden Aufsatz verfaßte er auf meine Veranlassung, und

ich vermittelte den Abdruck in der „Deutschen Rundschau“. Es sollte ein Anfang sein. Es muß den Gedanken der Generation, die der französischen Revolution vorausging, wieder eine Bahn geschaffen, und nach dem nun hundert Jahre dauernden Sturme eine Rückkehr zum Vertrauen und zu der inneren Ruhe jener Tage gefunden werden.

Auch als Dichter hat Heinrich von Stein sich auszusprechen versucht, und auch für die nachgelassenen Arbeiten dieser Richtung ist einer seiner Freunde thätig. Mein College Professor Cosack, unter den jüngeren Männern hier der vielleicht, der Stein am nächsten stand, tritt als Herausgeber ein, und auf sein zu erwartendes Vorwort sei hingewiesen. Ein Verzeichniß dessen, was von Stein gedruckt vorliegt, wird hier gegeben werden.

Geboren wurde Heinrich von Stein zu Coburg den 12. Februar 1857. Das Gymnasium absolvirte er in Halle, den Doctor machte er 1877 in Berlin, nachdem er vorher in Heidelberg und Halle studirt hatte. 1881 habilitirte er sich in Halle, 1884 in Berlin. Sein Todestag war der 20. Juni 1887. Auf dem Invalidenkirchhofe liegt er begraben.

Mai 1888.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

VIII.

Spät am Morgen, wie die hohen Herrschaften alle, wachen die Linden auf; wenn ganz Berlin schon in Trab ist, reiben sie sich erst den Schlaf aus den Augen. Auffallend still und leer ist es dann auf den breiten Trottoirs und den vierfachen Fahrwegen. Diejenigen, welche das Privileg der Linden haben, sie, die nicht leben können, ohne wenigstens einmal des Tages ihr Gesicht unter den Linden gezeigt zu haben — Gesichter, einander so ähnlich wie die Hüte, Vatermörder und Cravatten, zwischen denen sie gesehen werden — die Habitué's der Linden, welche nicht müde werden, dieses Pflaster zu treten von Kranzler's Ecke bis Pariser Platz — denn höher hinauf und weiter hinunter gehen *sie* nicht — die kleinen Herren, welche die Damen und die Schaufenster mit der gleichen Curiosität und Herablassung mustern, als ob sie glaubten, der liebe Gott habe die Welt und die Linden eigens für ihr Plaisir erschaffen (wiewohl er ihnen sicher das größere versagt hat, über sich selbst Betrachtungen anstellen zu können) — die vornehme Welt, die sich immer bunter und geschäftsmäßiger mischt, mit Beamten, die sich in die Ministerien und Legationen begeben, mit Studenten, die aus den Vorlesungen kommen, mit Officieren, die frei vom Dienst oder auf dem Weg zur Kriegsakademie sind: diese sämmtlich lassen lange, und länger noch lassen die großen Damen auf sich warten, welche aus ihren Equipagen in die Läden und aus den Läden wieder in ihre Equipagen schlüpfen. Der Berliner vom alten Schlage hat längst zu Mittag gegessen, ehe der Tag unter den Linden noch recht begonnen. Es ist anders am Sonntag; dann sind die Linden wie verwandelt und ihre Alltagsbesucher wie verschwunden. Eine fröhliche Wanderung findet dann statt aus dem Inneren von Berlin; denn für den richtigen Berliner, denjenigen, den man nur noch in seiner ursprünglichen Heimath, jenseits der Spree, zwischen Waisenhaus- und Kurfürstenbrücke findet, gibt es kein himmlischeres Vergnügen, als Sonntags „mang die Linden" zu gehen.

Dann erscheinen allhier der kleine Bürgersmann, der sich aber gewaltig groß vorkommt in seinem braunen Sonntagsrock, der Handwerker, Meister und Frau Meisterin mit Kind und Kegel, die hübschen Fräulein in den Moden des vergangenen Jahres und die feinen Jünglinge mit den rothen und grünen Shlipsen — harmlose Menschen, die aber Geld in der Tasche und auch das Herz und den Mund auf dem rechten Flecke haben. Dem Mann aus dem Volke, dem Arbeiter, wird man hier selten begegnen. Sein Weg am Alltag und seine Erholung am Sonntag liegen weit ab von dem Schauplatz des Ueberflusses. Es muß schon hoch hergehen unter den Linden, wenn er aus seinen Quartieren im Osten und Norden herabsteigen soll. Dann aber, wenn die breiten Trottoirs, Fahrweg und Mittelallee gedrückt voll sind, bildet er das Hauptcontingent jener undurchdringlichen Massen, in denen der Einzelne die Freiheit der Bewegung verliert und sich wie von einer elementaren Gewalt getrieben oder gehemmt fühlt.

Ein Vormittag im Winter. Ich gehe bei Hiller vorüber und bleibe vor dem Schaufenster stehen, hinter welchem die Leckerbissen der Saison zur Schau liegen, duftig und schimmernd, wie ferner Sommer des Landes und des Meeres. Ein alter, ziemlich ruppiger Gesell tritt zu mir, ein Strolch, mit beiden Händen in den Taschen seiner zerrissenen Hose. Von allen hier ausgebreiteten Schätzen reizt ihn am meisten ein Schälchen, in welchem, wie eine kleine Tafel besagt, „neue Kartoffeln" zierlich aufgehäuft sind. — „Neue Kartoffeln?" sagt er, und sieht mich zweifelnd an. — „Ja," erwidere ich, „und das Stück kostet eine halbe Mark." — Da schlägt er ein lautes, fast wildes Gelächter auf — ein Gelächter, das mich schaudern macht, heute noch, wenn ich daran denke. Dann blickt er mich noch einmal an, ich weiß nicht, drohend oder mitleidig, als ob ich den Verstand verloren hätte, schüttelt den Kopf und geht, immer mit den Händen in den Taschen. Drei, vier Häuser weiter, vor einem anderen Fenster, bleibt er wieder stehen. Es ist ein Bankgeschäft, und hier, hinter einem Drahtgitter, liegen die Tausendmarkscheine, die rothen und die grünen Banknoten, und in einem Schälchen die Goldstücke wie bei Hiller die Kartoffeln . . . Unterdessen steht der Portier ganz gemüthlich vor dem Hausthor — o du wohlbekanntes Hausthor, aus welchem die späten Gäste herausgelassen werden, wenn alle anderen Thüren schon geschlossen sind, und aus welchem ich selber einmal kam an jenem berauschenden Junimorgen, als die Linden dufteten, und Franz Dingelstedt, dem wir bei Hiller ein Fest gegeben, unter uns war! . . . Aber heute ist Winter, und es ist früh am Vormittag; die feinen Leute werden noch lange nicht kommen, und der Portier kann sich's wohl sein lassen. Er hat eine grüne, wollene Mütze auf, trägt gestickte Pantoffeln und raucht eine halblange Pfeife. Wie ich den Mann beneide — um seine Gemüthlichkeit, um seine Mütze, seine Pantoffeln und seine halblange Pfeife! . . . Da stürzt plötzlich, von den Linden her, ein Trupp von Frauen, Mädchen und Männern, alle in dürftiger Kleidung und zum Theil mit wirrem Haar, mit kleinen Töpfen in den Händen, mit Körben unter den Armen — Einer sucht dem Anderen den Vorsprung abzugewinnen, indem sie durch das Thor in den Flur dringen, von da weiter in den Hof und hier sich um ein Souterrainfenster versammeln. Zuerst denk' ich an ein Vermiethungsbureau oder dergleichen. Mein Portier aber rührt sich nicht. Fest wie eine Säule hat

er mitten in dem Ansturm gehalten; die Sache läßt ihn kalt. Endlich, auf die Gefahr hin, indiscret zu sein, wend' ich mich an ihn. „Was wollen denn diese Menschen?" frag' ich. — „Na, das seh'n Se doch," erwidert er, die Pfeifenspitze kaum zwischen den Lippen bewegend, „se wollen ooch 'enmal bei Hillern essen." Dann, nachdem er über seinen Witz gelacht und sich im Stillen wahrscheinlich ebenso sehr über meine Unwissenheit ergötzt hat, belehrt er mich, daß es Arme seien, welche das ausgekochte Suppenfleisch erhalten, die Portion für 1½ Silbergroschen — denn diese Portiers rechnen immer noch nach Silbergroschen, nota bene, so lange sie noch im Negligé sind. Hernach, wenn sie erst den Livréerock an- und die Dienstmütze aufhaben und den vornehmen Leuten die Thüren öffnen oder in die Kutschen helfen, dann verstehen auch sie nach Mark zu rechnen.

Ich für meinen Theil, seitdem ich älter und vernünftiger geworden, ziehe die Wirths- und Gaststuben vor, die ich mir selber nach Gefallen öffnen kann; die guten, alten Häuser, in denen es noch nach der Väter Sitte hergeht, ohne den Pomp von Livréen und großen Stöcken mit blankem Knopf — und solch' eins ist auch unter den Linden: „Gebr. Habel, Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs" — nichts mehr, nichts weniger. Schon von Außen betrachtet, muthet es einen traulich und einladend an, mit seiner einfachen, prunklosen, aber soliden Front, nicht zu hoch, nicht zu niedrig, ohne jeden auffälligen Zierrath, außer einer Guirlande von Weinlaub und Trauben in Stuck, die sich über den Fenstern des Erdgeschosses hinzieht — ein Haus, noch aus dem vorigen Jahrhundert, aus Friedrich's Zeit, und schon damals, wie wir an einer früheren Station dieser Wanderung bemerkt, ein gastlicher Aufenthalt — „Zum goldenen Hirsch", eines von den drei Wirthshäusern unter den Linden, „das dritte Haus von der Charlottenstraße, vom Brandenburger Thor auf der rechten Seite", wie es in den alten Büchern heißt, die noch keine Hausnummern kannten und sich in dieser weitläufigen Weise mit Hauszeichen und Beschreibung helfen mußten. Aber wir kennen es wieder, es steht noch an derselbigen Stelle, treu seiner alten Bestimmung und unverändert im Innern und im Aeußern. Als im Jahre 1810 die Wirthschaft aufhörte, begann die Weinhandlung, und mancher brave Mann und braven Mannes Sohn und Enkel hat seitdem sein Schöppchen hier geleert, rothen und weißen, von den Tagen an, wo man nach Friedrich's d. Gr. Taxen die Quartbouteille guten Pontak mit 10 Groschen und die Bouteille Champagner mit 1 Thlr. 16 Gr. bezahlte. So billig kann es Habel nicht mehr geben: aber der Pontak und der Champagner und was man sonst hier noch trinken und essen mag, ist Alles vortrefflich und Alles noch im alten Stile gehalten. Ein trauliches Nest, wo man an jedem Donnerstag Erbsen und Sauerkraut haben kann, und an jedem Tag mit stählernen Gabeln und auf ungedeckten Tischen ißt; wo man nicht „Kellner" sagt, sondern „Küper", wo Trinkgelder nicht üblich sind, und wenn sie gegeben, in eine gemeinsame Büchse geworfen werden. Ein verräuchertes, aber urgemüthliches Local, in welchem man sich, wenn man zum ersten Mal hereintritt — ich will nicht sagen, um hundert, aber reichlich um vierzig, fünfzig Jahre zurückversetzt glaubt in das Berlin Friedrich Wilhelm's III., mit dem Bilde der Königin Luise und den Bildern aller Könige seit Friedrich Wilhelm II., mit allerlei sonstigen Malereien ringsum und einem ausgestopften

Adler auf dem grünen Kachelofen — der Fußboden ausgetreten von den vielen Geschlechtern einander folgender Gäste, die Decke dunkel von allem Tabak, der hier geraucht worden, altmodische Spiegel, altmodische Tische, altmodische Stühle, die „Küper" in Röcken und die Weinkarte an der Wand. Aber was für eine Weinkarte! edle Sorten in langen Reihen sind darauf verzeichnet! Und wie viel absonderliche Winkel gibt es hier, am Eingang und mit dem Durchblick auf den Hof — Hinterzimmer, mit dem Geruch vom Keller herauf, dem Herzen des echten Trinkers theuer — das Vorderzimmer, nach den Linden zu, mit hohen Vorsätzen vor den Fenstern und schweren Gardinen, und ein Seitenstübchen, das gar keine Fenster hat. In einer Art Dämmerung, welche die Seele mit Wohlbehagen füllt, sitzt man hier; und manchmal am Tage brennt Licht, was noch besser ist. Ein Local für den Abend ist Habel nicht; dann ist es hier still und leer, und wer dann kommt, ist allein. Wer Menschen bei Habel sehen will, der muß Mittags zwischen Zwölf und Eins kommen. Es ist das bevorzugte Frühstückslocal des märkischen Edelmanns und des hohen Militärs. Zur genannten Stunde sieht man um den Mitteltisch neben dem einfachen Landjunker, der hier seinen Stammsitz hat, die schimmernden Epaulettes, die großen Orden und goldenen Schärpen der Stabs- und Ordonnanzofficiere, welche kommen und gehen, während jener, ein echter Conservativer, seinen Platz behauptet und immer neue Stühle herangerückt werden — eine beständige Bewegung von glitzernden Uniformen, von blauen, rothen und grünen Bändern, ein stetes Begrüßen und Händeschütteln und dazwischen immer wieder aufs Neue der erfreuliche Ton entkorkter Flaschen. Das bürgerliche Element ist darum nicht ausgeschlossen, im Gegentheil; wer sich darauf versteht, der weiß, daß man an einem der Ecktischchen nicht weniger gut und zuweilen sogar etwas bequemer sitzt als an der ritterlichen Tafelrunde, und ebenso bedient wird.

Am lustigsten ist es unter den Linden im Frühling. Dann rauschen die Springbrunnen des Pariser Platzes, und ihre steinernen Becken sind ganz bedeckt mit den breiten Blättern der Schilf- und Wasserpflanzen. Von hellem, jungem Laub umkleidet, stehen die alten Stämme, und wenn sich in dieser Zeit ein wolkenloser Himmel darüber spannt, dann muß man die Linden sehen, in Licht und Wärme getaucht, bis auf die Nordreihe der Häuser, die einzigen, die beschattet sind. Aber jetzt ist der Sonnenschein noch ein liebliches Geschenk, für das man Dank empfindet, das man sucht, nicht meidet, und wohlig in ihm lustwandelt die Menge, blitzen und funkeln die Farben in lebhafterem Schimmer, bis hinunter zum Platz am Opernhaus, wo zwischen bunten Blumenbeeten auf leuchtendem Rasen, mit Goldregen gemischt, dunkle Coniferen stehen, wo der Vorhof der Universität ein Hain von blauem Flieder ist und über der Hauptwache die mächtigen Wipfel des Kastanienwäldchens hervorschauen wie Kronleuchter, mit silbernen Kerzen besteckt. Alsdann, früh Morgens, mit blinkenden Waffen und klingendem Spiel, mit Trommeln und Pfeifen ziehen die Regimenter der Garde hinaus ins Freie, und am späten Abend noch promeniren hier die Menschen, um die milden Lüfte zu genießen. Anders im Sommer. Dann hören die Linden auf, für uns zu existiren, und das Reich der durchreisenden Fremden beginnt, denen wir nun dies wegen seines Staubes und seiner Sonne

verrufene Berlin großmüthig überlassen. Eine nach der anderen verlieren sie sich, die gewohnten Erscheinungen, bis die Letzten fast die Kinderwägelchen und die Kindermädchen sind, die den spärlichen Schatten der mittleren Allee suchen. Außer diesen mag es wenige Berliner geben, welche die Linden im Sommer ordentlich gesehen haben, obwohl sie gerade dann, unter der Beleuchtung eines Spätnachmittags, von einer nur ihnen eigenen Schönheit sein können, die hohen Fronten eine lange, goldene Linie, das schon bräunliche Laub von schrägen Sonnenstrahlen durchbrochen, das Friedrichsdenkmal halb in Dämmerung und halb in Licht, die graue Masse des Schlosses dahinter, gelb von der Wärme des Tages, das Quadrat des Rathhausthurmes darüber glühend vom Widerschein des Himmels und Alles angehaucht von jenem feinen, violetten Duft, der oftmals, gegen Abend, auch den Straßenbildern und Architecturen der großen Stadt eine traumhafte Tiefe gibt und dem Beschauer das Gefühl oder die Täuschung einer unbegrenzten Ferne. Ja, wenn die Berliner wüßten, wie gut sich's auch im Sommer hier sein läßt, wenn es still und grün ist im Thiergarten, wenn die Landschaft um Berlin mit ihren Kiefern und ihrer Haide, mit ihren träumerischen Wasserläufen und einsamen Forsthäusern im Walde den melancholischen Zauber übt; wenn man sicher ist, in Berlin keinem Berliner mehr zu begegnen, oder — sagen wir die Wahrheit! — wenn in der Abwesenheit Derer, welche „die Gesellschaft" heißen und überall dieselben sind, nunmehr das wirkliche Berlin zum Vorschein kommt mit seinen geringen Ansprüchen und seiner enormen Lustigkeit, wenn man nicht länger alle Sprachen Europa's nebst denen von Asien und Afrika, sondern endlich einmal wieder unser eigenes Berlinerisch reden hört, wenn die hellen Kleider flattern und die Landpartien sich in Bewegung setzen mit dem Fäßchen Bier unter dem Kremser und der Pauke oben auf, wenn die Weiße und der Gilka aus ihrem Hinterhalt herausrücken und . . . . Doch ich werde mich hüten, die Freuden des Sommers in Berlin noch weiter zu schildern; denn wenn es unseren verreisten Freunden einfiele, dieselben auch einmal zu theilen, dann wär' es mit ihnen ja vorbei!

Die Linden beleben sich erst wieder mit den Herbststürmen, welche die letzten Blätter derselben herabwehen, und mit dem neuen Jahr naht ihre vornehmste Zeit. Alles, was Berlin an officiellem Glanz aufzubieten vermag, entfaltet sich am Neujahrstage unter den Linden. Trotz dem schneidenden Nordost drängen sich dann hier die Menschen, den Rockkragen bis über die Ohren; weiße und schwarze Helmbüsche wehen; unter den Mänteln sieht man die großen Uniformen der hohen Militärs, unter den Pelzen die weißen Cravatten der hohen Beamten, und zwischen den Helmen und Hüten die goldbordirten Dreimaster der Marine. Dies muß ein harter Tag für die Gratulanten sein. Aber verheißungsvoll erscheinen alsbald auch die Zeichen, daß nach so vielen Mühen der Lohn winkt — erst vereinzelt, dann immer mehr, die Tragkörbe von Kranzler und Hilbrich, aus denen die Baumkuchen emporragen, die Schalen und Schüsseln von Borchardt, die Bretter mit Austern, und endlich die kleinen Wagen von Huster, die wohlbekannten, mit den drei Männern und den beiden Koffern, in welchen alle Freuden der Tafel vereinigt sind. Und dazwischen Rosen in berauschender Pracht, und Flieder, Veilchen und Maiblümchen in lieb-

licher Fülle. Das große Fest beginnt, welches in drei Monaten noch nicht enden soll, und aus den höchsten Sphären sich durch alle Classen und Schichten der Berliner Gesellschaft verbreitet. Nach der Gratulationscour am 1. Januar das Capitel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler am 17. und das Ordensfest am 18. Januar, die Bälle im Weißen Saal und im Opernhaus, Alles streng geregelt nach altpreußischem Herkommen und umgeben von einem Schimmer des Historischen, das zurückreicht bis zum ersten Tage von Preußens Königthum, und von da weiterhin, ich möchte sagen, die persönlichen Züge jedes folgenden Monarchen angenommen hat — die Bälle der Hofgesellschaft, der Prinzen, der Fürstlichkeiten, der Minister, der Botschafter, der Gesandten; bis der steigende Wohlstand und die vermehrten Ansprüche der Repräsentation, welche an eine Reichshauptstadt gestellt werden, die gesellschaftliche Bewegung in Kreise trug, welche derselben vorher fremd waren, und ihr Züge verlieh, welche sicherlich nur die unserer eigenen Zeit sind. Existirten doch Beziehungen dieser Art zwischen den verschiedenen Ständen Berlins überhaupt nicht vor Friedrich d. Gr.; dieser erst schuf im Opernhaus den Mittelpunkt einer wenn auch noch so oberflächlichen Berührung des Adels und Bürgerthums seiner Residenz, trotzdem das Opernhaus damals durchaus als Hofinstitut galt und fast einen militärischen Charakter hatte. In jenen Jahren, als Freiherr von Sweerts „Directeur des plaisirs du Roi" war, Capellmeister Graun in weißer Allongeperrücke und rothem Mantel am Dirigentenpulte saß und die Barbarina tanzte, hielten Gardes-du-Corps am Eingang zum Parterre Wache, auf dem Podium, zu beiden Seiten der Bühne, standen, Gewehr bei Fuß, zwei Grenadiere der Potsdamer Garde, und in den Ecklogen des dritten Ranges befand sich ein Trompetercorps des Regiments Gensdarmen. Sobald die Königin-Mutter in die „loge des Reines", die heutige große Mittelloge trat, bliesen die Trompeter Tusch; und wenn der junge König an der Parterrethür erschien, salutirten die Wachen, bliesen die Trompeter zum zweiten Male Tusch, und die „Symphonie" (die Ouvertüre) begann[1]). Nicht wie heute, durch ein gekauftes Billet, erhielt man Zutritt, sondern „aufs Parterre können alle anständig gekleideten Mannspersonen kommen", wie es bei Nicolai heißt, und ein königlicher Hoffourier wies die Plätze an: der erste Rang war für den Hof und den Adel, die Parterrelogen, der zweite und dritte Rang für die Minister und Gesandten, für die Räthe der hohen Landescollegien, für die zum Hofstaat gehörigen Personen und für alle Fremde bürgerlichen Standes. Mit Einem Worte: der Einlaß war unentgeltlich, wie bei jeder auf Kosten des Hofes gegebenen Lustbarkeit[2]). „Seine Majestät wollen, daß alle Leute, welche nicht zum niedrigsten Pöbel gehören, und besonders Fremde, eingelassen werden sollen", bemerkt Lessing (1750) in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters"[3]). Unentgeltlich war auch der Besuch der Carnevalsredouten, Vorgängerinnen unserer heutigen Subscriptionsbälle, welche schon damals die Höhe der Saison bezeichneten; aber wenn der Bürgerstand

---

[1]) v. Schlözer, Chasot, S. 118—120.
[2]) Nicolai, S. 717.
[3]) Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 158.

ebenso wie bei den Opernvorstellungen zugelassen ward, hielt man doch nicht minder auf einen genauen Unterschied, dort in den Rängen und hier im Costüm: der Adel erschien in rosenfarbenen Dominos, der Bürger und die Bürgerin trugen Dominos von anderen Farben oder Charaktermasken. Außerdem war der Tanzplatz streng gesondert: für die Bürgerlichen das Theater, und das durch Schranken gesperrte Parterre für den Hof, den Adel, die Königlichen Räthe und distinguirten Fremden. Dafür konnten die guten Berliner sich das Vergnügen machen, von einer Galerie herab, zwischen neun und zehn Uhr Abends, den Hof an fünf Tafeln speisen zu sehen „in einem besonders großen Saale", zu welchem auch die rosenfarbenen Dominos zugelassen wurden, wenn sie die Masken abnahmen[1]).

Dieser „besonders große Saal", mit seinen Marmorwänden, Weiß und Gold, und hohen Karyatiden — wer von meinen Berliner Lesern und denen, darf ich hinzufügen, die „distinguirte Fremde" sind, kennt ihn nicht, wer von ihnen hätte hier, in der Mitternacht eines Opernhausballes, nicht schon einmal fröhlich soupirt in dem alten, herrlichen, von königlicher Pracht zeugenden Raum, dem einzigen, der in Friedrich's vom Feuer zerstörten Bau sich erhalten oder ganz so wieder hergestellt worden ist, wie er ehedem war, strahlend von Licht, durchtönt gleichsam von immerwährender Musik und durchwogt von einer bunten Menge — nicht „rosenfarbenen Dominos", sondern bürgerlicher Frack und militärische Uniformen in gleicher Berechtigung und beide von gleichem Respect erfüllt vor den unendlichen Schleppen der Damen.

Inmitten dieser außerordentlichen Umwandlung, welche, mit Friedrich beginnend, Berlin allmälig, und in genau der Reihenfolge, zu der führenden Stadt der Wissenschaft, der Industrie, des Handels, der Politik und die Berliner Gesellschaft, dem entsprechend, zu einer der mannigfaltigsten und opulentesten gemacht, hat der Hof stets an der altüberlieferten Tradition schlichter Lebensführung und väterlicher Sitte festgehalten. Stets, von dem Tag an, wo der erste Hohenzoller die Mark betrat, hat dieses Herrscherhaus seinem Volke das Beispiel strenger Wirthschaftlichkeit gegeben, und Nichts vielleicht hat so sehr dazu beigetragen, das Band zwischen beiden zu stählen, als die Gemeinsamkeit der Arbeit, welche lange nur um die baare Existenz zu ringen hatte auf einem undankbaren Boden. Ein verwandter Zug wohnt diesen Königen inne, für welchen der gemeine Mann einen scharfen Blick hat; er erkennt ihn sogar noch in dem aufgehobenen Stock, mit welchem Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, ohne jeden Unterschied, den erstgeborenen Prinzen seines Hauses bedroht, wenn er nicht pariren, und den Handwerker auf der Straße, wenn er nicht bauen will. Er erkennt ihn in den kurzen, rasch hingeworfenen Fragen des großen Friedrich, der Französisch sprach mit seinen Schöngeistern und Gelehrten, aber Deutsch — und was für ein kernhaftes! — mit seinen Berlinern. Sie haben sich immer unter einander verstanden, Preußens Könige und Berlins Bürger; aber das wahrhaft familienhafte Verhältniß zwischen ihnen datirt erst von Friedrich Wilhelm III., dem bürgerlichsten, wenn ich so sagen darf, unserer Könige, der

[1]) Nicolai, S. 719.

darum auch, wiewohl wir größere gehabt haben als ihn, dem Herzen der Berliner immer noch besonders nahe steht. Seit bald fünfzig Jahren todt, lebt er doch immer noch in jenen kleinen Erinnerungen häuslicher und privater Natur, die fast mehr, als irgend welche Betheiligung an den großen Weltbegebenheiten, geeignet scheinen, die Popularität der Fürsten zu bestimmen. Man kommt noch jetzt nicht nach Charlottenburg, ohne seine Gestalt einsam wandeln zu sehen, wie sonst, in den schattigen Gängen dieses Parks, welcher die sterblichen Ueberreste der Königin Luise barg und ausersehen war, auch sein letzter Ruheplatz zu werden. Man gedenkt der Einfachheit seiner Lebensweise, die kaum, in ihrem täglichen Verlauf, von der des bemittelten Bürgers, unterschieden war: gleich diesem speiste der König um 1 Uhr zu Mittag, gleich diesem fuhr er in einem zweispännigen Wagen; und dem vom Vater gegebenen Beispiel, so heilsam und doppelt verehrungswürdig in jenen Tagen, wo der Staat abermals harte Forderungen an den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Bürger stellte, folgten die Prinzen: nirgends sah man Luxus, weder in den Equipagen noch in der Dienerschaft, weder in der Küche noch im Keller.

Anders als die Befreiungskriege haben die der gegenwärtigen Generation unserer Stadt die politische Suprematie verliehen und Ströme des Reichthums ihr zugeführt. Ganz natürlich, daß der Luxus gestiegen, der Aufwand gewachsen und unsere so sehr erweiterte Gesellschaft von einer Lust an materiellen Genüssen ergriffen worden ist, welche, da sie von allen Kreisen derselben getheilt wird, sie auch gewissermaßen alle nivellirt. Eine Hast und Unruhe hat sich ihrer bemächtigt, welche von dem kleinstädtischen Dasein früherer Tage sehr merkwürdig absticht und sich unter Anderem auch darin äußert, daß Alles verschoben und Nichts geregelt ist, daß es z. B. keine bestimmte Mittagsstunde gibt, sondern eigentlich zu jeder Stunde des Tages und des Abends gespeist wird, um eins, um drei, um fünf, um sechs und um sieben. Die Gesellschaft des neuen Berlins ist eigentlich erst in der Formation begriffen: sie hat sich den gegebenen Bedingungen der großen Stadt anzupassen und die festen Normen entweder zu finden oder anzunehmen, in welchen eine wirkliche Geselligkeit sich frei bewegen kann. Bis jetzt herrscht in ihr einzig die Willkür. Aber auch die Carricatur fehlt nicht. Wer heute den Stift eines Chodowiecki hätte, um sie zu zeichnen, diese engen Wohnungen, drei Treppen hoch, strahlend von Gas, vibrirend von Hitze und erdrückend voll von Menschen im Festgewand, die sich nicht rühren können; diese Gastmähler, bei welchen Alles gemiethet und — zuweilen bis auf die Schüsseln geborgt ist; diese „Institute" selbst, „Verleih-Institut für Wiener Möbel und vergoldete Stühle", wie es an den großen Transportwagen heißt, oder: „Verleihung (sic!) von Porzellan, Glas, Crystall, Tischen, Messern und Gabeln", wie die Inschrift der Kellergelasse lautet, aus welchen diese schönen Sachen auf kleinen, mit Hunden bespannten Karren durch die Straßen gefahren werden, heute hierhin und morgen dorthin — diese Lohndiener und Tafeldecker endlich, welche laut unserem Adreßbuch, im „Verzeichniß der Einwohner Berlins nach ihren Beschäftigungen und Gewerben" bereits eine ganz respectable Körperschaft bilden. Wie häufig mag es vorkommen, daß solch' ein besonders begehrter Berliner „Diner-Herr" in zwanzig verschiedenen Häusern immer auf demselben ver-

goldeten Stuhle sitzt, immer aus demselben Porzellan und Crystall schmaust, immer von demselben ernsten Mann in schwarzem Frack und weißen Handschuhen bedient wird, und immer — wenn es das Glück will — denselben Tischredner hört; denn auch diese Gattung, wiewohl mehr dem alten, idealen Berlin angehörig, ragt noch als Rudiment in das neue hinein. Namentlich da, wo, nach der Väter Brauch, solch' eine Sitzung sich über drei, vier Stunden erstreckt, und außer den Reden manchmal noch durch Gesang und komische Scenen gewürzt wird, während der moderne, correctere Styl verlangt, daß man sich streng an die Aufgabe hält und, weder rechts noch links abweichend, ein möglichst langes Pensum, gleichsam mit der Uhr in der Hand, möglichst rasch erledigt. Von allen großen Städten mag Berlin diejenige sein, in welcher man noch beobachten kann, wie sich eine Gesellschaft constituirt oder mit den Lebensbedingungen verändert. Der früheren Dürftigkeit ist plötzlich der Ueberfluß gefolgt, dem ästhetischen Thee das reichbesetzte Mahl. Fragen wir nicht, wobei wir uns besser gestanden. Der Berliner hat es immer so gut gegeben, wie er vermochte. Sein gastfreier Sinn, verbunden mit den Gewohnheiten des Emporgekommenen, hat wohl auch dazu beigetragen, daß diese Geselligkeit sich so breit entwickelt, aber nicht verfeinert hat. Der Berliner ist von jeher sparsam, aber er ist niemals ein Knauser gewesen und hat es immer geliebt, daß bei festlichen Anlässen „Etwas d'rauf gehe". Dieser Anlässe waren ehemals wenige nur, und sie beschränkten sich auf die Familie; sie wiederholen sich jetzt täglich und dehnen sich auf einen weiten Kreis aus. Der Berliner würde sich ein Gewissen daraus machen, den Fremden, der ihn besucht hat, nicht bei sich zu Tisch zu sehen; seine Gastfreundschaft ist im Verhältniß zu seinen Mitteln, aber auch der Zufluß der Fremden im Verhältniß zu der Größe Berlins gewachsen. Es ist wahr, daß unserem gesellschaftlichen Leben sehr viel von jener geistigen Essenz fehlt, welche die angeborene Kunst der Conversation und ein höheres Interesse für Theater und Literatur dem Pariser Salon, in seiner guten Zeit, gaben und für welche jeder noch so weitgetriebene Tafel- und andere Luxus keinen Ersatz bietet. Aber der Pariser Salon nicht nur ist im Niedergang begriffen, Paris selbst hat, in Folge der unaufhörlichen politischen Krisen, von seiner ehemaligen Anziehungskraft für den Fremden eingebüßt; und auch in dieser Hinsicht ist Berlin gestiegen, wenngleich der gesellschaftliche Mechanismus durch das Stoßen und Knarren seiner Räder nur allzusehr verräth, daß selbst im Vergnügen hier immer noch ein gut Theil Arbeit steckt — wenigstens für den Einheimischen. Für den Fremden stellt die Sache sich besser; und ich habe mir oft gewünscht, einmal ein Fremder in Berlin sein zu können, im „Kaiserhof" oder „Continental-Hôtel" zu wohnen, durch die Straßen zu wandern und ihre Merkwürdigkeiten mir anzusehen, unter diese Linden zu kommen, nicht als der professionelle Spaziergänger, der ich bin, sondern als einer, der alles Dies zu seinem Vergnügen sieht, und mich gefragt, welchen Eindruck es auf mich machen würde? Sicherlich einen großen; der Fremde, wer er auch sei, wird von dem mächtig Emporstrebenden dieser Stadt und dem gewaltigen Strom des öffentlichen Lebens in ihr ergriffen werden. Stärker vielleicht noch als selbst in uns, unter deren Füßen gleichsam der Boden von Berlin sich hob, und vor deren Augen sein Um-

fang ins Wunderbare wuchs, wird in ihm das Gefühl sein, hier in einem Mittelpunkte der europäischen Bewegung zu stehen, mit all' den Impulsen einer großen Politik aus erster Hand, mit all' den Anregungen einer hoch entwickelten und reich ausgestatteten Wissenschaft in unmittelbarer Nähe, mit all' den Genüssen von Oper, Theater und Concert, mit der ganzen Reihe von Festen endlich, welche von Tag zu Tag den Gang der Saison in einer Weltstadt begleiten.

Aber plötzlich in diesem Winter von 87 auf 88 schien der Puls zu stocken, und noch bevor das völlige Schweigen eintrat, senkte sich Etwas über Berlin, was keine Freude mehr aufkommen ließ. Einer düsteren Mahnung gleich, als ob wir in der Sicherheit einer so sehr gesteigerten Existenz erschüttert, und eben von einer Glorie noch umstrahlt, die niemals enden zu können schien, daran erinnert werden sollten, daß auch für die Glücklichen die Tage der Prüfung nicht ausbleiben, die Tage des Nachdenkens, die Tage der Einkehr, und daß es dann einer Nation, die sich im furchtbaren Ringen der Waffen bewährt, nicht minder ziemt, in der Niedergeschlagenheit des Schmerzes den Glauben an sich selber und die Zukunft hochzuhalten. Es war, es ist noch immer eine schwere Zeit für Preußen und für Deutschland; aber die Geschichte wird uns einst darnach richten, wie wir sie durchlebt und was wir gethan haben, um das Werk, an welchem wir Alle mitgearbeitet, zu schützen und zu sichern.

IX.

Mitten unter den Palästen der Linden war einer, in welchem wir mit jedem Herbst aufs Neue das Glück eines reinen Familienlebens, einer Häuslichkeit einziehen sahen, als deren höchster fürstlicher Schmuck erschien, daß alle bürgerlichen Tugenden in ihr geübt und gepflegt wurden. Diesmal stand der Palast öde, von seinen Bewohnern verlassen, die Thüren geschlossen, die Fenster verhängt, die Fahnenstange des Daches nackt, kein Wagen auf der Rampe, nichts Lebendiges in dem hohen Säulenportal, außer den beiden Posten vor ihren Schilderhäuschen. Alles still und leer und einsam unter dem grauen Wolkenhimmel und ringsum die kahlen Bäume. Wir kennen ihn, diesen Palast, den wir uns gewöhnt haben, den Kronprinzlichen zu nennen; auch ein historisches Haus, dessen Erinnerungen weit zurückreichen in die Jugend Friedrich's d. Gr. und darüber hinaus. Wir haben schon einmal flüchtig Halt vor ihm gemacht im Frühling unserer Lindenwanderung; wir haben es gesehen in seiner ältesten bescheideneren Gestalt, als die Linden noch kaum bebaut waren, und der Platz am Opernhaus Sand und spärliches Gartenland — eines von den ersten Häusern, die auf dem neuen Terrain, vom Großen Kurfürsten für seinen Generalfeldmarschall Schomberg errichtet, dann unter den beiden Königen die Commandantur und von Friedrich Wilhelm I. dem Kronprinzen geschenkt, nachdem dieser sich — schweren Herzens — mit der Prinzessin von Braunschweig vermählt. Wir lesen, daß des Kronprinzen Mutter, die Königin, und seine Schwester Lottine das Schloß für den Einzug des jungen Paares „mit liebevoller Sorglichkeit" hergerichtet haben[1]). Aber Friedrich blieb ein Fremder neben der Gemahlin, welche des

[1]) Koser, Friedrich d. Gr. als Kronprinz, S. 112, 123, 198.

Vaters enge Staatskunst ihm gegeben, nicht die Neigung seines Herzens vermählt hatte. Sieben Jahre lebten sie neben, nicht mit einander, zuerst (1733—1736) in diesem Berliner Schlosse, welches Friedrich nicht liebte. Nur vorübergehend und immer nur auf kurze Zeit hat er darin residirt, wenn er auf Befehl des Vaters von seinem Regiment in Ruppin oder seinem Rheinsberger Musensitz dreimal des Jahres nach Berlin kam: zum Carneval im Winter, zu den Revuen im Frühling und der Communion im Herbst. Die Kronprinzessin folgte dem Gemahl nach Rheinsberg, sie ward Königin von Preußen — eine sanfte, duldende Natur, für welche die zur Sonne strebende Friedrich's kein Gefühl und kein Verständniß hatte. Würde Friedrich von einer Gemahlin mit glänzenderen Eigenschaften der äußeren Erscheinung oder des Geistes gefesselt worden sein? Er war nicht der Mann, der sich viel mit Frauen abgab; außer wenn sie Kaiserinnen waren, und dann schlug er ihre Armeen. Männer bildeten seinen Umgang. Kaum daß aus seiner frühen Jugend Etwas herüberklingt wie von Lieben und Entsagen. Die Gatten trennten sich, sie, die Verschmähte, lebenslang mit unverminderter Neigung an ihm hängend; spät noch von ihm sprechend als ihrem Gebieter, „den ich zärtlich liebe und für den ich mein Leben hingeben würde“ [1]), er peinlich darauf haltend, daß keine von den königlichen Ehren ihr fehle. Noch steht zu Niederschönhausen, kaum eine Wegestunde von Berlin, das alte Schloß, in welchem sie siebenundfünfzig Jahre lebte; der Park mit den hohen, düsteren Bäumen, noch heut von den Berlinern gern besucht, ihr einziger Spaziergang. Aus der Ferne sah sie den Siegesflug des preußischen Aars. Als der siebenjährige Krieg beendet und Friedrich im Triumphe heimgekehrt war nach Berlin, fand nach langer Zeit wieder die erste Begegnung zwischen diesen Beiden statt. „Sobald als Se. Majestät aus der Carrosse gestiegen war, erhoben Sich Höchstdieselben sofort zu Ihro Majestät der Königin, wo Sie auf das zärtlichste empfangen wurden und sodann das Souper einzunehmen beliebten,“ heißt es in den vergilbten Blättern jener Zeit [2]). Am 11. Juni 1783 beging sie, vereinsamt und einer Wittwe gleich seit dreiundvierzig Jahren, die wehmüthige Feier der goldenen Hochzeit im Schlosse von Niederschönhausen, und noch einmal, zum letzten Male, speiste sie mit Friedrich am Neujahrstag 1786 im königlichen Schlosse zu Berlin. An seinem Sterbelager stand sie nicht; aber in seinem Testamente, wo er sich an seinen Nachfolger wendet, sagt er: „Auch wird mein Neffe ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr, als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt.“ Nun war sie wirklich Wittwe, die Hochbetagte. Doch lebte sie noch lange genug, um dieses kalte, dunkle Kronprinzenhaus hell und warm werden zu sehen von Schönheit und Liebe, wie wenn Frühling einzöge in die winterlichen Räume und sie mit Blüthen bedecke, über und über: sie, die Friedrich's d. Gr. Gemahlin gewesen, starb neun Monate vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III., und zwei vor der Geburt dessen, der nachmals Kaiser Wilhelm war. Das ist, was uns dieses Haus theuer macht: wir denken an Königin Luise, wenn wir es sehen, an sie, die Liebliche, Schwergeprüfte, lächelnd noch im Leid, Segen spendend noch im

[1]) Koser, a. a. O.

[2]) Hüttig, in der „Vossischen Zeitung“ vom 29. December 1887.

Tod und fortlebend in der Erinnerung an ihres Herzens Reinheit und Güte, verherrlicht von Dichtung und Kunst, und jetzt schon, wie von der Legende des Luisencultus umwoben, ist sie der freundliche Genius ihres Hauses und Volkes geworden, diese Frau, deren Altar und Bildniß wir immer, wenn der Winter weicht, bekränzen, und deren verklärte Gestalt, seit jenem ersten Befreiungskrieg, unsichtbar mit den preußischen Fahnen geht. Vielfach verändert ist das Haus, von welchem, wenn von irgend einem, man sagen kann: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat —"; reicher ausgebildet ist die Façade, früher einstöckig, erhebt das Palais sich nun mächtiger über seinen Flügeln, und Säulen zieren seinen Eingang. Aber die Zimmer der Königin Luise sind immer noch unverändert, wie sie waren, und immer noch liegt die Bibel, in der sie gelesen, auf demselben Platz. Und dieses Haus ward abermals das traute Heim eines Paares, dessen edle, freie Herzen einander gefunden und gewählt; in dem althistorischen Gemäuer, wohnlicher gemacht im modernen Geschmack, sproß ein neues Leben auf, das alle großen, alle schönen Regungen des neuen Geistes und der neuen Zeit willig in sich aufnahm — und unter diesem Dache wohnte die theuerste Hoffnung des deutschen Volkes, bis — erst von fern, mit dumpfen Schritten, dann immer näher, immer näher — das Verhängniß kam; bis ihm, dem Herrlichen, der jeden Feind besiegt und jeden Besiegten zum Freunde machte, der Unerbittliche begegnete, den keine Größe des Heldenthums zu besiegen und kein Adel der Seele zu versöhnen im Stande war.

Wer wird sie schreiben, die Geschichte dieses unendlich traurigen Winters, in welchem wir keine Sonne sahen, und vier Monate lang die Luft eisig und trüb war von wirbelndem Schnee? Wie aus einer bleichen Phantasmagorie, geisterhaft vorüberwallend, wie aus einem bangen Traume, den wir geträumt, löst sich Bild nach Bild, steigt Scene nach Scene, bis zu jenem Abend im frühen März, wo plötzlich alle Glocken von Berlin läuteten. Der unruhigen Nacht folgte der graue Morgen; und nun kam die furchtbare Ruhe, sank das ungeheuere Schweigen herab auf Berlin. Sein Kaiser war todt. Und nun begann die stumme Wanderung der Massen, einem Strome gleich, der von Tag zu Tage schwoll, bis unsere Straßen ihn kaum noch zu fassen vermochten — und immer in einer Richtung, immer in einer Richtung. Nur noch wenige Tage fehlten bis zu dem, an welchem wir, vor einem Jahre, die Linden in festlicher Freude prangen sahen, einen ersten Schimmer des Frühlings ausgegossen über der fluthenden Menge, die Herrscher Europa's versammelt um ihr ehrwürdiges Haupt, den Patriarchen, der sein neunzigstes Jahr erreicht. Nun sollten wir sie wiedersehen, die Fürsten, aber hinter seinem Sarg und die Linden in den ernsten Farben, welche die Farben Preußens und der Trauer sind. Mit den Flocken selber schien sie lautlos herabzukommen, bis ganz Berlin von Schnee bedeckt und mit Flor umhüllt war.

Ferner Kanonendonner am Morgen des 9. März, einem Freitag, etwas milder, als die Tage vorher, die Wolken bewegt, die Luft feucht, wie wenn der Frühling im Anzuge wäre. Gegen zehn Uhr bestätigt sich die Nachricht hier draußen in unserer Straße; durch die Stille dringen die hohlen Rufe der Extrablatt-Verkäufer, die jetzt etwas so schauerlich Erregendes für uns haben. Wir

kennen sie gut genug aus der Zeit unserer Siege, wo sie Tag für Tag, und manchmal Stunde für Stunde, die Nachricht einer gewonnenen Schlacht brachten. Siebzehn Jahre sind seitdem verflossen; und jetzt, wo der Held von Weißenburg und Wörth krank und fern ist und der Kaiser zum Sterben kam, jetzt sollten wir auch die Kehrseite dieser Blätter kennen lernen. Wie damals, vor einem Jahr, gleich nach elf Uhr, mach' ich mich auf nach den Linden — die Flaggen mit den deutschen Farben Halbmast über der Gartenmauer Bismarck's sind das Erste, was das Herz gewaltig ergreift. Es ist wahr; jetzt ist eine Täuschung nicht mehr möglich. Dann, unter dem Brandenburger Thor hervortretend, die blau-weiß-rothe Fahne der französischen Republik und gegenüber die roth-weiß-grüne der österreichisch-ungarischen Monarchie; man hatte die Vorstellung, als ob nun alle Reiche der Welt die Fahnen senkten und mit uns trauerten. Die ganzen Linden waren beflaggt, wie damals, vor einem Jahre — aber ach! — jetzt sind es Fahnen auf Halbmast, und Flor an ihrer Spitze. Die Menschenmenge, die sich rasch angesammelt, ist kaum geringer; aber kein lautes Wort wird gehört außer dem der Zeitungsverkäufer — „das neueste Extrablatt der Nationalzeitung", „das allerneueste Extrablatt", „die letzten Worte, die Se. Majestät gesprochen", „die letzten Stunden des Kaisers" . . . Nicht lange, so sind die Medaillen- und Fahnenhändler da, die blaue Blume taucht wieder auf, die Kornblume, die Kaiserblume, bis fast jedes Knopfloch mit ihr sich geschmückt hat — aber auch sie ist umflort. Viele Läden haben ganz geschlossen oder ihre Fenster sind verhängt; in anderen sieht man nur Schwarz oder Lila, Kaiserbüsten, mit Palmen bekränzt, in den Sculpturläden, große Grabkreuze von weißen Rosen und Veilchen in den Blumenläden. Schweigend, wie ich sie nie gesehen, steht die ungeheuere Menge von der Akademie an gedrängt um das Friedrichsdenkmal bis weit über die Universität hinaus, Alle den Blick unverwandt nach dem wohlbekannten Fenster richtend, an welchem der Kaiser nun nie mehr erscheinen wird. Kein Wagen mehr auf dem weiten Platz — nur Menschen und feierliche Stille. Leis rieselt immerfort ein feiner Regen hernieder, und hinter dem Grau regt es sich manchmal, wie wenn sich ein schwaches Licht der Sonne zeigen wolle. Schulkinder, mit dem Tornister auf dem Rücken, aus den geschlossenen Schulen entlassen, mischen sich unter die Erwachsenen. Wie mit schwer herabhängenden Schwingen wehen die Fahnen auf des Kaisers Palais und weit im Nebel auf dem des Kronprinzen, der nun Kaiser ist, und weiter noch über dem alten Königsschloß, in welchem Prinz Wilhelm residirt, jetzt Kronprinz. Bewegten Herzens wende ich mich zur Heimkehr — da, zwölf Uhr Mittags, fangen die Glocken an zu läuten — vom Dom und der Schloßcapelle, vom Marienthurm, dumpf herangetragen durch den Nebel der Kaiser-Wilhelms-straße, von den Thürmen der Nicolaikirche, tief im Centrum der Stadt, und in immer weiterem Umkreis, je weiter ich gehe — von der Katholischen Kirche, von der Werder'schen Kirche, von den Kirchen des Gensdarmenmarktes, von der Dreifaltigkeitskirche, bis hier heraus, wo die große Glocke der Matthäikirche noch läutet, als ich gegen ein Uhr nach Hause komme — und so werden wir sie vierzehn Tage lang täglich hören, immer um die Mittagsstunde mit ehernem Klang uns zurufend: Kaiser Wilhelm ist todt! Kaiser Wilhelm ist todt! . . .

Um 4 Uhr Nachmittags bin ich wieder unter den Linden. An allen Straßenecken ist die schwarzgeränderte Bekanntmachung des Staatsministeriums angeschlagen, welche das Hinscheiden des Kaisers meldet. Wo sich Bekannte begegnen, bleiben sie stehen oder gehen ein paar Schritte mitsammen; es ist wie ein gemeinsam erlittener Verlust, einer jener großen Schmerzen, welche wie die großen Freuden die Menschen einander näher bringen. Die einen haben wir erlebt in den sonnenhellen Sommertagen der Vergangenheit; an die anderen sollen wir uns nun gewöhnen. In der Behrenstraße komm' ich an dem hinteren Eingang des Palais vorbei, wo die alten Diener des Kaisers unter dem Portale stehen. Eine Dame, schwarz verschleiert, tritt heraus. Sie kennt mich nicht, ich kenne sie nicht. Aber sie verweilt und erzählt mir und vielen Anderen, die rasch einen Kreis um uns schließen, daß sie vom Sterbelager des Kaisers komme und daß sie den Todten gesehen, und wie rührend schön und friedlich sein Antlitz — er ruhe auf seinem Feldbett, dem Bett von Eisen, in dem er immer geschlafen und in dem er gestorben sei — halb sitzend aufgerichtet, und die Großherzogin von Baden, seine Tochter, habe die Decke mit weißen Rosen bestreut...

Der 10. März, Sonnabend, der Geburtstag der Königin Luise. Der Thiergarten dunkel und feucht vom Frühlingsdunst, in den Gewässern steht noch das Eis; aber ein laulicher Westwind weht, am Himmel ziehen die Wolken, und die Staare pfeifen. Der Altar der Luiseninsel ist wie jedes Jahr am zehnten März bekränzt; aber diesmal liegen in der steinernen Schale weiße Rosen, und in dichten Scharen zu ihrem Denkmal pilgert die Bevölkerung von Berlin. Vor dem Marmorbilde der schönen, jugendlichen Mutter gedenken sie des Sohnes, der gestern, hochbetagt, die Augen geschlossen hat. Maiblümchen und weiße Hyacinthen sind rings um sie vor ihren Füßen ausgebreitet; und um das Gitter gegenüber, aus welchem die Figur ihres Gemahls sich hebt, schlicht, im bürgerlichen Rocke, sind Tannenreiser und Palmen. Von einem Denkmal zum anderen, auf nassen Wegen und in langem Zuge geht der Menschenstrom — Jeder mit der Kornblume an der Brust, mit dem Flor um den Arm, mit einem schwarzumränderten Blatt in der Hand, wie ein großes Frühlingstrauerfest, und Alle von dem Wunsche beseelt, am Geburtstag der Mutter und einen Tag nach dem Tode des Sohnes die Stätten zu besuchen, die ihm auf Erden besonders theuer waren. Zum ersten Mal nach vielen Tagen brach in dieser Abendstunde die Sonne durch, und in glühendem Goldgewölk zeigte sich der blaue Himmel; für einen Augenblick, über der immer tiefer von Schwarz bedeckten Stadt, konnte die Seele sich zu jenen Höh'n erheben, in welchen die Sehnsucht und der Glaube wohnen.

Montag, 12. März. — Es schneit seit gestern Abend unaufhörlich. In der Mitternacht, aus seinem Palais, durch den Schnee, röthlich glühend im Fackellicht, ward der todte Kaiser von seinen Soldaten nach dem Dom getragen, wo die hohen Ahnen ihn erwartet — wo die Denkmäler Johann Cicero's und Joachim's I. stehen, wo Sarg an Sarg die Reihe der Kurfürsten, bis zu dem letzten, dem Großen, und von Preußens Königen der erste ruht. Und um dieselbe Stunde der Nacht, zu welcher Kaiser Wilhelm seinen Einzug hielt in die

Gruftkirche der Hohenzollern, kehrte von den lieblichen Gestaden des Mittelmeeres über den unwirthlichen Brenner und bei schneidendem Nordost, der Mark und Bein durchdrang, Kaiser Friedrich heim, um den Thron seiner Väter zu besteigen.

Dicht und gleichmäßig sinken die Flocken herab, Alles verschleiernd. Nichtsdestoweniger ein Wogen und Treiben auf den Straßen, das aber weit entfernt ist vom geschäftsmäßigen Anstrich des Alltags. Kaum einer Frau begegnet man, bis auf die geringste des Volkes und die Dienstmädchen, die nicht in Schwarz ginge; kaum einem Manne, der nicht ein Abzeichen der Trauer, Flor um den Arm oder am Hute trüge. Seit ihrer Beeidigung am Sonnabend Nachmittag hat die Armee Trauer angelegt, und ihre Adler sind umflort. Still ist es in ganz Berlin wie in einem Haus, in welchem ein Todter liegt; alle Musik ist verstummt, alle Theater sind geschlossen, kein Spiel wird gerührt, nur die Glocken läuten um die Mittagszeit, und der Schnee fällt, fällt, fällt, bis der Schritt der ungezählten Tausende lautlos wird auf den Straßen. Sie sind schwer passirbar bei diesem Wetter und diesen Menschenhaufen; Alles drängt nach dem Dome hin, um welchen jetzt, in einem stundenweiten Umkreise, eine Kette von Militär und Schutzmannschaften undurchdringlich sich schließt und von den frühen Stunden des Morgens bis zu den späten der Nacht eine Menschenmenge, die nach Hunderttausenden zählt, unbeweglich ausharrt. Unter den Linden ist es ruhig und fast leer; kein Wagen fährt in der Nähe des Palais, und die Blicke suchen es aus ehrerbietig scheuer Entfernung; an den Fenstern der Parterrezimmer — fünf Fenster nach den Linden, drei nach dem Opernhausplatz — sind die weißen Vorhänge herabgelassen. Der dort gewohnt, wird niemals in sein Haus wiederkehren; und dumpf herüber, in diesen Stimmen, wie die der Raben, hallt es: „Neueste Nachrichten aus Charlottenburg!“

Den weiten Platz des Lustgartens, rings um den Dom, bis auf die obersten Stufen des Denkmals von Friedrich Wilhelm III. und die breite Treppe des Museums hinauf, belagern dichte Scharen — ein ernstes Bild, mit den weißen Domkuppeln in der Mitte, dem schneebedeckten Bau des Zeughauses zur einen, dem grauen Hohenzollernschloß zur anderen Seite, den Giebeln der neuen Kaiser-Wilhelmstraße, die sich undeutlich aus der feuchten Luft erheben, im Hintergrund und dem Thurm der alten Marienkirche hoch darüber.

Dienstag, 13. März. — Unaufhörlich, Tag und Nacht, rieselt Schnee hernieder, eine scharfe Frostluft weht, und Alles ist tiefer Winter. Aber immer stärker wird der Andrang in den Straßen; schon vom frühesten Morgen an strömt es aus dieser stillen Vorstadt hinaus, strömt von allen Seiten und auf allen Wegen, immer nach einer Richtung, bis es sich zu compacten Massen ballt und staut, die nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts können, eingekeilt wie zwischen zwei Mauern auf dem schlüpfrig glatten Schnee. Schon vor elf Uhr macht' ich mich auf nach dem Dom; aber unmöglich durchzudringen. So hab' ich Berlin noch nie gesehen. Eine Unrast hat sich seiner bemächtigt; es ist wie ein allgemeiner Kampf gegen Etwas, das nicht greifbar, ein dumpfes, innerliches Auflehnen. Ungeheuerliche Formen nimmt die Pietät an. Alles überfüllt, die Straßen, die Wirthshäuser, die Fuhrwerke. Die Pferdebahnwagen

mit drei, mit vier Pferden bespannt, welche keuchend und dampfend die schwere Last durch den Schnee schleppen und einer nach dem andern vorübergehen, ohne zu halten, weil in keinem mehr Platz ist. An den Omnibussen, gleichfalls bis oben aufs Dach vollbepackt, weht eine schwarze Fahne. Trauer und Schaubegierde mengen sich seltsam; und mitten unter diesen Haufen überkommt mich ein Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins, wie Denjenigen, der ins uferlos Ungewisse hinaustreibt, als ob nun ewig Winter und Schnee, grauer Himmel und Gewühl auf den Straßen sein solle. Mich verlangt nach einem Anblick, der mir den gewohnten Alltag ins Gedächtniß ruft, mit seinem freundlichen Genügen am Heut und seiner bescheidenen Aussicht auf morgen — nach irgend einem stillen Eckchen, erfüllt von den friedlichen Bildern der Vergangenheit. Gibt es noch ein Dasein, das frei wäre von der starken Erschütterung? Ich betrete Habel's Weinstube. Dämmerung auch hier und die Façade des Hauses ganz mit Flor bedeckt. Das düstere Schneewetter erfüllt die Räume mit einem gelblichen Zwielicht. Doch die Wärme, die von dem grünen Kachelofen ausströmt, und die Nähe gesitteter Menschen thun mir wohl. Der Officierstisch ist leer; aber an allen andern Tischen sitzen Männer, die sich in gedämpften Stimmen vom Kaiser unterhalten. Zwei Herren, die sich zu mir gesetzt, wissen gar manchen liebenswürdigen Zug aus seinem Privatleben zu erzählen, wie mild er in seinem Haus und gegen seine Diener gewesen, wie er sie niemals hart angefahren, gescholten oder getadelt, auch wenn ihn Etwas verdrossen, wie er einmal die Schuld einer zerbrochenen Tasse auf sich genommen u. s. w. Ein junger Mann, in hohen Stiefeln und mit scharf geröthetem Gesicht, kommt herein und sagt, daß er eben im Dom gewesen, wird von allen Seiten theilnehmend befragt und schildert, was er dort gesehen. Von der Wand aber schaut das Porträt des Todten herab, wie er in den Jahren seiner schönen Männlichkeit gewesen, und sein Blick scheint mir in den Worten des Psalmisten zu sagen: „Und nähmest Du die Flügel der Morgenröthe und bliebest am äußersten Meer . . . .“

Nachmittags, gegen $^3/_4$5 Uhr, bin ich wieder auf dem Platz, und immer noch dasselbe Schauspiel, hoffnungslos wie am Morgen. Nur Wenige verhältnißmäßig haben es mit geduldigem Harren durchgesetzt, in den Dom zu gelangen; die Meisten warten vergeblich. Ein Mütterchen im Gedränge neben mir hält in den erstarrten Händen einen grünen Kranz, den sie am Sarge des Kaisers niederlegen will; sie steht hier schon drei, vier Stunden — sie weiß es selbst nicht genau. Frauen sind hier, die, halb erfroren, bereits seit fünf Uhr Morgens, bald da, bald dort den Zugang versucht haben und immer noch ausharren. Alle Brücken sind besetzt; durch alle die kleinen Straßen jenseits der Spree, die noch den Namen „Gasse“ führen, schieben sich die Haufen und über ihnen schwebt ein dumpfes Gemurmel. Plötzlich aber, aus dem dichten Menschenknäuel ein lauter, durchdringender Schrei. Was ist es? . . Das Gewirr wird immer bedrohlicher, je mehr man auszuweichen strebt in diesem Kampf Aller gegen Alle. Kaum, daß es dem Schutzmann gelingt, die Bahn für einen Moment zu öffnen. „Eine Dame!“ heißt es — denn auch Damen haben sich hierher gewagt, wirkliche Damen — ein junges Mädchen, das ohnmächtig geworden, wird wie todt aus der furchtbaren Enge herausgetragen, wehklagend folgt ihr die Mutter in

schwarzem Gewand, und hinter ihnen schließt sich wieder die unbarmherzige Fluth. Für einen Moment hellt sich der westliche Himmel auf, die Wolken färben sich golden, die matte Sonne bricht durch — aber nur für einen Moment. Dann sinkt wieder Schnee und Dämmerung herab. Und des Gewühls noch immer kein Ende. Durch die Spreegasse nach der Brüderstraße — der Ausgang ist gesperrt; durch die Neumannsgasse nach der Breitenstraße — desgleichen. Das Centrum Berlins ist wie mit einem eisernen Ringe umschmiedet, in welchem trüb und einsam das Schloß und der Dom liegen; die weißen Helmbüsche der Grenadiere, die blanken Küraſſe der Gardes-du-Corps, die Schutzleute hoch zu Roß und ringsum eine tausendköpfige, sich beständig hin- und herbewegende und nie vorwärts kommende, stets anwachsende, grollende, murrende Menge — das ist Alles, was ich sehe. Nun aber, aus dem hereinbrechenden Dunkel leuchtet es auf — die Laternen am Schloß werden angezündet; und so beklommen ist das Herz, daß ihm in diesem Chaos von Menschen und Schnee selbst dieses schwache Licht wie ein Schimmer von Trost erscheint.

Mittwoch, 14. März. — Ein kalter, klarer Wintertag; blendend auf den frisch gefallenen Schnee strahlt die Sonne herab, und darüber funkelt ein blauer Himmel, kalt und klar wie im Januar. Unter den Linden arbeiten Hunderte von Händen, um die Straße des Triumphs in eine Trauerstraße zu verwandeln, und die mitleidlose Natur arbeitet mit ihnen. Die Menschenmassen schwellen immer mehr an, Berlin ist von Fremden überschwemmt. Ueberall sieht und erkennt man sie an ihrer Unsicherheit, ihrem Staunen, ihren Fragen — man kommt nicht mehr durch, wenn man nach den Linden oder in die Leipzigerstraße, ja tief in die Königstadt hinein, zum Molkenmarkt und Rathhaus geht. Und all' diese Hunderttausende in unabsehlichem Umkreise fest aneinandergereiht, wie die Glieder einer Armee, von der Schloßbrücke bis zur Schleusenbrücke, durch die Brüder- und Breitestraße, durch die Post-, Heiligegeist- und Burgstraße, bis zur Friedrichsbrücke, wo beim Lustgarten, hinter dem Museum, der Cordon sich wieder schließt, so daß nur in der Mitte der Raum vom Schloß bis zum Dome frei bleibt. Und so oft ich in diesen drei Tagen hierher gekommen bin, es scheint immer dieselbe Menge zu sein, immer dieselbe Völkerwanderung nach einem und demselben Ziele, das sie niemals erreicht. Aber heute, in der wundervollen Beleuchtung des Nachmittags, ist das Bild, das sich mir bietet, von einer ergreifenden und in seiner Ruhe majestätischen Schönheit. Denn ich stehe weitab, unter einem Baugerüst in der Burgstraße, mit der Kaiser-Wilhelmstraße mir zur Seite — dieser Straße, die, bürgerlichen Ursprungs und Charakters, dennoch wie keine andere das Andenken an unsern theuren Kaiser zurückruft, an die letzten Jahre seines Lebens und all' ihre friedlichen Segnungen. Zu meiner Linken erhebt sich, aus dem Glanze des Schnees und der Sonne, das alterthümliche Schloß, mit der Reichsfahne Halbmast in dem durchsichtigen Himmelsblau; rechts, vor mir ausgebreitet, ein Meer von Menschen, und darüber in der Ferne des Hintergrundes aufsteigend die schneebedeckten Dächer und Thürme des Spandauer Reviers mit den kahlen Bäumen des Monbijougartens, röthlich durchflimmert von dem Lichte der tiefer gehenden Sonne, und in der Mitte, feierlich ernst, der Dom, seine Kuppeln weiß von Schnee, seine Säulen golden,

wie von überirdischer Herrlichkeit ... Ein Kutscher fährt mich heim, ein Alter, von stillem, nachdenklichem Wesen. An der Spitze seiner Peitsche, zwischen den Bändern eines schwarz-weiß-rothen Schleifchens, ist ein Streifen schwarzen Flors befestigt, welches melancholisch im Abendwinde weht. Vielleicht ist es derselbe Mann, der damals, vor einem Jahr, an der Ecke der Sigismundstraße sein Pferdchen mit zwei lustigen Fähnlein, hinter jedem Ohr eins, und an der Stirn mit einem colorirten Bilde des Kaisers verziert hatte, zu dessen neunzigstem Geburtstag. Ja, mein Alter, es war ein besserer Tag; aber Deine Fähnlein und Dein Flor sollen Dir nicht vergessen werden. Schweigsam sitzt er auf dem Bock, gelassen trabt sein Pferd; und an dem klaren, blauen Himmel, bei fünf Grad Kälte, steigt über der Schneelandschaft des Thiergartens der silberne junge Mond herauf.

Donnerstag, 15. März, Nachmittags fünf Uhr. — Starker Frost, aber groß, ein Feuerball, steht die späte Sonne hoch am westlichen Himmel, das leichte Gewölk zertheilend und die Welt erfüllend wie mit einer Glorie, daß der Blick, von so viel Licht geblendet, kaum noch hineinschauen kann. Silberne Wölkchen, rosig angehaucht, schweben durchs Blau der Luft, und trotz des harten Winters ist doch eine Verklärung über Allem ausgegossen, die nichts Irdisches mehr, die nur die Schönheit dieses Momentes, wie schon der Ewigkeit angehörig, uns fühlen läßt. In einer solchen Stimmung betreten wir den Dom — auf einem schmalen Pfad, längs des Wassers, das unten still, zwischen den beschneiten Ufern dahinfließt, mit den sonneglühenden Giebelspitzen der Kaiser-Wilhelmstraße gegenüber; hierauf in einen dunklen Mauergang, in welchem Lampen brennen, dann in einen dämmrig erleuchteten Vorraum — und nun, auf einmal ... die hohe Kirche, ganz schwarz, von den brennenden Kandelabern mit gedämpftem Schein erfüllt, eine sanfte Musik erklingt, und in unabsehbarer Menge gehäuft die Blumen und Pflanzen, welche die Luft wie mit einem berauschenden, leicht betäubenden Verwesungsgeruch durchdringen — und hier, gebettet in dieses Gefilde tausendfältigen leisen Welkens und Sterbens, das sich ringsum zu Hügeln erhebt, auf dem purpurnen Sammet des Katafalks ruhend der todte Kaiser, in seiner Generalsuniform, das Haupt ein wenig auf die rechte Brust geneigt, die Augen geschlossen in friedlichem Schlummer, und über dem Antlitz gebreitet der Ausdruck erhabener Ruhe — zu beiden Seiten die monumentalen Gestalten der Ehrenwache. Grenadiere der Leibcompagnie voran, in der alten historischen Uniform, mit den hohen Blechmützen, alte Generäle, Pagen, Alles in schimmernden Gewanden von Scharlach und Weiß, das Schwert in der Hand, unbeweglich, und Alles nur für wenige Secunden gesehen und dann für immer verschwunden, hinter der schwarzverhüllten Brücke, niederführend an der unermeßlichen Fülle von Kränzen, die sich wie ein Katarakt von Grün und Silber, von Bändern und Schleifen, von Palmen und Rosen, von Veilchen und Schneeglöckchen, von weißen Camellien und weißem Flieder, von Azaleen und frischen Kornblumen, hoch aufgestaut bis zur halben Höhe der Säulen, durch den gegenüberliegenden Raum des Domes ergießen .... Und nun wieder draußen, in der kalten, klaren, Winterluft ... Es war nur ein Traum; aber ein erlösender. Vielleicht in einem künftigen ruhigeren Rückblick wird sich alles Das ordnen,

was jetzt in einem Bilde vorüberzog, zu stark und überwältigend, um sich auf dessen Einzelnheiten zu besinnen. Ihn aber werden wir nimmer wiedersehen, ihn werden wir niemals vergessen, den todten Kaiser, wie er in all' diesem Gepränge dalag, von Hunderttausenden seines Volkes noch einmal, zum letzten Male, stumm gegrüßt. Und dieser Anblick hat uns von der kaum noch erträglichen Spannung der letzten Tage befreit.

Was war es denn, das uns Alle so niedergedrückt? Er hat eine Höhe des Lebens und aller irdischen Herrlichkeit erreicht, wie sie selten, vielleicht niemals einem Sterblichen vor ihm beschieden war. Was hat uns in diesem Sterben, das so groß, so schön und so natürlich war, dennoch so tief erschüttert, als ob jenseits desselben keine Hoffnung mehr sei? Der Blick in eine Zukunft voll banger Unsicherheit? Gewiß war es ein tragisches Geschick, um so gewaltiger in der Plötzlichkeit seines Verlaufs, daß wir in demselben Augenblick um den Tod eines geliebten Herrschers trauern und für das Leben seines Nachfolgers zittern mußten, dem alle Herzen entgegenflogen, der berufen schien, des Vaters glorreiches Erbe zu der höheren Vollendung zu führen und nach dem eisernen Zeitalter des Krieges uns das goldene des Friedens zu schenken; daß wir in demselben Augenblick, der ihn uns gab, zugleich empfinden sollten, was wir in ihm besitzen und was wir in ihm verlieren würden. In diesen Zweifeln mochte die Seele wohl erbangen und sich der Vergangenheit zuwenden. Für uns, die wir mit Kaiser Wilhelm gelebt, war er die Verwirklichung alles Dessen, was das Verlangen und die Sehnsucht unserer Jugend ausmachte. Was unsere Dichter gesungen, wofür Tausende gekämpft, gelitten hatten, gefallen oder ins Exil gegangen waren, er hat es erfüllt, ein ehrlicher Mann und ein schlichter Soldat. In sich selber hat er die schwere Wandlung durchgemacht, die keinem Preußen leicht geworden, durch die er aber uns alle, die wir keine Preußen waren, gewonnen hat. Der für kommende Geschlechter wie mit dem Schimmer der Heldensage, des Heldenliedes umwoben sein wird, uns war er eine lebende Wirklichkeit. Als wir jung waren, hatten wir kein Vaterland, und er, der jetzt todt ist, half uns eines erringen. Wir stehen, wenn wir uns als Ganzes betrachten, am Ziel unserer Sehnsucht; die Zeit der stürmischen Jugend ist vorüber, und das Mannesalter der Nation mit seinen ernsteren Aufgaben beginnt. Nicht mehr von irgend einer Romantik, von Blüthenträumen und Gesang ist unser tägliches Thun begleitet, es ist harte, nüchterne Arbeit geworden, und wir wollen sie gewissenhaft vollbringen. Aber soll darum, weil das Ideal des Vaterlandes sich uns erfüllt hat, aus dem Dasein unseres Volkes jedes andere gestrichen sein? Soll darum, weil der Moment uns überwältigt, der hoffende Blick in die Zukunft uns versagt, und weil unser Tag sich dem Ende zuneigt, unser Herz sich theilnahmlos von dem Neuen, das heraufsteigt, abwenden? Gott verhüte das! Auch nach uns wird Frühling sein, wird das Leben dahin fließen in bunter, schillernder Fluth. Auch nach uns wird unter diesen Linden abwechselnd Freud und Leid wandeln, und möge nie, nie der Tag kommen, der den stolzen Gang ihrer Erinnerungen unterbricht! Mir aber ist es ein freundlicher Gedanke, daß einst vielleicht, wenn die Sorgen und Bekümmernisse dieses Augenblickes lange vorüber und diese Blätter von dem Staub der Jahre bedeckt

sind, irgend ein späterer Leser kommen mag, um aus ihnen das Berlin kennen zu lernen, wie es in Kaiser Wilhelm's Tagen war. . . .

Freitag, 16. März. — Grauer Frosthimmel und scharfe Luft. In einem Haus unter den Linden, in denselben Zimmern und von denselben Fenstern, wo wir die Siegeseinzüge von 1866 und 1871 gesehen, alle die großen Triumphe, die sich mit der Person und dem Namen Kaiser Wilhelm's verbanden, wo wir ihn reiten sahen an der Spitze seiner ruhmgekrönten Truppen, hier sollten wir ihn heut auch still vorüberziehen sehen zu seiner ewigen Ruhe. Diese Räume selber gaben uns ein Abbild des ewig wandelnden Lebens — sie waren, wie wir sie seit Jahren gekannt, aber der liebenswürdigen Familie fehlte das Oberhaupt, viele Freunde, die sich ehemals mit uns hier zu versammeln pflegten, waren nicht mehr, neue waren gekommen und an der Stelle der Eltern standen die Kinder. Wie sehr mußten wir Wenige, die von den Alten noch übrig geblieben waren, uns ergriffen fühlen, und wie lebhaft rief der gastfreundliche Geist, der hier noch unverändert, trotz der zwiefachen Trauer waltet, in uns das Gedächtniß wach an das, was gewesen und vergangen! . . .

Der Blick auf die Linden war imposant in seiner ernsten Größe und winterlichen Trauer. Ja, wir haben das Alles schon gesehen, die dichten Menschenreihen zu beiden Seiten, die Häuser beflaggt und besetzt an allen Fenstern, bis oben hinauf und über das Dach — damals prangend in hellen Farben und leuchtendem Sommersonnenschein. Heute war Alles schwarz — schwarze Fahnen, schwarzer Flor, schwarze Schleier, alle Häuser, ein ganzer Mastenwald schwarz, Alles, wohin man sah, schwarz und düster, dazwischen die Pechfeuer emporlodernd aus großen Schalen und die zitternden Flämmchen in den mit Crêpe verhängten Laternen — der Schnee selber, wo er in weißen Streifen noch lag, und das trübe Tageslicht fügten zur Stimmung der trauernden Menschen die Stimmung der schweigenden Natur. Der ganze Weg war mit gelbem Sand bedeckt und mit frischen Tannenreisern bestreut; über der mittleren Allee, wo die Friedrichstraße die Linden kreuzt, stand ein Baldachin von Schwarz, mit dem Königlichen Hermelin verbrämt und der goldenen Kaiserkrone darüber, und eine wundersam ergreifende Perspective war es, von hier aus, auch das Reiterbild Friedrich's wie in einen breiten schwarzen Rahmen gesetzt zu sehen, mit Schloß und Rathhausthurm auf dem Hintergrunde des starren kalten Winterhimmels, grau in Grau. Gegen $^3/_4$1 Uhr Mittags nahte der Zug aus dem Dome, voran die Musik und dann in endloser Folge die Regimenter des Kaisers, Fußvolk und Reiterei, Garde und Linie, Grenadiere, Dragoner und Küraſſiere, Kanonen mit voller Bespannung und Ulanen hinterdrein — alle die Truppen, die wir einst, als sie hier vorüberzogen, mit Jubel empfingen und heut' in stummer Ehrfurcht — dann der Haushalt des verstorbenen Kaisers, seine persönlichen Diener, dann die Minister mit den Reichsinsignien und dann — ein erschütternder Moment, kein Hauch bewegte die Luft, aber alle Häupter entblößten, alle Fahnen senkten sich, als der Wagen kam, in welchem Kaiser Wilhelm zum letzten Male die Linden hinabfuhr, mit dem Sarg in purpurnem Sammet, den wir gestern im Dome gesehen, und hinter ihm das Leibpferd des Kaisers, ein Fuchs, mit blauer

Schabracke gesattelt und die Ohren mit Flor umhüllt, dann das Reichspanier, flatternd in der kalten Winterluft, und dann das Gefolge der Fürsten: drei Könige, hierauf die Thronerben dreier Kaiser- und die von vier Königreichen, die Großherzöge und Herzöge, die Prinzen ohne Zahl ....

Als der Conduct lange vorüber und die Menschenwoge wieder durch die Linden fluthete, begaben wir uns heim. Von den Tannen- und Fichtenzweigen, welche sich in Guirlanden von Obelisk zu Obelisk schlangen, hatten Tausende sich schon Reiser abgebrochen, die sie nun zum Andenken an der Brust trugen. Vom Brandenburger Thor wehten zwei riesige Trauerfahnen nieder, seine Säulen, Gebälk und Attica waren mit schwarzem Tuch bekleidet, und schwarz umflort war der Kranz der Siegesgöttin. Vor dem Thore, wo die Charlottenburger Chaussee beginnt, standen auf schwarzen Postamenten von dunklem Grün umsäumt, die weißen Büsten von Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, die hier, auf seiner letzten Station den heimkehrenden Sohn empfingen, und über dem Mittelportal des Brandenburger Thors, durch welches immer nur die königlichen Wagen fahren, las man, in Silber auf Schwarz, hier, nach der Charlottenburger Seite: „Gott segne Deinen Ausgang", und dort, nach der Stadtseite: „Vale Senex Imperator."

Es war das letzte Lebewohl Berlins an seinen scheidenden Kaiser.

Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Der Charakter und die maßgebenden Ideen der Epoche.

Von

Ferdinand Lotheißen[1]).

Zwei Jahrhunderte bilden in der Weltgeschichte eine schnell verrauschende Episode, im Leben eines Volkes bedeuten sie schon einen wichtigen Abschnitt der Entwicklung. Nun ist es wahr, daß die Völker, gleich den einzelnen Menschen, durch alle Erfahrungen und Wandelungen hindurch, den Grundzug ihres Charakters treu bewahren. Aber zu verschiedenen Zeiten erscheinen sie doch verschieden geartet. Wechselnde Bestrebungen erheischen einen Wechsel im Gebrauch der Kräfte und lassen Eigenschaften walten, die früher wenig zu Tage treten konnten. So erhalten die Völker zeitweise einen Ausdruck, der uns fremdartig anmuthet, und erst bei einiger Aufmerksamkeit die wohlbekannten Züge wieder erkennen läßt.

Wie verschieden erscheinen die Franzosen des 17. Jahrhunderts von ihren Vorgängern, welche die Religionskriege ausfochten, ein Marquis Ludwig's XIV. von den Rittern des Königs Franz, und wie wenig gleichen die Dichter der classischen Zeit, ein Corneille oder Boileau, den skeptischen, eleganten und hohlen Dichterlingen, welche das folgende Jahrhundert ergötzten!

Eine jede Epoche erhält ihren Charakter durch die Anschauungen, die sich zur allgemeinen Geltung emporringen. Solcher Ideen gibt es immer nur wenige, und je einfacher und bestimmter sie sind, desto mächtiger wird ihre Herrschaft. Doch ihr Walten währt nicht lange. Ihre Stärke erweist sich hauptsächlich, so lange sie noch zu kämpfen haben. Ist ihnen einmal der Sieg zu Theil geworden, dann beginnt eine Reaction, die andere Ideen hervorruft und diese wieder zum Kampf und endlichen Triumphe führt.

---

[1]) Der ausgezeichnete Kenner Frankreichs, welchem wir, neben anderen einschlägigen Werken, eine treffliche „Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert" und ein Leben Molière's verdanken, war eben mit einer neuen großen „Culturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert" beschäftigt, als ein plötzlicher Tod den kaum Vierundfünfzigjährigen der Wissenschaft und seinen Freunden entriß. Aus der unvollendeten Arbeit theilen wir obiges, selbständiges Capitel mit. Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Dieses Wechselspiel der Gedanken zeigt manchmal überraschende Ergebnisse. Die Völker scheinen im Kreislauf von Zeit zu Zeit zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren, wie denn z. B. die Revolution von 1789, ohne es zu ahnen, auf die Forderungen zurückgriff, welche die Reichsstände im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts erhoben hatten. Doch ist eine solche Rückkehr niemals vollständig, denn die Geschichte wiederholt sich nicht. Wenn auch ältere Bestrebungen wieder aufgenommen werden, so erhalten sie doch durch die Umstände ein anderes Gepräge und führen zu anderem Ziel.

Das aber ist unzweifelhaft, daß jene Ideen nicht durch den Willen eines Einzelnen, auch nicht des geistig Kräftigsten oder politisch Mächtigsten zur Geltung gebracht werden können, wenn die allgemeine Stimmung nicht schon vorbereitet ist und die Umstände ihnen günstig sind. Ist dies aber der Fall, dann wirken sie mit unwiderstehlicher Gewalt, und wenn wir die Cultur eines Volkes, d. h. sein Leben, seine Geschichte, seine Einrichtungen verstehen wollen, müssen wir uns vor Allem über die Ideen Rechenschaft geben, welche die Nation in den verschiedenen Zeiten lehrend und leitend erfüllten. Darum entsteht für uns zunächst die Aufgabe, die Entwicklung der Anschauungen zu verfolgen, welche während der letzten zwei Jahrhunderte in Frankreich maßgebend waren.

Die Epoche, die sich vom Abschluß der Religionskriege bis zum Beginn der Revolution erstreckt, ist deutlich als eine Zeit des Ueberganges charakterisirt. Sie wird durch das Schwinden des Feudalstaates und den Sieg der Königsgewalt bezeichnet. Dieses Ergebniß war aber nur die Folge einer anderen, ungleich wichtigeren Wandlung, des unwiderstehlichen Aufsteigens des Bürgerthums. Das Erstarken des dritten Standes war darum so bedeutsam, weil sich mit ihm eine dauernde Verschiebung der Machtverhältnisse vollzog. Königthum und Adelsherrschaft können sinken, wie sie ja in der That in Frankreich gesunken sind; der Einfluß des Bürgerthums, des Kernes einer jeden Nation, kann durch keine Umwälzung ganz gebrochen werden, wenn er auch durch das allgemeine Stimmrecht zu Gunsten der unteren Volksclassen eingeschränkt wird.

Der Beginn des 17. Jahrhunderts bezeichnet für Europa den Anbruch einer neuen Zeit. Die vorhergehenden Jahrhunderte standen unter der Herrschaft der religiösen Idee, welche die Politik sämmtlicher Staaten von Europa lenkte. Mit dem 17. Jahrhundert aber begann eine starke Reaction gegen diese Richtung. Das Elend und die tödtliche Ermüdung, welche Frankreich als einzige Frucht seiner Religionskriege erkannte, nöthigte zur gegenseitigen Duldung und zur Verstärkung der weltlichen Gewalt, die allein die Wiederkehr der Unordnung verhüten konnte. Wenn das Jahrhundert der Reformation auf dem Gebiete der Religion, der Kunst und Literatur, ja selbst im geselligen Leben begeistert nach unabhängiger Gestaltung und freierer Arbeit strebte, so offenbarte das 17. Jahrhundert, nüchterner und praktischer, die Vorliebe für feste Ordnung und gleichmäßige Regelung aller Verhältnisse.

Vier große Richtungen machten sich damals in Frankreich geltend und veranlaßten so tiefgreifende Veränderungen, wie sie nur jemals eine Revolution zu Wege brachte. Diese Richtungen gipfelten im Siege des Staatsgedankens über die religiöse Idee und dem Aufsteigen der königlichen

Macht zur Unumschränktheit, sowie in der Vorliebe des Volkes für Ordnung und systematische Gestaltung auf allen Gebieten des Lebens; dazu kam das Gewicht der Cartesianischen Philosophie, welche den Geist der Gebildeten in außerordentlicher Weise beeinflußte, und als ein mehr äußerlicher, aber darum nicht weniger mächtiger Beweggrund, das Streben Frankreichs nach der Vorherrschaft in Europa.

Die Reformation hatte Europa in zwei große Lager geschieden, in welchen nicht Staaten gegen Staaten, sondern Katholiken gegen Protestanten standen. Nicht die Nationalität, sondern die Religion begründete die Parteinahme. Französische, spanische und deutsche Katholiken stützten einander gegen Hugenotten, holländische und schweizer Reformirte, deutsche Lutheraner. Der religiöse Gedanke gab im 16. Jahrhundert überall noch den Ausschlag, und die Kirche schien ihre Macht über das Königthum aufs Neue zu bekräftigen.

Als es sich darum handelte, Heinrich von Navarra von der Thronfolge in Frankreich auszuschließen, erklärten ihn seine Gegner als Ketzer für unmöglich, und betonten wiederum die Lehre von der obersten Autorität der Päpste, die auf ein göttliches Gesetz begründet sei, während die Fürsten ihre Gewalt nur vom Volke erhalten hätten und deshalb auch von ihm abgesetzt werden könnten.

Die Vertheidiger der päpstlichen Despotie verkündigten somit die Lehre von der Volkssouveränetät, und für das Königthum blieb zwischen diesen beiden Mächten nur wenig Raum übrig. Um so energischer behaupteten die Protestanten das göttliche Recht der Fürsten. Doch waren diese Lehren nur Kampfesmittel, welche dort helfen sollten, des Bearners Ansprüche auf die französische Krone abzuwehren, hier aber die Berechtigung der Fürsten zur Durchführung der Reformation zu beweisen. Wo immer persönliches oder Staatsinteresse ein entgegengesetztes Vorgehen anrieth, schreckte man vor keiner Inconsequenz zurück. König Philipp von Spanien dachte nicht daran, die Souveränetät des aufständischen Volkes in den Niederlanden anzuerkennen und bedrohte den Papst Sixtus V. mit seinem Abfall, wenn er ihm nicht zu Willen sei[1]). Andererseits setzten die Schweden den zur Thronfolge berechtigten Sigismund ab, weil er katholisch war. Die Geschichte Heinrich's IV. scheint indessen die Herrschaft der religiösen Idee deutlich zu beweisen. Der lange Kampf, den Heinrich bis zu seiner allgemeinen Anerkennung zu führen hatte, drehte sich im Grunde doch nur um die Frage, ob das Princip der Religionseinheit unter dem Legitimitätsprincip stehe, ob sich der religiöse Gedanke dem Staatsgedanken oder umgekehrt dieser jenem unterzuordnen habe. Als Heinrich zur katholischen Religion übertrat und seinen Frieden mit Rom machte, konnte der Papst an den Sieg der Kirche glauben. Allein er irrte. Der König entschloß sich zu diesem Schritte nicht im Interesse des Glaubens, sondern um den Staat zu retten, der am Rande des Abgrundes stand.

Es war der Staatsgedanke, der den Ausschlag gab und seitdem immer kräftiger hervortrat. War es doch derselbe politische Gedanke, der den König veranlaßte, das Edict von Nantes zu geben. Seiner Zeit voraneilend, wollte er aus Frankreich einen paritätischen Staat schaffen, ein Versuch, für den man anderwärts noch

[1]) Vergl. Ranke, Geschichte der Päpste, Bd. II, Buch VI, S. 210 (März 1590).

kein Verständniß hatte und der auch in Frankreich scheiterte. Die religiöse Frage trat indessen doch vor anderen Aufgaben zurück. Die Noth der Zeit erheischte Abhilfe durch Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung, und diese konnte nur der unparteiische Staat, das hieß nach den Verhältnissen der Zeit, ein mächtiger König gewähren.

Fast war es ein neuer Begriff, der mit dem 17. Jahrhundert in das Leben der Völker eindrang, der Begriff des Alles beherrschenden Staates. Unter dem Walten dieser neuen Anschauung zerbröckelte der alte Bau des Feudalstaates völlig. Nach der demokratischen, beinahe republikanischen Strömung, die sich im 16. Jahrhundert geltend gemacht hatte, erfolgte nun ein jäher Umschlag in der Stimmung des Volkes zu Gunsten eines starken Königthums. Solche Wandlungen sind in der Geschichte der Völker nicht selten, und gerade Frankreich hat öfters einen überraschenden Ideenwechsel vollzogen. Heinrich IV. hat selbst einmal, in der ersten Zeit seiner Herrschaft, die Staatsidee betont. In einer Proclamation, in der er die Fortsetzung des Kampfes gegen die Liguisten erklärte, stellte er sich geradezu als den Vorkämpfer des Staates hin, an dessen Zerstörung die Feinde arbeiteten[1]). Es währte nicht lange, und die hohe katholische Geistlichkeit gab aus ihrer Mitte die leitenden Minister. Aber sowohl Richelieu und Mazarin als auch Dubois und Fleury vertraten in ihrer Politik vor Allem das Staatsinteresse und das Königthum. Die Minister-Cardinäle konnten gelegentlich entschiedener gegen Rom auftreten als Staatsmänner, die nicht der Kirche angehörten. Das aber begründete die Macht und den endlichen Sieg des Königthums, daß es sich mit dem Staatsbegriff so zu sagen verschmolz. Der Staat verkörperte sich im Herrscher, und da die neue Zeit die Wirksamkeit des Staates fortwährend ausdehnte, so mußte die königliche Macht mit der gleichen Schnelligkeit wachsen und in folgerichtiger unaufhaltsamer Entwicklung darnach streben, ihren Willen zur alleinigen Richtschnur alles Lebens im Staate zu machen. Bald gab es kein Gebiet des öffentlichen Wirkens, auf dem noch ein erfolgreicher Widerstand möglich gewesen wäre. Die Steigerung der königlichen Macht führte zur straffen Centralisation, zur Begründung der Bureaukratie, zur Verwischung der provinziellen Eigenrechte und Eigenthümlichkeiten, zur Nivellirung der Stände, zum stehenden Heere — mit einem Worte zur Gleichheit der Bürger in einem Grade, wie sie kein anderes Land vor der Revolution besaß.

Die früheren Könige waren wohl auch unumschränkte Herrscher gewesen, insofern sie durch keine gesetzliche Gewalt in ihrem Willen gehemmt wurden. Aber mit Hilfe der Centralisation griffen die Bourbonen weiter und tiefer in das Volksleben ein, als es je zuvor möglich gewesen. Im 17. Jahrhundert wurde der Satz von der starken Königsgewalt zu einem Glaubensartikel, und Frankreich schien ganz undenkbar ohne seine Herrscher aus dem Haus Bourbon. Vielleicht war keine Epoche weniger revolutionär als das 17. Jahrhundert, da das Volk zu seinen Königen als seinen Beschützern gegen den Druck der Privilegirten aufblickte. Unter dem strengen Walten der Herrscher sank der Adel bis zur politischen Unbedeutsamkeit herab, während das Bürgerthum wuchs und erstarkte.

[1]) Palma Cayet, Chron. novennaire, V, 565. Stähelin, Der Uebertritt Heinrich's IV., S. 499—501.

Ludwig XIV. wählte seine Minister nicht mehr aus den Reihen des Hochadels oder der hohen Geistlichkeit, sondern aus dem Richterstand, aus der Mitte bürgerlicher Beamter. Den adeligen Statthaltern der Provinzen stellte er bürgerliche Intendanten gegenüber, welche die Hauptgeschäfte der Regierung führten. Selbst unter die Marschälle und Bischöfe nahm er gern Vertreter des dritten Standes, wie Fabert und Catinat, wie Fléchier, Bossuet und Massillon.

Die Entwicklung, die wir hier angedeutet haben, wurde durch die Richtung des französischen Geistes auf Ordnung und Symmetrie wesentlich gefördert. Diese Richtung ist dem französischen Volke angeboren, aber zu keiner Zeit trat sie nachdrücklicher hervor als gerade damals.

Nichts war natürlicher. Nach der sturmbewegten Zeit, die den Untergang Frankreichs in Aussicht stellte, freute sich das Volk der neugewonnenen Sicherheit. Nach der langen Zerrüttung erschien Ordnung und feste Regel als des Lebens bester Schutz und Schmuck. So erklärt sich das Alles überwiegende Streben nach klarer, übersichtlicher Gestaltung aller Verhältnisse, nach formaler Schönheit und Harmonie, das ein Hauptkennzeichen der französischen Cultur im 17. Jahrhundert wurde. Wir werden es überall und nicht immer in glücklicher Weise wirksam finden. Es wird sich bei der Lösung der staatlichen und kirchlichen Fragen geltend machen, wird die Sprache und Literatur mächtig beeinflussen, Architektur und Malerei, alle Künste, selbst die des Gärtners, in seine Kreise ziehen. Es wird in gleicher Weise die Art des geselligen Lebens und den Ton des Verkehres durchgreifend umgestalten. Der feste Sinn wohlbegründeten, in seinem Kreis zufriedenen Bürgerthums mit strenger Disciplin und ruhigem, jedem Suchen und Grübeln abgeneigten Glauben, wirkte bestimmend auf die Haltung des Jahrhunderts ein. Die Franzosen des 17. Jahrhunderts fanden in dieser Richtung auf sichere Begründung und festen Bau aller Verhältnisse eine unverkennbare Kraft. Andererseits ist es klar, daß sie sich damit freiwillig einer Beschränkung unterzogen, welche andere Zeiten nicht ertragen können und die zumal von den nachfolgenden Geschlechtern um so stürmischer abgeschüttelt wurde. Maßvolle Führung des Lebens vereint sich nicht mit Sturm und Drang. Rücksichtsvolle Unterordnung unter die Gebote des Staates und der Kirche, der Sitte und Tradition schließt politische und religiöse Leidenschaft, jedes gewaltsame Ueberschäumen des Einzelnen wie des Volkes aus. Das 17. Jahrhundert brachte in seiner zweiten Hälfte für Frankreich eine Zeit geistiger Befriedigung, wie sie weder vorher noch nachher je zu Tage trat. Eine solche Epoche ist überaus selten; sie führt in der Dichtung zur Harmonie zwischen Gedankeninhalt und Form und damit zu jener ruhigen Größe, welche selbst der Ausdruck innerer Kraft ist und reges geistiges Leben keineswegsausschließ t.

Solche Zeiten sind indessen immer kurz; denn der Mensch verzichtet in seinem Streben nach Fortschritt nur selten und vorübergehend auf einen Kampf, der in sich selbst schon Lohn genug findet. Schon Diderot sprach verächtlich von der kleinlichen Zeit, da der Geschmack die Menschen beherrscht habe.

Deutlich tritt der Charakter des 17. Jahrhunderts in seiner Philosophie hervor, die ihre Richtung fast ausschließlich von Descartes erhielt. Man wird nicht irren, wenn man René Descartes als den wahrsten Vertreter des damaligen

Frankreich erklärt. Doch ist es schwer zu sagen, ob er mehr von seiner Zeit oder diese mehr von ihm beeinflußt wurde. Jedenfalls war die Cartesianische Philosophie lange Zeit für Frankreichs Geistesleben maßgebend und beherrschte die weitesten Kreise der Gebildeten, ihr Leben und Thun, ihre dichterische und wissenschaftliche Arbeit. Sie machte sich auch da geltend, wo man es nicht ahnte. Das ist die merkwürdige Kraft einer echten großen philosophischen Lehre, daß sie allmälig und fast unbemerkt die herrschenden Ideen umwandelt und sich den Sinn der Menschen unterthan macht. In der Lage, in der sich das französische Volk nach der Beendigung der Bürgerkriege befand, und in der Stimmung, die zur Klarheit und Ordnung drängte, dabei aber nach einem festen Halt und geistiger Erhebung strebte, war die sensualistische, positive Lehre eines Hobbes oder Gassendi wenig geeignet, sich Anhänger zu gewinnen. Eine gemäßigte, spiritualistische Richtung mußte die Menschen dagegen fesseln, und diese fand sich im Cartesianismus. Ohne in Mysticismus zu verfallen und mit der Klarheit mathematischer Deduction, entwickelte Descartes sein System, das nur den Geist beachtete und jede körperliche Erscheinung als unwesentlich hinstellte. Mit dem Zweifel an der Wahrheit aller Vorstellungen, aber durch den berühmten Satz „ich denke, also bin ich" von der eigenen Existenz überzeugt, gelangte er zum Schluß, daß die körperlichen Dinge unwesentlich sind und nur im Denken erfaßt werden können; daß sie für uns nur sind, so weit wir sie begreifen, und daß der Geist von allen Objecten das klarste ist. Er bestritt, im schroffen Gegensatz zu den Sensualisten, die Sicherheit jeder Sinneserfahrung, und führte damit zu einer merkwürdigen Abwendung von der Natur überhaupt.

Es ist begreiflich, daß er anfangs in weiteren Kreisen wenig Beachtung fand. Aber sein Ansehen stieg fortwährend, und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts herrschte er unbestritten. Seinem Einfluß ist es mit zuzuschreiben, daß man damals der Natur so wenig Verständniß entgegenbrachte. Daß der Mensch seine Stimmung in die Natur überträgt, daß die Färbung, die Klarheit oder das Spiel der Dünste in einer Landschaft den Gemüthsregungen des Beschauers zu entsprechen scheinen, ist allerdings erst eine Eigenheit der neueren Zeit. Selten aber hat sich der Sinn eines Volkes der Naturbeobachtung so sehr entfremdet wie damals in Frankreich. Damit soll nicht gesagt sein, daß man sich nicht auch einer schönen Gegend, der Landluft, der Blumen und Wälder gefreut habe; aber diese Freude nahm keine solche Stelle ein wie bei uns oder in anderer Zeit. Auch in der Poesie des 17. Jahrhunderts findet sich selten ein Wort warmen Naturgefühls. Man bezog Alles auf den Menschen. Nur ihn, nur die menschliche Natur zu erkennen, erschien als wichtig. Die Thiere waren Maschinen, wie Descartes lehrte. Selbst in der Mode widerstrebte man dem Willen der Natur, indem man die großen Perrücken aufs Haupt stülpte, und bei der Anlage der Gärten die Geometrie walten ließ, indem man zugleich die Bäume nach architektonischen Ideen beschnitt.

Wir haben das Cartesianische System hier nicht des Weiteren auseinanderzusetzen. Aber die wenigen Andeutungen genügen schon, seine Wirksamkeit darzuthun. Mit einigen seiner Ausführungen griff Descartes tief in das praktische Leben ein und trug nicht wenig dazu bei, gewisse Begriffe der Moral umzu-

wandeln und dem Jahrhundert in der neuen Fassung vertraut zu machen. Er pries, gleich einem Dichter, die Macht der Liebe, welche die Menschen bessere, selbst wenn sie maßlos und frivol sei, und feierte die Großherzigkeit als die erste aller Tugenden[1]). Er enthielt sich grundsätzlich jeder Theilnahme an der Politik, die zu besorgen dem König und seiner Regierung obliege.

Und wenn man nun sieht, wie eifrig die gebildete Gesellschaft sich mit dieser, in so klarer, allgemein verständlicher Sprache vorgetragenen Philosophie beschäftigte, wie selbst Damen sich für sie begeisterten, wie die Literatur, und, bis zu gewissem Grade auch die Kunst, von dieser Lehre durchdrungen war, wie die vornehme Gesellschaft unter ihrem Banne stand, so wird man zustimmen, wenn wir Descartes eine ähnliche Bedeutung für das Zeitalter Ludwig's XIV. zuschreiben, wie sie Voltaire für das folgende Jahrhundert gewann.

Der Cartesianismus begann seine Beweisführung zwar mit der Negation aller bis dahin festgehaltenen Ueberzeugungen; aber er verneinte nur, um später desto entschiedener bejahen zu können. Er war eine Philosophie des Maßhaltens, die Lehre des verständigen Weltmannes. Und das war überhaupt der Charakter und die Denkweise des 17. Jahrhunderts. Die Franzosen jener Zeit waren maßvoll im Leben, maßvoll im Denken. Einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Sage man nicht, daß jene Disciplinirung des Gedankenlebens mit Gedankenarmuth verwandt sei und auf Gleichgültigkeit für die höchsten Fragen schließen lasse. Man würde irren, wenn man die geistige Kraft des 17. Jahrhunderts bestritte, das, genau genommen, seinem Nachfolger an Tiefe und Innerlichkeit überlegen war. Unser Urtheil wird zu leicht durch den Umstand getrübt, daß uns das 17. Jahrhundert fremd entgegenblickt, weil es anderen Zielen nachstrebte als wir, während wir den Menschen des vorigen Jahrhunderts nicht allein zeitlich, sondern auch geistig näher stehen. Die Fragen, welche Voltaire und seine Zeitgenossen beschäftigten, sind auch uns zur Lösung gegeben. Wir kämpfen noch denselben Kampf. Daß das 17. Jahrhundert seine Kraft an anderen Aufgaben erprobte, sollte unser Urtheil nicht beeinflussen.

Die Mäßigung, die uns als ein wesentlicher Zug im Charakter des 17. Jahrhunderts erscheint, hatte eine feste Gesundheit des Körpers und Geistes zur Folge. Von der nervösen Aufregung, welche die späteren Geschlechter aufweisen, ist hier kaum eine Spur zu finden, und es kann uns daher nicht wundern, wenn auch in religiösen und kirchlichen Beziehungen eine gewisse verständige Zurückhaltung geübt wurde. Nach den Religionskriegen war diese Duldung eine Nothwendigkeit, und wenn Ludwig XIII. gegen die Protestanten zu Felde zog, bekämpfte er in ihnen nur die politisch Widerstrebenden. Später entspann sich innerhalb der katholischen Kirche der Streit mit den Jansenisten; aber so heftig derselbe auch geführt wurde, er blieb doch auf enge Kreise beschränkt. Die Gebildeten des 17. Jahrhunderts waren für solche Fehde nicht empfänglich, und erst eine spätere Zeit sah aus dem Versuch, den Jansenismus zu unterdrücken, eine für den ganzen Staat gefährliche Krisis entstehen.

---

[1]) Descartes, Les passions III, art. CLXI und Lettre à M. Chanut. Œuvres t. X, p. 3—22.

Im Allgemeinen fand man sich mit der Kirche und ihren Lehren ab, so gut es ging. Man glaubte ohne Fanatismus, war fromm, so weit es nöthig und anständig erschien, aber man erhitzte sich nicht allzu sehr. Das beweist auch die Literatur, die neben Pascal kaum einen streng religiösen Schriftsteller oder Dichter aufweisen kann, aber ebenso wenig einen starken skeptischen Zug erblicken läßt. Wenigstens nicht in ihren Hauptvertretern. Denn man thäte Molière Unrecht, wollte man ihn seines „Tartuffe" und „Don Juan" halber unter die entschiedenen Skeptiker rechnen. Gegen Heuchler auftreten, ist doch etwas Anderes. Für die Haltung der Zeitgenossen Racine's ist dessen Sprache in Stücken wie „Iphigenie" bezeichnend. Wenn überhaupt eine Situation zu Angriffen gegen das Priesterthum herausfordert, ist es die der griechischen Königstochter. Und doch äußerte sich Racine über Kalchas und den blutigen Götterdienst nur nebenher; und ebenso wenig findet man einen streng kirchlichen Geist in den Tragödien, die er aus eigenem Antriebe schrieb. Selbst in seiner „Athalie" konnte er das gewaltthätige Vorgehen des Hohenpriesters wohl historisch darstellen, als eine gottgefällige That hat er es nicht preisen wollen. Das ganze Jahrhundert war, wie schon angedeutet, zwar leicht realistisch angehaucht, aber doch unbeirrt und fest in seinen Ueberzeugungen, und noch am Schluß des Jahrhunderts finden wir bei dem so rationalistisch auftretenden La Bruyère einen heftigen Ausfall gegen die Freigeister und Zweifler. Wer sich in seinem Gewissen bedrückt fühlte oder den Kampf mit der Welt zu schwer fand, zog sich in ein Kloster zurück, um in frommen Uebungen seine Ruhe wiederzufinden. Aber es entsprach so recht dem Geiste der Zeit, daß die Klöster sich auch für Diejenigen öffneten, welche ein stilleres Leben suchten, ohne doch dem weltlichen Verkehr zu entsagen. Wie zu jeder Zeit, gab es auch im 17. Jahrhundert eine Richtung auf die Skepsis. Allein sie gelangte nie zu großer Bedeutung und fand keinen namhaften Vertreter. In der Zeit der fanatischen Kämpfe mußten Viele, und gerade die Besten, zur Idee der Duldung gelangen, Manche auch die Ueberzeugung von der Werthlosigkeit aller Dogmen finden. In Charron's Philosophie findet man diese Ansicht vertreten[1]). Aber Charron gehört einer früheren Zeit an, und viele Anhänger hat er nicht gefunden. Wohl liest man von den „Libertins", die nach ihm hier und da unliebsames Aufsehen machten, weil sie sich kirchenfeindliche, und besonders den Jesuiten abholde, Aeußerungen erlaubten. Aber sie waren zumeist Menschen, die ihre Befriedigung im Sinnentaumel suchten, und dann — in Momenten des Unbehagens — sich mit der Behauptung von der Nichtigkeit des Daseins entschuldigen wollten. Sie prahlten mit ihrer nihilistischen Lebensanschauung, da ihnen die Kraft fehlte, sich zur sittlichen Höhe reiner Philosophie aufzuschwingen.

Solche Menschen bleiben ohne Bedeutung für das Leben eines Volkes, es sei denn, daß sie durch ihre Zahl auffallen. Dann sind sie als ein Symptom schwerer Krankheit zu betrachten, die eine Nation bedroht.

Mit dieser niederen, nur äußerlich erfaßten Zweifelstimmung dürfen wir die ernste Arbeit Jener nicht verwechseln, welchen durch die kirchliche Lehre so wenig

[1]) Pierre Charron, 1541—1603. Sein Buch „De la sagesse" erschien in erster Ausgabe 1601 und vielfach gemildert in zweiter Auflage bald nach seinem Tode.

wie durch die Wissenschaft genügende Sicherheit geboten wird, und die in der inneren Unruhe mit ihrem Durst nach Wissen zur Ueberzeugung kommen, daß sie nichts wissen können. Wir haben von dieser Geistesrichtung nicht viel aus der Zeit zu melden, die uns eben beschäftigt. Vielleicht wagte sie sich nicht zu äußern. Daß sie bestand, beweisen die Briefe, welche die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz an ihren Freund Descartes richtete, und in welchen sie von ihren Zweifeln, ihrem Unglauben und der Melancholie sprach, welche sie wegen dieser Nichtigkeit alles menschlichen Strebens erfaßte[1]).

Daß man aber auch in manchen bürgerlichen Kreisen den kirchlichen Sinn einbüßte, beweisen u. A. die Briefe Guy Patin's, eines der bekanntesten Pariser Aerzte, beweist das Buch, das eine Autorität auf dem Gebiete des damals gültigen Handelsrechts 1674 veröffentlichte[2]). Es führte bittere Klage darüber, daß man von den Traditionen der guten alten Zeit abweiche. Die jungen Kaufleute wären sonst jeden Morgen zur Messe gegangen, aber das Gift des Unglaubens habe sie jetzt ergriffen. Wir haben in diesen Worten ein Zeugniß, das nicht übersehen werden darf, denn sie zeigen, wie sich im Stillen unter der unbewegten Oberfläche eine rationalistische Strömung entwickelte. Die Umstände begünstigten deren rasche Entwicklung. Ludwig XIV. that selbst am meisten dafür, als er durch die Aufhebung des Edicts von Nantes die Protestanten aus dem Lande trieb. Diese Hunderttausende fest an ihrem strengen Glauben hängender Menschen hätten ein Gegengewicht gegen den rasch überhand nehmenden Unglauben gebildet. So aber fand sich kaum ein fester Damm, und als der Druck von oben aufhörte, trat zu Tage, was sich heimlich entwickelt hatte. Bayle und Voltaire, die Aufklärer und Encyklopädisten, hatten in König Ludwig XIV. einen mächtigen, wenn auch unfreiwilligen Vorläufer gehabt.

Der Beginn des 17. Jahrhunderts hatte zu einer Verschiebung in der Weltstellung der europäischen Mächte geführt, und in der auswärtigen Politik, die sich mit Nothwendigkeit aus derselben für Frankreich ergab, lag ein weiterer wesentlicher Grund für die Richtung der Ideen bei dem Volke.

Zwei gewaltige Militärstaaten, die bis dahin schwer auf Europa gedrückt hatten, die Türkei und Spanien, konnten zu jener Zeit ihren inneren Verfall nicht mehr verbergen. Die Niederlage, welche die Türken 1571 in der Seeschlacht bei Lepanto erlitten, zerstörte den Ruf ihrer Unbesiegbarkeit, und mit dem 17. Jahrhundert kamen ihre Eroberungen zum Stillstand. Seitdem offenbarte sich, daß das Reich in seinem Marke krank, eine Beute innerer Zwietracht war. Spanien aber verblutete unter der stumpfsinnigen Despotie Philipp's II., und die fortwährenden Kriege, die es führte, zehrten seine letzte Kraft auf. Einmal noch kam Philipp auf dem Wege zur Weltherrschaft seinem Ziele nahe, damals, als Frankreich zu seinen Füßen lag und bereits seiner Herrschaft unterthan zu sein schien. Wäre dieser ehrgeizige Traum in Erfüllung gegangen, dann würde sich Spanien

[1]) Vergl. A. Foucher de Careil, Descartes, la princesse Elisabeth et la reine Christine, d'après des lettres inédites. Paris, Germer-Baillière et Co. 1879, p. 22 ff.

[2]) Le parfait négociant p. le sieur J. Savary. Paris, Chez Louis Billaine 1674. — Vergl. F. Lotheißen, Zur französischen Sittengeschichte der Abschnitt „Handelsfreuden früherer Tage", S. 112 ff.

wohl noch länger als Herrin Europa's gehalten haben. Aber Frankreich wäre, gleich Sicilien und Neapel, auf Jahrhunderte geistig und materiell ruinirt worden.

Von den Türken fortan weniger bedroht, erhoben sich die habsburgischen Länder zu einer führenden Macht in Mitteleuropa, und mit dem Siege über Spanien errang Heinrich IV. für Frankreich eine Stellung, wie sie das Land nie zuvor besessen hatte. Ein Wettkampf zwischen diesen beiden Mächten um die Vorherrschaft in Europa begann nun und gab den folgenden zwei Jahrhunderten ihr Gepräge. Langsam entwickelte sich daneben die britische Seemacht, langsamer noch im Norden Deutschlands die preußische Monarchie.

In Folge der veränderten Verhältnisse erwachte bei den Franzosen die Vorstellung, daß sie berufen seien, in der Neuzeit dieselbe herrschende Stellung zu gewinnen, welche die Römer im Alterthum inne gehabt hatten. So lange das deutsche Kaiserthum mächtig gewesen war, hatte eine solche Idee nicht entstehen können. Nun aber, da Deutschland ohnmächtig war und bald in einem langwierigen Religionskriege seinem Untergange nahe kam, mußte bei den Franzosen der Gedanke an die Oberherrschaft in Europa erwachen. Die günstige Lage des Landes erlaubte nach allen Seiten hin auszugreifen und die leichten Eroberungen erhöhten den Stolz der Nation. Unter Ludwig XIV. bildete sich jenes übermäßig gesteigerte Selbstgefühl aus, das eine spätere Zeit als „Chauvinismus" bezeichnet hat, und aus welchem dem Lande vielfacher schwerer Schaden erwachsen ist. Wenn Malherbe in einem Sonett an Heinrich IV. (1607) von der Wiederherstellung Troja's und dem Blutmeere redet, in dem Heinrich's Sohn dereinst die turbantragenden Völker ertränken werde, so ist das nur die Schmeichelei eines höfischen Dichters, dessen Worte die Stimmung des Volkes nicht spiegeln. Wohl aber sehen wir den Gedanken von der Erbschaft des Römerthums im Kreise der Gebildeten Boden gewinnen. Die Tragödien Corneille's verbreiteten die Anschauung von dem Heroismus der Römer, und Balzac stellte diese in einer seiner Abhandlungen (1644) als das Ideal sowohl von Manneskraft als von Geistesbildung hin. Er erhob diese Idee so zu sagen zu einem Dogma, und seitdem galt die römische Welt als das Vorbild, dem man nachstreben müsse. Wie zur Zeit des Augustus die Erde politisch und geistig zu beherrschen, das wurde nun als die Bestimmung Frankreichs erklärt, und diese Ueberzeugung beeinflußte die Denkweise der Nation mehr, als man glauben möchte[1]). Ueberall trat sie zu Tage. Die Geschichtschreiber Ludwig's XIV. vergleichen seine Zeit mit der Augusteischen Epoche; die Denkmäler reden dieselbe Sprache, und die Literatur bringt diese Ueberzeugung immer wieder zum Ausdruck[2]).

[1]) Vergl. Lotheißen, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert, Bd. I, S. 176 ff.

[2]) Der „Précis historique des campagnes de Louis XIV", der Racine zugeschrieben wird, schließt mit einer Schilderung des Landes und der nationalen Thätigkeit in einer Weise, daß man unwillkürlich an die erste Zeit des römischen Kaiserthums erinnert wird. Thomas Corneille verglich König Ludwig in seiner Akademierede mit Trajan. Voltaire nannte gar die Zeit Ludwig's eine der vier großen Epochen in der Geschichte der Menschheit. — In den Briefen der Marquise von Sévigné kann man das Wachsthum der nationalen Eitelkeit verfolgen, und die Briefschreiberin vertrat dabei gewiß die Ansicht der Majorität ihrer Landsleute. Im ersten Theil ihrer Briefe äußert sie sich noch bescheiden und sorgenvoll, so oft ein französisches Heer ins Feld rückt.

Und doch war der Begriff des Vaterlandes verhältnißmäßig noch jung. Lange Zeit hatten die Könige das einigende Band zwischen den verschiedenen Provinzen gebildet. Diese hatten ihr besonderes Leben, ihre eigene Geschichte, ja vielfach noch ihre eigene Sprache. Das eigentliche Frankreich umfaßte nur den Norden des Landes und erstreckte sich kaum über das Thal der Loire hinaus. Noch im 16. Jahrhundert konnte der Dichter Clément Marot, der aus Cahors stammte, sagen, daß er in seiner Jugend nach „Frankreich" gebracht worden sei, wo er seine Muttersprache vergessen und französisch reden gelernt habe; und Ruffi, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Geschichte von Marseille schrieb, konnte sagen, der König Franz I. habe Marseille verlassen und sei nach Frankreich heimgekehrt[1]).

König Franz I. beförderte die Verschmelzung der Provinzen, als er in der Verwaltung und Rechtspflege des ganzen Reiches die französische Sprache einführte, und der Beginn des 17. Jahrhunderts zeigt den Begriff des Vaterlandes in seiner modernen stärkeren Auffassung bereits lebendig. Auf der großen Versammlung der Reformirten zu Saumur im Jahre 1610 sprach Mornay Duplessis zu seinen Glaubensgenossen: „Kein Wort mehr fernerhin von Hugenotten und Papisten! Diese Namen sind durch die Gesetze verboten . . . Wenn wir Franzosen sind, unser Vaterland, unsere Familie, uns selbst lieben, müssen wir diese Bezeichnungen vergessen und nur eine einzige Schärpe tragen. Jeder gute Franzose wird mir als Mitbürger, als Franzose gelten"[2]).

In diesem Erwachen des Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit liegt das Geheimniß des überraschenden Machtgewinns, den Frankreich damals erzielte. Während Italien zersplittert und in der Hand der Fremden war, Deutschland in ohnmächtige Schwäche verfiel, Oesterreich und Spanien über Ländergruppen geboten, die nicht mit einander verbunden waren, erhob sich Frankreich als fest geeinte und sich einig fühlende Macht. Darum mußten auch Versuche einzelner Prinzen und Herzöge, im Sinne der alten Feudalität sich gegen den König aufzulehnen oder Fremde ins Land zu rufen, kläglich scheitern. Darum mußte aber auch diese Machtstellung, die weniger auf der eigenen Stärke als auf der fremden Schwäche beruhte, auf ihr natürliches Maß zurückweichen, sobald die Nachbarvölker ihren Fehler erkannten und sich ebenfalls in nationalem Bewußtsein einigten.

Wenn nun, von dem politischen Einfluß getragen, französische Sprache und Sitte auch im Ausland herrschend wurden, wenn die Fürsten Europa's zahlreich nach Frankreich kamen, um dessen Herrn zu huldigen und die Etikette des

---

Bald aber gewinnt sie das Gefühl der französischen Unüberwindlichkeit. „Alles vereinigt sich zum Glück des Königs. Wenn ich für meinen Sohn besorgt bin, ist es nur, weil man im öffentlichen Triumph doch manchmal Privatverluste zu beklagen hat" (Brief vom 16. September 1676). Schon früher hatte sie ausgerufen: „Das Glück der Franzosen ist größer als das eines Volkes zu irgend einer Zeit" (16. October 1675), und am 28. Februar 1689 schrieb sie begeistert: „Noch niemals hatte ein König von Frankreich 300 000 Mann aufgebracht. Das konnten nur die persischen Könige. Alles ist neu, Alles ist wunderbar!"

[1]) Marot, L'Enfer, v. 395 ff. Ruffi, Hist. de Marseille: „Le Roi alla aux îles pour voir un rinocérot que le roi de Portugal envoyait à Léon X. Deux jours après, il partit de Marseille et s'en alla en France." Vergl. Lafoût, La marine des galères. Marseille 1861, p. 111.

[2]) Bajin, Hist. de Louis XIII, tom. I, p. 73.

Versailler Hofes in ihre kleinen, heimathlichen Verhältnisse zu verpflanzen, mußte sich der Franzose nicht in seinem Glauben an die Weltherrschaft, die ihm beschieden sei, bestärkt fühlen? Mußte das nicht einen ehrgeizigen Monarchen, wie Ludwig XIV., anspornen, die Aufgabe zu lösen, die der Himmel seinem Hause stellte? Und doch lag in diesem stolzen Traum die größte Gefahr für die Zukunft des Landes. Denn von Kriegsruhm geblendet und hingerissen von Ehrgeiz, stürzte man sich in eine Reihe gefahrvoller Kämpfe, welche die innere Entwicklung des Landes, die Kräftigung und Gesundung des bedrückten Volkes hemmten. Eine naturgemäße Folge dieser Politik war das stete Anwachsen der Staatsgewalt, die schließlich jedes selbständige Leben in der Nation zu unterdrücken trachtete. Unwillkürlich gedenkt man dabei der Kriegszüge des ersten Napoleon, der die Welt erobern wollte, und doch nur Frankreich erschöpfte. Es ist schwer zu sagen, wer von diesen beiden Kriegsfürsten seinem Lande schwerere Wunden geschlagen hat.

Als Ludwig XIV. die Augen schloß und mit seinem Hinscheiden ein wichtiger Zeitabschnitt der Entwicklung für Frankreich zu Ende ging, schien das Gebäude, das er und seine Vorfahren errichtet, für lange Zeit unerschütterlich. Die Ideen, welche das 17. Jahrhundert geleitet hatten, waren im Ganzen verwirklicht. Feste Ordnung herrschte im Land, und die königliche Macht stand nach außen wie nach innen übermächtig da. So gewaltig war der Bau gefügt, daß selbst die Niederlagen des spanischen Erbfolgekriegs das politische Ansehen Frankreichs im Ausland kaum hatten schwächen können. Der Marquis d'Argenson konnte in seinen Memoiren die Stellung Frankreichs mit den Worten bezeichnen: „Unsere Nachbarn haben alles von uns zu fürchten, wir aber nichts von ihnen. Frankreich kann ganz Europa seinen Willen aufzwingen, wenn es Gerechtes will“ [1]). Wenn aber eine Epoche sich am Ziel der Wünsche sieht, die es lange gehegt und die zu erreichen es seine besten Kräfte eingesetzt hat, so tritt naturgemäß eine Wandlung ein, und im Sinn des Volks erheben sich neue Ideen, die es auch neuen Zielen entgegenführen. Diese Ideen lebten schon früher, aber nur in Wenigen, und sie warteten auf ihre Zeit, um kräftig hervorzutreten und ihrerseits nach der Herrschaft zu streben. Es sind zumeist solche, welche im Gegensatz zu den früher gültigen Anschauungen stehen, so daß die Epochen, die einander folgen, oft in grellem Widerspruch erscheinen, während sie doch nur eifrig bestrebt sind, die Gegensätze, die schon lange bestehen, in einer höheren Einheit zu versöhnen.

Auf das Jahrhundert, das feste Regel, Symmetrie und Maßhalten verlangte, folgte eine Zeit, welche sich mit wachsender Kraft gegen den Zwang auflehnte, im Staatsleben wie in religiösen Fragen mehr Freiheit verlangte und jede hemmende Disciplin verwarf. Das mächtige Gebäude, das Ludwig XIV. errichtet hatte, schien freilich unerschütterlich, und das Königthum strebte sogar nach einer, kaum noch denkbaren, Erweiterung seiner Macht. Die Sucht zu centralisiren und zu bevormunden wurde zu einer gefährlichen Krankheit [2]). Aber

[1]) D'Argenson, t. I, p. 235, 371; t. III, p. 438.

[2]) Es kam so weit, daß jedes Asylhaus, das einen Bettler aufnahm, dessen Namen nach Paris melden mußte.

diese eifrige Thätigkeit im Nichtigen hemmte jede gesunde Entwicklung. Das Staatswesen blieb unbeweglich und starb langsam ab. Um so kräftiger und selbstbewußter erhob sich das Bürgerthum, der dritte Stand. Zwischen ihm und dem siechen Königthum, das sich mit der Autorität der Kirche zu decken versuchte, offenbarte sich bald ein Gegensatz, der das ganze 18. Jahrhundert beherrschte und langsam der Revolution zuführte. Die Idee der Auflehnung, die darin ihren Ursprung hatte, die Betonung der persönlichen Freiheit ist wohl die charakteristische Erscheinung im geistigen Leben Frankreichs während des vorigen Jahrhunderts; die philosophische Skepsis, der religiöse Zweifel, der Kampf gegen die Kirche waren ebenso Ausflüsse dieser Stimmung, wie die politischen Reformbestrebungen und die socialen Umwandlungen.

Aus derselben freieren Richtung, die jedem Menschen das gleiche Recht zuerkannte, darum auch die Bedrängnisse der Armen zu heben suchte, stammte auch jene zweite große Idee, welche dem 18. Jahrhundert sein Gepräge gab, die Idee der Humanität. So aristokratisch das officielle Frankreich sich noch zeigte, eine entschieden demokratische Strömung gewann doch langsam an Kraft. Wohlstand verbreitete sich in den bürgerlichen Familien, und mit ihm das Bewußtsein der Kraft. Die ganze Staatsverwaltung lag in der Hand bürgerlicher Beamter, und mochten auch etwa viertausend Stellen im königlichen Dienst den Adel verleihen, so konnte doch diese scheinbare Standeserhöhung nicht verhindern, daß bürgerliche Anschauungsweise mehr und mehr zur Geltung gelangte. Bald übernahm der dritte Stand die Führung in den Ideen, und wer diese hat, ist der Zukunft sicher.

Ernste Richtungen machten sich um die Wende des Jahrhunderts geltend, und ein Rückschlag gegen die bis dahin herrschenden Ideen ward deutlich fühlbar. Es begann die Epoche unruhigen Suchens, unbefriedigten Forschens, und der Zweifel an der überlieferten Lehre, an der Möglichkeit sicherer Erkenntniß trat immer stärker hervor. Diese Bewegung, die den Charakter der folgenden Geschlechter bestimmen sollte, wurde von Bayle eröffnet und kräftig geleitet. Zunächst trat er den theologischen Fragen kritisch näher und führte damit eine neue, von der bisherigen Weise grundverschiedene Betrachtung derselben ein. Er wagte in seiner Schrift über die Kometen das Wort, daß Atheismus besser sei als Götzendienerei, und behauptete in einem anderen Werk, einer Vertheidigung der Protestanten, daß der Katholicismus nichts mehr von der Religion der ersten Christen in sich schließe. Alles sei der Veränderung unterworfen, folglich auch die Religionen. Seine Ueberzeugung führte ihn naturgemäß zur Vertheidigung der unbedingten Toleranz, die in keiner Kirche, weder bei Katholiken noch bei Protestanten, zu finden war, und hierdurch, sowie zumal durch sein historisch-kritisches Wörterbuch (1697 u. ff.) begründete er jene bald erstarkende Richtung der Freidenker, mit denen ein neues Element in die kirchlichen und religiösen Kämpfe eintrat. Eine weitere schwere Erbschaft, die das Land von Ludwig XIV. übernahm, war der Kampf, der innerhalb der katholischen Kirche entbrannte und zwischen den Jansenisten einerseits und den Römischgesinnten andererseits geführt wurde Die Letzteren bezeichnete man bald auch einfach mit dem Namen ihrer Bundesgenossen, als Jesuiten.

König Ludwig hatte im Jahre 1713, auf Antreiben seines Beichtvaters, Le Tellier, in Rom die Verurtheilung eines angeblich jansenirten Buchs, der „Réflexions morales sur le nouveau testament" von Quesnel verlangt und erhalten. Das Buch, das schon lange in Frankreich bekannt und auch bei der Geistlichkeit beliebt war, wurde durch die Bulle Unigenitus verdammt. Damit aber entzündete Ludwig XIV. einen Kampf, der die Geistlichkeit selbst in zwei Parteien spaltete, den niederen Clerus gegen den hohen stellte, und das gesammte Volk für ein halbes Jahrhundert in Aufregung stürzte. Denn aus einem theologischen Gezänk entwickelte sich rasch ein Kampf um Grundsätze, und es fragte sich, wer obzuherrschen habe, der Staat oder die Kirche. Unter steten Schwankungen stellten sich die Regierung des Herzogs von Orléans und nach ihm auch die Minister Ludwig's XV. auf die Seite der Kirche, um deren Ansprüche zu vertheidigen. Dafür erklärten sich die Gerichte, besonders die stets jansenistisch gesinnten Parlamente, gegen Rom, und der gebildete Theil des Publicums hielt fast ohne Ausnahme zu ihnen. Verordnungen der Kirche, der Regierungen kämpften gegen Parlamentsbeschlüsse; Excommunicationen fielen hageldicht auf die hartnäckigen Jansenisten herab, und so weit ließen sich die Parteien hinreißen, daß sie sich ihre eigenen Wunder bestellten.

Kann es da überraschen, daß der kirchenfeindliche Geist rationalistischen Zweifels sich ausbreitete? Aber bemerkenswerth ist es, daß die große Bewegung des Jahrhunderts durch einen religiösen Kampf eingeleitet wurde. Noch bis zum heutigen Tage ist die Religion der mächtigste Hebel, mit dem die Herzen des Volkes gehoben werden können. Das 18. Jahrhundert würde nicht freigeistig und revolutionär abgeschlossen haben, wenn die kirchlichen Kämpfe die Nation nicht zuvor so tief erregt, und ihre Leidenschaften im Grund des Herzens aufgewühlt hätten. Während die Masse des niederen Volks noch kirchlich und monarchisch gesinnt blieb, löste sich das Bürgerthum langsam aus dem Bann der überlieferten Verehrung und gewann damit einen ganz neuen Standpunkt. Die Gegner Roms, die anfangs kurzer Hand als Jansenisten bezeichnet wurden, wuchsen fortwährend an Zahl und Entschiedenheit, und bald bezeichnete man sie bei Hof als rebellionslustig, als „factiös". Wieder dauerte es nicht lange, und dieselbe Partei besaß die Majorität in den Kreisen der Gebildeten und philosophisch Denkenden. Jetzt aber nannte man sie Republikaner.

Man beachte diesen Zusammenhang. Lange bevor die Philosophie der Aufklärung sich in Frankreich ausbreitete, war der Widerstand gegen die herrschenden Zustände vorhanden. Das viel gebrauchte Wort vom „Jahrhundert der Aufklärung" darf uns nicht irre leiten. Was man in Frankreich gewöhnlich als Philosophie bezeichnete, hatte mit der strengen wissenschaftlichen Philosophie nichts gemein, wollte auch nichts mit ihr gemein haben, sondern empfahl nur den Gebrauch des natürlichen Menschenverstandes bei der Beurtheilung aller, auch der religiösen Lehren.

Die Schriften der Aufklärer wären nicht so wirksam gewesen, wenn sie nicht den aufgeregten Geist des Volks und seine Zweifel schon getroffen hätten. Andererseits fiel dieses rationalistische Streben mit einer Umwandlung der Wissenschaft zusammen, die von der höchsten Bedeutung war. Wenn wir uns

vor Augen halten, welch' mächtigen Aufschwung die Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert nahmen, dann begreifen wir die Wandlung in der Denkweise so vieler Menschen. Die meisten Zweige der Naturwissenschaft erhielten damals ihre Grundlage, auf der man bis in die neueste Zeit fortbauen konnte. Newton schuf die neue Physik, die Astronomie, in der sich Herschel und Laplace nach ihm bahnbrechend hervorthaten; die Geologie stellte ihre Theorien über die Entstehung und die Entwicklung des Erdballs auf; die Botanik wurde neu geschaffen, die Chemie als Wissenschaft begründet, und ähnlich erhielt die Physiologie eine neue Basis. Man lernte die Elektricität kennen, und an diesem erstaunlichen Fortschritt hatte Frankreich durch seine Gelehrten den größten Antheil. Selbst Buffon ist hier zu nennen, obgleich er kein Mann der strengen Wissenschaft war. Aber seine „Naturgeschichte" übte tiefgehende Wirkung aus, zumal mit seiner Schilderung der verschiedenen Lebens- und Entstehungsepochen unserer Erde. Lamarck stand mit seinen Ansichten den Darwin'schen Theorien bereits sehr nahe, und man kann sagen, daß die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts Außerordentliches geleistet hat. Die ganze bis dahin übliche Weltanschauung mußte sich von Grund aus ändern, und so sehr war die Gesellschaft von diesen Dingen ergriffen, daß selbst Frauen sich mit dem Studium der Physik und Mathematik beschäftigten und sich womöglich physikalische Cabinete einrichteten. War das auch nur eine vorübergehende Mode, sie beweist doch die Stärke der Bewegung. Die kühnen Schlüsse der Naturforscher mußten auf die Ideen der Philosophen, Historiker und Politiker einwirken. Die Cartesianische Lehre verlor bald ihre Anhänger und machte den englischen Deisten und Sensualisten Platz. Diese Letzteren, an deren Spitze John Locke (1632—1704) gestanden hatte und die von David Hume (1711—1776) weiter geführt wurden, leugneten die Möglichkeit angeborener Ideen, die vielmehr alle aus der Erfahrung gewonnen und dem Verstand eingeschrieben werden, wie Worte auf ein weißes Papier. Sie bestritten das Verhältniß von Ursache und Wirkung, das wir irrthümlich in der steten Aufeinanderfolge zweier Erscheinungen erkennen wollen. Hume betonte besonders diese Auffassung, daß wir nur Succession hätten, wo wir von Causalität sprechen. Und so weitergehend bestritt er überhaupt die Verhältnisse der Nothwendigkeit, den Begriff der Kraft u. a. m., zu dem der Mensch nur dadurch komme, daß er sich an gewisse Uebergänge in seinen Vorstellungen gewöhnt habe. In den Sinneserfahrungen sind diese Ideen nicht enthalten. Für Hume beruhte selbst das Bewußtsein des Ich auf einer Selbsttäuschung.

Die Vermittelung der deistischen Lehre übernahm Voltaire, wogegen Condillac (1715—1780) die Philosophie Locke's und Hume's in Frankreich vertrat.

Voltaire war im Jahre 1726 nach England verbannt worden und hatte drei Jahre daselbst verbracht. Diese Zeit war für seine geistige Entwicklung überaus bedeutsam und fruchtbar geworden. Von Lord Bolingbroke gefördert und in die Kreise der Schriftsteller und Dichter eingeführt, hatte Voltaire die politischen und socialen Verhältnisse Englands kennen gelernt, und seine berühmten „Englischen Briefe" sollten die Franzosen über die ungleich besseren Zustände auf der Nachbarinsel aufklären. Mit besonderem Interesse war er dem halb theologischen, halb philosophischen Streit über die Wunder gefolgt, der damals

England aufregte. Was freier denkende Männer, wie Toland und Tindal, gegen die Wunderlehre, somit gegen die Autorität der Bibel vorbrachten, wurde von Voltaire eifrig benutzt, und später, nur mit größerem Spott, wiederholt.

Voltaire aber bewahrte immer den Gottesglauben, während Condillac viel weiter ging und hart an die Grenze gelangte, wo Leugnung der menschlichen Seele und der Gottesidee sich aufdrängen. Diese letzte Consequenz zogen dann Andere, die zum reinen Materialismus gelangten, und nichts Anderes für wahr erkannten als das Sinnliche, das Materielle.

Man wird den Zusammenhang zwischen den Fortschritten der Naturwissenschaft und der Umwandlung der philosophischen Lehren nicht übersehen. Aber mehr noch als auf diese Versuche strenger philosophischer Erkenntniß übte die Wissenschaft ihren Einfluß auf die sogenannte Philosophie der Aufklärung, die aus jener ihre Kraft schöpfte, um gegen alle Mißbräuche in Staat und Kirche, gegen die Beschränkung des Gedankens anzukämpfen. So viel fromme Menschen auch von diesen Ideen nichts wissen wollten, das Jahrhundert war doch die Zeit des Rationalismus, da er die Literatur, die politischen Reformversuche, die Gesellschaft beherrschte. Voltaire gelangte zur scharfen Kritik der Geschichte, zur philosophischen Betrachtung der Völkerschicksale, also zu einer Philosophie der Geschichte. Montesquieu entwickelte die Theorie des Klimas, nach der Menschen und Völker Producte des Landes sind, das sie bewohnen und dessen Charakter sie annehmen müssen. Nun vernachlässigte, ja bekämpfte man jede Tradition, nicht allein die geschichtliche und religiöse, nun wollte man auch durch wissenschaftliche Arbeit zum vernünftigen Bau eines Staates gelangen. Erst im letzten Drittel der Epoche gewann Rousseau Einfluß, aber auch er revolutionär. Seine Theorien eilten der praktischen Revolution lange voraus.

Trotzdem darf man nicht, wie es manchmal geschieht, der Philosophie und der Aufklärung die Schuld an der Katastrophe beimessen, welche Frankreich am Schluß des Jahrhunderts heimsuchte. Denn so verbreitet auch manche Lehre der radicalen Philosophen sein mochte, wie denn z. B. die Aristokratie theilweise mit ihr kokettirte, wirksam war sie doch nur in kleinem Kreis, und alle Staatsgewalten, selbst die Parlamente, standen ihr feindlich gegenüber, wie die häufig wiederkehrenden Verdammungsurtheile gegen philosophische und historische Werke beweisen. Die große Majorität des Volks, vor Allem das Bürgerthum, wurde durch andere Ereignisse in das Lager der Opposition gedrängt. Die Schwäche und Armseligkeit der Regierung zeigte sich auch dem einfachsten Manne und erfüllte ihn mit Zweifel am Werth der Monarchie. Die Unduldsamkeit der Kirche aber trieb die Leute fast mit Gewalt zur Skepsis und zur kirchenfeindlichen Haltung. Immer wieder begegnet man hierbei dem Kampf gegen die Jansenisten. Im Jahre 1752 war man so weit, daß den Personen, welche im Verdacht des Jansenismus standen oder sich nicht durch Beichtzettel über ihre orthodoxe Gesinnung ausweisen konnten, selbst in der Sterbestunde die Sacramente verweigert wurden. Ein solches Vorgehen war aber Jedem verständlich und erregte die großen Massen des Volks, die nun auch in ihrem Glauben zu wanken anfingen. Es fehlte in Frankreich jene gemäßigte und doch freidenkende Richtung in der Theologie, die in Deutschland durch Herder und so viele ihm

ähnliche Männer vertreten wurde, und gelehrte Forschung mit warmem Herzensglauben zu vereinigen strebten. Versuche einer solchen vermittelnden Thätigkeit gab es in Frankreich auch, allein sie wurden jedesmal gewaltsam gehemmt[1]), so daß sich bald nur die äußersten Parteien, der unfehlbaren römischen Kirche und der absoluten Negation, gegenüberstanden. Die Zahl der Pamphlete wuchs fortwährend, und an die Stelle der Erbitterung trat auch schneidiger Hohn, der noch wirksamer war. „Das Volk ist nicht allein gegen das Königthum gestimmt," bemerkte d'Argenson, „die Philosophie und fast alle Vertreter der Wissenschaften, alle Schöngeister bekriegen unsere heilige Religion. Die offenbarte Religion wird von allen Seiten erschüttert, und nichts bestärkt die Leute so sehr in ihrem Unglauben, als die Bemühungen der Frommen, sie zum Glauben zu nöthigen. Sie verfassen Bücher, die man kaum liest; man disputirt nicht mehr, sondern spottet über Alles und beharrt im Materialismus. Die Frommen werden böse, schimpfen und verlangen für die Schriften und Rede eine Art Inquisition; ihr Vorgehen ist ungerecht und fanatisch und schadet mehr, als es nützt. Dieser antimonarchische und antikirchliche Wind kommt uns aus England, und da der Franzose die Fremden immer überbietet, geht er noch frecher auf diesem Weg der Frechheit weiter"[2]). Die freigeistig Gesinnten und die Spötter hatten dabei weitaus mehr Talent als ihre Gegner.

In enger Verbindung mit dem Verlangen nach politischen Reformen stand das Bestreben nach socialen Verbesserungen. Staat und Gesellschaft sind im Grunde derselbe Organismus, und Veränderungen im Bereiche des einen kaum möglich ohne entsprechende Umgestaltungen in der andern.

In der ersten Zeit des 18. Jahrhunderts trat dieser Wunsch nach socialem Fortschritt wenig hervor. Das mächtige Gebäude, das Ludwig XIV. errichtet hatte, schien keinen Umbau zu gestatten, und des verstorbenen Königs Gestalt beherrschte noch längere Zeit, wie zur Abwehr jedes Angriffes, den Geist des ganzen Staatswesens. Aber diesem unbeweglichen und darum langsam absterbenden Staatswesen gegenüber entwickelte das Bürgerthum, der dritte Stand, eine um so größere Thätigkeit. Zwischen ihm und dem Königthum, das sich mit der kirchlichen Autorität zu decken suchte, offenbarte sich bald ein Gegensatz, der das ganze Jahrhundert erfüllte und allmälig zur Revolution führte. Anfangs wagten sich nur einzelne kühne Männer mit ihren Ideen hervor. Der Erste, der mit einer scharfen Kritik der Verhältnisse vor die Oeffentlichkeit trat, war der Abbé de Saint-Pierre[3]), der schon 1713 nach dem Abschluß des langen Krieges einen Vertrag vorschlug, durch den sich die europäischen Mächte zu einem ewigen Frieden und der Unterwerfung unter die Sprüche eines Schiedsgerichts verpflichten sollten. In einer andern Schrift beantragte er, die einzelnen, in

---

[1]) Hier wäre z. B. der Oratorianerpriester Richard Simon (1638—1706) zu nennen. Er schrieb eine kritische Geschichte des Alten und des Neuen Testaments, und neben anderen Untersuchungen auch eine Schrift über die Geschichte und den Ursprung der kirchlichen Einkünfte. Doch fand er, zumal in Bossuet, zu mächtige Gegner.

[2]) D'Argenson, t. VIII, p. 51, 95, 110, 122, 457; t. VIII, p. 291. — Aubertin, S. 289.

[3]) Charles Iréné Castel, Abbé de Saint-Pierre, 1658–1743.

ihrer Einzelstellung allzu mächtigen Minister durch Collegien zu ersetzen, die an die Spitze eines jeden Verwaltungszweiges gestellt werden könnten[1]). Er wünschte eine „Aristomonarchie", eine durch die besten Männer des Landes geleitete Monarchie, die Abschaffung der Majorate, des Stellenkaufs, des Cölibats, die Aufhebung der Klöster, die Reform des höheren Unterrichts und die Erweiterung des Volksunterrichts, und suchte in anderen Schriften Mittel zur Bekämpfung der Armuth, zur Verminderung des Steuerdrucks, zur nützlichen Verwendung des Hochadels[2]).

Wegen eines herben Urtheils über Ludwig XIV. aus der Akademie ausgeschlossen, blieb er die Seele eines anderen Kreises reformfreundlicher Männer, die seit dem Jahre 1724 sich wöchentlich einmal im Zwischenstock eines Hauses auf dem Vendôme-Platz beim Abbé Alary versammelten und ihre kühnen Theorien besprachen[3]), bis Cardinal Fleury von ihnen hörte und ihre Zusammenkünfte verbot (1731). Dafür arbeiteten in ähnlicher Richtung weiter Voltaire's „Englische Briefe", die mit Begeisterung von England und mit satirischer Bitterkeit von Frankreich sprachen. „Das englische Volk ist das einzige auf der Erde, dem es gelungen ist, durch Widerstand die Macht seiner Könige gesetzlich zu begrenzen, und das durch beharrliche Arbeit sich endlich eine Regierungsform gegeben hat, nach der der König alle Macht besitzt, Gutes zu thun, während ihm für das Böse die Hände gebunden, wo die Vornehmen groß sind ohne Uebermuth und ohne Vasallen, und wo das Volk an der Regierung Theil nimmt, ohne Unordnung zu veranlassen. Die Regierung Englands ist nicht auf Glanz berechnet; ihr Zweck ist nicht, Eroberungen zu machen, sondern ihre Nachbarn daran zu verhindern . . . Ströme Blutes sind geflossen, in welchen das Götzenbild des Despotismus ersäuft worden ist; aber die Engländer glauben, ihre Freiheit nicht zu theuer erkauft zu haben, und andere Nationen haben nicht weniger Blut vergossen, aber das Blut, das sie für die Sache ihrer Freiheit vergossen, hat nur zum Kitt ihrer Knechtschaft gedient"[4]).

Solche Ausfälle mußten den französischen Machthabern ebenso mißfallen, wie seine boshaften Bemerkungen über die Abbé's, die er als „undefinirbare, weder geistliche noch weltliche" Wesen hinstellt. „Wenn die Engländer hören, daß in Frankreich junge Leute, die wegen ihres ausschweifenden Lebens bekannt sind, und die nur durch Weibergunst die Prälatenwürde erhalten haben, ganz öffentlich Liebesverhältnisse pflegen, galante Gedichte und zärtliche Lieder verfassen, alltäglich feine Gastmähler geben und von ihnen aufstehen, um den heiligen Geist um Erleuchtung zu bitten und sich kühn als Nachfolger der Apostel ausgeben, — so danken sie Gott, daß sie Protestanten sind. Freilich sind sie abscheuliche Ketzer und werth in der Hölle zu braten . . ."[5]).

In Uebereinstimmung damit lehrte er die Toleranz, und daß er es in

---

[1]) Saint-Pierre, Projet de paix universelle. — Discours sur la polysynodie.

[2]) Saint-Pierre, Projet de rendre les ducs et pairs utiles.

[3]) Das waren die oft erwähnten Conférences de l'Entresol. Das Haus gehörte dem Präsidenten Hénault.

[4]) Voltaire, Lettres angl. Artikel: „Parlement".

[5]) De la religion anglicane.

seiner spöttisch volksthümlichen Weise that, vermehrte nur den Nachdruck seiner Worte. Niemand stieß sich im Alterthum daran, sagte er, daß Pythagoras in einem früheren Leben ein Hahn, seine Verwandten einmal Schweine gewesen sein wollten, und man ließ sie in Ruhe. Nur die Bohnenverkäufer waren unzufrieden. Wenn man alle philosophischen Bücher zusammenbrächte, würde es sich zeigen, daß sie nicht so viel Lärmen in der Welt gemacht haben, als einzig der Streit der Kapuziner über die Form ihrer Aermel und Kapuzen. „Denkt und laßt denken" ist der Satz, zu dem er gelangt, und der seinen Landsleuten einleuchtete. Das Gericht freilich verdammte das Buch, von Henkershand öffentlich verbrannt zu werden, und Voltaire zog sich für einige Zeit in die Stille zurück. Aber er ließ sogleich eine zweite Auflage veranstalten, die insgeheim verbreitet und um so eifriger gelesen wurde.

Nicht lange nach Voltaire's „Englischen Briefen" erschien Montesquieu's Schrift „über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer", und zeigte mit eindringender Geisteskraft, wie ein Volk sich erhebt, wie es aber auch zu Grunde geht, und gerade diese letztere Betrachtung war geeignet, die Franzosen zum Nachdenken zu bringen. Auch der Marquis d'Argenson schrieb damals seine „Betrachtungen über die frühere und gegenwärtige Regierung Frankreichs", und wenn dieselben auch erst nach seinem Tode erschienen (1764), so lassen sie uns doch die mächtige Bewegung erkennen, welche die Einsichtigen ergriffen hatte[1]). Der Marquis bewies einen scharfen Blick für das, was Frankreich noth that, und seine Wünsche fanden großentheils in der Revolution ihre Verwirklichung. Er verlangte die Kräftigung des Volksthums, Beseitigung aller Adelsvorrechte. Er schlug die Eintheilung des Landes in Departements und deren Verwaltung durch Präfecte vor, verlangte Einheit der Münzen und Gewichte, Einführung von Friedensrichtern, Handelsgerichten u. s. w. Er betonte freilich auch die schlimmen Folgen der Centralisation und wollte jedem der zu schaffenden Departements ständische Vertretung und weitgehende Selbständigkeit geben.

Wir sehen, wie lebendig der politische Gedanke in Frankreich schon damals war. Allein gleichzeitig drängt sich uns die Beobachtung auf, daß alle Männer, die sich mit staatlichen Fragen befaßten, ohne im Staatsdienst zu stehen, doch nur ihre Theorien entwickelten und, wie das so geht, in die größten Widersprüche mit sich selbst und den Anderen geriethen. Setzte doch d'Argenson seinen „Betrachtungen" die Verse aus Racine's „Britannicus" als Motto vor:

„— que dans le cours d'un règne florissant
Rome soit toujours libre et César tout-puissant."

Es fehlte der Boden, auf dem sich praktische Arbeit hätte bethätigen können. Und nur wer selbstthätig in die kunstvolle Maschine des modernen Staatslebens hat eingreifen können, ist im Stande, klare und brauchbare Vorschläge zu ihrer

[1]) René Louis de Voyer, marquis d'Argenson 1694—1757. Außer seinen „Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France" schrieb er hauptsächlich noch Memoiren: „Journal et Mémoires du marquis d'Argenson". Herausgegeben für die Société de l'hist. de France von Rathery, Bd. IX, 1861—1867. Wie groß der Einfluß des „Esprit des lois" war, zeigt die Entstehung der amerikanischen Verfassung. Montesquieu stellte zuerst die Theilung der drei Gewalten auf, die richterliche getrennt, Esprit t. XI, ch. 6

Verbesserung zu machen. Die Parlamente hätten noch am ersten diese Aufgabe übernehmen können, allein sie waren einestheils zu sehr in den Kampf mit der Regierung verwickelt, um überhaupt von dieser gehört zu werden, und anderntheils zu einseitig, zu egoistisch auf die Vortheile ihres Standes bedacht, zu sehr jeder geistigen Regsamkeit feind, um als Vorkämpfer einer wahren Reform auftreten zu können. Gerade so kam es, daß unpraktische, unmöglich auszuführende, phantastische Pläne Aufnahme fanden. Die Entfremdung des Volkes von jeder politischen Thätigkeit rächte sich damit schwer.

Die Ueberzeugung, daß der Staat und die Gesellschaft reformbedürftig sei, drang in immer weitere Kreise, und trat überall, in den verschiedensten Schriften, selbst in den Dichtungen und auf der Bühne zu Tage. Bis zur Hälfte des Jahrhunderts lebte man der Hoffnung, daß der König selbst sich an die Spitze einer Reformpartei stellen werde. Montesquieu's „Geist der Gesetze" ist noch in dieser versöhnlichen Stimmung verfaßt. Allein Ludwig XV. verstand es, alle Erwartungen gründlich zu täuschen, und bald schlug der Ton um. Welch' eine Kluft gähnt zwischen dem letzten Werk Montesquieu's und Rousseau's „Contrat social"! Man könnte denken, sie stammten aus verschiedenen Jahrhunderten, und doch liegt kaum ein halbes Menschenalter zwischen ihnen.

Der „Contrat social" erschien 1762, und stellte in markiger Sprache ein neues Gesetzbuch für die Menschen auf, das alle bisher gültigen Grundsätze umstieß. An der Spitze der kleinen, aber unermeßlich wirksamen Schrift standen die flammenden Worte: „Der Mensch ist frei geboren, aber überall wird er geknechtet." Mit Nachdruck betonte Rousseau, daß die oberste und letzte Gewalt beim Volke sei, und zog aus diesem Satz, den schon Andere vor ihm in vorsichtiger Weise aufgestellt hatten, die kühnsten Folgerungen. Das Volk solle seinen Willen nicht durch gewählte Abgeordnete kund geben, sondern in häufigen Versammlungen selbst über seine Angelegenheiten entscheiden. Und ohne zu zögern, spricht er es aus, daß das Volk befugt sei, einem jeden Bürger den Glauben vorzuschreiben und Widerspenstige mit dem Tod zu bestrafen. Er lehrte den Despotismus der Majorität, das Recht der Tyrannei, sofern sie nur vom Volk ausgeübt wird; die Schreckensmänner der Revolution erkannten später in dieser kleinen Schrift ihr Evangelium.

Die Idee der Volkssouveränetät machte schnelle Fortschritte, besonders durch das Anwachsen des alten Kampfes zwischen der Regierung und den Parlamenten, welche ein Recht beanspruchten die Steuerverordnungen auf ihre Gesetzmäßigkeit zu prüfen. Je heftiger der Streit wurde, um so lauter betonte man den Satz, daß nicht der König, sondern die Nation souverän sei. Der Staatsstreich, durch den der Kanzler Maupeau 1771 die alten Parlamente aufhob, bestärkte das Volk nur in seiner Ansicht und war darum ein Schritt weiter zur Revolution.

Wie innig hängt aber diese ganze Entwicklung mit der großen Idee der Humanität zusammen, welche wie eine helle Leuchte das Jahrhundert von seiner gewinnenden, edeln Seite zeigt und ihm den besonderen Charakter aufprägt, der uns mit so manchen Schwächen der Zeit versöhnt.

Der Gedanke der allumfassenden Humanität konnte nicht im Kreise der bevorrechteten, herrschenden Stände entstehen. Das Bewußtsein der Gleichheit

aller Menschen ist die Grundlage, auf der allein die wahre Humanität sich erhebt, und dieses Bewußtsein konnte weder beim Adel entstehen, der sich von edlerem Stoffe gebildet glaubte, noch die Geistlichkeit zur thätigen Reformarbeit anspornen, da sie ja die ausgleichende Gerechtigkeit in das Leben nach dem Tod versetzte. Es mußte der dritte Stand zuvor genügend erstarkt sein, und er, der sich aus allen Classen des Volks ergänzt, der den Leiden der Armen nahe stand und sie kannte, der selbst Aehnliches zu erdulden gehabt hatte, er allein konnte aus seiner Mitte Männer hervorgehen sehen, welche die gewaltige Bewegung einleiteten, unterhielten und zum Ziele führten.

Da wurde nun die Stellung der Schriftsteller von besonderer Wichtigkeit. So lange diese im Dienste des Adels standen und dem Geschmack desselben huldigen mußten, konnten sie keinen Einfluß auf die Masse des Volks gewinnen und ebenso wenig als Fürsprecher für dessen Rechte auftreten. Aber Ludwig XIV. griff hier entschieden fördernd ein. Indem er den Adel niederdrückte und das Bürgerthum hob, löste er auch die Dichter und Schriftsteller aus der Abhängigkeit des ersteren. Er stellte sie zunächst in seinen Dienst, um den Hof auch durch den Glanz des Mäcenatenthums zu verschönen. Allein die Abhängigkeit von der königlichen Gunst war fast Freiheit zu nennen, wenn man sie mit der früheren Stellung der Schriftsteller vergleicht. Ein Boileau, ein Racine waren nun gleich jedem Andern, auch dem vornehmsten Höfling, als würdig und fähig erklärt, in des Königs Umgebung zu leben. Für die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller war dies ein außerordentlicher Vortheil; im Beginn des neuen Jahrhunderts sehen wir sie bereits ganz unabhängig dastehen. So weit war nun schon das Bürgerthum erstarkt, daß es durch seine Gunst einen Schriftsteller halten konnte. Es war reich genug und hatte Interesse an geistiger Arbeit gewonnen, kaufte also die Bücher, die ihm gefielen. Der königliche Schutz fiel damals weg, weil die Strenge der religiösen Richtung die Begünstigung der weltlichen Vergnügungen verbot, aber er war auch nicht mehr nöthig. Reynard, Le Sage standen selbständig da, besonders der Letztere erwarb seinen Unterhalt durch fortgesetzte literarische Arbeit. Bald trat auch Voltaire auf den Plan, und mit ihm begann eine neue Wandlung in der Stellung der Schriftsteller. Sie begannen zu herrschen, wurden in der Gesellschaft gesucht und gefeiert.

Größer als in einem anderen Land war in Frankreich die Ausgleichung der Stände vor der Revolution, und der Wechselverkehr, der daraus entstand, erleichterte die Ausbreitung der feinen Sitte, der gewinnenden Gesellschaftsformen, welche einen Ruhmestitel des 18. Jahrhunderts bilden, und bereits einen starken demokratischen Zug in die aristokratisch denkende Gesellschaft bringen. Dieses ausgleichende Streben innerhalb der gebildeten Kreise und der Einfluß, den die Schriftsteller gewannen, erleichterte das Anwachsen der humanitären Bestrebungen. Hier ist die Thätigkeit der Aufklärer besonders hervorzuheben. Ihr Spott gegen die Lehren und Traditionen der Kirche kann verschieden beurtheilt werden; aber ihre Arbeit für die Hebung so vieler Armen, für ein menschlicheres Loos der niederen Classen ist nicht hoch genug anzuschlagen. Es ist der unvergängliche Ruhm der „Aufklärer", wie man sie oft selbstbewußt und verächt-

lich nennt, die Erleichterung des Volkes von drückenden Lasten, die Aufhebung der Frohnden, der Leibeigenschaft, der Sklaverei mit allen Kräften erstrebt und zum Theil auch durchgesetzt zu haben. Ihren Bestrebungen verdankte man die Aufhebung der Tortur, sowie sie auch gegen den Gebrauch der königlichen Haftbefehle (der „lettres de cachet") kämpften. Der Abbé de Saint-Pierre hatte auf „Milderung der Glaubensformeln" gedrungen und gesagt, daß Mildthätigkeit und Rechtschaffenheit genügen, um Gott zu gefallen. Dieser Gedanke belebte die nachfolgende Zeit. Die Gesellschaft berauschte sich zeitweilig in Humanitätsgedanken, und gewiß war die hohle Phrase bei Vielen, die sich für humane Bestrebungen begeistert glaubten, vorherrschend. Aber eine Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn sie von Vielen als halbverstandene Modephrase wiederholt wird, und selbst diese Letztere bleibt schließlich nicht wirkungslos. Im Allgemeinen beschränkte man sich, wie in der Politik, so auch hier vorzugsweise auf die Theorie, denn es fehlte, wie überall, so auch hier der feste Boden, wo eine bessernde Thätigkeit hätte ansetzen können. Ja, die feine Gesellschaft war zu frivol, um wirklich helfen zu können, und selbst ernste Männer, Mitglieder der höchsten Gerichte und hohe Beamte, wie Montesquieu und Präsident Hénault, fanden es mit ihrer Stellung vereinbar, durch schlüpfrige Schilderungen oder leichtfertige Gedichte zu unterhalten.

Um so mehr sind die Bestrebungen einzelner Männer, wie Voltaire und Turgot, der Physiokraten, anzuerkennen, die mit rastlosem Bemühen nicht allein für die theoretische Anerkennung humaner Grundsätze kämpften, sondern auch im praktischen Leben fördernd, reformirend, helfend und stützend eintraten.

Ein merkwürdiger Geist beseelte die Menschen in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, ein Geist, der die seltsamsten Widersprüche in sich barg. Warmherzig und für alles Gute und Schöne leicht erregt, dabei aber in seinen Empfindungen oft oberflächlich und wechselnd, erwies sich das Geschlecht, das in den Jahrzehnten vor der Revolution herrschte, als nervös aufgeregt, darum leicht spöttisch und selbst revolutionär. Aber dabei blieb es in vielen Dingen kleinlich. Mit kühnem Geist ging es auf die äußerste politische und religiöse Negative ein und stellte der Centralisation des Staates die Freiheit des Einzelnen gegenüber: Freiheit im Denken, Freiheit in der Führung des Lebens, Freiheit in der Liebe, die durch die Bande der Ehe kaum beschränkt wurde. Dafür erkannte man die Berechtigung der Leidenschaft an, die früher als eine Schwäche gegolten hatte.

Im Gegensatz dazu sagte schon Vauvenargues, der liebenswürdige Moralist: „Die großen Gedanken entstammen dem Herzen"[1]), und ein andermal rief er: „Wenn Du eine Leidenschaft hegst, die Dein Gefühl erhebt, die Dich edler, mitleidiger, menschlicher macht, so sei sie Dir theuer"[2])! Er widmete der Betrachtung der Leidenschaften ein ganzes Buch und erklärte sie für Kräfte der Seele, die man nicht zerstören dürfe, denen man Alles verdanke, was groß ist[3]). Freilich verstand er unter dieser Bezeichnung nicht die niederen Gelüste; aber selbst seine reinere Auffassung bezeichnet doch eine Aenderung in den Grundanschauungen

[1]) Vauvenargues, Maximes et réflexions, No. 127.

[2]) Derſ., Conseils à un jeune homme, No. IX. „Aimer les passions nobles."

[3]) Derſ., Introduction à la connaissance de l'homme.

der Zeit. Und bald ging man weiter. Die sinnlichen Verirrungen einer Manon Lescaut in des Abbé Prévost gleichnamigem Roman galten kaum als Fehler. Die Forderungen der Natur betrachtete man als entscheidend, wenn man zwischen ihnen und den herkömmlichen Geboten der Moral zu wählen hatte. So zeigte sich Rousseau's „Heloise", und aus der an sich richtigen Theorie vom Recht der Individualität entwickelte sich eine Lehre, die zur Lösung aller sittlichen Begriffe führte. Solche Anschauungen vertragen sich vortrefflich mit Gefühlsschwärmerei, und die letzte Hälfte des Jahrhunderts neigte vollends zur Empfindsamkeit. Schon bei d'Argenson finden sich Anklänge an diese Stimmung. Er spricht einmal mit besonderem Ausdruck von den Armen — Jenen, die arm sind an Geist und Besitz, und mit denen er verkehre, um sie zu lieben, von ihnen geliebt zu werden, um ihnen Gutes zu erweisen und darüber mehr Befriedigung zu empfinden, als über seinen eigenen Besitz [1]).

Die Empfindsamkeit entspringt einem richtigen Gefühl, artet aber in schwächliche Hingabe an eine verschwommene kraftlose Weichheit aus, ein Spielen mit Herzensrührung und schönen Worten. Wenn es im 17. Jahrhundert Regel war, seine Thränen zu verbergen, so galt es nun als ein Zeichen gefühlvollen Sinns, inmitten der Gesellschaft zu weinen.

Man wird diesen Rückschlag gegen das verstandesmäßige Verhalten, gegen den kühlen Rationalismus, der so lange schon herrschte, erklärlich finden. Man fröstelte, wenn man überall die Kritik am Werke sah, und flüchtete gern in den schützenden Hafen der Gefühlsseligkeit. Rousseau lehrte eine neue Art, die Natur zu bewundern; Bernardin de Saint-Pierre suchte mit seinen Scenen aus dem Tropenland zu rühren; die Geßner'schen Idyllen galten für schön, und die beschreibende Poesie kam in die Mode. In all' dieser Naturschwärmerei lag — wenn man von Rousseau absieht — kaum eine natürliche und naive Empfindung.

Konnte sich bei solchem Wechsel des Geschmacks das früher gültige strenge Princip in der Kunst erhalten? Auch hier machte sich der Grundsatz der Auflehnung, der individuellen Freiheit geltend. Architektur, Malerei und Bildhauerkunst änderten nun ihre Art. Statt der steifen Linien, der schweren, aber einer gewissen Hoheit nicht entbehrenden Formen, strebt man nun nach Abrundung, Leichtigkeit und gefälligem Wesen. Die Einrichtung der reichen Häuser wurde bequemer, weichlicher. Die Tracht verlor ihren schweren Ernst, die große Perrücke verschwand. Watteau wurde der Maler der vornehmen Gesellschaft, und Greuze verschönte mit seinem feinen Pinsel die Figuren aus dem Volke, die er darstellte. Alles wurde weich und zart. Die Laune kam auch auf dem Gebiet der Kunst zur Herrschaft und erfreute sich an überreichen Ornamenten, phantastischen Linien und Windungen. Die Kunst des Rococo entstand.

Es konnte nicht anders sein, als daß in dieser Zeit die Prosa das Uebergewicht über die Dichtung erlangte und an Freiheit, Gewandtheit und Klarheit zunahm, während die Letztere langsam abzusterben drohte. Um so auffallender ist, daß die classische Tradition fast auf allen literarischen Gebieten hochgehalten wurde. In dieser unerschütterten Herrschaft des classischen Gedankens verräth

[1]) D'Argenson, t. I, XXIII.

sich seine Kraft. Sie beweist aber auch die geheime Fortdauer des alten Geistes. Der Grundzug im Charakter der Franzosen des vorigen Jahrhunderts blieb die Vorliebe für die Klarheit des Gedankens, das Verstandesgemäße, das übrigens die Wärme des Herzens nicht ausschließt. Trotz aller stürmischen Aufwallungen blieb der Sinn des französischen Volkes für Symmetrie, Einheitlichkeit, Uebersichtlichkeit der Form wie des Gedankens eingenommen. Die Revolution mit ihren centralistischen, das ganze Staatsgebäude nach einem einzigen Grundsatz einrichtende Gewaltsystem bestätigte dies.

Mehr noch als im 17. Jahrhundert herrschte der französische Geist und die französische Mode in ganz Europa. Selbst Lessing's Widerstand richtete sich nur gegen einen Theil des französischen Schauspiels, und mit der aufklärenden Tendenz war er im Großen und Ganzen einverstanden. Das Gefühl der geistigen Oberherrlichkeit blieb dem Franzosen denn auch unter allen Verhältnissen, und das mürrische Wort von der Erleuchtung, die aus dem Norden komme, war nicht ernsthaft gemeint. Hatte doch d'Argenson, dessen klarer Verstand die Verhältnisse in Frankreich so richtig beurtheilte, nur ein verächtliches Wort für die englische Flotte. „Wie prächtig ist doch das französische Volk für den Dienst auf der Flotte. Mit ihm verglichen sind die Engländer nur Gassenjungen! . . . Für den Seedienst sind die Franzosen zugleich Löwen und Affen. Welch' ein Volk! welche Menschen!“ [1]).

Faßt man die Gesammterscheinung dieses suchenden, streitlustigen, edeldenkenden und oft oberflächlichen Jahrhunderts ins Auge, so wird man zur Ueberzeugung kommen, daß es in seinem Streben tüchtig und gewinnend war, daß es aber häufig auf Abwege gerieth und zur Armseligkeit herabsank, weil es in der politischen Verfassung seines Landes zu viel Hindernisse fand, die ihm jede Thätigkeit auf größerem Gebiet unmöglich machten. Bezeichnend genug gelangte es zuletzt noch zur Ueberzeugung vom unbegrenzten Fortschritt der Menschheit, von der steten Entwicklung der menschlichen Vernunft, von der „Perfectibilität“, so daß Condorcet es für möglich erachtete, mit der Zeit werde nicht allein eine Verlängerung des Lebens, sondern eine gänzliche Abwehr des Todes möglich sein [2]). Und diesen Gedanken schrieb er, als er selbst von der Schreckensregierung geächtet und seinem Ende nahe war.

So barg sich bei ihm, wie bei vielen seiner Zeitgenossen, im kühlen Verstandeswesen ein Idealismus eigner Art, den man in späterer Zeit deutlicher erkennen wird als noch heute. Wenn einmal ein oder zwei Jahrtausende verrauscht sind, und aus der bunten Mannigfaltigkeit vermeintlicher Berühmtheiten

---

[1]) D'Argenson, t. I, XXXV, 308; t. III, 356. „Le joli peuple que le Français pour la marine! Auprès de lui les Anglais ne sont que des polissons! . . . Pour ce métier les Français sont des lions et des singes à la fois. Quelle nation! quels habitants!“ — Aubertin, p. 207.

[2]) Condorcet, Tableau des progrès de l'esprit humain. Dixième époque: „Des progrès futures“. Darin heißt es: „Ainsi nous devons croire que cette durée moyenne de la vie humaine doit croître sans cesse . . . mais nous ignorons quel est le terme qu'elle ne doit jamais passer; nous ignorons même si les lois générales de la nature en ont déterminé un au delà duquel elle ne puisse s'étendre.“

des 18. Jahrhunderts nur noch wenige Namen erhalten sind, wird man mit größerer Bestimmtheit, als wir es heute können, die Hauptzüge der längstvergangenen Zeit erkennen, und als den besten Vertreter seines Volkes, als einen der Hauptführer der ganzen Epoche Voltaire nennen. Viel mehr als Rousseau, der nicht so allgemein wirkte, wie Voltaire, dafür freilich einen Theil seiner Zeitgenossen in Fieber und Fanatismus trieb, die Civilisation, ja den Menschen, „ein entartetes Thier", bekämpfte, die Dummheit als eine wesentliche Bedingung des Glückes pries und dabei die Despotie des Schreckens vorbereitete. Mit seinem glühenden Auge, seiner unklaren, flammenden, mit magischer Kraft die Menschen zwingenden Rede glich er eher einem Mann des 16. Jahrhunderts, und wie dieses in Blut und Jammer abschloß, führten auch Rousseau und seine Jünger das ihrige dem gleichen Schicksal entgegen. „Will man wissen," sagt Sumner Maine, „welchen Einfluß Rousseau mit seiner Lehre von einem goldenen Zeitalter ausübte, so lese man nicht sowohl die Schriften des Weisen selbst, als vielmehr die zahllosen Schriften, welche seine Jünger kurz vor 1789 erscheinen ließen. Sie werden den traurigen Beweis liefern, daß ein geistig hochstehendes gebildetes Volk durch fanatische Bewunderung einer socialen und politischen Theorie bis zu wahrhafter geistiger Unzurechnungsfähigkeit („mental imbecility") herabsinken kann." Zum Beweis dieser Behauptung führt er das Buch von Brissot de Warville „Ueber das Eigenthumsrecht und den Diebstahl" an, in dem es als ein natürliches Recht dargestellt wird, die unbillige Vertheilung der Güter durch Diebstahl zu mildern[1]).

Rousseau ist einer von den Propheten der Demokratie geworden, Voltaire kämpfte für die ewig gültigen Wahrheiten der Menschlichkeit. Und wenn er noch bis zum heutigen Tag fast heftiger als Rousseau von mancher Seite verurtheilt wird, so hat das andere Gründe. Man vergißt über der oft verletzenden Art seines Auftretens und über dem Mangel an Harmonie in seinem Wesen zu leicht die Verdienste, die er sich erworben. Du Bois-Reymond sagt darüber sehr schön und richtig von ihm: „So gewaltig ist er durchgedrungen, daß die idealen Güter, um die er sein Leben hindurch mit unermüdetem Eifer, mit leidenschaftlicher Hingebung, mit jeder Waffe des Geistes, vor Allem mit seinem unerbittlichen Spotte rang, — daß Duldung, Geistesfreiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit uns gleichsam zum natürlichen Lebenselement geworden sind, wie die Luft, an die wir erst denken, wenn sie uns fehlt; mit einem Wort, daß, was aus Voltaire's Feder als kühnster Gedanke floß, heute Gemeinplatz ist"[2]).

---

[1]) Sumner Maine, Popular government. Four essays. 3d ed. London, J. Murray. 1886. p. 75. — Note dazu aus Brissot de Warville, „Recherches philosophiques sur le droit de propriété et sur le vol considéré dans sa nature." Brissot (1754—1793) schrieb viele rechtsphilosophische Werke, wurde einer der Führer der Girondisten und endete auf dem Schaffot.

[2]) Du Bois-Reymond, Festrede in der königlichen Akademie zu Berlin 1868, über Voltaire's Beziehungen zu den Naturwissenschaften.

Frau von Staël in Italien[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

Wer das Gebirge zu durchwandern pflegt, hat gewiß oft auf der Paßhöhe, da, wo die Wasserscheide liegt, nach den Quellen und Bächlein ausgeschaut, wie sie geschäftig, die einen dem Lande voll Licht und Sonnenschein, die anderen dem reizloseren Norden zueilen, um dort wie hier den Menschen die Last und Mühe des Tages tragen zu helfen. Auch das menschliche Dasein kennt solche Wendepunkte. Schroff und unvermittelt trennen sie seine aufsteigenden Bahnen von den abschüssigen Wegen, die zum Niedergange führen. Wenige Augenblicke früher, und Alles war noch wolkenlos, blühend und heiter, der Geist muthig und jugendfrisch, der Schritt behend und sicher, das Auge klar, der Blick auf die Höhen des Lebens gerichtet, die noch durch alle Verheißungen der Zukunft vergoldet vor ihm lagen. Da plötzlich kommt der Sturm, die Gipfel verhüllen sich, der Donner rollt, der Boden wankt, die Kraft versagt, und das Bewußtsein schwindet. Als es wiederkehrt, ist das Bild ein völlig verändertes, der Blüthenschmuck dahin, die Zweige entblättert; die Sonne steht im Westen, es ist Abend geworden, und einsam, mühevoll und steinig wendet sich der Weg in die Tiefe.

Durch eine solche Erfahrung ging Frau von Staël, als Necker starb. Sie hatte ihn kindlich verehrt und schwärmerisch geliebt. Zu Weimar, unter dem ersten Eindruck der Todesnachricht, sagte sie Denjenigen, die vom Uebermaß ihres Schmerzes erschreckt, sie zu trösten suchten, ihr Vater sei ihr Alles, Bruder, Sohn, Gatte und Freund gewesen. Nun, da sie ihn verloren hatte, schien es, als ob ein Schwindel sie erfaßt habe, und die sie umgebenden Verhältnisse mit ins Wanken gerathen seien. Sie begann an der Hingebung ihrer Diener, am Gehorsam ihrer Kinder, am Bestand ihres Vermögens zu zweifeln, verlor sich in kleinlichen Sorgen, und wenn man meinte, solche Dinge seien ihr ja doch im

[1]) Aus dem unter der Presse befindlichen dritten (Schluß-) Bande von: „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur". Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden (Berlin, Gebrüder Paetel), nach dessen Erscheinen wir eingehender auf das ausgezeichnete Werk unserer verehrten Mitarbeiterin zurückkommen werden.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Grunde gleichgültig, entgegnete sie, seit dem Tode ihres Vaters finde sie sich nirgends mehr zurecht. Es bedurfte eines heroischen Entschlusses, um sich über einen solchen Zustand zu erheben. Sie fand die Kraft dazu im Bewußtsein, daß, was ihr Vater erworben hatte, ihren Kindern nicht verloren gehen dürfe, und im Bestreben, ihm ein seiner würdiges Denkmal zu errichten. Als ihr das über alles Erwarten und durch eine der schönsten ihrer schriftstellerischen Leistungen gelungen war, erwachte die Sehnsucht, einen längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen und nach Italien zu gehen. Das Reiseziel war Rom.

Einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt nannte Goethe den Tag, an welchem er die ewige Stadt zum ersten Male betrat. Dort, sagt Winckelmann, sei die hohe Schule für alle Welt, in der auch er geprüft und geläutert worden sei. Wenngleich in anderer Beziehung als für den Dichterfürsten und den Gelehrten, ist die italienische Reise bedeutungsvoll für Frau von Staël geworden.

In politischer Beziehung freilich war in dem wo nicht ganz unter französischer Herrschaft, so doch ganz unter französischem Einfluß stehenden Nord- und Mittelitalien kein befriedigender Eindruck für sie zu gewinnen. Was von Patriotismus vorhanden war, löste sich in Klagen auf oder versöhnte sich mit der Macht. Seit der Papst darein gewilligt hatte, Napoleon in Paris zu krönen, hing es von des Letzteren Willen ab, auch den eisernen Reif der lombardischen Krone sich um die Stirn zu legen, welche von der Natur dazu vorbestimmt erschien, den Schmuck der Imperatoren zu tragen. Mit Ausnahme Toscana's hatte das italienische Staatsleben wenig dabei zu verlieren. Schon 1797 war General Bonaparte mit den Worten begrüßt worden:

„César asservit l'Italie
Et tu lui rends sa liberté."

Als er, aus Aegypten zurückgekehrt, den italienischen Boden wieder betrat, galt er über den Alpen mehr denn je als ein Befreier. Ihm kam das Interregnum der plündernden, verfolgenden, religiös intoleranten Directorialregierung zu Gute, der es in kurzer Zeit gelungen war, die letzten etwa noch bei den Bevölkerungen vorhandenen Illusionen zu zerstören. Den Freisinnigen und Gebildeten wurde die Revolution ohnedies bald genug zuwider; gegen ihre wilden Ausschreitungen schleuderte Alfieri seine Invectiven, schrieb Monti die „Bassvilliana"; der geschulte Rechtssinn des gebildeten Italieners empfand nur Abscheu vor „all' diesen raisonnirenden Masanielli", die das Werk der Beccaria und Leopold auf unbestimmte Zeiten zu vertagen drohten. Im Gegensatz zu ihnen erschien Bonaparte als Wiederhersteller der Ordnung, und als er Kaiser geworden war, auch als der mögliche Wiederhersteller der Nationalität. Cesare Cantù hat die Stammliste der italienischen Dichterpleïade gegeben, die den Sieger von Marengo verherrlichte. An ihrer Spitze steht Monti mit der Mahnung, daß

„L'anima altera
Che nel gran cor di Bonaparte brilla
Fu del' italo sole una scintilla."

Aber auch Ugo Foscolo fehlt nicht mit einer Ode, „Bonaparte liberatore", die ihn mit „republicanischer Energie" feierte, und Cesarotti, der Uebersetzer

Ossian's, verherrlichte das Schwert, das nach einem Jahrtausend aus den Händen des Magno in die des Massimo übergegangen sei. Noch auf St. Helena schrieb Napoleon, jener Huldigungen gedenkend: „Wo ich vorüberkam, erdröhnte die Luft von Beifallsrufen. Alles lag mir zu Füßen, Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme, der Clerus und die Magistratur. Der Klang meines Namens war den Italienern theuer, und ich selbst wurde gefühllos für Alles mit Ausnahme des Ruhmes. Umsonst suchten die schönen Italienerinnen mich mit ihren Reizen zu bestricken, ich sah nur die Nachwelt und die Geschichte."

Es war kein Zufall, daß der höchste Tribut von Kunst und Poesie, der Marmor Canova's und Manzoni's „Cinque Maggio", ihm von Italienern gezollt wurde.

Der Enthusiasmus für ihn stand auf dem Höhepunkt, als Frau von Staël in Mailand eintraf. Es wäre ebenso ungerecht als vergeblich gewesen, der Erfahrung vorgreifen zu wollen und die Thatsache zu verkennen, daß die Gefühle der Italiener für Napoleon eines realen Hintergrundes nicht entbehrten. Mit der vorhergegangenen Fremdherrschaft verglichen, war die seinige der Uebergang zu einer nationalen Monarchie, und Marengo fast ein patriotischer Sieg zu nennen, den die Muse Vincenzo Monti's, als des größten lebenden italienischen Dichters, im Einklang mit der Nation als einen Triumph über die Barbaren feierte:

„Il giardino di natura
No pei barbari non è."

Ganz rein freilich und ohne Schlacken brannte das Feuer dieses Patriotismus nicht. Das unbestimmte Ziel seiner Wünsche war die Unabhängigkeit Italiens; bestimmter und klarer sprach sich das Verlangen nach Würden und Ehren, nach allen so lange vorenthaltenen Preisen des Ehrgeizes aus. Welche moralischen Opfer man bereit war, dafür zu bringen, zeigte eben das Beispiel Monti's, an welchen seit dem 1803 erfolgten Tode Alfieri's das Scepter der italienischen Dichtung übergegangen war, und den sein größerer Nachfolger, Manzoni, mit den Worten grüßte:

„Salve, o divino, a cui largi natura
Di Dante il core e del suo duce il canto,
Fia questo il grido dell' età futura,
Ma l' età che fu tua tél dice in pianto."

Monti, 1754 zu Fusignano als schlichter Landleute Kind geboren, war als Jüngling im Gefolge des Cardinals Borghese nach Rom gekommen und dort als Abbate und Secretär in die Dienste des Fürsten Braschi, Neffen Pius' VI., getreten. Seine ersten Dichtungen verherrlichten das Papstthum. Die classische Tragödie „Aristodemo" entstand 1786, im Gegensatz zu, aber doch auch wieder unter dem Einfluß von Alfieri's „Virginia". Die Veranlassung der „Bassvilliana" war die Ermordung des gleichnamigen französischen Gesandtschaftssecretärs durch den Pöbel von Rom, und sie richteten sich gegen die Ausschreitungen de Revolution, deren Urheber, die Lebenden wie die Todten, von des Dichters Fluch getroffen, vor den Richterstuhl Gottes geladen werden[1]). In dem in Terzinen verfaßten Gedicht glaubte Italien Dante's Stimme wieder zu hören, so mächtig klangen diese Verse, die er nicht mehr übertreffen sollte. Der Einfluß von

[1]) Man vergl. „Bassville's Schatten" von W. Lang. „Deutsche Rundschau", 1885, Bd. LXV, S. 250 ff. Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Milton und noch mehr der von Klopstock auf den mythologischen Theil und die Composition des Ganzen ist erst kürzlich von einem competenten italienischen Kritiker nachgewiesen worden. Das Erscheinen der republicanischen Armeen veranlaßte den Dichter zur Flucht aus Rom, die ihm übrigens durch den französischen General Marmont selbst erleichtert wurde. Monti, der vom geistlichen Beruf nur den Namen und das Kleid angenommen hatte, heirathete 1791 die schöne Theresa Pickler, Tochter des berühmten Steinschneiders, ging nach Mailand, wurde Commissär der cisalpinischen Republik in der Romagna und il cittadino Monti. Als solcher feierte er die Sieger des Tages, die Franzosen und Bonaparte, und 1798 die Revolution selbst in Gedichten, die das Lob bis zur Servilität erniedrigten und den Erfolg vergötterten, so daß dieselben Verse, die er wenige Jahre früher gegen die fremde Tyrannei gerichtet hatte, jetzt mit veränderten Namen zu Huldigungen für sie umgestaltet wurden. Da kam das Jahr 1799 und mit ihm der Einmarsch der siegreichen Russen und Oesterreicher in die Lombardei. Monti, zum zweiten Male zur Flucht gezwungen, fand im Grafen Marescalchi, Minister der äußeren Angelegenheiten der Cisalpina, welcher in dieser Eigenschaft bei Bonaparte residirte, einen gütigen Beschützer, der ihn mit sich nach Paris nahm, bis die Siege des Jahres 1800 seine Rückkehr in die Heimath ermöglichten. In Mailand verdankte er dem Herzog Melzi-Eril, Vicepräsidenten der neuen unter dem Präsidium des Ersten Consuls geschaffenen Regierung, seine Ernennung zum Professor der schönen Literatur am Institut der Brera und den Lehrstuhl der Beredtsamkeit an der Universität zu Pavia. Bevor er seinen Wohnsitz dorthin hatte verlegen können, wurde der Sänger von Marengo als Cavaliere Monti zum officiellen Dichter des künftigen italienischen Königreichs bestimmt und dadurch in Mailand festgehalten.

An diesem Punkt seines bewegten, meist in drückenden materiellen Sorgen verbrachten Lebens lernte ihn Frau von Staël durch Vermittlung ihres beiderseitigen Freundes, des seines fleckenlosen Charakters wegen hoch von ihr geschätzten Herzogs Melzi kennen. Ihr erstes Billet an den Dichter, mit der Bitte, sie aufzusuchen, ist aus Mailand vom 30. December 1804, Auberge de la cité, gerichtet. Sie spricht ihm darin von seinen Dichtungen als denjenigen, die noch die Ehre der modernen Literatur Italiens aufrecht erhielten.

Das war nicht zu viel gesagt, denn Alfieri war todt; A. Manzoni, 1784 geboren, veröffentlichte sein erstes großes dramatisches Gedicht, den „Carmagnola", erst auf der Mittagshöhe des Lebens und der Kunst; Niccolini und Silvio Pellico standen noch im Jünglingsalter; Leopardi war ein Kind, Giusti nicht geboren. Der Einzige, der mit Monti um die Palme ringen konnte, Ugo Foscolo, schrieb seinen politischen Werther-Roman, „Jacopo Ortis", viele Jahre später; die „Sepolchri" erschienen erst 1807, und wie der ihm damals noch in Freundschaft verbundene Monti stand Foscolo innerhalb der classischen, von französischen Vorbildern beherrschten Tradition. Sie blieb in Italien unangefochten bis zum Tag, wo mit dem Erscheinen des „Carmagnola", 1819, die Kriegserklärung gegen die alte Schule erfolgte und kaum sechs Jahre später die Romantik auf classischer Erde mit den „Promessi Sposi" ihr vollendetstes Kunstwerk schuf.

Als Frau von Staël sich mit Monti begegnete, war der Dichter fünfzig

Jahre alt, nach Appiani's schönem Bild von ihm zu schließen, nicht ohne die Spur mancher Enttäuschung in den beweglichen Zügen. Seine Rede hatte den Wohllaut seiner Verse, die nach seiner eigenen Definition der Poesie, „die Musik des Gedankens" sein sollten, nach der Definition eines Anderen dem Gesang des Vogels glichen, „que tout bruit fait chanter". Diesem ausschließlichen Reiz sprachlicher Melodie war Frau von Staël so zugänglich, daß sie wohl selbst darüber, wie über eine Schwäche, zu scherzen pflegte. „Was ich darin liebe, ist die Abwesenheit jedes Gedankens," meinte sie oft scherzend nach dem schwungvollen Vortrag mancher schönen Verse oder lyrischen Strophen ohne besonderen Inhalt, und bekannte, nie ohne Rührung die Verszeile vernommen zu haben: „Votre nom? — Moncassin — Votre pays? — la France."

Allein wenn es sich nicht mehr um bloße Empfindungen, sondern, wie bei Monti, um Preisgeben des Charakters handelte, dann fühlte Niemand schneller als sie die Gefahr, die in einem so ausgesprochenen Mangel an selbständigen Ueberzeugungen lag. „Glauben Sie mir," schrieb sie ihm, „Ihre Kraft und Unabhängigkeit liegen in Ihrem Talent und in den Meisterwerken, die es schafft. Die Beziehungen zu den Regierenden lösen oder trüben sich von einem Augenblicke zum andern: Sie wird Ihr wachsender Ruf schützen . . . . Lassen Sie politische Interessen nicht zu nahe an sich herankommen; damit schwindet auch die Frische. Ihr Genius bedarf hienieden nur des Stützpunktes eines ungetrübten Namens. Die Begeisterung für Ihr Talent scheint mir im Wachsen begriffen, und manchmal „mi lusingo", als könnte ich, wenn ich in diesem Lande lebte, Ihnen von einigem Nutzen sein. Wollen Sie ein unabhängiges Werk schaffen, so kommen Sie zu mir nach Coppet." Und nach einem Besuch in Alfieri's Haus zu Florenz und bei seiner Wittwe, sagte sie in ähnlichem Sinne zu Monti: „Alfieri war bewunderungswürdiger wegen seines Charakters als wegen seines Talentes, und das in einem Lande, wo der Charakter eine so seltene Sache ist. Er schätzte Ihr Talent hoch, aber Ihr Leben konnte nicht so unabhängig wie das seinige bleiben." „Wann werden Sie Ihre Aufgabe als poeta laureatus gelöst haben? Erst dann will ich nach Mailand kommen," schrieb sie ihm ein anderes Mal. Die klare Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, verhinderte aber nicht, daß ihr Monti's Persönlichkeit die wärmste Sympathie einflößte. Sie hatte nicht länger als vierzehn Tage zugleich mit ihm in Mailand verbracht, als sie nach ihrer Abreise, von Lodi aus, schrieb: „Es ist mir eine so liebe Gewohnheit geworden, caro Monti, mit Ihnen meine Tage hinzubringen, daß ich Ihnen von nun an schreiben will. Eine Gewohnheit von vierzehn Tagen? Ja, das ist ganz möglich. Ich habe Sie ja nur wiedererkannt, meine eigene Natur in der Ihrigen gefühlt. Sie waren ein Freund, der auf mich wartete, kein neuer Bekannter. Auf Sie habe ich das Recht der Zeit, denn sind nicht seit Jahren so viele unserer Gedanken die gleichen? Und war nicht das Ende unserer heftigsten Meinungsverschiedenheiten immer dieses, daß es zu einer besseren Verständigung zwischen uns führte? Zwanzigmal habe ich mir heute wiederholt: „ahi vista, ahi conoscenza". Der Ton Ihrer Stimme klingt mir im Herzen wider, und Sie haben mir die italienische Sprache durch alle Eindrücke veredelt, die ich Ihnen danke. Als ich Italien betrat, dachte ich an die unter großen Mänteln ver-

borgenen Dolche, jetzt vertraue ich diesen Gestalten und Stimmen, die, wenn auch in weiter Ferne, eine Heimath mit Ihnen theilen. Schicken Sie mir das Sonett: Quando Gesù . . ., ich will versuchen, es in französischen Versen wiederzugeben. Caro Monti, leben Sie wohl für heute Abend. Morgen, in Piacenza, will ich den Brief schließen. Pflegen Sie Ihre Gesundheit, gedenken Sie der Freundschaft, die uns für immer verbinden wird, wenn Sie es so wollen, wenn Sie bereit sind, eine Zuneigung zu erhalten, die Ihr ganzes Wesen schnell erweckt hat und der Ihre Eigenschaften Dauer verleihen werden." Von Piacenza aus fügte sie hinzu, sie fühle sich leidend, mit heftigen Brustschmerzen. Das Leben sei wieder, was es vordem für sie gewesen, ein Erinnern.

In Mailand, das ihr lieb geworden war, lernte sie noch den berühmten Arzt Moscati, den Geologen Breyslak, die Schriftsteller Benincasa und Bossi, später den Cardinal Caprara und das Ehepaar Cicognara kennen. Der Gatte war Verfasser einer Geschichte der Skulptur; seine schöne und gebildete Gemahlin, Massimiliana, geschiedene Frau des Grafen Rotari, hat über den damaligen Aufenthalt von Frau von Staël eine Anekdote aufbewahrt, die auch Talleyrand während seiner Anwesenheit in Mailand bei dem Krönungsfest von 1805 mitgetheilt erhielt und in etwas veränderter Gestalt zu erzählen pflegte. Monti hatte eben damals den römischen Satyriker Persius übersetzt und der Verfasserin von „Delphine" ein Exemplar dieser Uebersetzung geschenkt, worauf sie ihm als Gegengabe einen Band von Necker's Werken überreichte. Als Monti sie hierauf verließ, um sich zu Cicognara zu begeben, ließ er das Buch mit dem Bemerken dort liegen, er werde es bei seinem nächsten Besuch mitnehmen. Kaum war er fort, so kam Frau von Staël angefahren, gleichfalls mit einem Buch in der Hand, in welchem sie während der Fahrt geblättert hatte. Es war der Persius, und, wie Monti, bat jetzt auch sie, es möge liegen bleiben, bis sie wiederkäme und es mitnehme. Noch lange nachher pflegte die Frau des Hauses, die Bücher vorzeigend, an die Vergeßlichkeit ihrer beiden Freunde zu erinnern.

Während der ganzen Dauer ihrer italienischen Reise blieb Frau von Staël in so regem schriftlichen Verkehr mit Monti, daß der Briefwechsel mit ihm fast ein Tagebuch ersetzt. Ihr nächster, aus Parma datirter Brief berichtet, wie das Austreten des Taro sie vierundzwanzig Stunden lang im kleinen Orte San Donnino zurückhielt, wo sich ihr gleich ein echtes Bild italienischen Volkslebens darbot. Mehrere Kutscher waren von einem tollen Hund gebissen worden; dasselbe widerfuhr dem Aufwärter ihres Gasthofs, und nun ließen sich Alle, statt Gegenmittel anzuwenden, von einem Priester segnen, dem zum gleichen Zweck nun auch sämmtliche Pferde vorgeführt wurden, denn es war der Tag des hl. Antonius. „Ach Monti," fügt die mit dem Süden noch nicht vertraute Frau von Staël hinzu, „wird ein Volk sich jemals von allem Dem erholen?" In Parma machte ihr der französische Generalgouverneur Moreau de Saint Méry seine Aufwartung und begleitete sie in die Oper. Bei dem Typographen Bodoni wurde ihr Monti als der erste Dichter Italiens und als „sulfureo" gerühmt, so daß sie ihm schrieb, er scheine wirklich alle Eigenschaften des Feuers zu besitzen. Zur Erinnerung an ihren Besuch gab ihr Bodoni Minzoni's Sonette und Parini's, des 1799 gestorbenen lombardischen Dichters satyrische Composition

„Il Giorno“. Eine berühmte, 1789 erschienene Ausgabe von Tasso's „Aminta“ war mit der warmen Zueignung Monti's an die Marquise Malaspina eingeleitet. „Dichten Sie eine Tragödie mit einer mir zugedachten Note,“ schrieb Frau von Staël, „oder vielmehr halten Sie mich werth genug, um meinen Namen nicht laut zu nennen. Ihr Schweigen wird mir lieb sein.“

Parma mit seinen von Mönchen und Bettlern angefüllten Straßen schien ihr traurig und elend, ein treues Abbild der Persönlichkeit des zum Napoleonischen König von Etrurien erhobenen Infanten. In Bologna verschaffte ihr der Professor Abbate Luigi Biamonti den Genuß einer Improvisation; sie wurde allseitig mit größter Auszeichnung empfangen und fand noch Zeit zu einem Ausflug nach der Villa des Grafen Marescalchi. Dann eilte sie dem Ziel entgegen, nach Rom. Eine Ueberschwemmung des Tiber, „wie seit siebzig Jahren nicht“, hielt sie zwei Tage vor den Thoren der ewigen Stadt, die sie am Abend des 3. Februar 1805 zum ersten Mal betrat.

Ihr erster Besuch galt dem Dom von St. Peter, der sie mit Trauer und Bewunderung erfüllte, wie so Vieles, was ihr zum Contrast herauszufordern, die höchste Erhabenheit neben das tiefste Elend zu stellen schien. Die Betrachtung über die Menschen auf diesem schicksalreichen Boden erweckte bei ihr überhaupt mehr demüthigende Schwermuth als Ergebung. Sie liebte vor Allem die römischen Nächte, in welchen das Mondlicht die Ruinen wieder aufbaute. Was sie störte, waren die Leute, in die sie sich nicht recht finden konnte. „Was wäre aus mir geworden, wenn ich, statt des auserwählten Menschen, der den Mittelpunkt meines Lebens bildet, dasselbe mit diesen Frauen ohne Liebe, mit diesen Männern ohne Stolz hätte hinbringen müssen,“ schrieb sie. „Hier gilt die Manier für Geist, die Frauen sind Despoten, die Liebhaber Sklaven. Verrathen Sie um des Himmels willen niemals, was ich Ihnen da schreibe, denn bei allem Dem ist ein Grundton von Güte, der mich rührt, ein persönliches Wohlwollen für mich, das um so großmüthiger weil gänzlich unmotivirt ist. Mit keinem Wort vermag ich hier etwas aus meiner Seele Kommendes zu sagen; wenn ich gefalle, so ist es nur durch ganz oberflächliche, geistige Eigenschaften . . . Doch sind einige Weltmänner und ein paar Cardinäle als Ausnahmen zu nennen. Die letzteren entsprechen mir, die Wahrheit zu sagen, am besten. Denn da sie regiert und um Menschen und Dinge sich bekümmert haben, ist nichts Dürres in ihren Köpfen. Consalvi, La Somaglia, Erskine gefallen mir besonders. Wenn ich Ihnen jemals untreu werde, soll es nur für einen Cardinal sein.“

Derselbe Ton klingt in einem Brief an Bonstetten wider. Ihm schreibt sie: „Ueber dieses Land ist so Vieles, so viel Schlimmes und so viel Gutes zu sagen, daß sich kein Satz niederschreiben läßt, ohne den Wunsch, ihn wieder auszustreichen oder einer eben angestellten Betrachtung die entgegengesetzte folgen zu lassen. Das Gefühl der Liebe für Rom wirkt wie ein Zauber, bei mir besonders, die unter den Römern nicht eine Seele findet, mit welcher die meinige sich verständigen könnte. Es bildet sich hier wie ein geheimer Zusammenhang mit der Sonne, mit der Vergangenheit, der diesen Aufenthalt reizend erscheinen ließe, theilte man ihn mit Denjenigen, die man liebt. Aber seit einiger Zeit habe ich gelernt, allein mit mir zu leben, und seit zwei Monaten zum ersten Mal fehlt

mir der Umgang mit einem intimen Freund. Ich suche ihn anderswo als hienieden. Der Begriff, den man hier von mir hat, ist zwischen Bewunderung und Furcht getheilt, und wenn Jemand sagte, ich sei ein Dämon, würde das keinen üblen Eindruck machen. Zunächst gehe ich nach Neapel und kehre dann auf vier Wochen hierher zurück, ohne die beständige Verpflichtung zu Bällen und Conversationen, bei welchen man alle Zeit verliert, die sie kosten. . . . Humboldt ist hier meine liebste Gesellschaft, doch gefalle ich mir auch mit ausschließlich römischen Artikeln, mit Ausnahme der Fürsten, die recht langweilig sind. Was bedarf es andererseits der Menschen oder der Ideen, wo die Dinge so beredtsam sind. Es wäre zu viel, wenn hier auch noch Gefühl und der lebendige Gedanke sich fänden."

Von diesen Römern lernte sie außer den Genannten noch die Schriftsteller und Dichter Verri, Rossi, Giuntotardi kennen, lauter Freunde und Bewunderer Monti's und Mitglieder der römischen Akademie der Arkadia, welcher unter dem Namen Cimante Micenio der Abbate Godard vorstand. Von dieser Akademie, die Goethe 1786 zum arkadischen Schäfer ernannt hatte, wurde nun auch Frau von Staël aufgefordert, einer ihrer Sitzungen beizuwohnen und etwas vorzutragen. Sie bestimmte ihre Uebersetzung des Sonetts von Minzoni über den Tod des Erlösers dazu.

Die festliche Feier selbst beschrieben Briefe von ihr an Bonstetten, an Monti. Sie wurde vor einem Kopf an Kopf sich drängenden Publicum durch die Vorlesung eines Signor Nelli über den Zusammenhang zwischen Poesie und Malerei eröffnet. „Wie Sie wissen," schrieb die Gefeierte, „ist die Dichtung Tochter der Phantasie, worüber eine Reihe von nicht zu bestreitenden Gemeinplätzen folgte, für die ich keine besondere Leidenschaft empfinde; darauf kam ein viel weniger unanfechtbares und in Folge dessen ganz hübsches Compliment für mich." Hierauf ernannte Abbé Godard Frau von Staël zur Arkadierin; Fürst Chigi schloß eine Elegie auf den kürzlich verstorbenen Cardinal Gerdil mit hübschen, ihr zu Ehren gedichteten Versen; ein Anderer beglückte sie mit einem lateinischen Sonett und nun blieb nichts übrig als sich ihrerseits zu erheben und die Uebersetzung Minzoni's vorzutragen. Sie begann mit zitternder Stimme, faßte dann aber Muth und wurde mit einem Beifallssturm belohnt. Nun folgte ein Feuerregen von Sonetten; zehn junge Leute schleuderten sie, „als ob es vaticanische Blitze gewesen wären," ohne Unterlaß umher; eine unglaubliche Vitalität und Energie erschöpfte sich in Luftgebilden. Graf Alborghetti, ebenfalls Arkadier, reimte ein Stück aus dem Buch über die Literatur. Am nächsten Tag improvisirte die schöne, einem frühen Tod bestimmte Isabella Pellegrini dem berühmten Gast zu Ehren; ihr folgte ein ganzer Schwarm von Dichterlingen, jeder mit seinem Sonett bewaffnet. Einer derselben sagte, als er ihr vorgestellt wurde, zu Frau von Staël: „Ich bin ein Insect des Parnaß". Abbate Godard ergriff seine Hand, „er ist ein Schwan, ich stehe für ihn ein," sagte er. Der also Angeredeten schien es, als werde sie unter einem Wortschwall erstickt. „Frau von Staël gefällt überall, findet jedoch nichts, was ihr gefällt," berichtete Sismondi an seine Mutter. „Sie ist unwillig über diese volltönende Sprache, die erklingt, um nichts zu sagen, findet die ihr gerühmte Poesie gedankenlos und keine wahre

Empfindung in den Gesprächen der Leute." „Sich beschränken, sich sammeln, von Allem den Kern herausschälen, scheint eine unbekannte Kunst," schreibt sie selbst. „Wenn keine Fluth kömmt, diese Gemeinplätze mitfortzuspülen, dann weiß ich nicht, wie das enden soll."

„Ich schenke Ihnen alle Sonette, in welchen ich als Gestirn erscheine," schließt ein Brief von ihr an Bonstetten, „so wie es ist, bleibt dieses Gestirn Ihnen zugewandt. Erwarten Sie mich in Coppet, und vergessen Sie nicht, um wie viel interessanter ich bin, wenn ich wiederkehre, als wenn ich gehe."

Ersatz für die Mängel der römischen Gesellschaft bot ihr die Wiederbegegnung mit Wilhelm von Humboldt, der als preußischer Gesandter bei dem Papst seit Ende 1802 in der Villa Malta residirte, wo sein Haus der gesuchte Sammelpunkt für Einheimische und Fremde war. In seinem Kreis verlebte Frau von Staël auch noch einige Wochen mit dem von seinen großen, überseeischen Reisen zurückgekehrten Alexander von Humboldt, dann mit Ludwig Tieck und seiner Schwester Sophie Bernhardi, der Dichterin, die unter dem milden Himmel Erholung suchte.

Besonders glänzend war gerade in diesem Jahr 1805 die deutsche Kunst vertreten. Noch lebte Angelica Kaufmann als die ruhmreiche Vertreterin der deutschen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts. Kurz zuvor war Rauch in Rom eingetroffen, wo er den Inhalt seines Künstlerberufes ahnend gesucht und auch gefunden hatte. Wie Frau von Staël fünfundzwanzig Jahre früher die Auferweckung römischer Kunst mit David's großem Bilde, den Schwur der Horatier und Kuriatier darstellend, miterlebt hatte, durch welches Talma's Genius angeregt wurde, so sah sie jetzt die auf den deutschen Maler Carstens zurückgehende Wiederbelebung griechischer Kunstformen: auf dem Gebiet der bildenden Kunst zuerst von Canova, dann mit strenger Kraft vom Isländer Thorwaldsen weitergeführt, dessen epochemachende Colossalstatue des Jason 1803, und zwar Dank der Unterstützung seiner Landsmännin Friederike Brun, hatte vollendet werden können. Von deutschen Malern waren ferner Koch, der Stifter der klassischen Landschaftsschule, und sein Vorgänger Schick dort eingebürgert. Im Atelier von Canova, das sie oft des Abends bei Fackelschein, in Gesellschaft von Freunden, zu besuchen pflegte, standen die Grabmonumente der Erzherzogin Christine, die Colossalstatue Napoleon's mit der Siegesgöttin in der Rechten, den Speer in der Linken, in antiker Tracht und mit dem Lorbeer um die Schläfen. Ebenfalls vollendet war die liegende Figur seiner Schwester Pauline Borghese und die berühmte, für Kaiserin Josephine bestimmte Gruppe von Amor und Psyche. Von bekannten Persönlichkeiten traf Frau von Staël im Humboldt'schen Hause den Dichter Tiedge, dann Rumohr, der durch die erste seiner italienischen Reisen den Grund zu den „Forschungen" legte, welche nachmals auch auf die französische Kunstanschauung so anregend gewirkt haben. Dem Kupferstecher Gmaelin brachte Frau von Staël Aufträge von Bonstetten. Sie selbst führte bei den römischen Freunden A. W. Schlegel und Sismondi ein, welch' letzterer, von seiner toscanischen Heimath kommend, ihr nach Rom gefolgt war.

Mit Ausnahme einiger Künstler und Forscher, wie d'Agincourt, Verfasser einer Geschichte der Kunst im Mittelalter, hatte dieser ganze, in griechischer Welt- und Kunstanschauung versunkene Kreis nur Sinn und Auge für das heid-

nische Rom und die Erinnerungen der klassischen Zeit. An der christlichen, und folglich auch an der eng damit verbundenen mittelalterlichen Vergangenheit ging er theilnahmlos, wenn nicht feindselig vorüber. Es war der Zeitpunkt von Goethe's „gottlosen Aufsätzen" über Winckelmann. Sie bezeichnen den Höhepunkt seines Antagonismus zur christlichen Weltanschauung, der sich so schroff zu erkennen gab, daß Benjamin Constant desselben als einer Merkwürdigkeit Erwähnung that. Wie damals für Goethe war fast für eine ganze Generation an die Stelle des religiösen der ästhetische Glaube getreten, dessen Schönheitsideal, von romantischen Einflüssen unberührt, seine höchste Aufgabe in der Wiederbelebung klassischer Zeiten fand. So vollständig war auch Wilhelm von Humboldt von dieser Atmosphäre künstlerischen Genusses umfangen, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens darüber zurücktrat, und er den Cultus einer idealen Vergangenheit in Formen, von Schiller entlehnt, zum dichterischen Ausdruck brachte. „Ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge," schrieb er 1804 an Goethe, „wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was dann die zweiundsiebzig Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht." Anklänge an solche Stimmungen finden sich in „Corinna" wieder, aber niemals bestimmten sie eine Lebensanschauung, deren eigenster Reiz eben in ihren tiefen menschlichen Sympathien lag. Von allen um sie gesammelten Kunstwerken Roms rühmte denn auch Frau von Staël keines so als Canova's Basrelief für Alfieri's Grabmal, mit der lateinischen Inschrift, in welcher der Dichter bezeugt, daß er die Freundin während sechsundzwanzig Jahren mehr als Alles in der Welt geliebt habe und mit Dankesworten dafür scheidet, daß es ihm nicht bestimmt gewesen sei, sie zu überleben.

Der römischen Campagna gedachte Frau von Staël dagegen nur, weil, wie sie es unumwunden gesteht, ein Buch von Bonstetten ihr Interesse auf dieselbe gelenkt hatte. Neapel allein erprobte auch an ihr die unwiderstehliche Macht seiner Schönheit. Den Golf überschauend, der seit Jahrtausenden die Menschen bezaubert, sagt auch sie: „Welches Schauspiel gewährt dieser Feuerstrom, der sich vom Vesuv herabwälzt und dessen flammende Wogen das Bild des Meeres in ihrer Weise wiedergeben, wie übermächtig wirkt dieser Anblick eines ewigen Feuers, einer unerschöpflichen Natur, dieser Citronen- und Orangenhaine, deren Früchte in den Straßen herumrollen, dieser Gleichgültigkeit, die der Reichthum erzeugt. Alles das ist wunderbar, mit Ausnahme der moralischen Atmosphäre, die genügend daran erinnert, wie man hier zu Lande eben doch nicht im Paradiese sei. Vorgestern angekommen, empfing mich die Nachricht von der noch in derselben Nacht bevorstehenden Abreise unseres Gesandten. Die Nachricht ist verfrüht, aber Neapel ist nichtsdestoweniger zu Land und Meer bedroht, und die hier vorgeführten Bilder muß die Einbildungskraft für ruhigere Zeiten zu ungestörterem Genuß bewahren." Am 2. Januar hatte Napoleon der Königin Karoline die Absetzung in Aussicht gestellt, und es wankte der letzte noch bestehende italienische Thron.

Die Schwester von Marie Antoinette empfing Frau von Staël aufs liebenswürdigste, blendete sie jedoch über die bestehenden Verhältnisse nicht. In einem Operntext wurde der Ausdruck amore tiranno als zu bedenklich gestrichen, aber die Regierung entwürdigte nach wie vor das Volk, und in der Gesellschaft beklagte Frau von Staël alle Schattenseiten der schlechten Sitten, ohne die mildernden Umstände, welche anderswo ähnliche Schäden etwa noch begleiten. Dazu kam die fast vollständige Abwesenheit überlegener Menschen. Während eines zwanzigtägigen Aufenthalts traten ihr nur zwei Persönlichkeiten näher, Cardinal Ruffo und Capecelatro, Erzbischof von Tarent. Mit dem ersteren, dessen Geist sie frappirte, blieb die Begegnung eine vorübergehende; Capecelatro hingegen wurde für Frau von Staël ein Freund, bekannt mit Goethe und Herder, Humboldt und de Maistre, Cuvier und Walter Scott, später mit Lamartine und Delavigne, ein kluger, liebenswürdiger Mann, der seiner Vorliebe für manche Ideen des achtzehnten Jahrhunderts treu blieb und in Folge dessen in politischer Beziehung Wege ging, die in diametralem Gegensatz zu jenen Ruffo's und der Reaction standen. Frau von Staël bewunderte seine schönen Sammlungen, besonders einen Christus von Murillo, dessen sie in Corinna, aber als von Tizian gemalt, Erwähnung thut. Die Zeit beeinflußte Capecelatro nicht in dem Sinn, in welchem sie Frau von Staël beeinflussen sollte; er blieb ein freidenkender Prälat des achtzehnten Jahrhunderts. In späteren Jahren bat sie ihren „lieben Erzbischof", er möge sie, wie der Metropolit von Moskau es gethan habe, wenigstens mit einer Rose segnen, da er noch weiter, als sie es wünsche, vom Segen des Kreuzes entfernt sei.

Ihr höchster Tribut der Bewunderung für Neapel blieb der, daß sein Himmel und seine blaue See sie dazu anregten, sich poetisch auszusprechen. Immer unter dem Stachel eines Schmerzes, „der fruchtbarer als alle Freuden der Erde, allein das menschliche Herz bis in seine Tiefen aufwühlt," entstand die „Epître sur Naples". Vom Zauber der Natur mehr bewegt als beruhigt, spricht sich darin die Sehnsucht nach einem Lichtstrahl in das Dunkel des Grabes aus, und das vor ihr ausgebreitete Bild heiterer Pracht verhüllt sich in Thränen.

Am 16. März war sie in Rom zurück, wo sie die Todesnachricht eines Freundes, des Marquis de Blacons, erhielt, der sich wegen Schulden das Leben genommen hatte. Sie war seinem Wunsch, sie nach Italien zu begleiten, nicht entgegengekommen, und machte sich jetzt Vorwürfe darüber, ihm die rettende Hand verweigert zu haben. Er gehörte als Deputirter des Dauphiné zur freisinnigen Jugend von 1789, für die ihre Vorliebe sich niemals verleugnete.

Unter dem Eindruck solcher bei ihr leicht bis zur Reue sich steigernden Empfindungen verliefen die letzten Wochen in Rom, ohne daß ihre Stimmung in Bezug auf dasselbe eine wesentliche Veränderung erfuhr. „Man ist hier so vollständig vom Gedanken an den Tod überwältigt," schrieb sie, „er bietet sich so vielgestaltig, in den Katakomben, auf der Via Appia, an der Pyramide des Cestius, in den Grabgewölben von St. Peter, in den Kirchen und Klöstern, daß das Gefühl des Lebens schwindet und mit ihm, in Gegenwart dieser ewigen Vernichtung, auch die Luft zu wirken und zu schaffen. Es ist dies freilich eine milde Art der Vorbereitung auf das Ende, an welches man beständig erinnert

wird! Allein Angesichts dieser Ruinen menschlicher Hoffnung und Arbeit athmen, träumen wollen, handeln, ist eine fast unmögliche Leistung. Wozu noch kömmt, daß hier Statuen und Bilder das Interessanteste sind, und ich kein so unersättliches Verlangen nach der menschlichen Erscheinung als solcher verspüre, um mein Leben mit Betrachtung derselben hinzubringen. Ein Geheimniß der Seele, eine Form verringerter Schmerzfähigkeit oder gesteigerter Fähigkeit, den Andern wohlzuthun, solche Probleme rühren mich unendlich mehr als alle diese schönen Glieder, von welchen den ganzen Tag hindurch gesprochen wird, und die Gesellschaft bietet jene Originalität nicht, die Alles, selbst die Anmuth ersetzt."

„Von Italien," schrieb sie an Monti, „bleibt mir ein vierfacher, lebhafter Genuß: Sie gehört, St. Peter, das Meer und den Vesuv gesehen zu haben, mit der Einschränkung, daß der Vesuv und Sie wahrscheinlich für eines und dasselbe zu zählen sind." Ein noch aus Rom datirter Brief an Goethe sprach von der Möglichkeit, ihn in der Schweiz zu begrüßen. „Dites-vous," schrieb sie, „que moi, Benjamin et Schlegel nous vous recevrons comme un empereur, comme notre empereur très électif et point du tout héréditaire. Mon fils aussi cependant voudrait que le vôtre fut de la partie et le 15 de juin je serai à Coppet, vous attendant, vous espérant, et quoiqu'il arrive, vous aimant et vous admirant jusqu'à ma mort." Ueber ihren römischen Aufenthalt schrieb Wilhelm von Humboldt ebenfalls an Goethe, „Frau von Staël hat mit immer gleicher Begeisterung von Ihnen gesprochen. Sie ist mir viel werther geworden als sie war. Sie hatte hier mehr Ruhe und Stille, war nicht so umhergetrieben von den Geistern, die auch sie plagen und irre leiten, und wenn ihre Regsamkeit, die sonst nur ermüdend ist, die rechte Bahn trifft, ist sie stärkend und wohlthätig. Schlegel war hier viel milder, als ich ihn sonst gekannt habe. Er hat durch den Umgang mit der Staël indeß vielleicht weniger an Vielseitigkeit gewonnen als an Thätigkeit verloren. Er hat ein unleugbares, aber so viel ich beurtheilen kann, immer subalternes Talent, und seine wahre Sphäre wird er immer nur in Uebersetzungen finden." Von Rom aus schrieb A. W. Schlegel den Brief an Goethe über die zu Rom lebenden Künstler, in welchem die letzten Bilder von Angelica Kaufmann und die Erstlingsarbeiten des jungen Thorwaldsen erwähnt sind. An Frau von Staël richtete er die Elegie über Rom, die später Sainte-Beuve ins Französische übertrug.

Frau von Staël hatte Rom noch unschlüssig darüber verlassen, ob sie Mailand während der Anwesenheit Napolon's oder erst nach seiner Abreise von dort berühren solle. Die Angelegenheit wegen Necker's deponirten Millionen war noch immer nicht geregelt. Ihre Freunde riethen dazu, sie durch Joseph's Vermittlung zum Abschluß zu bringen. Allein die Erwartung der Italiener, diesen Bonaparte zum König zu erhalten, erfüllte sich nicht, weil Joseph weder auf die Nachfolge in Frankreich verzichten noch den Bedingungen sich fügen wollte, an die Napoleon die Verleihung der italienischen Krone knüpfte. Lucien seinerseits war vollständig mit dem Kaiser überworfen, der weniger als je zuvor seine Ehe mit Madame Jouberthon anzuerkennen geneigt war, und so fehlte jeder Anknüpfungspunkt mit der Umgebung des Kaisers, der übrigens seiner officiellen Welt in Italien die Weisung ertheilt hatte, Frau von Staël rücksichtsvoll zu empfangen.

Während, wie sie es ausdrückte, Krönungen und Mameluken die Mailänder beschäftigten, begab sie sich nach Florenz, zur Gräfin von Albany. Gino Capponi, nach ihm der Herzog von Broglie und so manche Andere haben von dieser deutschen Frau, der Wittwe Carl Eduard's, der Geliebten Alfieri's und endlich der Gattin des Malers Fabre aus Montpellier, nicht den Eindruck erhalten, als ob ihr inneres Wesen auf der Höhe ihrer äußeren Schicksale gestanden. Capponi nennt sie „plump in Formen und Geist, etwas materiell, „materialotta", doch gebildet und verständig; ein wenig derb, aber nicht übelwollend, gar nichts Poetisches; gekleidet wie eine Magd, hielt sie ein Haus wie eine Fürstin. Alfieri liebte sie seit mehreren Jahren nicht mehr, und gewisse Sachen verstand sie nicht." „Une véritable commère" ist Alles, was der nüchterne Herzog von Broglie über die Gräfin Albany in ihrem Alter zu sagen fand. Für die Verfasserin von „Corinna" hingegen blieb sie 1805 wie später durch die Erinnerung an das Gefühl verklärt, das sie eingeflößt hatte. Frau von Staël versenkte sich während dieses Aufenthaltes in die Lectüre von Alfieri's Selbstbiographie, und gab sich, die thatsächlichen Verhältnisse nicht kennend, dem Gedanken hin, der Schmerz um den Verlorenen habe das Haar der Frau gebleicht, die ihm bereits den Nachfolger gegeben hatte.

In den ersten Tagen des Juni traf Frau von Staël wieder in Mailand ein, das sich in dem kurzen Zeitabschnitt zwischen diesem und ihrem ersten Besuch nicht unwesentlich verändert hatte. Am 26. Mai war Napoleon dort mit der eisernen Krone gekrönt, Eugen Beauharnais Vicekönig, Melzi Herzog von Lodi geworden; der Minister des Innern, Graf Marescalchi, folgte dem neuen Gebieter auf einer Rundreise nach den Schlachtfeldern und Städten der Provinzen, die einem Triumphzug glich. Neues Leben regte sich unter den Künstlern, den Gelehrten, den Würdenträgern des Napoleonischen Hofes. Unter den aristokratischen Familien, die sich der neuen Ordnung angeschlossen hatten, war auch die des Marquis Gattinara de Brême aus Piemont nach der Lombardei übergesiedelt. Den Vater berief Napoleon in den Staatsrath, später in das Ministerium. Der zweite Sohn, Louis, vom Abbate Caluso, Alfieri's Freund, erzogen, huldigte einer leichten, wenn auch nicht gerade anstößigen Lebensphilosophie, die ihn nicht davon abhielt, dem geistlichen Beruf zu folgen. Er empfahl sich Eugen Beauharnais durch ein gefälliges Dichtertalent und liebenswürdige Umgangsformen, wurde sein Almosenier und später der seiner Gemahlin. Mit Ugo Foscolo, der damals noch die Epauletten trug, mit Monti, der Gräfin Albany, Manzoni, wie später mit Stendhal und Lord Byron, Gonfalonieri und Silvio Pellico befreundet, gründete und redigirte er mit letzterem 1818 eine literarische Zeitschrift „Il Conciliatore", deren Zweck die Polemik gegen Oesterreich war. Er entging dem Schicksal, dafür, wie Pellico, im Kerker zu büßen; ein früher Tod ereilte ihn, neununddreißigjährig, 1820. Er war noch kaum dem Jünglingsalter entwachsen, als er im Verein mit Schriftstellern und Gelehrten der Herrin von Coppet bei einem in Mailand ihr zu Ehren gegebenen Feste begegnete, über welches Ferdinand Arrivabene, ein heute vergessener Schriftsteller, an den Nestor der italienischen Literatur, den fast neunzigjährigen Bettinelli berichtet. „Ha il viso di Cerere, il seno di Aglaja, il braccio e la mano di Venere," drückt sich seine südliche Bewunderung aus.

Er bemerkt, wie sie selbst bei Tische ein Lorbeerzweiglein spielend durch die Finger gleiten ließ und es in der Hand behielt, während sie, das Papier auf dem Schoß, eilig einige Zeilen schrieb. „Wir sind Alle verliebt in sie, am meisten Monti, dem die Dictatur gebührt."

An diese kurze, nochmalige Begegnung mit dem Dichter, die kaum länger als den Tag des Wiedersehens — den 12. Juni — währte, knüpft sich der seitdem öfters wiederkehrende Eindruck, als sei ihre Gesinnung in Bezug auf Monti keine bloß freundschaftliche geblieben. Er mußte schon am 13. Juni, in seiner officiellen Eigenschaft als Hofpoet, mit dem Grafen Marescalchi dem bereits abgereisten Kaiser folgen, als Frau von Staël, in Mailand zurückgeblieben, ihm schrieb, er möge sich erinnern, daß, wenn er sie lieb behalte und einige Zeit in Coppet bei ihr zubringe, er ein unabhängiges Werk schaffen und sein Einfluß auf ihr Leben ein großer sein werde. Seiner Frau, die bei ihr zu Tisch gewesen, habe sie die Reise ans Herz gelegt, ihr Gedichte vorgetragen, mit einem Worte ihr gehuldigt wie einer Macht, und überhaupt die letzten zwei Tage, wie die Gläubigen vor einem Heiligenschrein, in seiner Gegenwart gelebt. „Lieber Monti," schließt der Brief, „es ist mir ein bitterer Schmerz, die Stätte, wo Sie Ihr Leben zubringen, zu verlassen; es wäre mir weniger peinlich gewesen, von Ihnen selbst Abschied zu nehmen, als mit einem Lebewohl zu scheiden, das derjenige, dem es bestimmt ist, nicht mehr in Empfang nimmt. Man möchte es mit Gebeten, an einem leeren Grab verrichtet, vergleichen. Für Sie bin ich hiehergekommen und Sie gehen . . . Aber ich muß es Ihnen verzeihen, denn Sie haben mir unwissentlich das Herz verwundet."

Wenn hier und da, an anderen Stellen der Correspondenz, Gefühle, die Frau von Staël Monti gegenüber als schwesterliche bezeichnet hat, eine Sprache reden, die sonst nicht die der Freundschaft zu sein pflegt, so ist es um so mehr geboten, auch der Einschränkungen zu gedenken, mit welchen sie dieselben begleitet. So sagt sie einmal nach einer derartigen Aeußerung, ihre Phantasie entspringe ihrem Herzen; damit hänge sowohl ihr Charakter als ihr Talent zusammen; sei diese erregt, so dürfe man sie niemals mißverstehen und in ihrer Empfindlichkeit den höchsten Beweis ihrer Zuneigung erkennen, denn in einem Zustand der Gleichgültigkeit sei Niemand leichter zufrieden zu stellen als sie. Er aber möge sie nie verletzen, vor Allem nie den Verdacht hegen, als könne sie jemals etwas von ihm begehren, was die Pflicht gegen seine Familie, gegen sein Vaterland, gegen seinen Ruhm beeinträchtigen könne, der ihr theurer sei als ihm selbst. Es kam, um sie in dieser Neigung für Monti zu bestärken, noch ein anderer Beweggrund hinzu. Jedermann in Italien warnte sie vor ihm, vor seinem wankelmüthigen Sinn, seinem unstäten, unzuverlässigen Wesen, seinen „occhi furbi", wie sie es ihm scherzend mit dem Bemerken schrieb, in ihrem Charakter sei dafür „pas l'ombre d'adresse" zu finden. Der Umstand, daß sie den Dichter stets auf Kosten des Menschen loben hörte, vermehrte bei ihr den Wunsch, auch diesen auf die Höhe seines Genius zu erheben. Durch zeitweilige Entfernung von Italien, pecuniäre Hülfe, die sie, wie immer, schonend und bereitwillig bot, vor Allem aber durch die Hingebung an ein großes, begeisterndes Dichterwerk, hoffte sie ihm zur Unabhängigkeit zu verhelfen. In dieser Absicht sprach sie ihm von

Tragödien, deren Gegenstand Maria Stuart, oder Eleonore von Guienne, Gemahlin Ludwig's VII. von Frankreich und von Sultan Saladin geliebt, oder Rosamunde und Heinrich II. Plantagenet, oder Tasso sein sollte. Sie schickte ihm die später von Saffi ins Italienische übertragene Templertragödie von Renouard, die damals in Paris einen außerordentlichen Erfolg feierte. Wenn er über die ersten Vorboten des Alters, über Entmuthigung und Abspannung klagte, erwiderte sie, Niemand so wie er vermöge die Jugend zu gewinnen. Auch sie bewahre ihm ein noch jugendliches Gefühl und träume von vollkommener Freundschaft mit ihm bis ans Ende. Sie rief ihn mit den Seinen, mit dem Abbate de Brême immer wieder nach Coppet. Dort werde er, fern von der Politik, das dauernde Kunstwerk seines Lebens schaffen. Monti, der im Herbst 1805 mit einer italienischen Deputation nach Deutschland ging, um Napoleon zu seinen Siegen im dritten Coalitionskrieg zu beglückwünschen, kam auf der Rückreise auch wirklich vorübergehend nach Coppet, wo Benjamin Constant seine sanften stolzen Züge und seine Declamation bewunderte. Nach Italien zurückgekehrt, lebte Monti lange genug um ähnliche Huldigungen, wie damals an Napoleon, nach den Ereignissen von 1815 an Kaiser Franz von Oesterreich zu richten. Die beste Leistung seiner späteren Jahre blieb die berühmte Homerübersetzung, die ihm, der nicht griechisch verstand, die bekannten Spottverse des ihm längst entfremdeten Ugo Foscolo zuzog:

„Questi è Monti, poeta e cavaliero
Gran traduttor dei traduttor' d'Omero."

Der hohe Zug, den seine Freundin und Gönnerin in ihm vermuthet hatte, war nicht vorhanden, und Monti im höchsten Sinne das, was die Franzosen une génie verbale nennen. Die Correspondenz mit ihm hörte nach und nach auf, eine regelmäßige zu sein; doch blieb Frau von Staël ihm gut. Der einzige von ihm veröffentlichte Brief an sie vom Jahr 1815 schließt mit den Worten „Amatemi, che ne siete ben corrisposta". Im darauffolgenden Jahr 1816, als sie mit Tochter und Schwiegersohn nach Mailand kam, sahen sie sich wieder. Er brachte ihr sein kurz vorher entstandenes Gedicht, eine „il mistico omaggio" genannte Cantate auf Erzherzog Johann, deren sprachliche Schönheit sie lobte. „Les objets de ces vers doivent être fort contents," schließt, wohl etwas ironisch, dieser letzte Brief. Ihr Dichter von Gottes Gnaden endete als Hofpoet. Das war es nicht, was sie von ihm gewollt hatte.

Der Aufenthalt in Mailand schloß die italienische Reise ab; bereits Ende Juni 1805 war Frau von Staël wieder in Coppet, das sich mit Freunden und Gästen belebte.

Briefe an Monti erwähnen, mit welchem Interesse sie Roscoe's Biographien von Lorenzo di Medici und Leo X. las, mit welchem ernsten Willen, ihm näher zu kommen, sie Dante zu lesen begann. Gegen denselben Correspondenten äußert sie wiederholt, sie sei von geistreichen Menschen umgeben, allein der französische Geist bedürfe, um sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zu geben, der äußeren Anregung und der Möglichkeit, über Thatsachen und Charaktere zu urtheilen. In der Stille des Landlebens zeige er sich weder schöpferisch noch überhaupt dichterisch angelegt. Ihr sei kürzlich, zum großen Spaß ihrer Umgebung, der

Ausdruck „wir Italiener" entschlüpft. Noch war kein Wort über das, was sie innerlich beschäftigte, gefallen. Die erste Andeutung darüber, welche Gestalten unter dem Schatten des Parks von Coppet ihre Phantasie bevölkerten und ihre Seele bewegten, enthält die Stelle eines Briefes an Monti vom 8. August: „Ich habe meinen Freunden den Anfang des Romans über Italien vorgelesen; sie finden ihn besser als Alles, was ich bisher geschrieben habe. Ich weiß warum."

In Deutschland glaubte man ihre Thätigkeit auf das Buch gerichtet, das sich mit den dortigen Zuständen befassen sollte, und war ihrer Wanderung durch Italien zwar stets mit Interesse, aber nicht ganz ohne Bedenken gefolgt. Selbst ein so vorurtheilsfreier Geist wie Wilhelm von Humboldt setzte bei den Franzosen weder Verständniß noch Sympathie für Sprache und Bildung ihrer südlichen Nachbarn und Stammesverwandten voraus. Von der Reise von Frau von Staël über die Alpen war noch nicht die Rede, als er an Goethe schrieb: „Göttliche Waffen, und die ich nicht ohne innige Freude benütze, leiht die italienische Sprache gegen die Franzosen, die genau genommen für sie noch weniger Sinn haben als für die deutsche, denn in unsern Dichtern haschen sie wenigstens noch das Sentimentale auf, wenn ihnen auch das Echtpoetische immer fremd bleibt. Aber für die Italiener, wenn sie nicht auf Glauben an Tasso, Dante und Ariost nachschwatzen, haben sie gar keinen Sinn. Das wird Ihnen auch an der Staël aufgefallen sein, die überhaupt meiner Empfindung nach eine recht unpoetische Natur ist, ohne eine prosaische zu sein. Wirklich gibt es Menschen, die von dem Ergreifenden in der Poesie, statt in die Höhe geführt zu werden, zu Boden sinken; auf die sich poetisch wirken, aber in denen sich nichts Poetisches erwecken läßt. Dennoch liebe und bewundere ich die Staël sehr." Goethe seinerseits urtheilte kaum anders. „Frau von Staël ist in Italien," schrieb er während ihres dortigen Aufenthaltes an Johannes von Müller; „ob ihre passionirte Formlosigkeit durch diesen Aufenthalt etwas bestimmter werden, ob sie mehr Neigung zu den Künsten bei ihrer Rückkehr haben wird, muß die Zeit lehren." „Sie hat kein Kunstgefühl," rief Bonstetten, seine Muse, Friederike Brun, auf Kosten der Freundin in Coppet rühmend, „die Seite, wo Du am besten bist, ist bei ihr vernagelt. Alles Schöne, was nicht Witz und Beredtsamkeit ist, existirt nicht bei ihr."

Sie irrten sich Alle, denn sie rechneten Alle nur mit einem Talent.

Inzwischen aber war unter dem südlichen Himmel, unter der heißeren Berührung des Schmerzes, nach Trennungen, für welche die Erde kein Wiedersehen bereit hat, der Genius erwacht, theilnahmvoll noch immer, hülfreich und gut, aber ernst, die Stirn vom Kranz umschattet, dessen dunkle Blätter mit dem Glück bezahlt werden.

So entstand, unter Kämpfen und Stürmen, eine jener poetischen Schöpfungen, die für immer den Künstler und sein Werk verbinden. Mit „Corinna", sagt Sainte-Beuve, schritt auch Frau von Staël zum Capitol, und fortan grüßte die Welt sie unter dem Namen, den sie verewigt hat. Die Blüthen der Jugend fielen entblättert; innerlich vereinsamt, wie die edle Gestalt ihrer Dichtung, empfing sie den Preis, der das Verlangen ihrer Seele nicht stillte. Ist es doch sie, die sagt: „La gloire n'est pour les femmes qu'un deuil éclatant du bonheur."

Der Roman, „Corinne ou l'Italie", erschien fast gleichzeitig zu Paris und Leipzig, und erreichte noch bei Lebzeiten der Verfasserin eine sechste Auflage. Sein Erfolg war ein derartiger, daß vereinzelte Einwendungen der Kritik fortan wenig mehr zu bedeuten hatten. Die alte Schule zwar gefiel sich nach wie vor in kleinlichem Tadel, aber Suard bestätigte im „Publiciste", welche Aufnahme das europäische Publicum dem Werke bereitete, und eine Feder, welche D. D. zeichnete, aller Wahrscheinlichkeit nach die von Fräulein von Meulan, der späteren Madame Guizot, vermittelte in den „Débats" die Anerkennung der Pariser Lesewelt. Im Namen der Literatur bezeichnete M. J. Chénier das Ganze als imponirend, rügte die Charakterzeichnung von Oswald und huldigte der Centralfigur mit rückhaltloser Bewunderung. Eine Kritik von nicht bloß literarischer Bedeutung knüpfte sich an die Nebenrolle des Grafen d'Erfeuil. Dieser, der einzige Franzose des Buchs, ist als ein Mann von vortrefflichen Manieren und unbegrenztem Leichtsinn geschildert, so daß auch die ärgsten Schicksalsschläge seine Laune kaum zu trüben vermögen und er in allen Lebenslagen frivol und unbedacht, aber auch muthig, liebenswürdig und dienstfertig bleibt. Ohne von der italienischen Sprache ein Wort zu verstehen, geht er nach Italien. Befragt, ob er nicht gesonnen sei, sie zu erlernen, gibt er zur Antwort, das liege nicht in seinen Studienplänen, und bleibt dabei so ernst, als handle es sich um einen der vernünftigsten Entschlüsse von der Welt. Daß er seinen melancholischen Freund Oswald nicht versteht, schreibt er lediglich einem Mißverständniß zu, „weil dieser nicht gut genug französisch spreche". In Rom findet er nichts zu bewundern als die Peterskuppel, „weil sie an jene der Invalidenkirche zu Paris erinnert". Gegen den Schluß des Romans ist es d'Erfeuil, der der verlassenen Corinna zu Hilfe kommt; aber zu trösten weiß er sie nicht, und wo er von Herzensangelegenheiten zu sprechen versucht, nennt er sie „ces affaires" und empfiehlt ihr, da sie bereits sterbend ist, ihre Gesundheit zu schonen.

Auf diese Figur des Romans Bezug nehmend, erschien im „Moniteur" eine heftig tadelnde Kritik, die seinen Mangel an Patriotismus rügte und sich in geistreicher, aber bitterer Weise gegen das auf den Engländer Oswald concentrirte Interesse aussprach. Nach Villemain war der Verfasser dieser Kritik Napoleon selbst, der auch bei sonstigen Anlässen die Betheiligung an literarischen Fehden nicht verschmäht hat.

Unter den französischen Kritikern und Literarhistorikern ist fast keiner, der sich nicht mehr oder weniger eingehend mit „Corinna" beschäftigt hätte. Charakteristisch sind die Bemerkungen, die Benjamin Constant noch 1829 in Bezug darauf niederschrieb. Dem Vorwurf, als ob der Enthusiasmus des Buches verführerisch wirken könne, begegnet er mit der ironischen Frage, ob denn plötzlich die Selbstsucht auszusterben drohe, weil ihr von allen Seiten Vertheidiger erwüchsen. Oswald nennt er gewonnen, doch nicht überzeugt, hingerissen, nicht unterworfen, oft glücklich, niemals mit sich selbst zufrieden, von der Liebe, die er einflößt, berauscht, vom Glanz der merkwürdigen Erscheinung geblendet, und stolz auf die mitdurchlebten Erfolge. Aber irgendwie sei eben doch die ihn umgebende Luft zu dünn für seine männliche Brust, er sehne sich nach dem Lande, wo ihn würdigere, ruhigere Güter erwarten als all' diese Poesie, die Bilder, die

schönen Künste, die der Schmuck des Lebens und doch nicht sein Inhalt sein sollen. Kein anderes Buch dagegen scheine eindringlicher als dieses die wichtige Lehre einzuschärfen, daß je außerordentlicher die Fähigkeiten, je nothwendiger es sei, sie zu bändigen. Wer den Stürmen so mächtig schwellende Segel entgegenbreite, dürfe nicht mit zitternder Hand ein schwaches Steuer lenken; wer glänzende und vielseitige Gaben empfangen habe, solle mit Mißtrauen und Zurückhaltung durch die Menge schreiten, denn zwischen dem unabhängigen Genius und der unempfindlich harten Welt ist der Kampf ein ungleicher. Wenn tieffühlende Seelen, stolze Charaktere, mit heißer Gluth der Phantasie und hellem Verstand begabt, ihr nicht zum Opfer fallen sollen, müssen sie einsam zu leben, zu leiden, zu verachten lernen. Das ist, sagt er, nicht der moralische Zweck, wohl aber das moralische Ergebniß von „Corinna", und eben darin liegt ihr sittlicher Werth.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen dieser Studie schrieb Sainte-Beuve über Frau von Staël und äußerte in Bezug auf „Corinna", vom Augenblick an, wo sie von der Leidenschaft gepackt erscheine, „von der Geierkralle, unter welcher Glück und Unabhängigkeit erliegen," liebe er sie, eben wegen dieser Unfähigkeit sich zu trösten, um der Gefühle willen, die mächtiger bleiben als das Genie. Dann auf den Stil übergehend, „den Stil und die Form, die Alles sind, ohne welche diesseits des Rheins die gedachtesten Bücher nicht leben," fällt Sainte-Beuve das folgende, von ihm selbst nicht immer festgehaltene Urtheil: „Nicht in Bezug auf ‚Corinna' ist es mehr an der Zeit, gegen Frau von Staël den Vorwurf eines Mangels an Zusammenhang und Festigkeit in Bezug auf den Stil zu erheben. In der Ausführung dieses Werkes hat sie den Ton geistreichen Gesprächs, geschriebener Improvisation, sowie sie ihn zuweilen, auf die Marmorverkleidung des Kamins gestützt, stans pede in uno, beizubehalten pflegte, vollständig verlassen. Wenn auch noch hie und da Unvollkommenheiten des Stils sich nachweisen lassen, so sind sie selten und unwesentlich. Die Einzelheiten des Ganzen erscheinen mit aufmerksamer Sorgfalt durchgeführt; die Verfasserin ist bis zur Kunst, zur maßvollen Schönheit gelangt." Und an anderer Stelle die Beschreibung von Rom im Briefe Chateaubriand's an Fontanes von 1803, die er „eine olympische" nennt, besprechend, fügt er hinzu, Frau von Staël sei nicht so stolz, nicht so formgewandt, aber nicht weniger vornehm und im Grunde ernster als Chateaubriand.

Anregend hat „Corinna" nicht nur auf die Literatur, sondern auch auf die Kunst gewirkt. Der große Maler der Napoleonischen Epoche, Baron Gérard, gestaltete die Scene am Cap Misenum zu einem großen historischen Gemälde, das er später auf Wunsch Ludwig's XVIII. als kleineres Staffeleibild für ihn reproducirte. In den Zügen der Hauptfigur, besonders in ihrem Blick, ist die Aehnlichkeit mit dem Urbild von „Corinna" festgehalten, wenn auch entsprechend idealisirt. Das Gemälde wurde 1821 vollendet und vom Prinzen August von Preußen für Madame Récamier angekauft; es ist seitdem oft durch den Stich vervielfältigt und in Deutschland zuerst durch einen Brief von Sulpiz Boisserée an A. W. Schlegel bekannt geworden. Nicht wie Gérard nach der Erinnerung, sondern 1807 und nach dem Leben hat auch die Malerin Madame Vigée-Lebrun Frau von Staël als Corinna, die Leier im Arm, im antiken Costüm dar-

gestellt. Das Bild wurde während eines Aufenthaltes der Künstlerin in Coppet vollendet, ein Jahr später in Paris ausgestellt und hierauf der Auftraggeberin zugesendet. „Il y a là tout votre talent," schrieb diese zurück, „et je voudrais bien que le mien put être encouragé par votre exemple, mais j'ai peur qu'il ne soit plus que dans les yeux que vous m'avez donnés."

Die deutsche Uebersetzung von „Corinna" wurde unter den Augen von Friedrich Schlegel durch seine Gattin besorgt, und erschien, mit einem Vorwort von ihm versehen, kurz nach dem Original. In Weimar las man den Roman, wie Frau von Schardt, die Schwägerin der Frau von Stein, darüber an Camille Jordan berichtet, mit Entzücken. Knebel meinte, die Dichterin habe darin mit dem Anfang des Tasso wetteifern wollen, und lobte den außerordentlichen Reichthum der Gedanken. Goethe erwiderte auf die Einschränkungen seines Freundes Reinhard, er sei gegen dieses Werk, sowie gegen alles Hervorgebrachte nachsichtiger und schonender, indem schon Talent erfordert werde, um das, was nicht recht sei, hervorzubringen. Er schloß mit den Worten: „Und so verschmelzen sich vor meiner Ansicht die Fehler ins Gute, wie es ja bei Betrachtung der Individuen auch der Fall ist, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden und die wir zuletzt doch lieben müssen. Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die Alles lebendig macht." F. Gentz und Jean Paul verhielten sich ablehnend. Dagegen ist der wirksamste tragische Dichter seit Schiller, Grillparzer, durch „Corinna" zur „Sappho" angeregt worden.

Das höchste Lob zollte Königin Luise. Oft habe sie die Lesung des Buches von Frau von Staël unterbrechen müssen, äußerte sie zu ihrer Umgebung, weil ihre Seele zerrissen war, nicht sowohl durch den Schmerz als durch den Verlust der Hoffnung, der sie an ihr eigenes Schicksal erinnerte, an die Dornenkrone von 1806. Die pathetische Trauer der Dichtung und die Klage um das in den Staub getretene Vaterland, was hatten sie gemein, wenn nicht den idealen Zug des Schmerzes um das Loos des Schönen auf der Erde? „J'ai vu les reines pleurer comme de simples femmes," sagte Chateaubriand, der gekrönten Dulderin gedenkend, vor ihrem Marmorbild zu Charlottenburg.

In der angelsächsischen Welt war das Interesse kein geringeres. Ueber dem Ocean las Gouverneur Morris „Corinna" mit dem festen Entschluß, Alles, was ihm mißfiel, während der Lectüre genau zu Papier zu bringen. Er war nicht bis zur Hälfte gelangt, als er seine Notizen wegwarf. „Rare quality of genius, to lead us in our ripe days, as love in the green ones, wheresoever it will," schrieb er nach Coppet. Dann fährt er in seiner Weise fort: „Ich bedauere, daß Ihr schottischer Lord an jenem mondbeglänzten Abend nicht ein wenig unternehmender war .... Ich erinnere mich, einst von einem armen, jungen, deutschen Mädchen gehört zu haben, welchem die Aerzte das Leben absprachen. Da hub sie bitterlich zu weinen an: Nein, nein, ich kann noch nicht sterben, sagte sie, erst muß ich ein wenig heirathen. Und wahrlich, warum soll Corinna der Welt verloren gehen?"

Das jüngere, ernstere Geschlecht kam mit James Mackintosh zu Wort. Er war damals in Indien und schrieb von Bombay: „Langsam lese ich ‚Corinna', um den Genuß zu verlängern, und mit Schrecken sehe ich, daß es mit dem Buch

nun doch zu Ende geht .... Lebe wohl, du mächtige, eigenthümliche Schöpfung, deren Fehler so auffallend sind, daß es sich nicht der Mühe lohnen würde, sie aufzuzählen, und von welcher doch einzelne Sätze mehr Gefühle erweckt und mehr Gedanken angeregt haben als die fehlerlosesten Muster literarischer Eleganz. Die Intrigue des Romans entwickelt sich nur, um die innere Welt zum Ausdruck zu bringen. Der ganze Zweck einer Episode ist erreicht, wenn sie leidenschaftliche Empfindungen vermittelt hat. Aber selbst bei solchen Anlässen zeigt sich, was die Verfasserin vermocht haben würde, hätte sie ihrem Talent nach dieser Richtung Spielraum gelassen. Die Zergliederung der Leidenschaften und Charaktere ist von jeher auch für mich ein solches Lieblingsstudium gewesen, daß ich selbst seine Uebertreibungen entschuldige. Obwohl ich andererseits nicht leugnen kann noch will, daß eine zu subtile Beobachtungsgabe zu Schlußfolgerungen führt, die nur in einzelnen Fällen zutreffend sind, in anderen dagegen ebenso gut ganz verschieden gedeutet werden könnten. In den Beschreibungen ist übrigens Frau von Staël oft nicht minder genau und zuverlässig als der kühlste Beobachter. Ihre Darstellung von Mittelmäßigkeit, Langeweile, eintöniger Beschränktheit, die nur Neid und Mißgunst in Bewegung zu setzen im Stande sind; von geistiger Ueberlegenheit, die gefürchtet und gehaßt, aber nicht verstanden wird, von Verstand und Witz, die nach und nach in der Stickluft der Dummheit erlöschen müssen, ist so wahr! Und dann, wie geschickt ist der ungünstige Eindruck der Schilderungen Northumbrischen Provinzlebens durch die Bemerkungen Oswald's wie durch das veränderte Urtheil von Corinna selbst nach dem zweiten Aufenthalt in England corrigirt, und wie weiß andererseits die merkwürdige Frau wieder den Enthusiasmus für Italien durch die Einschränkungen der Schlußcapitel auf das Maß der Wahrheit zurückzuführen!"

Ein anderes Urtheil von englischer Seite darf nicht übergangen werden. Es ist das von Lord Byron. Auf das letzte Blatt des der Gräfin Guiccioli gehörenden Exemplars von „Corinna" schrieb er innige Worte an die Geliebte. Dann fügte er in Bezug auf dieses ihr Lieblingsbuch hinzu: „Ich habe Frau von Staël gut gekannt — besser als sie Italien kannte. Allein ich war weit davon entfernt, damals zu ahnen, daß ich einst mit ihren Gedanken in dem Lande denken würde, das sie zum Rahmen ihrer anziehendsten Schöpfung gewählt hat. In Bezug auf Italien und England hat sie zuweilen Recht, öfters noch Unrecht; in Bezug auf das Herz aber, das nur eine Nationalität und kein Vaterland kennt, irrt sie sich fast niemals."

Während diese Beurtheiler sich durch die an ihren heimathlichen Verhältnissen geübte Kritik den Genuß an der künstlerischen Leistung nicht verkümmern ließen, erhob der Italiener Ugo Foscolo in den Spalten des „Gazettino del bel Mondo" den Vorwurf, als habe das Buch von Frau von Staël „infamato l'Italia, nel volere patrocinarla". Auch er hat später anders über diesen Punkt gedacht.

Italien selbst ist dankbar geblieben. In den Schaufenstern der dortigen Buchhändler fehlt noch heute fast niemals ein Exemplar von „Corinna", als unverwelkliches Blatt im Ehrenkranz, den die Fremden auf classischer Erde niedergelegt haben.

Gebhard Leberecht von Blücher.

Die Leser der 1881 eingegangenen Zeitschrift „Im neuen Reich" und der „Historischen Zeitschrift" kennen schon seit Jahren Dr. Carl Blasendorff, zur Zeit Oberlehrer am königlichen Bismarck-Gymnasium zu Pyritz, als einen Forscher, der das Leben des populärsten Feldherrn, den Preußen und Deutschland jemals besessen haben, zu seiner Specialität gemacht hat. Durch seine Anstellung am Gymnasium zu Stargard hatte Blasendorff 1872 Gelegenheit, eine Sammlung von Blücher-Briefen einzusehen, welche sich im Besitz der in der Nähe von Stargard ansässigen Familie von Bonin befand. Diese unverhoffte Entdeckung bestimmte die Richtung seiner Studien, in denen er sich auch durch die 1876 erschienene, solid gearbeitete Wigger'sche Lebensbeschreibung des Marschall Vorwärts nicht unterbrechen ließ und deren Ergebnisse nunmehr vorliegen[1]). Blasendorff hat sich darin nicht die Aufgabe gestellt, Blücher's kriegerische Thätigkeit in erschöpfender Weise darzustellen und zu würdigen. Nicht ohne Grund ist er der Meinung, daß eine solche Darstellung nur möglich wäre, wenn wir eine ausführliche Geschichte der Freiheitskriege von Seiten des großen Generalstabes besäßen, was leider noch nicht der Fall ist. Aber darauf hat Blasendorff sein Augenmerk gerichtet, ein ganzes Charakterbild seines Helden zu entwerfen, von dem er im Vorwort mit Recht sagt: „Ich hätte sonst fürchten müssen, mich mit ihm selbst in Widerspruch zu setzen, welcher nie Anspruch darauf erhoben hat, als Kriegskünstler und Schlachtendenker zu gelten, sondern mit dem Ruhme zufrieden war, das Volk in Waffen vorwärts gegen den Feind, vorwärts zum Siege geführt zu haben. Liegt aber gerade in der wunderbaren Beherrschung der Gemüther seine eigentliche Bedeutung, so war damit die Aufgabe gestellt, auch die Thätigkeit desselben außerhalb des Kriegsdienstes zu erforschen und damit den Einfluß festzustellen, welchen die harte Schule des Lebens auf die Entwicklung des Charakters geübt hat. Gerade nach dieser Richtung wird mein Buch wesentlich Neues bieten."

Blasendorff hat damit in der That den Punkt angegeben, in welchem sein Buch einen Fortschritt in der Wissenschaft bezeichnet. Es ist nicht ohne einzelne Verstöße; auf S. 27 wird die Erbstatthalterin von Holland, um deren willen Friedrich Wilhelm II. 1787 sich in die niederländischen Wirren einmischte, mit einem starken lapsus calami „die Königin" genannt, und S. 37 heißt es: schon die Pillnitzer Zusammenkunft habe den französischen Machthabern zur leichtfertigen Kriegserklärung genügt, eine Behauptung, an der Alles falsch ist; die Pillnitzer Zusammenkunft war nicht der einzige und noch weniger der sofortige Grund der Kriegserklärung, und diese Kriegserklärung selbst kann — man mag von ihren Urhebern denken wie man will — nur bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge mit dem Beiwort „leichtfertig" abgethan werden; in Wahrheit war ein friedliches Einvernehmen zwischen den Grundsätzen der Revolution und denen des alten Europa unmöglich.

---

[1]) Gebhard Leberecht von Blücher. Von Dr. Carl Blasendorff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1887.

Sieht man aber von solchen Einzelnheiten ab, so hat Blasendorff gerade das persönliche Leben seines Helden mit großem Erfolg ins Licht zu stellen unternommen. Wir erfahren namentlich viel Neues über den Aufenthalt Blücher's in Pommern (1807—1811); kaum ein wichtiger Theil seines Lebens, über den nicht Briefe des Mannes selbst uns unterrichteten, wie jedesmal seine Verhältnisse und seine persönliche Stellung zu den Ereignissen gewesen ist. Es sei uns gestattet, die Hauptergebnisse des Buches in Kürze unseren Lesern vorzuführen.

Blücher ward am 16. December 1742 zu Rostock als siebenter Sohn des früheren hessen-kassel'schen Rittmeisters Christian Friedrich von Blücher, dem Sproß eines alten mecklenburgischen Geschlechts, geboren. Im Frühling 1758 trat Gebhard Leberecht mit etwas über fünfzehn Jahren als Junker in schwedische Dienste, ebenso wie sein Bruder Siegfried, während seine zwei älteren Brüder, Berthold Hans und Burchard, ihrerseits im Heere Friedrich's II. dienten. Wie im Großen so im Kleinen: wie die deutschen Stämme bei jedem großen Kriege in verschiedenen Heerlagern fochten, wie jeder europäische Zusammenstoß seit dem westphälischen Frieden zu einem deutschen Bürgerkriege Anlaß gab, so setzte sich dieser Zwiespalt fort bis in den Schoß der Familien. Am 29. August 1760 wurde Blücher von den Husaren des Obersten Belling gefangen, und der schmucke Junker gefällt dem Obersten so, daß er ihm den Vorschlag macht, er solle kurzer Hand in sein Regiment eintreten. Gewiß ist auch das bezeichnend! Blücher steigt, während seine zwei Brüder in Friedrich's Dienste fallen, rasch zum Premierlieutenant auf, wird in der letzten großen Schlacht des siebenjährigen Krieges, bei Freiberg am 29. October 1762, wo die Belling-Husaren zehn Kanonen und fünfzehn Fahnen erbeuteten, am Fuße verwundet und muß sich in Leipzig in ärztliche Behandlung geben. Das Regiment ward nach dem Frieden nach Stolp in Pommern gelegt; als die erste Theilung Polens herannahte, zog Blücher mit nach dem Osten, wobei er an der Spitze von vierzig Husaren dreihundert Conföderirte zersprengte und vom König selbst für „einen tüchtigen Officier" erklärt ward. Auf diesem Zuge lernt er Karoline Amalie Freiin von Mehling kennen und führt das schöne und reiche Mädchen im Juni 1773 heim, nachdem vorher die Lösung des Militärverhältnisses in jäher Weise herbeigeführt war. An Stelle Blücher's, welcher zum ältesten Stabsrittmeister im Regimente aufgerückt war, wurde plötzlich der Premierlieutenant von Jägersfeld zum Schwadronsführer ernannt, und obwohl dieser fünfzehn Jahre älter war als Blücher, so gerieth Letzterer doch so in Zorn, daß er dem König schrieb: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied!" Auf ein solches Auftreten hin kann es nicht Wunder nehmen, daß der König Blücher zuvörderst mit Arrest bestrafte und ihn sodann am 3. Februar 1773 aus dem Dienste stieß.

Es folgen nun vierzehn Jahre der Zurückgezogenheit; Blücher lebt mit seiner Gattin zuerst in Gresonse, sodann auf dem Gute Groß-Raddow bei Regenwalde, das ihm sein Schwiegervater erworben hatte; im Laufe der Zeit wurden ihm sechs Söhne geboren, wovon drei früh wieder starben, später auch ein Töchterlein, Friederike. Das Leben eines Gutsherrn befriedigte Blücher nicht, mit so großem Eifer er auch den Pflichten eines Landwirthes sich widmete und so Tüchtiges er als solcher auch leistete; schon 1778 versuchte er wieder ins Heer aufgenommen zu werden; aber so lange Friedrich II. lebte, waren alle Schritte umsonst. Erst als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, wurde Blücher im März 1787 als Major in sein altes Regiment, und zwar *vor* dem Herrn von Jägersfeld, eingereiht; er nahm nun am holländischen Feldzuge Antheil und rückte 1791 nach Schlesien, als ein allgemeiner Krieg im Osten auszubrechen drohte. Seine Gemahlin war um diese Zeit von der Geburt des letzten Sohnes her so leidend, daß Blücher der Abschied bitterlich schwer ward: „Sie haben mich nicht schwach, sondern gefühlvoll gesehen;" „könnte ich meinem Herzen folgen, dann bliebe ich bei euch; aber ich muß der Pflicht und der Fahne folgen." Am

17. Juni 1791 mußte er von Schönsee in Westpreußen aus den Hingang des von ihm so unbeschreiblich geliebten Weibes melden. Bald hernach begannen die Rheinfeldzüge gegen die Franzosen, wobei sich Blücher, welcher seit August 1790 Oberst war, vor Allem in der Schlacht von Kinweiler am 28. Mai 1794 an der Spitze der rothen Husaren hervorthat: mit bloßer Reiterei schlug er ein feindliches Corps und erbeutete sechs Kanonen; der Erbprinz von Hohenlohe, selbst ein vortrefflicher Heerführer, war des Lobes voll. Am Schluß des Krieges konnte sich Blücher rühmen, daß sein Regiment 11 Kanonen, 7 Pulverwagen, 5 Fahnen, 1 Generallieutenant, 137 Officiere, 3327 Mann und 1134 Pferde in seine Gewalt gebracht habe. Blücher erhielt als wohlverdiente Anerkennung im Juni 1794 die Würde eines Generalmajors und den rothen Adlerorden.

Es ist charakteristisch für ihn, wie er, nach mehreren verfehlten Versuchen, seinen Kindern wieder eine Mutter gab. In Aurich hatte er im Jahre 1795 bei einem Gastmahle, das der Präsident der Kriegs- und Domänenkammer Peter von Colomb gab, dessen damals zweiundzwanzigjährige Tochter Amalie kennen gelernt, war von ihr bezaubert worden, und hielt ohne Weiteres kurz nachher, selbst ein Zweiundfünfzigjähriger, um das Fräulein mit dem Bemerken an: einen Korb acceptire er nicht, und in vier Wochen müsse die Hochzeit sein. Herrn von Colomb und seiner Gattin war der Altersunterschied anfangs bedenklich; aber sie hatten ein Einsehen, und am 19. Juli erfolgte auf Gut Sandhorst bei Aurich die Trauung. Die junge Frau verstand es nicht nur, ihren Gatten zu beglücken, sondern ward auch der heranwachsenden Tochter Friederike Mutter und Freundin. Er selbst aber hing mit zärtlicher Liebe an seiner Frau und rühmte ihre Tugenden seinen Freunden gegenüber. So lesen wir in einem Schreiben an Bonin: „heüßlig bin ich unbeschreiblig glücklig durch mein weib," und in einem anderen an seinen Freund Bretz: „meine Frau hat das Verdienst, daß sie mich zu einem ruhigen ordentligen menschen macht."

Während der elfjährigen Friedenszeit stand Blücher in Emden, Münster, Emmerich und wieder (1802—1806) in Münster, dessen endgültige Einverleibung in Preußen kraft des Patents vom 16. Juli 1802 durch ihn bewerkstelligt wurde. So widerwärtig auch diese Einverleibung den Münsterländern war, welche die Beamten „luthersge Dickköppe" und die Officiere „prüske Windbüdels" nannten, so gewann Blücher doch persönlich die Zuneigung des Volkes durch das freundliche Entgegenkommen und das strenge Rechtsgefühl, das er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Sogar das Domcapitel wurde so sehr von ihm eingenommen, daß es bei dem König eine Vorstellung einreichte, man möge Blücher als Gouverneur in der Stadt belassen. In Münster trat Blücher auch in nahe Beziehungen zu dem Oberpräsidenten Freiherrn von Stein; beide Männer, die später an dem großen Werke deutscher Befreiung zusammen arbeiten sollten, bewohnten je einen Flügel des Schlosses; „Präsident von Stein ist ein sehr brawer man," schreibt Blücher, „mit den ich gantz Harmonire." Die allgemeinen politischen Verhältnisse befriedigten den General sehr wenig. Infolge der Niederlage von Austerlitz war Preußen nochmals vor dem Zusammenstoß mit dem Kaiser Napoleon zurückgewichen; aber es erlangte damit nicht mehr als einen Aufschub der Katastrophe, welche 1806 über den Staat hereinbrach. Blücher ging voll Siegeshoffnung in den Kampf, den man nach seiner Ansicht mit allem Nachdrucke eröffnen mußte. „Der erste Schlag," schreibt er an Rüchel, „muß derbe sein, sie müssen ihm also auch mit krafft beginnen, bin ich erst mit die hiesigen Truppen bey ihnen, so glaube ich wihr können uns woll mit einen der marschelle messen, und wird einer derbe ausgeprügeld, der sagt es in vertrauen den andern, und es redet sich weitter." Freilich sollte es anders kommen. Die Bestimmung des Feldzuges, welche anfänglich in den Händen der Preußen lag, ging rasch an die Franzosen über, welche sich Naumburg's bemächtigten, somit in den Rücken der Feinde gelangten und dann am 14. October 1806 den Doppelsieg bei Jena und Auerstädt erfochten. Blücher hat an der letzten Schlacht theilgenommen; aber bei der herrschenden Verwirrung im Heere und weil die Reiterei ihre Schuldigkeit nicht that, vermochte er das Unglück nicht abzuwenden.

Um so heldenhafter benahm er sich bei dem Rückzuge. An der Capitulation des unglücklichen Prinzen von Hohenlohe bei Prenzlau nahm er keinen Theil; es war Massenbach's Ueberzeugung, daß dieselbe verhütet worden, wenn Blücher, „der rettende Engel", zur Stelle gewesen wäre: gerade, daß er damals sich nicht rechtzeitig mit Hohenlohe vereinigt hatte, ist ihm von Massenbach zum schweren Vorwurf gemacht worden. Blücher, dem diese Vereinigung physisch unmöglich gewesen war, wich auf Lübeck zurück, um den Feind von der Verfolgung des Königs abzuziehen, sich womöglich mit den Engländern zu vereinigen und dann Berlin zu befreien. Dabei hat er dann freilich Lübeck nicht halten können und sich mit 7000 Mann am 7. November bei Ratkau ergeben müssen, „weil ich," wie er an den Schluß der Urkunde schrieb, „kein Brot und keine Munition habe." Unter den vielen Capitulationen jener Zeit war es, wie später amtlich anerkannt worden ist, eine der wenigen, die gerechtfertigt war.

Die Franzosen behandelten den gefangenen General mit ausnehmender Höflichkeit; bei jeder Gelegenheit bezeugten sie ihre Hochachtung vor seiner standhaften Tapferkeit, und er durfte in Hamburg sich ganz nach Belieben bewegen, auch seine Familie nachkommen lassen. Nach vier Monaten ward er gegen den General Vich ausgewechselt, und auf dem Wege nach Königsberg am 22. April 1807 zur Audienz beim Kaiser nach Finkenstein befohlen. Die Unterredung dauerte etwa eine Stunde; der Kaiser war überaus liebenswürdig und suchte den General zur Friedensvermittlung zu bewegen: er wünsche lebhaft mit dem König wieder ins Einvernehmen zu kommen; wenn er ein preußisches Heer schlage, so sei es ihm, als wenn er mit seiner rechten seine linke Hand schlage. „Das ist ein verfluchter Kerl; er war so scharmant, daß ich gar nicht an einen Haß gegen ihn dachte; doch der verfluchte Fuchs fängt mich nicht." Mit großen Hoffnungen, weil er das französische Heer in sehr schlechtem Zustande gesehen hatte, kehrte Blücher zu dem König zurück; aber das Commando in Schwedisch-Pommern, das Blücher nunmehr auf Wunsch Gustav's IV. übernahm, trug ihm keine Lorbeeren ein; erst am 3. Juli kündigte Gustav den Franzosen den Waffenstillstand auf, und bereits am 9. Juli erfolgte der Friede von Tilsit, welcher die preußische Monarchie auf die Hälfte ihres früheren Umfanges herabsetzte.

Das Unglück des Staates wurde von Niemandem schwerer getragen als von Blücher. Ein Brief Hardenberg's erpreßte ihm in dieser Zeit „heiße Thränen"; man kann daraus auf seinen Inhalt schließen: „o möchte ich doch vor meinem Ableben die ganze Welt in Feuer und Flammen sehen! so dürfte ich an diesem Schauspiel mich im Leben noch einmal und zuletzt ergötzen können. Glauben Sie mich, mein inniger Freund, die Welt ist nichts Besseres werth als zu verbrennen; sie ist zu schändlich und die Menschen größtentheils zu große Unholde geworden." Blücher verbrachte die Jahre 1807—1811 als Generalgouverneur von Pommern und der Neumark, theils in Treptow — bis 1808 und wieder 1811 — theils in Stargard. Jede Hoffnung auf Kampf erfüllte ihn mit Freudigkeit; er ging sogar so weit, seine Abneigung gegen alles Politisiren zu überwinden und 1809 dem König mit unmittelbaren Vorstellungen zu nahen, daß man sich an der Seite Oesterreichs auf Napoleon stürzen solle. „Trage Fesseln wer da will," schrieb er an Graf Götzen, „ich nicht; ich bin frei geboren und muß auch so sterben." Von der Neutralität befürchtete er das Schicksal, welches 1806 der Kurfürst von Hessen gehabt hatte; „Deutschlands Freiheit wird am letzten Faden von Ew. Majestät gehalten": man könne auf 60000 Mann geübter Soldaten, auf ebenso viele theils exercirte, theils waffenfähige Krieger und das ganze Land zählen. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie der wohlerwogene Entschluß des Königs, doch neutral zu bleiben, auf Blücher einwirkte; aber er blieb der getreue Diener seines Herrn, dessen Huld noch 1809 sich ihm zu erkennen gab, als Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise auf der Reise von Königsberg nach Berlin auch Stargard berührten. Der Tod der angebeteten, ihm stets huldvoll gesinnten Königin entlockte dem General den Ausruf: „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der stolz der Weiber ist also von der Erde Geschieden. Gott im Himell sie muß vor uns zu guht gewesen sein."

Zu diesem Leid gesellten sich 1808 noch körperliche Heimsuchungen, von denen der General so gequält wurde, daß man das Schlimmste fürchtete. Der Regimentsarzt Horlacher, der sich selbst banger Sorge nicht erwehren konnte[1]), stellte ihn jedoch 1809 wieder her; „ich bin weit gesunder wie ich nie war, ich habe solchen Appetit zum Essen, daß ich mich alle augenblicke den Magen verderbe . . . ich genieße unter Freunde das Leben, Cartte biege ich nach alter Weise."

Preußen genoß in der ganzen Zeit von 1807—1813 keine wirkliche Ruhe; fortwährend wurde es von den Wandlungen der europäischen Lage vor allen anderen deutschen Staaten betroffen, weil es in Napoleon's Augen stets ein unsicherer Factor war und blieb, und sobald eine Verwicklung sich bildete, trat auch die Frage auf: wie in derselben Preußen unschädlich zu machen sei. So namentlich 1811, als der Zusammenstoß Frankreichs und Rußlands herannahte. Würde Napoleon nicht damit beginnen, daß er sich des am Wege nach Moskau liegenden Staates durch völlige Besetzung versicherte? Blücher sah das warnende Beispiel der spanischen Herrscherfamilie vor Augen, deren Land der Kaiser unter dem Vorwand des portugiesischen Krieges mit seinen Legionen überschwemmt hatte und die alsdann ihres Thrones beraubt worden war. Ließ man die Franzosen, die ja ohnehin immer noch in Glogau, Küstrin und Stettin standen, in Preußen weiter eindringen, so war vielleicht für die Hohenzollern das Loos der Bourbonen zu befürchten. Deshalb mahnte Blücher zum Widerstand, so lange es noch Zeit sei, und richtete von Treptow aus in Kolberg ein verschanztes Lager her, das mit 20000 Mann wirksam vertheidigt werden konnte. Ende August hatte der König 74000 Mann unter den Waffen. Aber als der Kaiser nur die Wahl zwischen der Einstellung der Rüstungen und sofortigem Bruch ließ, gab Friedrich Wilhelm III. doch nach; mit Recht, weil auf rasche Hilfe durch die Russen jetzt schlechterdings nicht zu hoffen war und Preußen allein dem Imperator hätte unfehlbar erliegen müssen. Blücher knirschte; ohne Aufsehen zu machen, setzte er trotzdem mit 9000 Mann die Arbeit an seinen Schanzen fort; aber dem französischen Gesandten Marsan entging dies nicht, und im November 1811 erzwang Napoleon die Entlassung des unbotmäßigen Generals. Insgeheim ließ der König demselben alle Anerkennung widerfahren; Blücher bekam das Gut Kunzendorf bei Neiße als Entschädigung für mancherlei Forderungen, welche er erheben durfte und bei seiner Unfähigkeit zu geordneter Wirthschaftsführung auch erheben mußte. In Breslau erlebte er dann den ungeheuren Schlag, welcher Napoleon's großes Heer in Rußland vernichtete, und die Erhebung des Jahres 1813.

Als sich Friedrich Wilhelm III. entschloß, jetzt die Würfel über Sein und Nichtsein zu werfen, schwankte die Entscheidung über die Persönlichkeit des Oberbefehlshabers zwischen Graf Tauentzien und Blücher. Ersteren empfahl der Oberst Knesebeck; für Blücher trat Scharnhorst ein, weil derjenige Mann der geeignetste Anführer sei, welcher ganz frei sei von Furcht vor Napoleon, und am 28. Februar unterzeichnete der König die Ernennung Blücher's, dem Scharnhorst als Generalquartiermeister, d. h. als Haupt des Generalstabes, sich zugesellte: als zweiter Generalstabsoffizier ward Gneisenau be-

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um den Blücher-Forschern Nachricht von der Existenz einiger bisher unbekannter Briefe Blücher's zu geben, die sich in den Händen eines meiner Verwandten, des Herrn Rittergutsbesitzers Bürger auf Schloß Amlishagen, Oberamt Gerabronn in Württemberg, befinden und an den früheren Besitzer des Gutes, den damaligen königlichen Regimentschirurgus Horlacher in Königsberg, gerichtet sind. Beide handeln vorwiegend von Blücher's Gesundheitsverhältnissen und eignen sich wegen ihrer rückhaltlosen Sprache über diese Dinge nicht wohl zur unverkürzten Veröffentlichung in diesen Blättern. Der erste Brief ist geschrieben in Stargard, am 20. Mai 1809. „Das warme Wetter thut mich recht wohl und ich reite alle Tage ein Stündchen . . . Möchte es am politischen Horizonte doch auch gute Witterung geben, ich bin in gespannter Erwartung, was ich von oben her vor Resolution erhalte, mein Entschluß ist fest genommen." Hardenberg wird in dem Briefe Blücher's „alter Freund und Gönner" genannt, auch „braver Mann", und eine Reise nach Königsberg als möglicher Weise bald bevorstehend bezeichnet. Der zweite Brief ist ohne alle Zeitangabe; er besagt, daß Blücher's Gesundheitszustand so gut sei, wie er es nur wünschen könne, und macht einige weitere auf diese Dinge bezügliche Angaben.

rufen. Alsbald schrieb Blücher an den treuen Bonin nach Pommern, er solle ihm, wenn es in der Welt möglich sei, ein paar Pferde besorgen, die er gern bezahlen wolle. „Dein ältester Sohn und mein jüngster mögen sich nun auch nur aufmachen, das unthätige Leben schickt sich für sie nicht. Deiner Frau küsse ich die Hände, Deinen Töchtern, wenn sie es erlauben, den Mund." Er war, nachdem ein Fieberanfall überwunden, bald an der Spitze seiner Truppen und Ende März schon in Dresden, voll Zuversicht, voll guter Laune. „Man immer munter druff los gesungen!" sagte er in Dresden zu einem jungen Mann, welcher ihn um die Erlaubniß gebeten hatte, eine Sammlung von Kriegsliedern für die Soldaten drucken lassen zu dürfen. „Das bringt etwas Feuer unter die Leute. Jetzt muß ein Jeder singen, wie ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!"

Sollen wir nun Blücher auf dem Siegesgange folgen, auf welchem er das Ziel erreichte, nach dem er seit Jahren lechzte? Sollen wir erzählen, wie er seine Ankündigung an die Sachsen wahr machte und „die alten Throne sicherte und die Nationalunabhängigkeit erkämpfte"? Wir denken, nein. Jedermann weiß dies. Daß Blücher ein Hauptantheil an dem Siege gebührt, kann Niemand bestreiten, auch der nicht, welcher etwa Gneisenau's überlegener Strategie das größere Verdienst zuschreiben möchte. Was Scharnhorst geurtheilt hatte, das erwies sich als wahr und zutreffend in jeder entscheidenden Stunde dieses denkwürdigen Krieges. Blücher war ohne alle Furcht vor dem Besieger Europa's; wenn alle vor Napoleon zitterten, so war es stets sein höchster, heißester, alleiniger Wunsch, den Gewaltigen auf dem Schlachtfelde zu fassen und mit der „eisernen Zange" zu erdrücken, mit welcher Frundsberg's Landsknechte bei Pavia die gefürchteten Sieger von Marignano erdrückt hatten. Auf dieses Verhalten kam vor Allem viel an; der Soldat erfüllte sich, wie elektrisirt, mit dem kühnen Schlachtenmuth seines Feldherrn, und das Meduſenhaupt des Corsen verlor seine versteinernde Wirkung. Wie oft sollte späterhin, wenn Alles stockte, vom „schlesischen Heere" Blücher's der Antrieb ausgehen zu neuem Vorsturm, der endlich „den großen Coloß," wie Blücher auf dem Leipziger Siegesfelde schrieb, niederwarf und Europa von dem „großen Tiran" befreite. Einige kleine Züge reden mehr als viele Worte. Bei Großgörschen, am 2. Mai 1813, fiel eine Granate nahe bei Blücher nieder; „Ew. Excellenz, eine Granate!" rief Alles warnend; „J, so laßt doch den Deubel," sagte der General ganz ruhig, sah zu, wie sie krepirte, und ritt dann erst weg. Bald nachher traf ihn eine Gewehrkugel in die Seite; sobald er vom Arzt erfuhr, daß die Wunde ungefährlich sei, war er nicht mehr zu halten, und jagte wieder ins Gewühl zurück. Wie am Abend der Rückzug befohlen ward, gerieth er außer sich; „was, all' das Blut sollte umsonst gefloſſen sein? Nun und nimmer gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben!" Und wirklich führte er bei der Nacht seine Schwadronen gegen das französische Lager, so daß Napoleon selbst aus seiner Ruhe aufgescheucht ward; und nur die Ungunst des Bodens verhinderte die Durchführung des Unternehmens. Diese unerschütterliche Heldenhaftigkeit geleitete ihn durch alle Wechselfälle des Krieges; nach den schweren Niederlagen des Februar im Jahr 1814 schrieb er an Hardenberg: „Da ich morgen und übermorgen vier Corps vereinige, so hat die sache eine andere gestallt und ich marchire den 19ten gerade uf meinen Gegner los, helld er sich so Schlage ich ihm, daß können sie sicher glauben." Und es kam der Tag, wo Blücher und die Seinen auf dem Montmartre standen, unter sich die bezwungene Hauptstadt des Feindes, welche seit achthundert Jahren keine fremden Truppen mehr vor ihren Thoren gesehen, wenn auch zweimal — 1544 und 1636 — vor ihrem Herannahen gezittert hatte. Leuchtenden Auges stand Gneisenau da, während die Strahlen der sinkenden Sonne die Thürme von Notre-Dame erhellten; Blücher aber, dem die Augenschmerzen einen solchen Anblick untersagten, sprach zufriedenen Herzens: „Luise ist gerächt!"

Nochmals erhob sich der gestürzte Cäsar von Elba her: bei Ligny focht Blücher unglücklich, aber mit löwenhafter Tapferkeit, „hochgeröthet wie ein Jüngling, mit ge-

zücktem Säbel, auf seinem prächtigen Schimmel in Bogensätzen heransprengend"; fast wäre er dann — wer kennt die Scene nicht? — von den Hufen der feindlichen Pferde zertreten worden. Bei Belle-Alliance nahm er seine Rache; bis Nachts elf Uhr ritt der Zweiundsiebzigjährige hinter den Franzosen her, um Napoleon „aus der Ruhe herauszustören"; aber den verwundeten, unter Schmerzen sich krümmenden Feinden überließ er mildherzig zu Genappe das für ihn bestimmte Vorderzimmer und schlief selbst in einem kleinen Kämmerchen. Zur richtigen Würdigung seines Charakters darf dieser Zug nicht übergangen werden.

An Ehren fehlte es Blücher nicht; für den Sieg an der Katzbach ward er sofort mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes geschmückt, und am 3. Juni 1814 nach erfochtenem Siege zum Fürsten von Wahlstatt ernannt. Bei der im gleichen Monat erfolgenden Reise nach England „wurde er vom Volke fast zerrissen;" „liebes malchen, ich begreiffe es nicht, daß ich noch lebe; man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen." Er konnte in London nicht ausschlafen; jeden Morgen sammelten sich vor seinem Hause Tausende von Menschen und riefen so lange: „Hip, hip, Hurrah!" bis er sich zeigte und den Gruß erwiderte. Vor Allem aber freute sich der Wackere, daß auf Betreiben von Wilberforce bis August 1814 in England 15 000 Pfund Sterling gezeichnet wurden, um für die „unglücklichen und zu sehr gelittenen" in Preußen sorgen zu helfen. Mit dem letzten Ausgang der Abrechnung mit Frankreich war er freilich nicht zufrieden; „die Deplomatiquer, die Tintenkleckser und Federfuchser" erregten seinen gründlichen Abscheu; er beklagte bitter, daß „Preußen und Deutschland trotz seiner Anstrengungen immer wieder als das betrogene vor der Welt dasteht und Englands Einfluß auf Deutschland sich fest begründet."

Die körperlichen Leiden erneuerten sich während des Krieges und nach dem Siege; er litt wieder an den sonderbarsten Vorstellungen; als in Aachen im November 1815 die überhitzten Tapeten platzten, meinte er: seine gefallenen Waffenbrüder lüden ihn durch Geschützfeuer zum Einmarsch in die andere Welt ein. „Ich bin am Abende meines Lebens," sagte er den Frankfurtern, die ihn mit Begeisterung begrüßten, „und fürchte die Nacht nicht." Durch Badekuren in Karlsbad und Dobberan verjüngte er sich wohl wieder zu Zeiten; aber daß sein Sohn Franz in geistige Umnachtung sank und nach Godesberg gebracht werden mußte, traf ihn ins Herz. „Gott hat Großes an mir gethan, hat mir tausend mal mehr Wohlthaten erwiesen als ich elender Mensch je verdient. Aber, lieber Vetter, ich bin doch ein unglücklicher Vater." Im Sommer 1819 war er nochmals mit bestem Erfolg in Karlsbad; aber Ende August erkrankte er auf Schloß Krieblowitz in Schlesien heftig, und die Kräfte nahmen rasch ab. Am 5. September empfing er noch einmal den Besuch seines königlichen Herrn, welcher ihn seiner stetigen Dankbarkeit versicherte und mit Thränen wegging. Am 12. September zogen sich die Truppenübungen nach Schloß Krieblowitz hin; als der Feldmarschall das Krachen der Geschütze und das Knattern der Gewehre vernahm, verklärten sich seine Gesichtszüge, er richtete froh den Blick nach oben: bald hernach verschied er. Es war 10 Uhr und 19 Minuten; er stand im siebenundsiebzigsten Lebensjahre.

Das Buch von Blasendorff bietet ein reiches Material zur Beurtheilung des Helden nach der rein menschlichen Seite. Er war stets ein echter flotter Reiterofficier, mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen; und nicht an letzter Stelle steht seine Vorliebe für das Glücksspiel. Darüber hielten sich schon die Münsterländer auf, namentlich weil er auch seine Officiere dazu heranzog; als er 1811 seine Stargarder Wohnung übergab, waren außer den zwei zur Einrichtung gehörigen Spieltischen noch sechs weitere vorhanden. Seiner Wirthin in Treptow schenkte er beim Abschied seine Whistmarken mit den Worten: „Ich habe sie viele Jahre gehabt, viel Geld damit gewonnen, aber doch weit mehr verloren." Im Zusammenhang mit dieser Leidenschaft steht überhaupt Blücher's Unfähigkeit, mit dem Gelde sparsam umzugehen; trotz reicher Einkünfte war er fast beständig in materieller Sorge; 1809 mußte angeordnet werden, daß die Gläubiger durch monatliche Abzüge von zweihundert Thalern be-

friedigt werden sollten, was den alten Haudegen so verdroß, daß er meinte: „Pech und Schwefel muß vom Himmel regnen, und die Sicherheitscommissarien —".

Alle etwaigen Schwächen werden aber verdunkelt durch den Edelmuth, die Herzensgüte, Opferwilligkeit und Leutseligkeit, welche Blücher bei jedem Anlaß offenbarte. Sein verwaistes Töchterlein Friederike empfiehlt er im April 1796 von Münster aus der Obhut seines Freundes Bonin und der seiner Gattin. „Wende an ihre Erziehung alles, nichts ist mich zu kost bahr; ich werde es Euch nuhr danken, Gott aber lohnen können . . . Sollte meine tochter Schohn Frisirt sein, so bitte um Gottes willen, laß alles auß kemmen." Dem Sohn Franz schenkt er später das Gut Großziethen „aus väterlicher Liebe." Einem alten Wachtmeister Lauing, für den er nichts herausschlagen kann, läßt er monatlich fünf Reichsthaler auf seine Rechnung zahlen, und im April 1809 schreibt er aus Stargard: „Die größte Freude vor mich ist, daß ich so manchen Menschen habe zu Brodt helfen können." Die Stockschläge hat er in seinem Husarenregiment schon 1805 abgeschafft. Von dem steifen Hochmuth eines Bülow hat er nichts an sich; überall ist er ein ständiger Gast in den Logen seiner Garnisonsorte, und mit Civilisten verkehrt der Feldherr, wo er kann. In Stargard sitzt er Mittags am Markt vor Weigel's Weinstube oder pflegt er die Posten zu erwarten, um sich die ankommenden Fremden zu besehen; und wie einmal ein Fleischer Haase, der sein Meisterstück macht, den bekränzten Ochsen durch die Stadt führt und vor Blücher's Hause hält, tritt der General mir nichts dir nichts unter die Thür, betrachtet wohlgefällig das Thier und plaudert mit dem jungen Meister.

So schlicht und einfach war der Mann, vor dem das Schwert des Weltbezwingers splitterte.

Gottlob Egelhaaf.

Die Universitätsfeier von Bologna

in ihrer Bedeutung für die italienisch-deutsche Rechts- und Staatswissenschaft.

Die Vorgänge, welche sich in der Festwoche des ehrwürdigen Bologna (10. bis 16. Juni) abgespielt, haben in der deutschen Presse kaum ausreichende Würdigung gefunden. Denn sie fielen in die Tage, da wir Alle mit verhaltenem Athem an dem Sterbelager unseres edlen Kaisers standen und anderen Empfindungen als denen des tiefsten Schmerzes um das tragische Geschick des heldenmüthigen Dulders keinen Raum zu gewähren vermochten. Hat doch auch der großherzige König Italiens, tiefbewegt von dem Verluste des hohen Freundes, sich alsbald der Festfreude entzogen, und unter den aus allen Theilen der Erde zu uns herüberdringenden Bezeugungen schmerzerfüllter Theilnahme hat die italienische Nation am lautesten und einmüthigsten ihre Stimme erhoben.

Nun aber geziemt es sich, die bedeutsamen Thatsachen ins Auge zu fassen, welche in der Bologneser Jubelfeier ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden haben.

Ich spreche nicht von den eigentlichen Festlichkeiten, in welchen die Bürger von Bologna wie die Studenten dieser und anderer italienischer Hochschulen durch ihre echte, naive, aus unmittelbarer Empfindung und gesättigtem Humanismus entspringende Begeisterung in Ernst und Scherz die Herzen der Fremden erobert haben. Ein vortrefflicher, mit eindringender Kenntniß italienischen Wesens geschriebener Bericht von B. J. in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 19. Juni überhebt mich dieser Mühe. Eine stattliche, mit guten Illustrationen geschmückte Festzeitung, „Bononia docet" (Milano, Fratelli Treves) gibt auch dem Laien anziehende Einblicke in die große Vergangenheit und die gegenwärtige Gestaltung der Hochschule.

Der lebhafte Ausdruck aber, welchen in Reden der Studirenden wie der Professoren die hochideale Sehnsucht nach einer Verbrüderung aller Nationen gefunden hat, berührt auch uns Deutsche inmitten einer waffenstarrenden Welt sympathisch, und wir freuen uns ehrlich, daß in jugendlich empfindenden Herzen der Quell des Berge versetzenden göttlichen Enthusiasmus nicht versiegt ist. Mindestens in der ja nicht national gesonderten Wissenschaft gebührt diesem Einheitsgefühl der civilisirten Menschheit sein voller Platz. Kein großartigeres Theater konnte für dessen Ausdruck gewählt werden, als diejenige Stadt Italiens, welche die ganze Welt als die „Mutter der Studien" verehrt, das „gelehrte Bologna". Rechts- und Staatswissenschaft, Alterthumskunde und Sprachforschung, Medicin und Naturforschung haben hier, meist zuerst, alle in hervorragendem Maße tiefste Förderung erfahren. Nicht allein die Wiederbelebung des römischen Rechts, „die erste Wiedereroberung Roms" — wie der geistvolle Festredner Giosuè Carducci (Lo studio Bolognese, Discorso Bologna, 1888) tiefsinnig ausgeführt hat, die erste Etappe auf dem langen Wege, welcher zur Wiedergewinnung der Hauptstadt des politisch geeinten Königreichs führt — auch der „moderne Mensch" J. Burkhardt's knüpft an die große Hochschule und deren weithin strahlende Anregungen an. Seltsam freilich erscheint uns nüchternen Deutschen, wenn die neueren Italiener gar gerne ihr großes mittelalterliches Italien, welches von dem noch rohen, aber energischen, thatkräftigen germanischen Geist so reiche Befruchtung erfahren hat, ignorirend, möglichst unmittelbar an die römische Cäsarenwelt anknüpfen, und wenn die „befreiende Trias" des „Republikaners" Carducci die Namen Mazzini, Garibaldi, Vittorio Emanuele umfaßt, aber Camillo Cavour in dieser Reihe fehlt.

Von den beiden einflußreichsten Bildungscentren des späteren Mittelalters, Paris und Bologna, vertritt das erstere vorwiegend die scholastische Theologie, das zweite, wenngleich es auch dem Recht der universalen Kirche seine besondere, eindringende Pflege widmet, diejenigen Strömungen des europäischen Lebens, auf welchen vorzugsweise unser heutiges Recht und der moderne Staat beruhen. Wie die geisteskräftigen Erneuerer quellenmäßiger römischer Rechtsstudien, die Glossatoren des 12. und 13. Jahrhunderts, hier ihren ersten und vornehmsten Sitz haben, so knüpft sich an Bologna auch die kurze, aber glänzende Wirksamkeit des einflußreichsten aller späteren europäischen Juristen, des Bartolus von Sassoferrato, dessen subtiler, aber doch überall der Vermittelung zwischen geschriebenem Recht und praktischem Lebensbedürfniß zugewendeter Scharfsinn die Weltpraxis bis auf die jüngste Zeit beherrscht hat. Allerdings wurde das Lehrwesen Bologna's mit der Zeit etwas zopfig, es traten Padua und andere Hochschulen Italiens wie des Auslandes ebenbürtig oder überflügelnd daneben. Aber was überhaupt der italienische Geist bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, z. B. auf dem Gebiete des modernen Verkehrsrechts, des Handelsrechts, geschaffen hat, bleibt ein unvergängliches Erbe der europäischen Menschheit. Erst nachdem diese durch die italienische Schule gegangen, hat sie gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen und nun auch versucht, in selbständigen tüchtigen Leistungen ihre Dankesschuld abzutragen. Noch das vergangene Jahrhundert hat hier auch auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften so vielseitig anregende, ja bahnbrechende Köpfe gesehen, wie Vico, Beccaria, Filangieri; die Leistungen des großen Monumentisten Muratori sind noch unübertroffen. In der Rechtsphilosophie ragen noch in unserem Jahrhundert die vornehmlich unter Hegel's Einfluß stehenden Süditaliener hervor. Aber die nüchterne methodische, insbesondere rechtshistorische Forschung war doch erheblich zurückgegangen, zumal nachdem die Napoleonische Herrschaft dem Königreich und seinen einzelnen Theilen die französischen Gesetzbücher gebracht hatte, und die natürliche nationale Gebundenheit des Rechts erschwerte in höherem Grade, als in den übrigen, überwiegend kosmopolitischen Wissenszweigen, die fruchtbare Verwerthung der in anderen Ländern gefundenen Rechtswahrheiten.

Das letzte Menschenalter zeigt eine bedeutsame Wandelung. Wie sich das politisch geeinte Königreich seine eigenen selbständigen Gesetzbücher, wenngleich immerhin noch in engem Anschluß an die französische Tradition, geschaffen hat, so bildete sich allmälig eine neue, vornehmlich auf deutscher Anregung beruhende Schule der Rechts- und Staatswissenschaften. Wie es ehemals für die Mitglieder der natio Germanica, deren sehr lehrreiche, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts reichende Bologneser Studienmatrikel mit anderen wichtigen, die Universität betreffenden Quellen vor Kurzem (Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis. Berolini 1887. Georg Reimer, 4) der Geh. Staatsarchivar Ernst Friedländer in Berlin und der Director des Staatsarchivs zu Bologna, Carlo Malagola, aus den Mitteln der Savignystiftung und unter Oberleitung einer Commission der Berliner Akademie vortrefflich edirt haben, eine „Bononia docta" gab, so gibt es jetzt für Italien eine „Germania dotta", als bewunderte und eifrig umworbene Lehrmeisterin! Vornehmlich auf dem Gebiete der ja zum erheblichen Theile gemeinsamen Geschichte römischen und germanischen Rechts, aber auch in der dogmatischen Behandlung, insbesondere des römischen und des Handelsrechts, beginnt die auf tiefere Erfassung der positiven Grundprincipien gerichtete deutsche Schule der mehr äußerlichen, wenngleich formgerechten Textinterpretation und praktischen Verarbeitung nach französischem Muster den Rang abzulaufen.

Man sollte auch in Deutschland diese gewichtige Thatsache nicht unterschätzen. Nicht allein große politische Interessen verbinden die Völker, zur Zeit höchst erfreulicher Weise die italienische und die deutsche Nation — diese Interessen können ja wechseln; nachhaltiger vielleicht wirkt die gemeinsame Culturarbeit, noch mehr die Verbindung durch gleiches Recht. Wenn, was wir Deutsche in mühevoller Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften erarbeiten und womöglich in tüchtig durchdachten und gut formulirten Gesetzen niederlegen, zum Gemeingut der civilisirten Nationen wird, so ist damit ein bedeutsames Ferment der gegenseitigen Annäherung

gewonnen. Haben wir uns Jahrhunderte hinauf, und nicht zu unserem Schaden, überwiegend receptiv verhalten, in kritischer Würdigung uns die brauchbaren Forschungsergebnisse aller Nationen aneignend, so dürfen wir uns auch wohl der eingreifenden eigenen Production erfreuen. Es ist auch für unsere deutsche Legislation, insbesondere für die wichtigste That derselben, das bürgerliche Gesetzbuch, nicht der Gesichtspunkt außer Acht zu lassen, daß Werke geschaffen werden, welche, über Deutschland hinaus, eine assimilirende, den bisher nahezu alleinherrschenden Einfluß französischer Gesetzbücher ausgleichende Wirksamkeit zu entfalten vermögen. Unter den hervorragenden italienischen Juristen und Nationalökonomen der Gegenwart hat ein beträchtlicher Theil in Deutschland seine Studien vollendet, ein anderer vorwiegend in Anlehnung an die deutsche Literatur sich ausgebildet. Mit unermüdlichem Eifer leitet der treffliche Filippo Serafini in Pisa, einst selbst eine Zierde Bologna's, die Propaganda für die tiefere Erforschung des römischen Rechts, verbreitet der gründlich durchbildete Nationalökonom Luigi Cossa in Pavia die Ergebnisse deutscher Socialwissenschaft, schließen Vidari in Pavia, Vivante in Bologna u. A. sich überwiegend an die deutschen handelsrechtlichen Arbeiten an. Es ließen sich noch viele andere tüchtige Männer dieser Richtung, zumal unter den jüngeren, aufführen. Es herrscht ein reger wissenschaftlicher Eifer. An die Jubelfeier Bologna's knüpft sich die Begründung einer neuen, lediglich dem Studium des römischen Rechts gewidmeten Gesellschaft, während eben dafür neue Zeitschriften entstehen. Auch für die Erforschung der großen mittelalterlichen Vergangenheit der italienischen Communen, der vornehmlichsten Ursprungsstätte des heutigen europäischen Handelsrechts, zu erheblichem Theile des Proceßrechts, sind die Arbeiten deutscher Geschichtsforscher und Rechtshistoriker, insbesondere Carl Hegel's, Briegleb's u. A. von bahnbrechender Bedeutung.

Den Dank der italienischen Nation für vielseitige Förderung und Anregung hat die Universität zu Bologna durch eine große Zahl von Ehrenpromotionen deutscher Gelehrter erstattet. So viel die anscheinend unvollständigen Listen, welche die italienischen Zeitungen bringen — denn bei dem feierlichen Acte selbst blieben viele Namen unverständlich — ersehen lassen, sind zu Ehrendoctoren der Rechtswissenschaft creirt: Spencer (England), Gladstone, Windscheid (Leipzig), Goldschmidt (Berlin), Fitting (Halle), Brunner (Berlin), v. Ihering (Göttingen), Asser (Amsterdam), Rivier (Brüssel), v. Bar (Göttingen), Jourdan (?), Leroy-Beaulieu (Paris), Roscher (Leipzig), J. Unger (Wien), Gneist (Berlin), Hinschius (Berlin), Randa (Prag), de Parieu (Paris), Ficker (Innsbruck), v. Stein (Wien), Friedberg (Leipzig), Lorimer (Edinburgh), Mommsen (Berlin), Dudley-Field (New-York), Erskine (?), Holland (Oxford), Lucas (Paris), v. Schulte (Bonn), v. Holtzendorff (München), Maaßen (Wien), Thonnissen (Löwen).

Diese Promotionen, welche neben der Anwesenheit von Vertretern zahlreicher europäischer Universitäten, den international-wissenschaftlichen Charakter des Festes kennzeichnen, sollen, wie die Ehrendiplome in ihrem feierlichen Stile sagen, „die hervorragendsten Männer, welche durch öffentliche Lehre der Rechts- und Staatswissenschaften, oder durch Bekleidung hoher Aemter oder durch gelehrte Schriften sich hohen Ruhm erworben haben, in der althergebrachten Weise ‚quasi quodam postliminii iure' auszeichnen."

Mit dem feinen Tact, welcher ein so charakteristisches Merkmal des italienischen Volkes ist, hat man vermieden, diesen auswärtigen Gelehrten — bei deren schwieriger Auswahl ja auch manche Zufälle mitwirken — nicht minder verdiente einheimische hinzuzufügen. Denn in der Feier, welche als achthundertjährigen Gedenktag die Universität Bologna begangen hat, wollte das politisch neu erstandene Italien der gelehrigen Schülerin, das ist der modernen Civilisation überhaupt, seine Huldigungen darbringen. Die Schülerin aber wird in dankbarem Herzen die Mutterstätte bewahren, welche die Keime hoher Bildung für alle Zeiten gelegt und durch die Jahrhunderte hindurch bis auf diesen Tag treu gepflegt hat. —

Berlin, 30. Juni 1888. — m —.

Theodor Storm zum Gedächtniß [1]).

Noch ist kein Jahr über das Land gegangen, seit in diesen Blättern, einer wahren Heimstätte Storm'scher Poesie, dem siebzigjährigen Dichter froher Dank und Glückwunsch dargebracht wurde und im blühenden Garten zu Hademarschen eine festlich bewegte Schar sich drängte — nun ist ihm in Husum, der grauen Stadt am Meer, die dem treuen Sohne schön war, weil er sie liebte, das letzte Bett bereitet worden. Körperlich gebrochen durch ein langsam wühlendes Leiden, gebot er noch über die Vollkraft des Gemüthes und Geistes, und wenn er aus seinem Fenster hinausschaute über die duftigen Rosen, die er selbst gepflanzt, und die weite heckendurchzogene Ebene, dann schritten nicht nur dem erinnerungsstarken Manne die lieben Schatten der Vergangenheit in langer Reihe mit Geistergrüßen entgegen, sondern auch immer neue Gebilde schwebten ihm zu, um Lebensblut aus der noch bis zum Rande gefüllten Schale der Dichtung zu saugen. Welche Gewalt in der See- und Deichnovelle, die er uns zuletzt hier beschert hat! Nach dieser hinreißenden Symphonie der Meeresstimmen wollte er durch eine neue Erzählung — jetzt liegt sie kaum vollendet in dem verwaisten Zimmer — das Todtenglöcklein erklingen lassen, dessen Strang nun ein Gewaltigerer für ihn selbst gefaßt hat. Die Erde ist so schön, hat er oft mit seinem lieben Wandsbecker Boten gerufen und in vollen Zügen ein zwiefach beglücktes Hausleben genossen; aber er war auch geübt, nahe der Stätte des Todes zu wohnen. In seiner Poesie wechselt hellster Sonnenschein mit elegischer Dämmerung und nächtlicher Tragik. Die melancholische Betrachtung war ihm vertraut, daß des Lebens Anstieg zu träg für die ungestümen Wünsche der Jugend und der Abstieg zu jäh für die Bitten des Alters sei. Der Ruhm ist langsam, aber um so dauerhafter in sein abgelegenes Haus geströmt: Storm hat keine sogenannten literarischen Ereignisse aufzuweisen, keine ins Auge stechenden Moden aufgebracht oder mitgemacht, keine Heroldsrufe mit überschüssigem Pathos erschallen lassen, und Manchem ist er nur der Dichter von „Immensee" geblieben, das uns in jungen, halb unbändigen, halb thränenseeligen Jahren das Herz mit süßer Wehmuth und Frühlingsmattheit erfüllte. Seiner tiefen Lyrik, an deren Ufern die erzählenden Dichtungen ersprossen und mit inniger Stimmung getränkt worden sind, wurde lange nicht nachgefragt. Und in dem, nur durch die harte Verbannung aus dem dänischen Schleswig-Holstein unterbrochenen Stillleben hat er wohl peinlicher als nöthig über so stockende Eroberung weiterer Kreise gegrübelt, um aus eigensten Erfahrungen und Neigungen ein bejahendes und verneinendes Glaubensbekenntniß über „echte" Lyrik zu schöpfen, das seinen Liebling Mörike und ihn selbst als die letzten lyrischen Lyriker nach Heine und Eichendorff bewähren sollte.

---

[1]) Vergl. meinen Aufsatz „Deutsche Rundschau", Juli 1880; überarbeitet in den „Charakteristiken", 1886. — Auf gleichen Auffassungen beruht die Jubiläumsgabe des früh vollendeten Paul Schütze „Theodor Storm". Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Ich habe mich in der jahrelangen beglückenden Freundschaft mit dem theuren Mann oft gefragt, ob dies weltfremde Einspinnen ein Segen zu nennen sei; doch mußte ich mir immer wieder sagen, daß gerade die intimen häuslichen Reize, der heimliche lyrische Zauber, all die Silberblicke in die Tiefen eines vergnügten oder verwundeten Gemüths, der träumerische Hintergrund der Landschaft nur in diesem Frieden gedeihen und dem von seiner alten Heimath unzertrennlichen Dichter das abgetriebene Dasein eines großstädtischen Schriftstellers im Alter weniger denn je behagen könne. Im engsten Kreise fand er seine Welt, und seine Fabeln und Gestalten hat er nicht in weiter Motiv- und Modellsuche aufgebracht, sondern aus eigenen Lebenskämpfen zur Befreiung für sich und Andere, aus alter Ueberlieferung in Familie und Freundschaft, an vertrauten Stätten oder als pflegenswerthe Keime wohl auch einmal zwischen vergilbten Blättern gefunden. Viele sind ihm manches Jahr durch den Kopf gegangen, andere hat eine ernste Krisis rasch geboren. Nahestehende durften den Werdeproceß von der ersten Conception bis zur letzten Ausbesserung Schritt für Schritt verfolgen und wurden dann in alle Urtheile von nah und fern eingeweiht. Er war sehr mittheilungslustig und immer zugänglich für Einwürfe, die aus guter Gesinnung kamen. Daß in manchen „stillen Geschichten" die Leute sich, österreichisch gesagt, zu „wehleidig" geberdeten, gab er gern zu und erkannte meine Bezeichnung „Resignationspoesie" für einen großen Theil seiner Erzählungen bereitwillig an. Wie er bei ernstem Bemühen nicht überall, wo es geschehen sollte, von der Rührung, die uns leise durchbebt, zur Erschütterung aufgestiegen sei, finde ich in Storm's Briefen ergreifend ausgesprochen. Daß er aber nicht nur gewisse feine Gemüthssaiten in Schwingung versetzen, sondern auch mit voller tragischer Wucht auf uns eindringen konnte, hat der Schöpfer von „Aquis submersus", „Carsten Curator", „Griefshuus" zur Genüge bewiesen. Ein köstlicher Genuß war es, von seiner etwas leisen Stimme ein echtes gutes Hausstück, wie „Beim Vetter Christian", oder eine ältere lyrische Beichte zu vernehmen; da standen ihm unvergeßliche Halbtöne zu Gebote, und die schönen blauen Augen gewannen einen eigenen feuchten Glanz. Von der Romantik ausgegangen und in E. T. A. Hoffmann's spukhafter Welt wohl bewandert, hatte er auch genießend wie schaffend an allerhand krausem, phantastischem, absonderlichem Wesen seine Freude. Er nahm gern einen neuen Anlauf zu Schriftstellern, die heute kaum noch ein Unzünftiger liest, wie Lenz oder Achim von Arnim, und sprach sich in inhaltsschweren Sendeblättern über seine reiche und bunte Lectüre so ergiebig und menschlich aus, als säße man neben ihm am Theetisch. Sein unabläßiger Briefwechsel mit der großen Verwandtschaft und Freundschaft, nur in so ebenmäßigen Lebensläuften möglich, vergegenwärtigte liebreich das ganze Hauswesen sammt allen Dependenzen und spiegelte die neidlose Freude des alternden Dichters an dem Wollen und Vollbringen seiner Genossen. Warmherziger hat selten ein empfänglicher Leser G. Keller oder P. Heyse gelobt als er. Auf Neues ließ er sich hinweisen, Vergessenes für sich ausgraben. In ablehnenden Vorurtheilen verhärtete er sich nicht, aber die alten Lieblinge durfte ihm Keiner antasten.

Natürlich, daß dem Hauspoeten, der weit ab vom sausenden Webstuhl der Zeit seine feinen Fäden spann, mancher bedeutsame Proceß im vaterländischen und internationalen Geistesleben nur fernher zu Gehör kam, und er öfters literarische und andere Dinge bloß aus dem Gesichtswinkel eigener Freuden und Leiden beurtheilte. Seine Dichtung will nichts weniger sein als „actuell": sie bewahrt eine sichere Einheit des Ortes, wurzelnd im edlen Mutterboden des deutschen Nordens, eine in demselben Revier gelernte vieltönige Mundart, und so verrathen Storm's Leute durch Sprache, Costüm und Hintergrund ihre ausgeprägte Stammeseigenthümlichkeit, aber kaum zugleich ihre Zeit, wo nicht eine ausgesprochene Verlegung ins 17. Jahrhundert oder, besonders meisterlich, in die Tage unserer Urgroßväter stattfindet. Eine Storm'sche Novelle könnte in allen Abschnitten unseres Jahrhunderts spielen, da sie ohne scharfe temporäre Umrisse Lust und Leid des Menschen festhält. Spätere Geschlechter werden aus diesen Werken nicht die Signatur einer bestimmten Vergangenheit herauslesen,

aber sie werden sich immer im Bannkreis eines den reinsten künstlerischen Zielen zugewandten, unveraltbaren Dichters fühlen.

„Ich habe," schrieb mir Storm vor zwei Jahren, „oftmals eine starke Empfindung von der Furchtbarkeit, daß wir so aus dem Staube auftauchen, theilweis bis zur Verehrung gut und groß, oder zum Entzücken schön werden, und dann welken, verwesen und am Ende der letzten Spur nach in dem Staube wieder verschwinden. Wenn ich so lese, was sie Liebes vor Zeiten geschrieben haben und nach allen jenen hinhorche, die damals so still oder laut, so selig oder erzürnt ihr Wesen getrieben haben, dann graut mir vor der ungeheuren Stille, die jetzt darüber liegt." Und doch zeugt eben diese Macht, die uns hinzieht zu den Denkmälern der Vergänglichkeit, von der Erhaltung aller Kraft. In seinen Werken bleibt uns Theodor Storm lebendig; lebendig auch den Kommenden, die lesen werden, was er Liebes, Gutes, Großes vor Zeiten geschrieben hat.

Erich Schmidt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

In dem Aufrufe „An mein Volk!" hat Kaiser Wilhelm II. seinem erlauchten Vater, dem Kaiser Friedrich, einen Nachruf gewidmet, der weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus den lebhaftesten Widerhall finden mußte. „Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Throne die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bethätigen, welche ihm die Liebe seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die ihn schmückten, der Siege, die er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären." Spiegelten der Armeebefehl und der an die Marine gerichtete kaiserliche Erlaß vom 15. Juni 1888 bei aller Zuversicht auf die Zukunft den Ernst wider, mit welchem der Nachfolger Kaiser Friedrich's seine Aufgabe als Kaiser und König auffaßt, so athmet der Aufruf „An mein Volk!" eine so tiefe Empfindung, eine solche Begeisterung für die übernommenen Herrscherpflichten, daß die Gesinnungen, von denen Kaiser Wilhelm II. selbst beseelt ist, überall nur freudige Hoffnungen erwecken können. Die ernste Lebensauffassung des Kaisers verleiht seinem Gelöbnisse, ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein, ganz besonderen Werth.

In der am 25. Juni zur Eröffnung des deutschen Reichstages gehaltenen Thronrede entwickelte Kaiser Wilhelm II. in knappen Zügen das friedliche Programm, nach welchem er regieren will, indem er vor Allem seinen Entschluß betonte, als Kaiser und König dieselben Wege zu wandeln, auf denen Kaiser Wilhelm I. das Vertrauen seiner Bundesgenossen, die Liebe des deutschen Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes gewonnen hat. Wenn die wichtigsten Aufgaben des deutschen Kaisers auf dem Gebiete der militärischen und politischen Sicherstellung des Reiches nach Außen, sowie im Inneren in der Ueberwachung der Ausführung der Reichsgesetze liegen, so bezeichnete Kaiser Wilhelm II. die Reichsverfassung als das oberste dieser Gesetze, dessen Wahrung in allen Rechten, die es den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche es dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürge, zu den vornehmsten Pflichten des Kaisers gehöre. Die Entschiedenheit, mit welcher in der Thronrede betont wurde, daß Kaiser Wilhelm II. die von seinem Großvater am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach sich aneignen und im Sinne derselben fortfahren werde, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie den Schwachen und Bedrängten im Kampfe ums Dasein gewähren könne, gestattet den Schluß, daß die socialpolitische Gesetzgebung einen wesentlichen Ausbau erfahren soll. In dieser Hinsicht darf bereits

auf den von den Ausschüssen des Bundesrathes angenommenen neuen Gesetzentwurf über die Alters- und Invalidenversicherung hingewiesen werden. Mit lebhaftestem Interesse wurde den Erklärungen der Thronrede über die auswärtige Politik entgegengesehen. Bemühten sich doch die Widersacher Deutschlands schon bei Lebzeiten Kaiser Wilhelm's I. und Kaiser Friedrich's die Legende auszustreuen, daß die Aera des Friedens unter der Regierung unseres gegenwärtigen Kaisers sehr bald ihren Abschluß finden würde. Dieser Mythus, dessen Zweck leicht durchschaut werden konnte, ist nun durch die mit dem Gepräge voller Aufrichtigkeit ausgestatteten friedlichen Versicherungen der Thronrede vom Grund aus zerstört worden. „In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit Jedermann, so viel an mir liegt." An diesem Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln, zumal da Kaiser Wilhelm den Grundgedanken der auswärtigen Politik Deutschlands noch weiter ausführte: „Meine Liebe zum deutschen Heere und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Nothwendigkeit ist. Unser Heer soll uns den Frieden sichern und, wenn er uns dennoch gebrochen wird, im Stande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Das wird es mit Gottes Hilfe vermögen nach der Stärke, die es durch das von Ihnen einmüthig beschlossene jüngste Wehrgesetz erhalten hat. Diese Stärke zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt meinem Herzen fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegruhms noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat." Hervorgehoben zu werden verdient, wie Kaiser Wilhelm II. den Krieg auch dann als eine aufgedrungene Nothwendigkeit bezeichnet, wenn der Angriff auf die „Verbündeten" des Reiches erfolgen sollte. Durch diese Erklärung wird eine andere Legende beseitigt, nach welcher die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn und zu Italien sich nunmehr minder herzlich gestalten könnten, während das Verhältniß zu Rußland eine wesentliche Besserung erfahren würde. In Wirklichkeit handelt es sich hier aber um gar keinen Gegensatz; vielmehr lassen sich gute Beziehungen zu Rußland sehr wohl mit den in der Thronrede in aller Form anerkannten Bündnißverträgen, sowie mit dem innigen Verhältnisse zu Oesterreich-Ungarn und zu Italien in Einklang bringen.

In Oesterreich-Ungarn hat es denn auch allgemein den besten Eindruck gemacht, daß Kaiser Wilhelm II. feierlich versicherte, er halte an dem Bündnisse in „deutscher Treue" fest, und zwar nicht bloß, weil es geschlossen sei, sondern weil er in diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichtes erblicke, sowie ein Vermächtniß der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes getragen werde und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspreche, wie es bis zum Jahre 1866 in unbestrittener Geltung war. Nicht minder bestimmt wurde die Festigkeit der Grundlage des mit Italien geschlossenen Bündnisses betont, indem auf die gleichen geschichtlichen Beziehungen und die gleichen nationalen Bedürfnisse der Gegenwart, welche Deutschland mit dem Königreiche jenseits der Alpen verbinden, hingewiesen wurde. Wie aber die Versicherungen, nach besten Kräften den Frieden zu wahren, gleich einem rothen Faden die ganze Thronrede durchziehen, hebt Kaiser Wilhelm II. auch mit Beziehung auf Deutschland und Italien noch besonders hervor, daß beide Länder die Segnungen des Friedens festhalten wollen, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Einrichtungen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben.

Nur übelwollende Beurtheiler der deutschen Politik können es unrichtig auffassen, wenn Kaiser Wilhelm II., nachdem er neben seiner Friedensliebe im Allgemeinen das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn und Italien in den Vordergrund gerückt hat, die sorgfältige Pflege seiner persönlichen Freundschaft für den Kaiser von Rußland und der seit hundert Jahren bestehenden friedlichen Beziehungen zu dem russischen Nachbarreiche in Aussicht stellt. Noch ist in Aller Erinnerung, wie Kaiser Wilhelm I. am Tage vor seinem Tode dem damaligen Prinzen Wilhelm diese sorgfältige Pflege des

friedlichen Verhältnisses anempfahl, von dem der gegenwärtige deutsche Kaiser mit Fug nunmehr versichern konnte, daß es ebenso seinen eigenen Gefühlen wie den Interessen Deutschlands entspräche. Von diesem Gesichtspunkte aus muß es auch beurtheilt werden, wenn Kaiser Wilhelm II. dem Zaren unter den Souveränen der befreundeten Großmächte den ersten Besuch abgestattet hat. Wie wenig entspricht es den thatsächlichen Verhältnissen und dem leitenden Gedanken der Thronrede, wenn allerlei Combinationen an die Reihenfolge derartiger Besuche geknüpft werden! Wie viel näher liegt dagegen die Annahme, daß der deutsche Kaiser pietätvoll vor Allem den im vorigen Herbste vom Zaren dem Kaiser Wilhelm I. gemachten Besuch erwidern wollte! Wie sehr unterschätzen Diejenigen, welche an einen Frontwechsel Deutschlands in der auswärtigen Politik glauben, die Stetigkeit und Folgerichtigkeit, mit denen der deutsche Reichskanzler vorgeht! Hat doch Fürst Bismarck durch die Entschiedenheit, mit der er das eigenmächtige Handeln des Prinzen Ferdinand von Coburg in Bulgarien verurtheilte, zur Genüge bekundet, daß er trotz den Bündnißverträgen Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und Italien den Berliner Vertrag als die Grundlage der rechtlichen Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel, sowie andererseits alle berechtigten Ansprüche Rußlands in vollem Maße anerkannt wissen will. Deshalb schloß sich auch Deutschland den in Constantinopel gethanen diplomatischen Schritten an, welche darauf abzielten, die Entfernung des Prinzen Ferdinand von dem bulgarischen Fürstenthrone herbeizuführen, während Oesterreich-Ungarn und Italien zugleich mit Großbritannien eine andere Verhaltungslinie beobachteten. Von diesem Gesichtspunkte aus wird Deutschland auch in Zukunft alle berechtigten Forderungen Rußlands unterstützen, ohne daß deshalb die geringste Veränderung in der Reichspolitik sich vollzieht, wie denn auch die bulgarische Angelegenheit an sich mit den Bündnißverträgen in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht. Kaiser Wilhelm II. hält aber nur an der auf dem Berliner Vertrage beruhenden Orientpolitik in voller Uebereinstimmung mit den stets vom Fürsten Bismarck befolgten Grundsätzen fest; eine Thatsache, die in Oesterreich-Ungarn und Italien keineswegs beunruhigen kann, während sie in Rußland, falls sie daselbst richtig gewürdigt wird, eine friedliche Lösung der schwierigen bulgarischen Frage erleichtern muß. Um Diejenigen ad absurdum zu führen, welche aus der freundnachbarlichen Erwähnung Rußlands in der deutschen Thronrede allerlei Consequenzen ziehen, braucht man nur die Eventualität ins Auge zu fassen, daß der Beziehungen Deutschlands zu Rußland sowie des persönlichen Verhältnisses des Kaisers Wilhelm II. zum Zaren in einer weniger herzlichen Weise Erwähnung gethan worden wäre. Wie sehr hätten sich dann alle Gegner Deutschlands, insbesondere die Panslawisten in Rußland und anderwärts, sowie die Chauvinisten in Frankreich beeilt, die ihrer Phantasie entspringenden angeblichen Kriegspläne des neuen deutschen Kaisers zu enthüllen! Jetzt dagegen, nachdem der Versuch, im Hinblick auf die Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm II. mit dem Zaren, Mißtrauen zu säen, kläglich gescheitert ist, waren sie genöthigt, an die Nichterwähnung Frankreichs in der Thronrede durchaus müßige Conjecturen zu knüpfen. Heißt es doch in der bedeutsamen Kundgebung ausdrücklich, daß der Kaiser, so viel an ihm liege, entschlossen sei, mit „Jedermann" Frieden zu halten. Ueberdies werden auch Großbritannien und Spanien in der Thronrede nicht ausdrücklich genannt, so daß nur berufsmäßige Schwarzseher in der auswärtigen Politik oder Uebelwollende am westlichen Horizonte die bekannten dunklen Punkte wahrnehmen können.

Wie die Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstages von allen Freunden des Friedens mit größter Genugthuung aufgenommen werden mußte, erhielt diese Eröffnungsfeier durch die Theilnahme der deutschen Fürsten noch einen besonders weihevollen Charakter. Alle die düsteren Prophezeihungen, nach denen die auf den französischen Schlachtfeldern errungene Einheit Deutschlands mit dem Hinscheiden Kaiser Wilhelm's I. und seines ruhmreichen Sohnes, Kaiser Friedrich's, auf eine schwere Probe gestellt werden könnte, haben sich glücklicherweise als eitel Dunst erwiesen. Die deutschen Fürsten, allen voran der Prinzregent Luitpold von Bayern, der König von

Sachsen und der Großherzog von Baden beeilten sich in patriotischer Weise, sich um den jugendlichen Kaiser Wilhelm II. zu scharen. Die Unverbrüchlichkeit und Unantastbarkeit der Einheit Deutschlands gelangte auch in der einstimmigen Annahme der Adresse des deutschen Reichstages zur Beantwortung der Thronrede zum deutlichen Ausdrucke. Pietätvoll wurde in der Adresse der tiefe Schmerz betont, der uns Alle erfüllen muß, weil die schönen Hoffnungen, die auf Kaiser Friedrich gestellt waren, dahingeschwunden sind. „Aber sein Andenken wird in den Herzen des deutschen Volkes fortleben, das leuchtende Vorbild, welches er durch hingebende Pflichttreue in schwerer Zeit, durch Heldenmuth im Handeln und im Dulden gegeben hat, wird nimmermehr vergessen werden, wird noch auf kommende Geschlechter eine mächtige Wirkung üben."

Mit nicht geringerer Genugthuung als die von Kaiser Wilhelm II. zur Eröffnung des deutschen Reichstages gehaltene Thronrede wurde diejenige zur Eröffnung des preußischen Landtages aufgenommen. Nach dem Gelöbnisse, daß er die Verfassung des Königreichs Preußen fest und unverbrüchlich halten und in der Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen regieren wolle, entwickelte der Monarch die Grundsätze, nach denen er zu regieren gedenkt. Friedrich der Große, König Wilhelm I. und Friedrich III. sind die Ahnherren, denen Wilhelm II. nacheifern will. So erklärt er feierlich: „Mein in Gott ruhender Vater hat mit derselben Pietät, welche mich ihm gegenüber beseelt, nach seiner Thronbesteigung sich in den öffentlichen Urkunden, welche sein politisches Vermächtniß darstellen, die Politik und die Werke meines verewigten Großvaters angeeignet, und ich bin entschlossen, ihm auf diesem Wege zu folgen, auf dem Gebiete der Regierung Preußens wie auf dem der Reichspolitik." An Friedrich's des Großen herrliches Wort werden wir in der Thronrede erinnert, wenn König Wilhelm II. verspricht, daß er, dem Vorbilde seiner erhabenen Ahnherren folgend, es jederzeit als eine Pflicht erachten werde, allen religiösen Bekenntnissen in seinem Lande bei der freien Ausübung ihres Glaubens seinen Schutz angedeihen zu lassen. Nicht minder zeugt es von einer unbefangenen Auffassung seines Berufes als Herrscher, wenn er mit Genugthuung hervorhebt, daß der Gedanke der ehrenamtlichen Selbstverwaltung in das lebendige Bewußtsein der Bevölkerung übergegangen ist, und daß die geeigneten Kräfte sich bereitwillig in den Dienst des öffentlichen Wohles gestellt haben. Der Monarch bezeichnete es denn auch als seinen Willen, an dieser „werthvollen Errungenschaft" festzuhalten und durch Ausgestaltung und Festigung der neuen Institutionen dazu beizutragen, daß dieselben in ihrer erfolgreichen Wirksamkeit dauernd erhalten bleiben. Was das Finanzwesen betrifft, so bekennt sich Wilhelm II. vollständig zu den altpreußischen Ueberlieferungen, welche den Wohlstand des Landes begründet und den Staat auch in schweren Zeiten zur Erfüllung seiner Aufgaben befähigt haben. Hat aber die günstige Lage des Staatshaushaltes gestattet, mit der Erleichterung der Steuern der Gemeinden und der minder begüterten Volksclassen einen erfolgreichen Anfang zu machen, so wird der Monarch bestrebt sein, dieses Ziel weiter zu verfolgen. Wie sehr König Wilhelm II. den kategorischen Imperativ als erste Richtschnur seines Handelns betrachtet, erhellt aus dem Schlußpassus der preußischen Thronrede, in welchem er feierlich erklärt, daß er an die ihm gestellte Aufgabe mit der Zuversicht des Pflichtgefühls herantrete und sich dabei das Wort des großen Friedrich gegenwärtig halte, daß in Preußen „der König des Staates erster Diener ist."

Käme es darauf an, die Geschichte einzelner Staaten in kurzen Aussprüchen ihrer Souveräne zu kennzeichnen, so wäre dies für die preußische Monarchie keine allzu schwierige Aufgabe. Wie König Wilhelm II. den erwähnten Ausspruch Friedrich's des Großen sich zu eigen macht, durfte auch bereits in einem ähnlichen Zusammenhange des Wortes des Philosophen von Sanssouci über religiöse Duldsamkeit gedacht werden, welcher letzteren Preußen seit der Zeit, da der große Kurfürst den Refugiés in seinen Landen gastliche Aufnahme gewährte, so viel verdankt. Wie charakteristisch für die treue Pflichterfüllung Wilhelm's I. ist ferner der rührende Ausspruch, den er kurze Zeit vor seinem Tode that: „Ich habe keine Zeit mehr, müde zu sein!" Wie fest muß sich auch Jedem die Lebensregel einprägen, welche Kaiser Friedrich, als er, gleich

einem Helden des alten Roms, mit männlicher Resignation duldete, seinem Sohne Wilhelm, dem gegenwärtigen Kaiser, gab: „Lerne leiden, ohne zu klagen!" Vergleicht man mit solchen Aussprüchen das dem „roi soleil", Ludwig XIV., allerdings in unverbürgter Weise zugeschriebene dünkelhafte despotische Wort: „L'État c'est moi!" oder das unwahre Motto, mit welchem Louis Napoléon als Prinzpräsident das Kaiserreich empfahl: „L'empire c'est la paix!", so begreift man leicht die Umwälzungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte in Frankreich vollzogen, während die preußische, die deutsche Bevölkerung in Freud und Leid sich stets eins wußte mit ihrem Könige, ihrem Kaiser.

Daß auch die französische Republik das Ideal eines Staatswesens nicht im Geringsten verwirklicht, ist bereits zu wiederholten Malen hervorgehoben worden. Trotzdem darf nicht in Abrede gestellt werden, daß bei Gelegenheit der gegen Wilson, den Schwiegersohn des früheren Präsidenten der Republik, Jules Grévy, mit Recht erhobenen Anschuldigungen die öffentliche Meinung nahezu einstimmig ihr Verdammungsurtheil abgab. In kleinerem Maßstabe wiederholte sich dieses Schauspiel jüngst, als die Mehrheit des Senates gegenüber dem radicalen Ministerium Floquet-Freycinet mit Entschiedenheit für einen gemaßregelten Beamten der Staatsanwaltschaft Partei ergriff, der einen wegen Wahlfälschungen verurtheilten Maire trotz dessen „gut radicaler Gesinnung" hatte verhaften lassen. Solche Symptome, aus denen erhellt, daß die Corruption in Frankreich energischen Widerspruch erfährt, verdienen um so mehr in den Vordergrund gestellt zu werden, als die Bewegung zu Gunsten des Generals Boulanger, sowie eine ganze Reihe parlamentarischer und anderweitiger Vorgänge zeigte, daß die innere Politik Frankreichs an schweren Schäden leidet. Allerdings hat der frühere Kriegsminister, der sich bereits als Zukunftsdictator geberdete, gerade in jüngster Zeit Einbuße an seinem „prestige" erfahren; es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß die republikanischen Einrichtungen in Folge der sich stets erneuernden Ministerkrisen und der daraus entstammenden Unthätigkeit der Regierung in argen Mißcredit gerathen sind. Das in der Deputirtenkammer herrschende Schaukelsystem trägt zu der allgemeinen Unzufriedenheit am meisten bei, zumal da die bei wichtigen Angelegenheiten oftmals den Ausschlag gebenden Royalisten und Imperialisten den größten Werth darauf legen, die Mißstimmung im Lande zu erhöhen, damit diese bei den im Jahre 1889 bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer noch deutlicher als bisher zum Ausdrucke gelange. Hieraus erklärt sich auch das Ergebniß der jüngsten Wahlen für die einflußreiche Budgetcommission, die schon manchem französischen Ministerium verhängnißvoll geworden ist. Die Taktik der Monarchisten, welche für die opportunistischen Candidaten stimmten, war allerdings so durchsichtig, daß die Sieger dann Bedenken trugen, ihren Erfolg gegenüber dem radicalen Ministerium auszubeuten. Können sich die früheren Parteigänger Gambetta's doch nicht verhehlen, daß, wenn es ihnen gelänge, das Ministerium Floquet-Freycinet zu stürzen, das Glück nicht lange währen würde. Die Opportunisten wissen eben zugleich aus Erfahrung, daß die Monarchisten gerade dann, wenn die neue republikanische Regierung im Begriffe stände, einigermaßen Wurzel zu fassen, sich mit den besiegten Radicalen zu einem weiteren parlamentarischen Handstreiche verbinden würden. Dieses Schauspiel wird sich allem Anscheine nach bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer mit trostloser Monotonie wiederholen; auch vermöchte heute Niemand zu sagen, ob selbst dann Wandel geschaffen werden wird. Radicale, Opportunisten, die Parteigänger Boulanger's, sowie diejenigen des Grafen von Paris, dessen Aufruf an die monarchistisch gesinnten Maires in diesen Tagen mit Beschlag belegt worden ist, endlich die Anhänger des „rothen Prinzen" oder seines Sohnes, des Prinzen Victor — sie Alle hoffen, daß das „suffrage universel" zu ihren Gunsten lauten wird. Die am 12. Juli von Boulanger in der Deputirtenkammer in Scene gesetzte Comödie, die mit der Demission des Generals als Abgeordneter ihren vorläufigen Abschluß erhielt, ist der Republik zu statten gekommen, zumal da der „Zukunftsdictator" in dem Duell mit Floquet, welches sich als Nachspiel an die parlamentarischen Verhandlungen

knüpfte, eine ebenso derbe wie wohlverdiente Lection erhielt. Auch können die Republikaner mit dem Verlaufe des Nationalfestes vom 14. Juli zufrieden sein, zu welchem die Maires in die Hauptstadt eingeladen waren. Boulanger und sein Anhang, sowie alle unzufriedenen Elemente in Frankreich werden allerdings nicht ermangeln, bei den bevorstehenden Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer von neuem gegen die Republik zu schüren. Legte doch der General zumeist deshalb sein Mandat nieder, weil er sich überzeugt hatte, daß seine Popularität immer mehr verblaßte, wie denn auch sein Vertrauensmann Paul Déroulède als Candidat für das Parlament kläglich Fiasco machte.

Weit erfreulicher ist das Bild, welches die politischen Verhältnisse Italiens darbieten. Wie die Wahlen für den Gemeinderath von Rom sind auch diejenigen in anderen Städten Italiens im liberalen Sinne ausgefallen, während die Parteigänger des Vaticans aus dem Felde geschlagen wurden. Der Widerstand, welchen die klerikalen Mitglieder des römischen Gemeinderathes gegen die Errichtung des Denkmals für Giordano Bruno auf dem Campo di Fiori leisteten, spornte die nicht in den Vorstellungen der römischen Curie befangenen Wähler an, sich zu einem entschiedenen Vorgehen aufzuraffen. Entspricht es doch durchaus der historischen Gerechtigkeit, daß der als Ketzer verfolgte Philosoph gerade an derjenigen Stelle sein Ehrendenkmal erhält, wo er den Märtyrertod durch Verbrennung erlitt. So bestätigt sich von neuem, daß die großen Dulder durch den Heldenmuth, mit dem sie in den Tod gingen, nach Jahrhunderten noch segensreich wirken, während der Name manches Eroberers wohl in den vergilbten Annalen der Geschichte, aber nicht in den Herzen späterer Geschlechter fortlebt.

Literarische Rundschau.

Neue Romane und Novellen.

Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. Leipzig, F. W. Steffens.
Noblesse oblige. Roman in drei Büchern von Friedrich Spielhagen. Vierte Auflage. Leipzig, L. Staackmann. 1888.
Villa Falconieri und andere Novellen von Paul Heyse. Neunzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

In den letzten Jahren seiner unvergeßlichen Wirksamkeit sprach Wilhelm Scherer oft und gern „von einer unparteiischen Aesthetik, welche zunächst nur Erscheinungen und Wirkungen beschreibt und nicht voreilig urtheilt". Sie erschien ihm als das eigentliche Ziel, dem die literarhistorische Forschung zunächst zuzustreben hätte, gleichviel ob sie der fernen Vergangenheit sich zuwendet oder der unmittelbarsten Gegenwart ihre Aufmerksamkeit schenkt. Der Gedanke wurde dann die Grundlage seiner jetzt eben aus dem Nachlaß ans Licht getretenen „Poetik", in der er nicht von einem bestimmten ästhetischen Standpunkt aus gesetzgeberisch Vorschriften ertheilt, wie das wahre Kunstwerk beschaffen sein müsse, sondern nur historisch-empirisch festzustellen sucht, wie von der ältesten Zeit bis heute die Dichter verfuhren, um ihre Schöpfungen zu Stande zu bringen. Wie zeitgemäß aber dieses offenbar von der Entwicklung der Naturwissenschaften eingegebene Programm war und ist, ersieht man, wenn ein Romandichter, wie der Franzose Guy de Maupassant sein jüngstes Werk „Pierre et Jean"[1]) mit einem theoretischen Vorwort begleitet, in dem er eine ähnliche Forderung erhebt. Nur geht der pro domo plaidirende Dichter, namentlich in der Aufstellung eines Kritikerideals, wohl weiter, als es der ein wissenschaftliches Zukunftsprogramm entwickelnde Forscher gethan haben würde. Dennoch muß man ihm Recht geben, wenn er einen Standpunkt vermieden zu sehen wünscht, der nur eine einzige Kunstweise gelten läßt, im Uebrigen aber Alles verwirft, was ihr nicht angehört. Ein solcher Standpunkt ist am wenigsten heute angebracht, wo die Nachwirkung der classischen Tendenzen bei uns noch ebenso mächtig ist wie das Streben nach einer modernen, jener Tradition entgegengesetzten Richtung. Wir wollen uns darum von ihm frei zu halten suchen und an die zu betrachtenden Schöpfungen keinen anderen Maßstab legen, als den Bedingungen ihres jeweiligen Stiles zukommt. Auch wollen wir weniger mit dem Dichter rechten über das, was er innerhalb seiner Sphäre hätte leisten sollen, als beschreiben, was er thatsächlich geleistet hat. Tritt dabei das Urtheil mehr in den Hintergrund, als es in der Natur und im Begriffe der Kritik zu liegen scheint, so ist es doch schon mit der Art der Beschreibung gegeben und somit

[1]) Pierre et Jean. Par Guy de Maupassant. Paris, P. Ollendorff. 1888.

für den, der darauf besonderen Werth legt, vorhanden, auch wenn es äußerlich vermieden ist.

Das erste Werk, das uns vorliegt, Fontane's Roman: Irrungen, Wirrungen führt uns nach Berlin in die Zeit der Mitte der siebziger Jahre. Seine Handlung ist eine überaus einfache, ganz alltägliche. Ein Baron, Officier des Berliner Kürassierregiments, hat ein Mädchen aus dem Volke, eine Stickerin, kennen und lieben gelernt. Aber er heirathet sie nicht, weil er auf die materiellen Verhältnisse seiner Familie Rücksicht zu nehmen hat, auch wohl, weil er die Ansprüche nicht verkennt, welche die Welt an ihn stellt. Er heirathet vielmehr eine Cousine, die ihm von seinen Angehörigen längst als Gattin zugedacht war. Das von ihm verlassene Mädchen geht einige Jahre später eine Ehe mit einem braven Handwerker ein. — Dieser einfache Stoff ist vom Dichter so behandelt, daß Alles, was Spannung erregen könnte, verschmäht ist. Wir sehen nicht das Liebesverhältniß vor uns entstehen, sondern wir treten in die Erzählung ein, als es schon seinem Höhepunkt zugeführt wird. Auch umfaßt der Roman nicht bloß diese Liebesgeschichte, sondern eine nicht viel kleinere Hälfte des Buches ist der Ehe des Barons gewidmet und so geführt, daß auch sie irgend interessante Begebenheiten nicht enthält: sie hat vielmehr nur den Zweck des contrastischen Gegenstückes. Und selbst den einzigen Wendepunkt dieser einfachen Fabel, den Entschluß des Barons, sich von dem Mädchen loszusagen, hat der Dichter verschmäht, auf den Effect hin anzulegen. Für den aufmerksamen Leser läßt er von vornherein durchblicken, daß es sich um ein Verhältniß handelt, „wo Knüpfen und Lösen sozusagen in dieselbe Stunde fällt". Wiederholt wird uns der Baron, Botho von Rienäcker, als ein schwacher, weicher, bestimmbarer Mensch geschildert, der nicht im Stande ist, einer Welt von Vorurtheilen und Rücksichten Trotz zu bieten. Das Mädchen, Lene, wiederum ist sich über den Ausgang des Idylls von vornherein klar. Sie durchschaut ihren Geliebten durchaus, erkennt ihn als schwach, „wie es ja alle schönen Männer sind", und sieht der Lösung des Bundes mit einer Art trotzigen Bewußtseins entgegen. Uebrigens wird es dem Dichter gerade durch dieses so ganz moderne, scheinbar unpoetische Verhältniß des Helden zur Geliebten möglich, den Liebesscenen einen schön und eigen wirkenden Reiz verhaltener, nur in Andeutungen durchbrechender Rührung zu verleihen. Weiterhin verzichtet aber Fontane nicht bloß auf Erregung von Spannung, es ist ihm überhaupt wenig um das äußere Geschehen, die äußere Bewegung zu thun, so daß er im zweiten Theile des Romans, da, wo er Botho's Ehe schildert, die Handlung gar nicht einmal zu einem gewissen Punkte aufsteigen läßt, sondern sie fast ganz retardirend hält. Und trotzdem gewinnt er unsere Theilnahme von vornherein und weiß sie bis zum Schluß festzuhalten. Wie gelingt ihm das?

Es gelingt ihm vor Allem durch die Kunst der Charakteristik und eine ganz individuelle, zu der Natur des Stoffes schön stimmende Behandlungsweise. Im Mittelpunkt steht eine Frauengestalt ganz modern, voller Wahrheit und doch tief poetisch, in dem, was sie thut nicht minder ergreifend als in dem, was sie erfährt. Um sie herum eine Schar von Personen, Männer und Frauen, die alle porträtähnlich geschildert, und von denen viele mit wahrhaft originellen Zügen ausgestattet sind. Und alle diese Gestalten ruhen auf einer so glücklichen Beobachtungsgabe, sind in Geist, Denk- und Anschauungsweise so echt berlinisch, daß Jeder das Gefühl haben muß: mit dieser Darstellung ist das Leben zweier Schichten der Berliner Bevölkerung, der Officierskreise und des kleineren Bürgerthums, wie im Spiegel aufgefangen. Das Ganze denke man sich noch von einem leise humoristischen Ton durchzogen, von dem die Erzählung die glücklichste Färbung erhält. Es ist nicht ganz leicht zu sagen, worin dieser humoristische Ton besteht. Er hat wohl etwas specifisch Berlinisches, er erinnert aber auch an den Humor der Romantiker. Wie der Humor des Berliners darin besteht, daß er eine reine, erhöhte Stimmung gerne mit einem Witzwort zerstört, so ist auch Fontane gelegentlich bemüht, das Poetische gewissermaßen zu ironisiren, indem er ihm, wenn auch discret, ein Körnchen derber Realität beimischt. Ich finde diesen Zug

schon in der Namengebung, wenn der Dichter die bürgerlich-erhabene Gestalt seiner Heldin mit dem wenig wohltönenden Namen Lene Nimptsch benennt. Ich finde ihn auch, wenn er in der Darstellung eines Spazierganges nach Wilmersdorf das Idyll des Liebespaares durch Zweideutigkeiten einer gutartigen Frau Marthe sozusagen verweltlicht.

Es kommt aber für die Wirkung des Romans noch ein anderer Zug in Betracht, der nicht specifisch Fontanisch ist, sondern innerhalb der Tendenz des modernen, namentlich realistischen Stiles überhaupt zu liegen scheint: wir meinen die bewußte Anrufung der verstandesmäßigen Phantasie des Lesers. Die Dichter sprechen entscheidende Dinge, wichtige Motivirungen nicht bestimmt aus, sondern begnügen sich, um dem Verständniß Handhaben zu bieten, mit Andeutungen, die sie über die Darstellung verstreuen. Schlüsse, in denen haarklein über alles Bericht erstattet wird, vermeiden sie und beschränken sich auf bloße Winke über die Zukunft der Hauptpersonen, die gleichfalls über das Ganze hin vertheilt sind. Zuweilen legen sie sogar direct Räthsel vor, um dem Leser zu denken zu geben, ihm an der dichterischen Thätigkeit gleichsam selbst Antheil zu gewähren. Keiner ist darin mehr Virtuose als Ibsen. Aber auch Fontane weiß von dieser Art der Darstellung geschickt und fein Gebrauch zu machen. Nirgends sagt er direct, wie wenig glücklich Botho in der Ehe sich fühlt und wie sehr die Erinnerung der früheren Liebe an ihm nagt, er läßt es uns nur aus Symptomen schließen. Weshalb Lene später darein willigt, dem braven Sectirer die Hand zu reichen, verräth er ebensowenig unmittelbar, vielmehr läßt er den Leser selbst die Gründe dafür aufsuchen. Ja, als das Liebesidyll in Hankel's Ablage durch den Besuch von Freunden Botho's gestört wird, vermeidet es der Dichter nicht nur, bestimmt zu sagen, ob es sich um eine Verabredung handelt oder nicht, sondern spricht von einer „vielleicht geplanten" Störung, indem er somit die Frage offen läßt, ob das Zusammentreffen auf Zufall beruhte oder nicht. Er appellirt mit bewußter Absicht an das Nachfühlen der Leser, und fordert dadurch ein langanhaltendes Interesse gewissermaßen heraus.

Es versteht sich, daß zur Durchführung dieser Absicht, zur Vertheilung der bloßen Andeutungen, die gelegentlich die Motivirung ersetzen sollen, eine fein berechnende Technik gehört. Aber sollte ihr Fontane nicht gewachsen sein, er, der so vielfach den abwägenden Künstler bewährt? Wie gut weiß er die Hauptgestalten durch eine Reihe von Contrastfiguren zu heben, an denen jene sich gleichsam entwickeln! Wie echt künstlerisch über ihr Fühlen und Denken Klarheit zu schaffen, indem er durch eingeschobene Episoden sie zwingt, unbewußt Auskunft über sich zu geben! Es werden so die Personen, wie das Problem selbst von den verschiedensten Seiten aus ins Licht gesetzt. Auch Zeit- und Localcolorit verleiht er dem Ganzen nicht äußerlich, wie das moderne Realisten mit weniger ernsten Intentionen so häufig thun, indem sie in der Anführung rein äußerer Daten und in Ortsschilderungen bis zur Pedanterie penibel sind, sondern durch innere Verarbeitung, dadurch z. B., daß er die Affaire Arnim geschickt einflicht, wodurch er noch die Möglichkeit gewinnt, die Charakteristik einer episodischen Figur glücklich zu bereichern. Aber es ist bezeichnend, daß er dabei den Namen Arnim nicht nennt, wie er überhaupt discret und zurückhaltend ist. Als die Officiersdamen in Hankel's Ablage, für die der Dichter den hübschen Zug gefunden hat, daß er sie unter ihren, aus dem Namensverzeichniß der Schiller'schen Jungfrau von Orleans entlehnten Scherz- und Necknamen erscheinen läßt, durch ihre rohe Derbheit Lene's zartes Gemüth wie mit Nadelstichen verletzen, deutet der Dichter nur durch Bezeichnung von Gesten an, wie sehr sie darunter leidet, indem er auch hier auf ein liebevoll sich hingebendes Verständniß der Leser rechnet. So finden wir den Dichter in Allem auf dem Wege nach dem Besten in der Kunst, und es wird ihm dadurch möglich, das Muster dessen zu geben, was jetzt von so Vielen und mit so ungleichem Talente versucht wird: eine dichterische Verkörperung des modernen Berlin.

Halten wir gegen seinen Roman Spielhagen's neues Werk: Noblesse oblige, so treten uns die Eigenthümlichkeiten einer anderen dichterischen Individua-

lität und Kunstweise deutlich vor Augen. Wenn Fontane einen einfachen, an sich keineswegs interessanten Stoff behandelt und so, daß es ihm auf das Geschehen erst in zweiter Linie ankommt, so gibt Spielhagen einen complicirten Verlauf mit vielen, zum Theil außergewöhnlichen Begebenheiten. Wenn Jener darauf verzichtet, durch Erregung von Spannung zu wirken, so geht dieser gerade darauf mit Absicht aus. Wenn uns Fontane nur einen kleinen Ausschnitt der Welt gibt, den er aber mit behaglicher Freude am Detail ausmalt, so führt uns Spielhagen in weite Kreise, ja, schildert gelegentlich die Empfindungen eines ganzen Volkes. Wenn Fontane endlich sich zur Darstellung die ruhige Zeit der Mitte der siebziger Jahre wählt, so geht Spielhagen in die bewegten Tage der Befreiungskriege zurück, um die Einwirkung jener gewaltigen Vorgänge auf das Leben einer Familie darzustellen. Die Handlung spielt in Hamburg und Umgegend während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen. In der Mitte steht eine Frauengestalt, Minna Warburg, die Tochter eines Großkaufmanns. Sie ist eine von den Jungfrauen, über die sich Heinrich von Kleist mit so bitterer Satire beklagte. Sie liebt einen französischen Marquis und hat sich mit ihm zwar ohne Wissen der Welt, aber mit Einwilligung des Vaters verlobt. Der Franzose hat Hamburg verlassen, um unter Napoleon nach Rußland zu ziehen. In Folge der Continentalsperre geräth Minna's Vater in die größten finanziellen Bedrängnisse: er steht vor dem Bankerott. Nur einer kann ihn retten, Theodor Billow, derselbe, der sich seit Jahren und immer erfolglos um die Hand Minna's bewirbt. Ein Conflict baut sich so auf zwischen der Pietät gegen die Familie und einer Herzensneigung. Diesen Conflict sucht der Dichter nun nach allen Seiten hin zu verschärfen. Da die Bedrängniß des Vaters als Gegengewicht gegen die Liebe vielleicht nicht ausreichen würde, muß noch ein Anderes hinzukommen. Ein Bruder Minna's, den sie liebt und verehrt, ist als Conscribirter den Franzosen gefolgt, desertirt aber. Nur durch Aufbringung einer großen Summe kann er vor dem sicheren Tode gerettet werden. Diese Summe vermag der Vater von keinem Anderen zu erlangen, als von Theodor Billow. Auch die Heirath einer jüngeren Schwester kann nur durch das zu erkaufende Wohlwollen dieses Bewerbers ermöglicht werden. Schließlich siegt in Minna das Gefühl der Pflicht gegenüber der Familie, und sie reicht dem ungeliebten Manne die Hand.

Aber nicht allein das Gefühl der Pflicht treibt sie zu dem Schritt, es bestimmt sie noch ein anderer Umstand. Seit Monaten hat Minna keine Briefe mehr vom Marquis erhalten, so daß sie fürchten muß, er habe sie verlassen oder sei im Kriege umgekommen. Sie muß das Erstere glauben, als sie erfährt, daß der Marquis sich mit einer Dame aus einer der ersten französischen Familien verheirathet habe. Wenigstens liest sie in einer französischen Zeitung die Anzeige von der Vermählung eines Mannes mit *seinem* Namen und Vornamen, sowie dem gleichen Titel und Rang. Thatsächlich freilich hat nicht er, sondern ein entfernter Verwandter von ihm sich verheirathet. Er hat sie auch einmal in einem Brief auf diesen und die Gleichheit ihrer Namen aufmerksam gemacht und hervorgehoben, daß bei officiellen Gelegenheiten ein kleiner Unterschied in der Namensführung doch bestehe. Der Brief ist ihr aber nicht zu Gesicht gekommen, so wenig wie bis auf den ersten die anderen, da sie der Vater unterschlagen hat. Minna muß darum eben die Verwechslung begehen, vor der sie gewarnt wird. — Man sieht schon: es ist eine kunstreich ersonnene Handlung, eine geistreiche Combination merkwürdiger Umstände, und des Dichters Stärke beruht in der *Erfindung*. Insofern erinnert das Werk an das, was man in der älteren Zeit, namentlich im siebzehnten Jahrhundert unter einem Roman verstand: eine Häufung interessanter Begebenheiten und Verwicklungen. Daß diese freilich auf den so abgebrauchten Mitteln der Unterschlagung von Briefen und der Verwechslung von Namen beruhen, ist nicht fein.

Doch ist mit der Heirath Minna's die Handlung keineswegs beendet. Es wird uns auch die Ehe geschildert, in der die Verruchtheit Billow's mehr und mehr zu Tage kommt, und die junge Frau zu einem neuen Lebenszwecke sich durchringt: zum Patriotismus, den sie in der aufopfernden Pflege Verwundeter und Kranker be-

thätigt. Später kehrt auch der Marquis nach Hamburg zurück und damit erwacht der Conflict in veränderter Gestalt und verschärft wieder. Billow ist feige nach England geflohen, Minna's Vater gestorben, ihre Schwester längst verheirathet. Die Unterschlagung der Briefe, deren Opfer sie geworden, bleibt ihr nicht lange mehr verborgen, und ein Kind, das sie ihrem Manne geboren hat, stirbt bald nach der Geburt. Alles drängt sie also zu der ersten Liebe hin, und nur die Pietät gegen das Vaterland kämpft noch gegen die so lange unterdrückte Neigung. In einer zum höchsten Effect zugespitzten Scene endet die Handlung. Minna ist ihrem Gatten, dessen Ankunft aus England bevorsteht, entgegengereist, indem sie dadurch dem Zusammensein mit dem Marquis zu entfliehen sucht. Da wird das Schiff, auf dem der Gatte heimkehrt, von einem gewaltigen Sturm erfaßt und geräth in die größte Gefahr. Niemand wagt, den auf den Trümmern des Schiffes mit den Wogen Kämpfenden, unter denen Billow der Ausdauerndste ist, Hilfe zu bringen. Da stürzt sich der Marquis, der Minna nachgeeilt ist, in ein Rettungsboot und veranlaßt durch sein mannhaftes Beispiel noch Andere, ihm beizustehen. Er rudert zu dem gefährdeten Schiff, kommt auch heran, findet aber schließlich zusammen mit Billow den Tod in den Wellen. — Der Dichter benutzt also zur Gestaltung der Fabel neben Verwicklungen auch Naturereignisse.

Diese Skizze gibt aber nur eine schwache Vorstellung von dem reich bewegten Verlaufe der Begebenheiten. Man denke sich dazu noch einen heftigen Conflict zwischen Minna's Bruder und dem Marquis, ferner eine Reihe großer, allgemeiner Vorgänge: wie den verunglückten Februaraufstand vom Jahre 1813, dann die Darstellung der von den Franzosen an der Bevölkerung verübten Grausamkeiten, unter denen Minna ganz besonders zu leiden hat, endlich den zweimaligen Einzug der Russen in die Stadt, und man kann sich ein ungefähres Bild machen von dem reichen materiellen Inhalt, den der Roman bietet. Rechnet man dazu die vielen inneren Kämpfe, die theils die Hauptpersonen selbst, theils Nebenfiguren, wie der so lange zurückgewiesene Billow oder auch Minna's Vater in dem Conflict zwischen seinem Gewissen und dem Erhaltungstrieb zu bestehen haben, so sieht man, welch' großen Apparat Spielhagen in Bewegung setzt, um sich die Wirkung einer interessanten und spannenden Handlung zu sichern.

Es fragt sich nur, auf welchen künstlerischen Voraussetzungen dieses Streben nach Wirkung durch den Stoff beruht. Auf einige haben wir schon bei der Skizzirung des Inhalts hinweisen können; eine andere muß aber noch besonders betont werden: die Charakteristik. Es ist bekannt, daß Spielhagen seine Helden mit einer Fülle hervorragender Eigenschaften auszustatten liebt, die sie als auf den höchsten Höhen der Menschheit wandelnde Personen erscheinen läßt. Er zeigt sich hierin als einen Vertreter der idealistischen Kunst, die es von jeher geliebt hat, Mustergestalten aufzustellen. Er idealisirt aber nicht bloß nach der optimistischen Seite hin, er thut es auch nach der pessimistischen, indem er die Gegenspieler genau so drückt, wie er die Helden steigen läßt. Und nur, indem er das thut, kann er Fabeln wie die des vorliegenden Romans zu Stande bringen. Nur indem er den Vater der Heldin zu dem schlimmsten Egoisten macht, der vor einer Unterschlagung von Briefen an seine Tochter nicht zurückscheut, oder Minna's Gatten zu einem Erzschurken und Feigling, kann er den Conflict zu dieser Schärfe zuspitzen. Auch gewisse Effecte lassen sich nur bei dieser Art der Charakteristik erreichen. Wenn Minna nicht die hoheitsvolle, unerschrockene Heldin wäre, die selbst einem Davoust zu imponiren weiß, wäre eine äußerlich so wirkungsvolle Scene, wie die im Roman geschilderte, in der Minna dem grausamen General muthvoll entgegentritt, unmöglich. Oder wenn sie mit körperlichen Reizen minder ausgestattet wäre, als sie es ist, hätte ihr der Dichter einen Theil von den Leiden, die sie zu erdulden hat und die unser Mitgefühl in Anspruch nehmen, nicht zustoßen lassen können.

Ob dieses Idealisiren nun berechtigt sei oder nicht, das bleibe dahingestellt. Unser modernes Empfinden sträubt sich jedenfalls dagegen und läßt es für Stoffe aus der Gegenwart gar nicht mehr gelten. Man darf es darum als einen glücklichen

Gedanken Spielhagen's betrachten, daß er dieses Mal in die Tage der Erhebung von 1813 zurückgriff, in eine hochgestimmte, an Schiller'schen Idealen genährte Zeit, der wir wenigstens edle und große Empfindungen zuzuschreiben geneigt sind. Dennoch wäre dem Roman eine reichere, mehr individualisirende Charakteristik wohl zu wünschen gewesen. Das Idealisiren bringt aber dem Dichter noch einen weiteren Vortheil: es erleichtert ihm das Motiviren. Dadurch, daß er die Personen mit Eigenschaften, wie gewaltige Willenskraft, Unerschrockenheit u. s. w. ausstattet, kann er ihnen Dinge zumuthen, die bei einer Durchschnittsnatur nicht immer begreiflich sind. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß es Spielhagen in seinem Roman in diesem Punkte nicht ernst genommen habe. Durchweg finden wir Streben nach strenger Motivirung, und nur in einem Falle hat es der Dichter sich zu leicht gemacht, als er die Heldin in den Straßen Hamburgs einsam und verlassen umherirren und gerade im Augenblick der höchsten Noth den Marquis treffen läßt. Der wichtige Moment des Zusammentreffens der beiden so lange Getrennten wird damit in etwas äußerlicher Weise herbeigeführt.

Die Technik ist bekanntlich Spielhagen's starke Seite, und auch in diesem Roman finden sich wieder glänzende Schilderungen, wie die des verunglückten Aufstandes in Hamburg oder die des Seesturms. Dagegen können wir uns mit der Spielhagen eigenen Art der Darstellung, über die er sich ja selbst wiederholt geäußert hat, nicht befreunden. An sich ist das von ihm aufgestellte Princip, daß der epische Erzähler hinter seinem Werke völlig zu verschwinden habe, historisch nicht begründet, wie Scherer in seiner „Poetik" ausdrücklich bemerkt. Dann aber wirkt die Art, wie Spielhagen das Princip befolgt, künstlerisch unvortheilhaft. Hätte er mit seiner Forderung Recht, dann müßte ihre logische Consequenz die sein, daß der Roman gleich dem Drama nur aus Dialog bestünde. Nun verwendet Spielhagen merkwürdiger Weise den Dialog durchaus sparsam und ist so nicht selten genöthigt, sein eigenes Verbot zu umgehen. Er berichtet, und zwar sehr häufig, formulirt den Bericht aber stets aus der Empfindung der Personen heraus, von denen er erzählt. Indem er das aber immer in derselben Weise thun muß und dabei meist die ermüdende Form der indirecten Rede verwendet, verfällt er in Monotonie, die ein directes Berichten durchaus vermeiden kann.

Wenn die Stärke des Fontane'schen Romans in der Charakteristik beruhte, in der reichen und glücklichen Darstellung origineller Personen, Spielhagen dagegen seine Intentionen vornehmlich auf die Gestaltung einer interessanten Handlung richtete, so tritt Heyse mit dem vorliegenden Bande Novellen mitten zwischen Beide: er gibt interessante Charaktere und interessante Begebenheiten. Schon seit Jahren nimmt Heyse den Standpunkt ein, auf dem wir Goethe in der mittleren Zeit seines Dichtens sehen, damals, als er den Theaterdirector im Faust an den Dichter die Mahnung richten läßt: „So commandirt die Poesie." Heyse commandirt auch die Poesie. Als Dramatiker findet er seine Stoffe bald in der orientalischen, bald in der griechischen, bald in der spanischen Geschichte, oder er wendet sich wohl auch der unmittelbarsten Gegenwart zu. Als Novellist sucht er bald ältere Kunstweisen zu erneuern, bald Motive, die ihm Ereignisse der Gegenwart an die Hand geben, dichterisch zu verwerthen. Es reizt ihn, Lücken in der Motivirung, welche die Wirklichkeit offen läßt, als Dichter zu ergänzen. Welche Motive ihn dabei vornehmlich anziehen, verdiente wohl einmal eine nähere Betrachtung, weil sich gerade daraus ein sicherer Schluß auf die dichterische Eigenart ziehen läßt. Daß er mit Vorliebe psychologisch außergewöhnliche Phänomene behandelt, ist sicher. In diesem Bande sind es aber durchweg Regungen der Frauenseele, die den Dichter interessiren. Und das ist kein Zufall, weder in Bezug auf Heyse selbst, noch in Bezug auf die moderne Dichtung überhaupt. Denn diese scheint weibliche Figuren entschieden zu bevorzugen. Die drei uns hier beschäftigenden Erscheinungen sprechen wenigstens dafür. Bei Fontane ist die Hauptgestalt, diejenige, die uns am meisten interessirt, wiewohl sie in der Erzählung nicht den Vorrang einnimmt, ein Mädchen, und auch hinsichtlich der Charakteristik sind ihm die Frauen

besser gelungen als die Männer. Bei Spielhagen steht eine Frau im Vordergrund, und um ihr Schicksal dreht sich die ganze Fabel. Und hier bei Heyse finden wir interessanten Frauen durchweg reizlose Männer von nicht mehr als Durchschnittscharakter gegenüber. In dreien von den vier im Bande vereinigten Novellen kehrt aber auch dieselbe bezeichnende Situation wieder: die Frau macht dem Manne einen Liebesantrag, den dieser ablehnt. Es ist nun interessant, zu beobachten, unter wie verschiedenen Umständen und bei wie verschiedenen Charakteren diese gleiche Situation wieder erscheint. In dem einen Falle lernt ein deutscher Historiker auf einem Ausflug in Italien eine schöne junge Gräfin kennen, die von ihrem Manne, den sie einst ohne Liebe und aus falschem Patriotismus geheirathet hat, in moralischer Gefangenschaft gehalten wird. Der junge Gelehrte erobert ihr Herz, und da sie fühlt, daß auch er von Liebe zu ihr ergriffen und nur zu schüchtern ist, es ihr zu gestehen, trägt sie sich ihm an. — In dem anderen Falle lernt ein Universitätsprofessor, der nahezu im Begriff ist, sich mit einem verständigen, uninteressanten Mädchen zu verloben, ein anderes kennen, das ursprünglich Fabrikarbeiterin war, durch eine unverhoffte Erbschaft aber in die Lage gekommen ist, lediglich ihrem Triebe nach Bildung zu folgen. Von diesem Triebe erfaßt, hat sie eine Reihe von glänzenden Partien, die sich ihr, da sie schön und verführerisch ist, boten, ausgeschlagen, weil sie in der Ehe niemals die Befriedigung ihrer geistigen Bestrebungen erwarten konnte. Da hört sie den Professor in einer Arbeiterversammlung über die sociale Frage sprechen. Hingerissen von der Begeisterung des Mannes für seinen Gegenstand, dankbar für die Belehrung, die er in ihre unwissende, bildungsbeflissene Seele streut, bietet sie sich ihm an. — Der dritte Fall ist etwas andersgeartet, insofern der Antrag hier erst erfolgt, nachdem ihm einer von Seiten des Mannes vorangegangen ist, den das Mädchen ablehnt. Ein Architekt lernt eine durch grausame Schicksale zur Menschenfeindin gewordene Dame kennen und gewinnt sie lieb. Als er sie zum Weibe begehrt, weist sie ihn ab. Sie erklärt, nicht mehr lieben zu können, oder glaubt wenigstens, an den, „den sie achten, vielleicht einmal lieben sollte", eine harte Forderung stellen zu müssen. Er müßte, um ihren Glauben an die Menschheit zu retten, vor den Verräther, der ihre Schwester und sie unglücklich gemacht hat, hintreten und ihm sagen, daß er ein Bube sei. Der junge Mann erfüllt die Forderung und kehrt im Duell verwundet zurück. Er theilt der Geliebten aber nicht mit, was er für sie gethan, hält sich vielmehr geflissentlich von ihr fern. Da sucht sie ihn auf, trägt sich ihm an und wird von ihm abgewiesen.

Aber nicht bloß in Bezug auf die begleitenden Umstände und die handelnden Personen variirt der Dichter, auch die Motive, aus denen jene Ablehnung erfolgt, gestaltet er in jedem Falle anders. Dort ist es ein mehr äußeres, indem das eine Mal den jungen Gelehrten ernste, aus der Heimath eingetroffene Nachrichten aus dem Liebestaumel reißen, das andere Mal den Professor eine Anwandlung von philisterhafter Moralität erfaßt, hier ein tieferer, mehr innerlicher Grund, indem der Architekt von demselben Gefühl ergriffen sein mag, das dem Ritter in Schiller's Handschuh die Worte eingibt: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht." Ebenso ist die Wirkung der Ablehnung verschieden. Zweimal ist sie tragisch: in der ersten Novelle „Villa Falconieri" und in „Doris Sengeberg". Dort wird die verlassene Gräfin von ihrem Manne getödtet, als sie ihm bekennt, daß sie einem widerlichen Geistlichen sich hingab, um aus seiner Gewalt befreit zu werden: hier tödtet sich die Heldin selbst, nachdem sie die Ablehnung erfahren hat. In „Emerenz" dagegen ist die Wirkung fast humoristisch zu nennen. Denn erst, als er heimgekehrt ist, merkt der Professor, was er an dem Mädchen verloren hat, und entschließt sich, Emerenz zu seiner Frau zu machen. Da er ihr aber seine Absicht nicht sofort mittheilt, sondern bis zu den Ferien wartet, um ihr persönlich seine Liebe zu gestehen, findet er sie nicht mehr. Sie ist einem Reiseprediger gefolgt, einem alten, häßlichen Manne, ohne Liebe für ihn zu empfinden, „aus Hochachtung für seine Aufopferung zum Besten der Menschheit".

Daß auch sonst, in der dichterischen Behandlungsweise, im Ton der Darstellung, im Colorit Abwechslung herrscht, versteht sich bei einem Dichter wie Heyse von selbst.

Schon das Landschaftliche wird dichterisch verwerthet und vertieft. Der ersten in Italien spielenden Novelle ist in den Charakteren wie in der Führung der Handlung vollständig italienisches Gepräge verliehen; Emerenz und Doris Sengeberg sind ganz deutsch. Dort wird die Frau unter dem Drucke äußerer Gewalt zu jenem Schritte gedrängt, hier liegen mehr innere, von den äußeren Umständen nur begünstigte Seelenregungen vor. Dagegen gehören der Form der Erzählung nach „Villa Falconieri" und „Doris Sengeberg" zusammen, insofern beide in den Rahmen der objectiven Berichterstattung gespannt sind, während „Emerenz" eine Ich-Erzählung ist, durch die ein munterer, zu der Natur des Stoffes vortrefflich stimmender Zug der Selbstironie geht. Nur in Einem ragt „Doris Sengeberg" vor den anderen Novellen hervor: ihr ist eine ganz meisterhafte, sehr originelle Exposition eigen, in der der Dichter mit feinster Berechnung der Steigerung starkes Interesse für die Heldin zu erwecken weiß. Auch die vierte „Märtyrerin der Phantasie" betitelte Novelle ist gerade in technischer Beziehung interessant. Ein nach Ort und Zeit fortwährend wechselnder Stoff wird durch einen glücklichen Kunstgriff so geführt, daß in der Berichterstattung ein nur einmaliger Wechsel des Schauplatzes nothwendig ist. Dadurch gewinnt der mehr für eine psychologische Studie als eine kurze Novelle geeignete Stoff fast den Schein von Einheitlichkeit.

Wollte man die künstlerische Methode Heyse's im Ganzen mit einem Worte charakterisiren — was meist mehr oder weniger unrichtig ist — dann könnte man sie stilisirten Realismus nennen. Denn so sehr er in Motiven und Charakteren modern zu sein bestrebt ist, in der künstlerischen Behandlung hält er vielfach an der classischen Tradition fest. Den Dialog z. B. als Mittel der Charakteristik auszunutzen, wie das mit so viel Glück Fontane thut, der den Officiersjargon so gut wie das echte Berlinisch der Wirklichkeit nachzubilden sucht, das verschmäht Heyse. Wenn er trotzdem zu fesseln und anzuregen weiß, so zeigt sich eben, wie wenig es darauf ankommt, ob ein Dichter mehr Realist oder mehr Idealist sei. Die Hauptsache bleibt immer, daß er künstlerisch zu gestalten weiß und den Personen den Athem des Lebens einzuhauchen vermag.

Otto Pniower.

γεφ. **Historische Zeitschrift,** herausgegeben von H. von Sybel. Bd. 60, Heft 1, München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1888.

Das vorliegende Heft bringt einen für weitere Kreise beachtenswerthen Aufsatz von L. Rieß. In einer eingehenden Untersuchung über die Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament (Leipzig 1885) hatte Rieß sich gegen die hergebrachte und auch von Gneist übernommene Ansicht von den Entstehungsgründen des englischen Unterhauses ausgesprochen, derzufolge König Eduard I., unter Anerkennung des Steuerbewilligungsrechtes der Gemeinen, Vertreter der Grafschaften und Städte hauptsächlich zum Zwecke der Geldbewilligung zum Parlament berufen habe. Rieß führte damals aus, daß die Vorstellung von der unauflöslichen Verknüpfung der ersten gewählten Volksvertretung mit der Steuerbewilligung, dem augenfälligsten Grundrechte des Volkes, nicht durch methodisch-historische Studien gewonnen, sondern aus politischen Theorien hergenommen sei, und zeigte mit meisterhafter Kritik, daß im englischen Lehnsstaate der politische Gedanke des Steuerbewilligungsrechtes der Unterthanen noch nicht existirte und nicht existiren konnte; daß in den Verhandlungen nur von einer Steuerberathung, nicht von einer Steuerbewilligung die Rede sei, und daß in der Hauptsache um anderer Zwecke willen Eduard I. die früher nur gelegentlich vorkommende Vertretung als eine durchgebildete und dauernde Einrichtung dem englischen Staatswesen einfügte. In dem kurz darauf erschienenen Werke Gneist's: „Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts" (Berlin 1886) waren andere Theile der Rieß'schen Untersuchungen anerkennend hervorgehoben worden, aber jenes immerhin überraschende Forschungsergebniß war unbeachtet geblieben. Gegen diese stillschweigende Verurtheilung durch den hervorragendsten Kenner der englischen Verfassungsgeschichte wendet sich nun Rieß, indem er Meinung und Gegenmeinung von neuem in die Schranken treten läßt. Besondere Hervorhebung verdienen von dem Inhalt des Heftes noch die Mittheilungen, welche Th. Schiemann aus Acten des Dresdener Archivs zur Geschichte des Posener Friedens von 1806 macht. Es ist ein Blatt aus den trübsten Tagen unserer vaterländischen Geschichte, das uns von der kläglichen Rolle erzählt, welche Graf Bose, der spätere sächsische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den Friedensverhandlungen Kursachsens mit Napoleon spielte. — Es ist übrigens ein ergötzliches Zahlenspiel des Zufalls, daß das Erscheinen des sechzigsten Bandes der „historischen Zeitschrift" ungefähr in dieselben Tage fällt, in denen die zahlreichen Freunde, Verehrer und Schüler dem derzeitigen Altmeister der historischen Studien zu seinem siebzigsten Geburtstage und zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum ihre Huldigungen und Glückwünsche dargebracht haben. Die stattliche Bändereihe der Zeitschrift mit ihren vielen Beiträgen von bleibendem Werth gibt auch ein beredtes Zeugniß von der erfolgreichen Wirksamkeit ihres Begründers und Herausgebers.

ρ. **History of Prussia** by Herbert Tuttle. Vol. II. (1740—1745). — Vol. III. (1745—1756). Boston and New York, Houghton, Mifflin and Co. 1888.

Es sind vier Jahre, daß wir dieses Werkes ersten Band anzeigten, welcher die Geschichte Preußens bis zur Thronbesteigung Friedrichs d. Gr. behandelt. Die beiden neuen Bände, welche die Geschichte Preußens unter Friedrich d. Gr. bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges fortführen, verdienen das Lob, welches wir dem ersten gespendet, und verdienen es in erhöhtem Maße. Denn nicht nur mußte hier, auf einem Felde, wo jede Scholle gleichsam unzählige Mal auf- und umgegraben worden ist, Untersuchung und Darstellung in einem ganz anderen Sinne minutiös sein, als dort, wo der Historiker in großen Schritten über einen Zeitraum von sechshundert Jahren ging: für den amerikanischen Geschichtschreiber Friedrich's kommt noch hinzu, daß ein Vergleich mit dem englischen sich nicht vermeiden läßt. Aber es ist ein eigen Ding um die Geschichtschreibung Carlyle's: seine Gesichtspunkte sind niemals die des historischen Forschers, sondern immer die des socialen und politischen Reformers oder Revolutionärs, welcher die Thatsachen mit den starken Farben seiner Antipathien oder Sympathien malt. Man kann, um vulgär zu reden, aus Carlyle keine Geschichte lernen, nicht einmal in der Beschränkung, wie Macaulay ꝛc. die Meinungen und Ansichten einer großen und herrschenden Partei repräsentirt: Carlyle ist weder Whig noch Tory, sondern einzig und allein Carlyle, und seine Geschichtswerke sind ebenso nur der Ausdruck seiner eigenen, machtvollen Persönlichkeit, Denkmale der Literatur, aber keine der Wissenschaft — mit Ausnahme vielleicht des „Lebens und der Briefe Cromwell's", welche wichtiges, bis dahin unbekanntes Actenmaterial enthalten. Seine „französische Revolution" dagegen ist eher das Werk eines Dichters, als das eines Historikers, und von der Geschichte Friedrich's d. Gr. kann man nicht einmal so viel sagen: „es ist das armseligste, mühsamste und beschwerlichste Stück Arbeit, welches ich jemals unternommen habe," schreibt Carlyle selber an Varnhagen von Ense; und an Neuberg, seinen Amanuensis, der das Werk später ins Deutsche übersetzte: „In meinem ganzen Leben bin ich nicht in einem so schmutzigen Wirbel tanzenden Sandes gewesen, in welchem ich nichts zu thun hatte: die einzige Frage ist nur, wie ich wieder herauskomme?" (vgl. Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLI, S. 150: „Ein deutscher Freund Thomas Carlyle's"). Dennoch möchten wir, um keinen Preis, diese Bände missen, welche den großen König, seine Zeit und Umgebung uns in dem magischen Lichte Carlyle'scher Weltbetrachtung zeigen; nur freilich, daß sie den Platz für ein strengeres Geschichtswerk offen lassen, ganz abgesehen davon, daß für ein solches ganz andere Quellen noch zu Gebote standen, als Carlyle benutzt hat oder benutzen konnte. Diese Arbeit hat Mr. Tuttle gethan. Professor an einer amerikanischen Universität, hat er in Deutschland seine Studien gemacht und namentlich seinen jahrelangen Aufenthalt in Berlin dazu verwandt, sich einen genauen Einblick in das preußische Regierungssystem des vorigen Jahrhunderts zu verschaffen. Gewissenhaft, an der Hand der officiellen Publication aus unseren Staatsarchiven und vertraut mit der alten und neueren, von Jahr zu Jahr gewachsenen Literatur über das Zeitalter Friedrich's, geht er seinen Weg, ohne sich jemals in unnöthiges Detail zu

verlieren, aber immer das Wesentliche fest und unverrückt im Auge behaltend. Klar und deutlich in seiner Erzählung, nicht wortreich, eher ein wenig nüchtern, gelingt es ihm stets, ein anschauliches Bild der Personen und Dinge zu geben, mit jenem sichern Blick und treffenden Ausdruck, welcher unseren englisch-amerikanischen Vettern eigen zu sein pflegt, so daß wir den beiden noch ausstehenden Bänden, welche mit dem Tode Friedrich's abschließen werden, mit den besten Erwartungen entgegensehen. Wir werden dann das Werk eines Ausländers haben, welches als eine populäre, aber durchaus auf wissenschaftlichem Grunde beruhende Darstellung auch in unserer eigenen Geschichtsliteratur seine Stelle einnehmen und dem es zu seiner Zeit an einem Uebersetzer nicht fehlen wird.

κλ **The chief periods of European history.** Six lectures read in the University of Oxford in Trinity term 1885, with an essay on Greek cities under Roman rule. By Edward A. Freeman. London, Macmillan and Co. 1886.

W. H. Riehl, der geistvolle Culturhistoriker, erzählt einmal von einem jungen Docenten, dem man vorschlägt, er möge ein Colleg über die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts lesen. „Wie können Sie mir zumuthen," habe er erwidert, „daß ich so unwissenschaftlich, dilettantisch ins Weite schweife; meine Lebensaufgabe ist die Geschichte Deutschlands von 1525 bis 1530." Die Vertreter derjenigen Richtung, welche diese Anekdote, gleichviel, ob wahr, ob erfunden, so trefflich kennzeichnet, müßten nun freilich über ein Werk wie das obengenannte völlig den Stab brechen. Denn es umspannt einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrtausenden, und den Verfasser schützt nicht eine Ausnahmestellung, wie sie eben nur Ranke besaß, von vornherein vor allen Anfechtungen. Aber Freeman bringt neben gründlichen Kenntnissen für sein Unternehmen Etwas mit, was bei der Beschäftigung mit allzu eng begrenzten Arbeitsfeldern nur schwer erworben wird: einen weiten geschichtlichen und politischen Blick und zudem eine geistvolle Betrachtungsweise. — Diese Vorlesungen, welche sich an die früher von uns besprochenen über die Methoden des geschichtlichen Studiums (D. R. 1887, Bd. LIII, S. 270 ff.) anschließen, behandeln die Entwicklung der modernen, europäischen Geschichte von den Anfängen der hellenischen Staatenbildungen bis herab zum Ende des Kirchenstaates als ein großes, zusammenhängendes Ganzes. Nicht als wollte der Verfasser eine Geschichte „in der Nuß" geben; er betrachtet hier die gesammte Entwicklung unter einem Gesichtspunkte, der, wie er selbst richtig hervorhebt, kein ausschließlich gültiger, sondern nur ein wichtiger und berechtigter neben anderen ist, und dieser Gesichtspunkt bestimmt auch die Auswahl der geschichtlichen Thatsachen. Die herrschende Mittelpunktsstellung Roms in all' ihren verschiedenen Formen und Stufen ist auch der Mittelpunkt von Freeman's Betrachtungen, und demgemäß gliedert sich ihm die moderne europäische Geschichte in drei große Abschnitte: die Welt vor, mit, ohne Rom. Als ein fernerer allgemeiner Gesichtspunkt tritt hinzu „the Eternal Eastern Question", d. h. der ewige auf- und niederfluthende Kampf zwischen der europäischen Menschheit und den Eroberungsversuchen des Orients, politischen wie religiösen. — Es ist nicht bloß die dreifache Gliederung, welche uns unwillkürlich an Hegel's triadischen Rythmus des Weltpulses erinnert; ganz im Sinne seines Gegensatzes zwischen dem An-sich- und Für-sich-sein hebt Freeman hervor, wie der jetzige Zustand des europäischen Staatensystems einerseits eine Rückkehr zu den Verhältnissen des dritten Jahrhunderts v. Chr. darstellt, andererseits die Nachwirkungen einer Periode, welche äußerlich erst 1806 endete, nicht ausgelöscht sind, sondern die „Romlose Welt" so tief von römischen Einflüssen durchtränkt ist, daß diese eben darum aufgehört haben, römische zu sein. Wir müssen es uns hier versagen, von dem farben- und figurenreichen Gemälde, das Freeman entrollt, auch nur eine Umrißzeichnung zu geben. — Englische Kritiker haben ihm, wie wir seinen eigenen Andeutungen entnehmen, vorgeworfen, er wiederhole zu häufig die nämlichen Gedanken. Dieser Vorwurf mag bei der sehr ausgedehnten Schriftstellerei Freeman's nicht ungegründet sein; aber er fällt für festländische Leser nicht ins Gewicht, da zu ihnen im Allgemeinen doch nur die größeren Arbeiten hinüberdringen. Wir sind überzeugt, daß jeder deutsche Leser, der Fachmann wie der gebildete Geschichtsfreund, eine Fülle des Neuen und Anregenden in diesem Buche finden wird. Ueber Manches werden wir freilich anders urtheilen. So werden wir gerade im Rückblick auf unsere eigene, jüngste Vergangenheit einige Zweifel hegen, ob denn wirklich, wie Freeman meint, in unserem Zeitalter jede Spur von „the oecumenical position, the oecumenical traditions of Rome" geschwunden sei. Am Ende stecken wir doch noch in der zweiten Periode.

γ. **Handbuch der deutschen Alterthumskunde.** Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. In drei Theilen. I. Theil. Die Alterthümer der merovingischen Zeit. Mit zahlreichen eingedruckten Holzstichen. 1. u. 2. Lieferung. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn. 1880 bis 1886.

Der Begriff der deutschen Alterthumskunde wird schon auf dem Titel des Wertes etwas eng gefaßt: daß sich aus den Denkmalen und Gräberfunden allein eine Wissenschaft vom deutschen Alterthum aufbauen ließe, das behauptet auch Herr L. nicht, und jede Seite seines Buches könnte den Beweis dagegen liefern. Der Director des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz hat sich in einer vierzigjährigen Thätigkeit als Sammler und Forscher die größten Verdienste um die Archäologie der Rheinlande erworben, und das vorliegende Werk zeigt innerhalb des keineswegs engen Arbeitsgebiets, das der Herr Verfasser bebaut hat, einen sichern Ueberblick und die genaue Kenntniß des gesammten Fundmaterials. Die zahlreichen Illustrationen im Text, zu denen in Lieferung 2 noch eine stattliche Reihe von Tafeln treten, sind vortrefflich gewählt und musterhaft in Holzstich ausgeführt. Die ganze Ausstattung ist eine wahrhaft vornehme. Wir wollen auch mit Herrn L. nicht darüber rechten, daß er die Darstellung mit der merovingischen Periode begonnen hat, um von ihr über die römisch-germanische zur vorgeschichtlichen Zeit aufzusteigen: er mochte hier, wo er zugleich an einige seiner frühesten Arbeiten anknüpfen konnte, im Reichthum der Ueberlieferung einen sicheren Boden fühlen. Aber leider zeigen sich schon jetzt zwei Mängel, welche,

wir fürchten es, in den folgenden Bänden in verstärktem Maße hervortreten werden. Herrn L. fehlt trotz seiner Verehrung für Jac. Grimm und trotz seiner Polemik gegen Keltisten und Indogermanisten jede Fühlung mit der linguistischen und philologischen Forschung. Was würden die classischen Philologen dazu sagen, wenn ihnen Jemand die Funde von Hissarlik mit dem Vossischen Homer erläutern wollte? Und ähnlich steht es leider um den Verfasser des vorliegenden Buches: er kennt die altgermanische Poesie unvollständig und nur aus Uebersetzungen und ist wenig vertraut mit den übrigen literarischen Zeugnissen. Sodann aber zeigt er gegenüber den epochemachenden Arbeiten der dänischen und einiger norddeutscher Forscher eine Abneigung, die mit dem Fortschreiten des Werkes immer verhängnißvoller zu werden droht. Denn Herr Lindenschmit selbst ist gründlich zu Hause, eigentlich doch nur auf einem Gebiete, das altes Keltenland ist, und dann schon vor dem Beginne unserer Zeitrechnung von römischen Einwirkungen überfluthet wird. Er kann, er muß also für seine deutsche Alterthumskunde vor Allem von jenen hochverdienten Männern lernen, welche das Material ihrer Forschung echtem germanischem Boden abgewonnen haben. Es liegen große und nicht leicht zu beseitigende Mängel zu Tage, aber sie machen bei dem gegenwärtigen Zustand der Forschung das Buch keineswegs werthlos. Unter den Germanisten von Fach darf sich seit Müllenhoff's Tode kaum einer des sichern Ueberblicks über die Ergebnisse der Ausgrabungen und das von Jahr zu Jahr wachsende Material rühmen, ja die Kluft zwischen Germanisten und Alterthumsforschern drohte zu einer vollständigen Isolierung beider Gruppen zu führen, wenn nicht einmal wieder von dem, was die Gräberforschung zu Tage gebracht, eine wohlgeordnete Zusammenfassung geliefert würde, die wie die vorliegende mit guten Abbildungen nicht kargt.

ka. **Johann Vesque aus Püttlingen** (J. Hoven). Eine Lebensskizze aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt, mit Briefen von Nicolai, Löwe, Berlioz, Liszt u. A. Seinen Freunden gewidmet. Wien, Alfred Hölder 1887.

Der 1883 in hohem Alter verstorbene österreichische Staatskanzleirath Freiherr Vesque von Püttlingen, nahm in dem Wiener Kunstleben eine hervorragende Stellung ein. Die vorliegende Schrift gibt in gedrungener und geschmackvoller Form eine Schilderung seiner amtlichen und außeramtlichen Wirksamkeit. Der ungenannte, eingehend unterrichtete Verfasser hat es verstanden, die edle und liebenswürdige Persönlichkeit des Staatsmanns und Künstlers zur vollen Anschaulichkeit zu bringen, ohne in den Fehler so mancher Biographen zu verfallen, die in ihrer panegyrischen Geschäftigkeit auch das Nebensächliche breit behandeln. Der Verfasser läßt seinen Helden so viel wie möglich selbst reden, und beschränkt sich im Wesentlichen darauf, die Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen zu einer fortlaufenden Erzählung zu verbinden. Nach voraufgegangenem Bericht über des alten Vesque Emigration aus Belgien und schließliche Niederlassung in Wien, wird die Jugend- und Bildungsgeschichte des Sohnes geschildert und dessen im Jahre 1827 erfolgter Eintritt in den Staatsdienst, dem er bis ins Jahr 1872 angehörte. Von verschiedenen Reisen geben lebendig geschriebene und für die Zeitgeschichte werthvolle Briefe anziehende Schilderungen. 1830, während des Ausbruchs der Julirevolution, war Vesque in Paris, 1840 in Turin, wo er den ersten Staatsvertrag zum Schutz des geistigen Eigenthums abschloß, 1843 in Leipzig und Berlin, 1845 in Bonn (während der Enthüllung des Beethovendenkmals), 1863 in Frankfurt, wo er der Bundescommission für Ausarbeitung eines Gesetzes zum Schutze der Urheberrechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst vorstand. Ueber seine Beziehungen zu einer Reihe ausgezeichneter Männer, namentlich Tonkünstler, enthält das Buch vielerlei interessante Einzelheiten. Sehr dankenswerth ist auch die Beigabe einer Anzahl bisher ungedruckter Briefe von musikalischen Berühmtheiten an Vesque. Wir bemerken dazu, daß außer den auf dem Titel angegebenen Briefschreibern auch noch Moscheles, Meyerbeer, Schumann, Mendelssohn, Holtey, Holbein und Heine mit einzelnen Briefen vertreten sind. Die warm zu empfehlende Schrift ist am Eingang mit einem von Kriehuber angefertigten lithographirten Bildniß Vesque's, am Schlusse mit dem Verzeichniß der musikalischen Werke desselben ausgestattet.

aa. **Ferdinand David** und die Familie Mendelssohn-Bartholdy. Aus hinterlassenen Briefschaften zusammengestellt von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker & Humblot 1888.

Der Verfasser beabsichtigte anfänglich nur, die Briefe Mendelssohn's an David herauszugeben; zum vollen Verständniß derselben war aber die Beigabe auch der David'schen Briefe nothwendig. Den Rahmen für diesen, etwa zwanzig Jahre umfassenden Briefwechsel, bildet eine mit liebenswürdiger Wärme geschriebene Lebensskizze David's mit eingehenden und interessanten Mittheilungen über das Zusammenleben und -Wirken der beiden Freunde. Die Briefe gewähren erhebende Einblicke in dies schöne, im ersten Jünglingsalter angeknüpfte und bis zu Mendelssohn's Tode ungetrübt gebliebene Verhältniß. Die kostbaren Briefe Mendelssohn's nehmen natürlich das Hauptinteresse in Anspruch, sie zeigen sein innerstes Wesen durchaus treu und unverhüllt; denn seinem bewährten Freunde gegenüber gab er sich mit der vollsten Unbefangenheit, wie er war. Nicht minder tritt uns David in der vorliegenden Schrift als eine sehr sympathische Erscheinung entgegen, wir lernen den ausgezeichneten Künstler auch als einen herrlichen, herzvollen und frohlaunigen Menschen kennen. Wie lieb und werth er auch Mendelssohn's Eltern und Geschwistern war, das lassen die hier mitgetheilten Briefe aus dem Hause Mendelssohn erkennen, namentlich diejenigen der trefflichen Frau Lea, die dem jungen David eine mütterlich-liebevolle Freundin war. — David, 1810 zu Hamburg geboren (in demselben Hause, in welchem Mendelssohn ein Jahr früher das Licht der Welt erblickt hatte) Schüler von Spohr und Hauptmann in Cassel, wurde 1826 im Königstädter Orchester in Berlin angestellt, 1829 trat er in das Privatquartett des Landraths von Liphart in Dorpat ein, 1835 zog ihn Mendelssohn nach Leipzig, wo er bis an sein Lebensende verblieb. Er starb am 18. Juli 1873 zu Klosters in der Schweiz am Herzschlage. Es hat unter seinen Zeitgenossen wohl kaum einen Musiker von Bedeutung gegeben, mit dem David in seiner vielseitigen Thätigkeit nicht in persönliche Berührung ge-

kommen wäre. Darüber enthält Eckardt's Buch, das hauptsächlich David's Beziehungen zur Familie Mendelssohn darstellen wollte, nur wenig, allein das Wenige ist höchst dankenswerth. Dies gilt besonders von den Mittheilungen über den kunstbrüderlichen Verkehr zwischen David und Schumann. Dies Freundschaftsverhältniß wird sowohl durch die eingestreuten, bisher ungedruckten Briefe Schumann's an David bezeugt, als auch durch Davids Briefe an Mendelssohn, in denen wiederholt von Schumann, dem „prächtigen Kerl" und „prächtigen Musiker" die Rede ist. Wenn David über Schumann's schweigsames Wesen sich in ergötzlichen Schilderungen ergeht, so sind diese humoristischen Uebertreibungen doch frei von gehässigem Beigeschmack, — machte er doch oft genug auch sich selbst zur Zielscheibe des Scherzes. Es würde zu weit führen, noch näher auf die Einzelheiten des Buches einzugehen. Als Beitrag zur Kunstgeschichte, als Material für den künftigen Mendelssohn-Biographen ist es von großem Werth. Wolle man sich die genußreiche Lectüre (von der die „Rundschau" bereits eine Probe brachte) nicht entgehen lassen!

Ein paar kleine Berichtigungen sind dem verdienstvollen Verfasser für eine neue Auflage vielleicht nicht unerwünscht. Die Bezeichnung David's als der „in den Norden verschlagene Virtuose der Jahre 1824 und 1825" (S. 29) ist auffällig, da derselbe während der Zeit noch Spohr's Schüler war. — Hauptmann trat nicht 1840 (S. 67), sondern erst im Jahre 1842 seine Leipziger Stellung an. — Die auf S. 48 erwähnte Symphonie war von Ludwig Berger. Dazu sei noch bemerkt, daß Frau Lea in den Programms zwei Claviervorträge Mendelssohn's vergessen hat; in dem ersten Concert spielte er noch die große C-dur, in dem zweiten die Cis-moll-Sonate von Beethoven. — Das Wortspiel auf S. 167: daß nämlich alle möglichen Leute bei David Stunde nehmen wollen, weil sie „Hilfe bei ihm suchen", (— „schlechter Witz", setzt David hinzu —) ist unverständlich, wenn man nicht weiß, daß einer von seinen talentvollsten Schülern, Namens Hilf, damals viel von sich reden machte. — Der auf S. 131 mitgetheilte undatirte Brief Schumann's ist in die zweite Hälfte des October 1842 zu setzen.

π. **Neue Korfu-Geschichten.** Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Hans Hoffmann's fein berechnende, dem Tragischen wie dem Heiteren gleichmäßig zugewandte Kunst ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" bekannt. Die vorliegende Sammlung von Novellen, für deren Handlung Korfu wiederum den Schauplatz bildet, enthält fünf Geschichten, von denen zwei tragisch und drei in fröhlichster Lösung enden. Daß der Dichter für seine Gebilde gerne zu demselben Local zurückkehrt, begreift man, wenn man die Vortheile bedenkt, die ihm dieses von der Natur so eigenartig gestaltete Land mit seiner uralten Geschichte und seiner halb orientalischen, halb occidentalischen Physiognomie an die Hand gibt. Eine Fülle der interessantesten und ergiebigsten Motive muß ihm hier wie von selbst zuströmen. — Von den ihrer Art nach verschiedenen Novellen möchten wir denen heiteren Inhalts vor den anderen den Vorzug geben, wenngleich auch diesen besonders die eindringliche Veranschaulichung verhaltener Liebesgluth nachzurühmen ist. Aber was Hoffmann besonders auszeichnet, die von leisen humoristischen Tönen durchbrochene Darstellung eines frohen Daseinsgefühls, einer von den Sorgen des Tages unbeeinträchtigten Freude an der Welt und ihren Genüssen, das kann nur in den launigen Erzählungen zur Geltung kommen. Unter diesen scheint uns den ersten Preis die Novelle „Das Antikencabinet" zu verdienen. Hier ist die Wandlung in der Gesinnung eines Mädchens mit solcher Feinheit und Wahrheit durchgeführt und dem Dichter das Porträt einer alten, mit kräftiger Energie begabten Dame so gelungen, daß man an die Rundheit Keller'scher Figuren gemahnt wird. Den Grundcharakter dieser munteren Erzählungen bildet schalkhafte Grazie und jene sichere Anmuth, von der Goethe sagt, daß sie nur aus vollendeter Kraft hervorblickt.

βχ. **Saracinesca** by F. Marion Crawford. Leipzig, B. Tauchnitz. 1887.

Die Fruchtbarkeit Crawford's wird nachgerade unheimlich. Seit den wenigen Jahren seiner mit „Mr. Isaac's" anhebenden Berühmtheit ist der vorliegende der achte Roman; ein neunter, „Paul Patoff", ist eben im „Atlantic Monthly" beendet und ein zehnter bereits, wie ich höre, in Sicht. Nimmt man dazu, daß von diesen acht Erzählungen nur drei in Italien spielen, je eine in Deutschland, England, Amerika, Indien, dem ältesten Persien, so muß man über die Beweglichkeit des Geistes, welcher so Verschiedenes in so rascher Folge hervorbringt, billig erstaunen. Auch „Saracinesca" besitzt einige der Vorzüge von Crawford's früheren Werken. Die Geschichte ist in einfachen Worten gut erzählt: wenige Figuren, zwar schon etwas abgegriffene Typen, aber geschickt mit etlichen pikanten Einzelnheiten aufgeschmückt. Die Intrigue ist diesmal schwächlich; beim ersten Lesen schon ergibt sich die Aufklärung von selbst, und da der Roman sonst kein treibendes Moment hat, so gebricht es ihm an Spannung. Auf den Namen eines Kunstwerkes hat diese neue Erzählung wenig Anspruch. Weder ist ein Problem sichtbar, noch sind die Charaktere bedeutend oder vertieft genug. Die frische Lebensfülle von Crawford's ersten Werken geht allmälig in Routine über, und in der Weise, wie er jetzt als Schüler Bulwer's arbeitet, kann er leicht noch ganze Bändereihen schreiben. Er wirft das Netz zu sehr nach dem großen Publicum aus, darum auch sind fabelhaft reiche Aristokraten die Träger der Handlung. Wenn trotzdem dieses Buch Crawford's weit besser ist als die Dutzendwaare der „Seaside-Novels", so liegt das an dem noch unverbrauchten Talent, an der brillanten Technik. So ist z. B. das Duell nach dem Ballfest, wenn auch ein viel behandelter Stoff, doch virtuos erzählt; einzelne Episodengestalten, wie der neapolitanische Diener Del Ferice's, sind vortrefflich. Weniger glücklich erscheint die Art, in der die hohe Politik der letzten Jahre päpstlicher Herrschaft zu Rom gestreift wird. Aber für viele Leser erhöht sich dadurch gewiß das Interesse der Erzählung, und darum ist es dem Autor wohl zu thun gewesen.

ψ. **Deutsche Wespen.** Eine humoristische Wochenschrift, herausgegeben von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer's Verlag.

Nachdem der witzsprühende Erfinder Wippchen's und Muckenich's im Herbst unter lebhafter Betheiligung seiner Freunde und Verehrer das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Mann der Wespen gefeiert hatte, entschloß er sich zu einer

durch den Wandel der Zeiten gebotenen völligen Umgestaltung seines bekannten Witzblatts. Wie er vor zwanzig Jahren aus den Hamburger Wespen Berliner machte, so hat er jetzt aus den Berliner Wespen Deutsche gemacht, und die Deutschen verhalten sich in Form, Ausstattung, Umfang und Inhalt zu den ehemaligen Berliner ungefähr so wie „Fliegende Blätter" zu „Kladderadatsch". Wir wollen hier nicht nach den tieferen Gründen suchen, warum unser Publicum am politischen Witz seinen Geschmack verloren hat und warum der politische Witz an sich etwas altbacken geworden ist; genug, auch der tapfere Julius Stettenheim verlor die Lust daran und begab sich auf das große neutrale Gebiet des allgemeinen, weltumfassenden Humors, wo es ihm nun nicht anders ergeht, als jenem Veilchen im Goethe'schen Liede: „Und blüht so fort". Er hat sowohl in textlicher wie in illustrativer Hinsicht die Unterstützung vieler witzigen Köpfe angerufen, unter denen er selbst der witzigste geblieben ist.

φλ. **Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde.** Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Eulenburg. Wien und Leipzig, Urban & Schwartzenberg. 1886/87.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit genommen, auf das vortreffliche Werk hinzuweisen, von dem jetzt vier weitere Bände (Bd. 7 bis 10 die Buchstaben E—K umfassend) erschienen sind. Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Sachlichkeit sind auch dem Inhalt dieser neuen Abtheilung fast durchweg nachzurühmen. Nur selten findet sich eine Ausnahme davon, wie z. B. in der unnöthigen, breiten, persönlichen Polemik des Artikels „Gehirndruck". Eine große Zahl von Aufsätzen darf auf ein weitgehendes allgemeines Interesse Anspruch machen. Um nur einige Stichwörter dafür anzuführen, sei auf die Artikel Fleischconserven, Fieber, Findelpflege, Gehirn, Hundswuth, Homöopathie, Heilung, Heilgymnastik, Heereskrankheiten, Hypnotismus, Irrenanstalten, Irrenbehandlung, Irrenstatistik, Impfung, Infektion, Kindersterblichkeit die Aufmerksamkeit gelenkt. Meistens sind diese Arbeiten selbständige, oft mustergültige Monographien. — Wir wünschen dem ganzen Werke auch weiterhin guten Fortgang und können unsere frühere Empfehlung derselben nur aus voller Ueberzeugung wiederholen.

μ. **Von Sansibar zum Tanganjika.** Briefe aus Ost-Afrika von Dr. Richard Boehm. Leipzig, F. A. Brockhaus 1888.

Herman Schalow, der Freund des Verfassers, übergibt diese Briefe dem Publicum und setzt dem im kräftigsten Alter Dahingeschiedenen in den einleitenden Worten und der nachfolgenden Lebensskizze ein ehrendes Denkmal. Wir empfinden in den Briefen das Ringen einer vom Ernste ihrer Mission durchdrungenen Natur. Mit Zähigkeit und Energie kämpft der junge Forscher gegen Mißgeschick aller Art, das gerade ihm in besonders reichlichem Maße vorbehalten zu sein schien. Ihm war nicht beschieden, die Früchte seines rühmlichen Strebens zu ernten; mitten in der Arbeit ereilt ihn der Tod und reiht ihn der leider ziemlich langen Kette der Märtyrer an, welche Gesundheit und Leben ihrem Forscherdrange im dunklen Welttheil zum Opfer brachten. Widerwärtigkeiten mit den eingeborenen Häuptlingen, bittere Erfahrungen mit seinen eigenen Leuten, wiederholte heftige Fieberanfälle, eine lebensgefährliche Verwundung, der Verlust von Jagd- und Reisegeräthen und Sammlungen —, das Alles stürmt auf Boehm ein, ohne ihm seine Schaffensfreudigkeit zu nehmen, bis schließlich der abgemattete Körper und vielgeprüfte Geist erliegen. Wir begleiten den jungen Reisenden auf der dem Buche beigegebenen, schön ausgeführten Karte bis über den Tanganjika-See, welchen er mit besonders lebhaften Worten beschreibt; von da folgen wir ihm ins Innere und wünschen dem kühnen Reisenden, daß er seinen Plan, Afrika quer zu durchschneiden, glücklich ausführe. Plötzlich an der Grenze des neugeschaffenen Kongostaates, am Upamba-See, bricht die Reiseroute ab — wir haben dort Dr. Boehm's Grab zu suchen. Jedem, welcher der Literatur über Afrika Interesse entgegenbringt, werden diese Briefe eine werthvolle Lectüre bieten, um so mehr, als ersichtlich die Worte getreue Dollmetscher der erhaltenen Eindrücke sind.

λ. **Aus deutschem Süden.** Schilderungen aus Meran von Anton Edlinger. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Toni Grubhofer. Meran, S. Pötzelberger (F. W. Ellmenreich). 1887.

Ein allerliebstes kleines Prachtwerk, nach seinem Inhalt wie nach seinem äußeren Gewande. Der lebhaft und anschaulich geschriebene Text schildert uns die geschichtliche Entwicklung der Stadt Meran, ihr heutiges Aussehen, ihre Bedeutung als Kurort ꝛc., dann die nähere und weitere Umgebung derselben mit besonderer Berücksichtigung der sagenumwobenen Burgen und Schlösser. Der Ton ist überall ein flotter und frischer, für den behandelten Gegenstand Interesse erweckend. In Toni Grubhofer lernen wir einen sehr begabten Künstler kennen; seine Zeichnungen verrathen eine besondere Befähigung für die Landschaft und Architektonik. Die einzelnen Illustrationen, namentlich die Ansichten der Burgen, sind überaus anmuthig und vor Allem auch sehr naturgetreu. Bei den zahllosen Freunden Merans wird das hübsche Buch die beste Aufnahme finden, um so mehr, als es auch seiner künstlerischen Ausstattung wegen im prunkvollsten Salon seinen Platz behaupten kann.

Derselbe Künstler, Toni Grubhofer, hat mit einer Anzahl der feinsten und anmuthigsten Originalzeichnungen ein zweites, soeben erschienenes Werkchen geschmückt:

An Etsch und Eisach. Bilder aus Südtirol von Wolfgang Brachvogel. München, Knorr & Hirth. 1888.

Der Verfasser hat lange Zeit in Bozen gelebt und von dort seine Streifzüge unternommen, wohlbewandert in der Geschichte Tirols und vertraut mit den Sitten seiner Bevölkerung. Frisch, lebhaft, anregend sind diese zwölf Skizzen, von denen jede einen besonders schönen Punkt des herrlichen Landes behandelt; man merkt ihnen an, daß die innigste Liebe für das schöne Stückchen Erde dem Autor die Feder geführt hat. Der historische, häufig einen romantischen Charakter tragende Hintergrund verleiht den lebendigen Schilderungen einen speciellen Reiz. Das sehr hübsch ausgestattete Bändchen wird Vielen willkommen sein; auf der einen Seite wird es als liebenswürdiger Führer dienen, auf der anderen traute Erinnerungen an poesievolle Reisetage erwecken.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberti. — Wer ist der Stärkere? Ein socialer Roman aus dem modernen Berlin von Conrad Alberti. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Arbeit und Kapital. — Socialpolitische Gedanken eines Volksfreundes. Zürich, Cäsar Schmidt. 1888.

Arminius. — Das Bild der Wendengöttin. Sagen-Dichtung von Wilhelm Arminius. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1888.

Bax. — Zur Reform der Orthographie. Von Richard Bax. Danzig, Franz Axt. 1888.

Beetschen. — Jugendeiland, Gedichte von Alfred Beetschen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1888.

Bleibtreu. — Schicksal. Schauspiel in fünf Akten von Karl Bleibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Brandes. — Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild von Georg Brandes. Zweite, mit bisher unveröffentlichten Briefen und dem Porträt Lassalle's, vermehrte Auflage. Aus dem Dänischen. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. 1888.

Büttner. — Aus der Heimath. Sagen und Märchen der Halloren. Von Franz Büttner. Leipzig, Gustav Wolf. 1888.

Calderon. — Ueber's Grab hinaus noch lieben. Historisches Drama von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Konrad Pasch. Wien, Brockhausen & Bräuer. 1888.

Cavalleri. — La questione dei probi — viri in agricoltura. Di Enea Cavalieri. Roma, Tipografia Eredi Botta. 1888.

Church. — Bacon. By R. W. Church. London, Macmillan & Co. 1888.

Church. — Spenser. By R. W. Church. London, Macmillan & Co. 1888.

Cramer. — Die Aufgaben und das Ziel der anthropologischen Forschung von Dr. Wilhelm Cramer. Metz, G. Scriba. 1888.

Crawford. — With the immortals. By E. Marion Crawford. Two vols. London, Macmillan & Co. 1888.

Culturbilder aus dem classischen Alterthume. — III: Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer von Prof. Dr. Otto Seemann. Mit Illustrationen. IV: Das Kriegswesen der Alten von Dr. M. Fickelscherer. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). 1888.

Dessoir. — Bibliographie des modernen Hypnotismus. Von Max Dessoir. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1888.

Deutsche Schlösser und Burgen. Heft 1: Die Kaiserpfalz Gelnhausen von Schulte vom Brühl. — Heft 2: Vom Rodensteiner und seiner Burg. Von Schulte vom Brühl. Leipzig, Voß's Sortiment.

Die deutschen Kaiser von Karl dem Grossen bis Friedrich III. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1888.

Dornblüth. — Gesundheitspflege in Haus und Familie. Praktische Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Von Dr. Fr. Dornblüth. Stuttgart, Karl Krabbe. 1888.

Eckstein's humoristische Bibliothek Nr. 23: Von Einem, der auszog, nervös zu werden. Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Rich. Eckstein's Nachfolger. 1888.

Ehrlich. — Wagner'sche Kunst und wahres Christenthum. Offener Brief an den Hofprediger ꝛc. Dr. theol. Emil Frommel von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Fischer. — Die Technik der Aquarell-Malerei von Ludwig Hans Fischer. Mit 15 Holzschnitten und 15 Aquarellmustern in Farbendruck. Zweite unveränderte Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1888.

Fischhoff. — Der österreichische Sprachenzwist. Ein Wort aus Anlass der diesjährigen historischen Gedenktage an seine Mitbürger gerichtet von Dr. Adolph Fischhof. Wien. Manz'sche Hofbuchhandlung. 1888.

Fitger. — Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Fraternity. A romance. In two volumes. London, Macmillan & Co. 1888.

Goethe's Gedichte. Miniat.-Ausg. 2 Bde. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Green. — Henry the Second. By Mrs. J. R. Green. London, Macmillan & Co. 1888.

Groß. — Blätter im Winde. Neue Skizzen von Ferdinand Groß. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1888.

Hackländer. — Handel und Wandel. Von F. W. Hackländer. Mit 240 Illustrationen von A. Langhammer. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Hamé. — Träumereien im Studierstübchen. Dichtungen von Eugen Hamé. Dresden E. Pierson's Verlag. 1888.

Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart in Wort und Bild. Serie I. Hannover, W. Otto. 1888.

Harrison. — Oliver Cromwell. By Frederic Harrison. London, Macmillan & Co. 1888.

Heeren, Ukert und Giesebrecht. — Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. Deutsche Geschichte. I. Band. Von Felix Dahn. 2. Hälfte. I. Band. Register. Mit vier Karten und einer Stammtafel. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 1888.

Heine. — Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. Miniat.-Ausg. Stuttgart, Carl Krabbe. 1887.

Heine. — Neue Gedichte. Letzte Gedichte. Von Heinrich Heine. Miniat.-Ausg. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Hérisson. — Die Legende von Metz von Graf M. J. von Hérisson. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. Mit einem einleitenden Originalbrief des Verfassers. Berlin, Karl Ulrich & Co. 1888.

Herzog. — Novellen von L. Herzog. Mit einem Vorwort von Felix Dahn zu der Preisnovelle „Ein verlorenes Leben". Hannover, W. Otto. 1888.

Hille. — Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Protestantische Blätter gesammelt von Paul Hille. Geschichtliche Merkwürdigkeiten und denkwürdige Reiseziele. Cöthen, Paul Schettler's Erben. 1888.

Hillern. — Um Eid und Ehr'. Erzählungen aus alter Zeit von Hermine von Hillern. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Hruschka und Toischer. — Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von Alois Hruschka und Wendelin Toischer. 1. Lfg. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1888.

In Berlin zu Hause. Ein Führer durch Berlin und Potsdam für Einheimische und Fremde. Mit 3 Karten und 6 Theaterplänen. Ausgabe 1888/89. Sechste Auflage. Berlin, Paul Hennig.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1887—1888. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 24 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1888.

Jansen. — Der Kampf gegen die Fremdwörter ein Kampf gegen die Welschsucht. Von Prof. Dr. B. Jansen. Kiel, Lipsius & Tischer. 1888.

Kirsten. — Zwirl-Dudenfing. Humoristischer Roman von Paul Kirsten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1888.

Kleist. — Heinrich von Kleist's Hermannsschlacht. Ein Drama. Für Schule und Haus erklärt von L. Züren. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1888.

Kohut. — Heinrich Heine und die Frauen von Dr. Adolph Kohut. Mit sechs Porträts. Berlin, Alfred H. Fried. 1888.

Kohut. — Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künstlerbild von Dr. Adolph Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1888.

Korschann. — Ideale Liebe. Eine Dichtung mit lyrischem Anhange von Franz Korschann. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1888.

Lindenberg. — Das Hohenzollern-Museum in Berlin. Von Paul Lindenberg. Berlin, Hermann Paetel. 1888.

Lippmann. — The Art of Wood-Engraving in Italy in the fifteenth century. By Friedrich Lippmann, Director of the Royal Print-room at Berlin. English Edition, with extensive corrections and aditions by the author, which have not appeared in the german original. London, Bernard Quaritch. 1888.

Logander. — Ein Wort für unsere Fremdwörter. Von Ludwig Logander. Kiel, Lipsius & Tischer. 1888.

Marshall. — Spaziergänge eines Naturforschers. Von William Marshall. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). 1888.

Minnigerode. — Ueber chinesisches Theater. Von v. Minnigerode. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Spätglück.

Von

Hans Hoffmann.

Wochenlang hatte es geregnet und gestürmt und unablässig an dem grünen Laub der Bäume gezerrt und genagt; längst waren die letzten hoffnungsmuthigsten Badegäste vor so unerbittlichem Wettergrimm entflohen, und verlassen standen all die reizenden Lusthäuser und Gärten am Ostseestrand: da war urplötzlich wider alles Vermuthen der Sommer in all seiner Herrlichkeit noch einmal zurückgekehrt; der Himmel war tiefblau und wolkenlos, die See strahlte in tieferem Blau sein Leuchten wider, und nur am Strande plätscherten muthwillige Schaumwellen genug, um ein freundliches Rauschen bis zu den Dünen und dem Buchenwalde heraufdringen zu lassen. Eine wundersame Wärme ruhte über der Erde; die Sonne entfaltete eine so feurige Siegeskraft, als wollte sie in jubelndem Ansturm alles Versäumte wieder gut machen und das Jahr noch einmal zum Frühling verjüngen. Allein was sie auf Erden vorfand nach der langen Verborgenheit, war doch etwas ganz Anderes, als was sie sorglos vordem verlassen hatte. Wohl hatten die stolzen Buchen mit zähem Widerstand den größeren Theil ihrer Blätter festgehalten, aber die grüne Sommerfarbe war bis auf die allerletzte Spur verschwunden; rothe und gelbe Blätter in hundert Schattenstufen hingen an den Zweigen; rothe und gelbe Blätter deckten den Boden so dicht, daß auch hier kein freies Grün mehr zur Geltung kam.

Ein Menschenpaar schritt Arm in Arm langsam durch den Wald, da, wo er hart am Strande die ersten Häuser des Dorfes in sich aufnimmt und sich selbst wiederum bis ins Herz desselben vorschiebt. Ein hochgewachsener Mann in blanker Offiziersuniform und ein Mädchen, das den zarten Kopf gegen seine Schulter geneigt hielt.

„Daß wir zwei vielgeprüfte Menschenkinder am letzten Ende ein so unglaubliches Wetterglück haben konnten, wer hätte das geahnt!“ sagte sie, mit glücklichem Lächeln zu ihm aufblickend, „welch eine Selbstüberwindung muß es Dich gekostet haben, bei dem ewigen Sturm und Regen und Regen und Sturm mich

gar nicht zu verspotten mit meiner romantischen Grille, uns hier in ländlicher Einsamkeit trauen zu lassen und noch dazu so spät im Jahre."

„Wenn diese Grille," erwiderte er heiter, „mir selbst nur nicht gar so gut gefallen hätte, wer weiß, was geschehen wäre. Oder glaubst Du, ich hätte kein Gefühl für die Poesie dieses Kirchleins auf dem Buchenhügel mit dem Blick aufs ewige Meer hinaus, keine Lust an der Einsamkeit und keine liebe Erinnerung daran, daß wir unter eben diesen Bäumen vor nun zehn Jahren die ersten seligen Tage unseres jungen Glückes genossen haben? Aber ich glaube, so herrlich wie heute schien selbst in jenen wolkenlosen Julitagen die Sonne nicht."

„Ach ja, diese süße Sonne! Das macht, es ist verspäteter Sonnenschein, und der dringt doppelt wärmend in regengewohnte Herzen —."

Sie hielt plötzlich inne, hob den Kopf und sah den Begleiter an. Sie glaubte, einen leisen Seufzer vernommen zu haben. Und er sah sie wieder an und sagte mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Verspäteter Sonnenschein! Wie das klingt! Ich weiß nicht recht, ob süß oder traurig; es muß wohl von Beidem so etwas sein. Verspäteter Sonnenschein!"

Sie hatte den Kopf schnell gesenkt, und es mußte doch wohl ein Thränchen sein, was da in den hellen Augen feucht schimmerte. Aber gleich lachte sie wieder und rief:

„O, Du dummer Hauptmann, wie kannst Du Dir eine Frau nehmen, die so thörichtes Zeug redet von verspätetem Sonnenschein! Kann sich denn je der Sonnenschein verspäten? Kommt der nicht immer zur rechten Stunde? Sieh Dir nun doch gefälligst unseren lieben Wald an; hast Du ihn jemals früher irgend so schön gesehen? Was ist der grüne Junge, der Frühling, gegen diese Herrlichkeit! So einen Himmel gibt's ja gar nicht im Frühling. So blau, so entzückend blau gegen die bunten Bäume! Gegen das mattherzige Maigrün würde er sich auch nur mattherzig himmelblau abheben, und jetzt sieht er aus wie das tiefe Meer selber. Und weißt Du, daß Dein rother Kragen nebst Aufschlägen ganz prachtvoll in die Gesammtfärbung paßt? Und der Helm und die Knöpfe — wie unharmonisch würde ihr blankes Gelb in eintöniges Grün hineinplatzen! Aber jetzt! Zu dem Herbstlaub stehen sie so schön, als hätte die Natur selbst sie angenäht! O ja, die liebe Brautmutter Natur hat mit vollem Bewußtsein und Stilgefühl sich heut in diesen üppigen Hochzeitstaat geworfen, verlaß Dich drauf! Und das nennen wir jungen Thoren verspäteten Sonnenschein!"

Er beugte sich schweigend zu ihr nieder und küßte sie einmal, zehnmal, zwanzigmal. Ihr schönes Gesicht glühte wärmer auf. Sie nahm den Hut ab und hängte ihn über den Arm.

„Um den Teint braucht man so spät im Jahre und so spät bei Jahren sich ja nicht mehr zu sorgen," lachte sie. „Freilich wird die liebe Sonne sich wundern, wenn sie merkt, daß unter dem leichtfertig jugendlichen Hütchen ein in Ehren ergrautes Haupt verborgen war —"

„Und unter der stolzen Helmzier eine bedenklich durchforstete Schonung

wächst," fügte er hinzu, indem er gleichfalls für einen Augenblick das Haupt entblößte. Die Braut strich ihm lächelnd mit der Hand über die Haare; plötzlich blieb sie stehen und forschte umher.

„Weißt Du auch," sagte sie, „daß wir jetzt ganz nahe der geheiligten Stätte sind, wo vor zehn Jahren —"

„Ich Dich zuerst wiedererblickte! Schon meine Braut, und doch zagte ich, als ob ich zum erstenmal Dich sähe! Ich bin doch neugierig, ob ich den Baum wiedererkenne, an den ich einst mein Glück so schön gefesselt fand."

„Kurt, da ist er!" jubelte sie auf.

„Wahrhaftig," rief er, „das ist er, der Wunderbaum, der solche Früchte trug! Wie wenig er sich verändert hat! Wie gut so ein Baum die Zeit vertragen kann! Für den gibt's keinen verspäteten Sonnenschein."

Beide verließen Hand in Hand den Weg und schritten quer über den Waldboden auf die junge Buche zu. Das abgefallene Laub rauschte um ihre Füße und sprudelte hoch auf, und sie freuten sich dieses Spiels wie zwei Kinder.

„So," sagte der Hauptmann, als sie ihr Ziel erreicht hatten, „und jetzt wirst Du Dich gütigst wie damals im schlafenden Zustande mit dem Rücken gegen den Stamm setzen, und ich gebe dann zunächst die Rolle Deiner bösartigen Vettern."

„Ich habe aber kein Buch zum Einschläfern bei mir wie damals Wolff's wunderthätigen Tannhäuser —"

„So muß für diesmal die Gesellschaft des betagten Bräutigams dem Zweck genügen. — So, heimtückische Vettern, jetzt kann euer lichtscheues Werk beginnen!"

Sie saß anmuthig gegen den Stamm gelehnt; der Bräutigam zog ihr leise von hinten die lange Nadel aus dem Haar, dann noch ein paar Nädelchen dazu, und die schwarzen herrlichen Flechten lösten sich und rollten prächtig den Rücken hinab. Rasch holte er beide Zöpfe um den Stamm, schlang sie dahinter zu einem Knoten zusammen und sicherte die Fessel durch einen kräftigen Bindfaden.

„Genau so hatten sie es damals gemacht," rief er befriedigt, „und dann sind die moralischen Ungeheuer fortgelaufen und haben Dich hilflos den Gefahren der Wildniß überlassen. Die schlechten Kerle!"

„Nun, nun," lachte sie, „die armen Jungen konnten doch nicht wissen, welch einen gefährlichen Räuber der sonst so gutartige Wald gerade in dieser schlimmen Stunde barg! Aber genau so hatten sie mich verknotet; es ziepte gerade wie jetzt, und ich konnte die Hände mit aller Anstrengung nicht weit genug hinter den Stamm bringen, um den abscheulichen Knoten zu lösen."

„Und da hingst Du, wie einst die unselige Andromeda, dem Seeungethüm zur Beute ausgesetzt —"

„Und ich sah das Ungethüm herannahen —"

„Und es zeigte sich als das dümmste Seevieh, das je geboren worden, indem es mit verblendetem Zartsinn in die falsche Rolle des Perseus verfiel und Dich leidlich ungeküßt aus Deiner gräßlichen Lage befreite — nur daß es wenigstens so klug war, sich recht ungeschickt zu stellen, um den Anblick der Rabenzöpfe möglichst lange zu genießen. O Kind, wenn Du damals geahnt hättest, wie

märchenhaft schön sie in der Frühlingssonne glänzten! Zum Glück habe ich Dich erst später systematisch eitel gemacht."

„Bis Mutter Natur ein Einsehen hatte und zu meiner Besserung das glänzende Schwarz in ein trostloses Grau verwandelte."

„Verleumderin! Sie hat nur des pikanten Gegensatzes wegen das Ebenholz hie und da ein wenig mit Silberstaub bestreut. Sie wußte genau, was Deinem merkwürdigen Gesichte am besten steht."

„Nun muß ich aber bitten, daß Du Dich wieder aus dem Ungeheuer in den angenehmeren Perseus verwandelst und mir die Freiheit schenkst — die ich eben jetzt zum letztenmal in diesem Erdenleben genießen soll."

„Daß ich noch einmal der gutmüthige Thor wäre wie damals! Glaubst Du wirklich, ich hätte in zehn Jahren gar nichts zugelernt? O nein, so nahe dem Schwabenalter zieht man es vor, das rücksichtslose Meerwunder zu sein, das seinen gerechten Tribut einfordert. Ergib Dich in Dein Schicksal, süßes Opferthier!"

Er trat langsam einige Schritte zurück und stand, sie mit Entzücken betrachtend. Ihr Antlitz war vom vollen Sonnenlicht erhellt; er sah es an mit Blicken der Liebe und fand es schöner, lieblicher, blühender denn je; das stille Glücksgefühl lag wie ein strahlender Schleier verklärend darüber.

Und wie sie so schön war, schien es ihm, dem Beglückten, als beginne der Wald selbst sich mit ihm zu freuen und sie zu bewundern; es ging ein Rauschen durch die Kronen der Bäume, und die Sonne goß einen überschwenglich verklärenden Glanz über das bunte Laub, daß es aufzujubeln schien in allerfrischester Lebenswonne und Lebensgluth; wie ein neu erwachendes Dehnen und Schwellen hauchte es durch die Zweige und ein Rauschen des Uebermuths durch die Blätter; der Wald berauschte sich an seiner herbstlichen Schönheit. Nein! Nein! Es gibt keinen verspäteten Sonnenschein! jauchzte das Herz des Glücklichen, das Glück kommt immer zur rechten Stunde, und wäre es in der Stunde des Todes!

Und indem er das dachte, schloß er in Seligkeit die Augen für einige Secunden. Und in diesen Secunden verstummte das Rauschen in den Kronen; aber durch die eingebrochene Stille zitterte ein seltsames Rieseln, leise, unendlich leise, gleich einem fernen Tupfen winziger Geisterhände oder einem Huschen und Trippeln verborgener Füßchen. Und neben dem Rieseln ein Hauchen und Raunen, geheimnißvoll durch die Luft wehend wie mit unsichtbaren Flügeln; und als er heimlich durchschauert die Augen wieder aufthat, sah er ringsumher ein langsames Lösen der Blätter von den Zweigen und ein Sinken und Sinken, als würden sie von stillen Todesengeln leise zur Erde hinab und zu Grabe getragen.

Die Rose entfaltet ihre duftigste Schönheit gerade in demselben Augenblick, in welchem sie zu welken beginnt; und der Wald bläht sich heute in herbstlichem Freudenglanz — und morgen werden die Blätter fallen. Es bedarf keines Sturmes mehr, den Wald seines Schmuckes und seiner Schönheit zu berauben; mag auch des Himmels Blau und die Sonnenmilde bleiben wie heute; es wird dennoch geschehen: morgen werden die Blätter fallen.

Und er sah die Augen der Geliebten auf sich gerichtet wie mit einer langen

Frage, einem Schauder, einer Bitte — aber einer Frage nicht an ihn, sondern ins Leere, auch nicht an das Glück und das Schicksal, sondern an die kalte Nothwendigkeit. Ihre Züge waren blaß geworden, wie von einem inneren Frost, und ein fremder Schatten fuhr mit einem trüben Hauch über die klare Stirn; von den eben noch jugendfrischen Wangen war mit unmerklich leisem Verwittern etwas hinweggeschwunden wie der erste Thau von einer Morgenblume — auch dies verblaßte Angesicht war schön, schön wie gemeißelter Marmor — aber morgen — — morgen werden die Blätter fallen.

Eine aufsteigende Thräne wollte ihm den Blick verdüstern; da kam von der See her, wie ein Gruß, ein belebender Windhauch und rauschte durch die Wipfel, die ängstliche Stille verjagend.

Da breitete der Bräutigam die Arme aus, flog auf die Geliebte zu und bedeckte ihren Mund mit hundert Küssen freudenvoller Leidenschaft. Und die hellen Rosen der Jugend und der Liebe glühten wieder auf ihren Wangen. Und der Sonnenschein lag strahlend über dem wunderbaren Blätterschmuck des uralten Buchenwaldes.

Dann löste er ihre Zöpfe aus der Verschlingung, half sie ihr wieder aufstecken, und legte zärtlich den Arm um ihre Hüften; so wanderten sie weiter in beglücktem Schweigen.

„Und dann starb der gute Vater," sagte die Braut plötzlich.

Der Hauptmann küßte ihre Stirn und sprach: „Ich glaube, er war müde und lebenssatt; er ruht in Frieden."

„Er hat den Tod der Mutter nie verwunden," fügte sie schmerzlich hinzu.

„Wie könnte ein Mann das auch verwinden, der einmal eine Frau geliebt und besessen?" sagte er leise, und sie drückte die Lippen stumm auf seine Hand.

„Aber die andern lieben Verwandten alle," fuhr sie traurig fort, „meine treuen Beschützer; sie waren fröhlichen Sinnes und lebensvoll, bis der große Sturm kam und ihnen Alles entriß, was ihre Freude gewesen war, und mit dem Besitz die Lebensluft, und zuletzt das Leben selbst. Es war schade, schade um sie alle."

„Am meisten leid war es mir um den prächtigen Burschen, Deinen Vetter Arthur: der hätte Leben und Glück zu genießen verstanden."

„Und doch, wer weiß, welchem Schicksal er entgangen ist. Er war zu sehr gewöhnt an Glanz und Heiterkeit, er war nicht dazu gemacht, ein armer Officier zu sein; dazu gehört ein stärkerer Charakter. Er wäre vielleicht nur langsamer und elender zu Grunde gegangen."

„Oder er hätte gar eine reiche Heirath machen müssen."

„Ist das auch etwas so Schreckliches?" fragte sie mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Ja," entgegnete er einfach.

Sie seufzte tief auf. „Aber wenn Einer den Heldenmuth und die Kraft besitzt, arm zu sein als Officier und das glänzende Elend stolz auf seine Schultern zu nehmen — daß er es dann nicht einmal darf, daß er zehn Jahre in ewigem Heimweh warten muß auf sein bischen eigenes Glück, das ist doch hart, sehr hart von unserm Kaiser!"

„Und dennoch ist es nur gerecht," erwiderte er fest; „Blut und Leben im Kriege zu opfern für sein Vaterland, das wird auch von jedem Gemeinen verlangt, dem nichts dafür gegeben wird; aber der Officier allein muß auch im Frieden bereit sein, seiner Pflicht noch andere Opfer zu bringen, die manchesmal wohl schwerer wiegen können, als ein rascher Soldatentod. — Freuen wir uns indessen, daß die Zeit der Prüfung vorüber ist, und wir sie mit einigen Ehren bestanden haben."

„Du! Du!" flüsterte sie mit feuchten Wimpern, „ich hatte ja nichts zu bestehen!"

„Du hast so viele liebe Menschen in den wenigen Jahren beweinen müssen."

„Es waren Jahre genug, sie auch zu verschmerzen — und den liebsten Menschen habe ich doch behalten!"

Sie umarmten sich herzlich und schritten weiter. Immerfort rauschte das bunte Laub um ihre Füße wie spielende Wellen.

Auf einmal standen sie, aus dem Walde hervortretend, mitten auf der Dorfstraße, zwischen Häusern und Gärten. Ueberrascht sahen sie um sich; es war ein fremdartiger Anblick. Todtenstill lag die prächtige Sommerstadt, alle Thüren verschlossen, alle Fensterläden herabgelassen, die Balkone vereinsamt, die Gärten wie träumend in sich selbst versunken.

Das alles erschien wie ein räthselhafter Widerspruch. Ueber die menschenleeren Erker, Galerien und Säulen fluthete die freudigste Sommersonne, zu Lust und Leben lockend; in den Gärten sonnten sich farbenfrohe Astern und Georginen; mit dem unverwüsteten Laube des Epheus mischten sich die herrlichen glührothen Ranken des wilden Weins. Gartenbänke und Tische standen behaglich vor den stummen Häusern, als wären sie eben benutzt worden; Bienen waren noch einmal ausgeschwärmt; nur von lebenden Menschen zeigte sich ringsumher nicht einer. Es war wie eine plötzlich ausgestorbene Stadt, aber eine Stadt, die auch ohne die menschlichen Bewohner sich ruhig weiter des Lebens und der Sonne freut, eine verlassene Stadt ohne Verfall und Zerstörung. Die schönen Häuser standen nur träumerisch in sich gekehrt, als hielten sie in ihren Räumen mit geheimer Eifersucht ein weltscheues Glück verschlossen, und die hohen Buchen schütteten leise ihren bunten Blätterregen über die schlafende Welt der Freude hin, wie um sie unter dem sanften Schutte langsam zu begraben, damit sie einst nach Jahrtausenden vielleicht unversehrt vor den Augen der Nachwelt wieder auferstehe, gleich den verschütteten Städten des Vesuv.

„Weißt Du auch, Liebster, wohin wir gerathen sind?" flüsterte die Braut nach einem Schweigen. „Tief unter den Meeresgrund; und dies ist das alte Vineta, das da begraben liegt seit vielen Jahrhunderten, wohlerhalten in allen Stücken mit Häusern und Straßen und Bäumen; nur die Menschen sind ausgestorben, nur die armen Menschen haben alle diese sonnige Herrlichkeit verlassen müssen. — O, sieh doch nur diesen Himmel an, wie er sonderbar durch die Baumwipfel schimmert: kann ein gewöhnlicher Lufthimmel so tiefblau sein? Ist das nicht offenbar das Meer, das sich über uns wölbt? Und darum auch diese leuchtend bunten Farben da oben! Das sind lauter Korallen und Muscheln und Seerosen und Seesterne, die an den Zweigen hängen, und gelbe Bernstein-

stückchen darunter. Und siehst Du, darum schweben sie so langsam nieder, weil das Wasser sie trägt und wiegt, bis sie den Seegrund hier unten erreichen. Und darum ist es so still hier, so märchenhaft still; kein Ton, als das Rauschen der Wellen über uns; so still kann es ja nur auf dem stummen Meeresgrunde sein. O, wie wunderbar! O, wie wunderbar!"

Sie legte leise den Kopf an die Schulter des geliebten Mannes; die scherzend selbsterzeugte Stimmung nahm sie doch gefangen; ein Schauer überlief sie in der bebauten Einsamkeit mitten im bunten Zauberwalde.

Er aber neigte sich zärtlich und sagte: „Und so kluge schwarze Nixenaugen wie die Deinen gibt es auch nur hier in der Meerestiefe, Augen, die Märchen sehen und selber die süßesten Märchen sind. Und silberschimmerndes Haar zu den rosigsten Wangen, wo findet man das bei einander oben auf der plumpen Erde?"

Er küßte sie, und langsam schritten sie weiter die lange, stille, sonnige Straße hinauf; immer noch kein Laut ringsum und kein lebendes Wesen. Nur schlafende Paläste in tiefer Waldesruhe, und Sonnengold und schimmerndes Blau wie ein Schleier darüber.

„O, wie wunderbar! O, wie wunderbar!" flüsterte auch er.

Da tönte von dem bewaldeten Hügel her, auf den sie zuschritten, Glockenläuten feierlich herüber.

Beide falteten still die Hände.

„Die Osterglocken von Vineta!" sagte der Bräutigam.

„O nein!" rief sie fast ängstlich, „Die Vinetaglocken sind doch Todtenglocken; wir aber wollen hinaufsteigen zum Licht und zu langem Glück — hast Du vielleicht Lust, heute einmal mit mir zur Kirche zu gehen?" fügte sie schalkhaft blickend hinzu.

„Unsereins geht immer nur commandirt zur Kirche," entgegnete er, „und so auch heute. Doch einem Commandeur, zu dem man Vertrauen hat, folgt man gern, in die Kirche wie in den Krieg — ein dreißigjähriger Krieg kann's für uns noch gerade werden, dazu sind wir jung genug."

Die Braut stand plötzlich still und sah ihn an. „Jung? — Weißt Du auch, daß ich uns ganz schrecklich jung finde, noch gar nicht reif zu einem so bitterernsten Lebenswerk? Ich wenigstens — ich kann mir nicht helfen, ich fühle jetzt das unwiderstehliche Bedürfniß, zum allerletztenmal im Leben noch recht von Herzen kindisch zu sein — — greife mich! Nur mit Gewalt soll man mich zum Altar schleppen!" Und hell auflachend riß sie sich los und flog den sanften Abhang hinunter, unter den Buchen hin, der Düne zu wie ein überlustiges Kind.

Einige Augenblicke schaute er ihr nach voll stillen Entzückens über die kräftige Anmuth ihrer Glieder in dem stürmischen Lauf und sagte: „O, süßer Backfisch!" Dann rannte er wie ein wilder Knabe hinterher und holte sie ein, gerade als sich vom Dünenrand der große Blick aufs Meer vor ihnen öffnete.

Da standen sie Beide still und blickten mit plötzlichem Ernst schweigend ins Weite hinaus. Ruhig rauschten die Brandungswellen, und von der Höhe klang freundlich darein das Läuten der Kirchenglocken. Himmel und Meer schwammen ineinander in unendlichem reinem Blau.

Sie standen lange und tranken das Glück der feierlichen Stunde.

„Mir ist, als wehe hier ein Hauch ewiger Jugend zu uns herüber," sagte der Hauptmann leise und küßte seiner Braut eine Thräne von der Wimper.

Dann wandten sie sich zögernd ab und schritten langsam Hand in Hand und still aneinandergeschmiegt hügelauf der Kirche zu. Von den Bäumen, die ihre Kronen über dem Wege wölbten, rieselten die Blätter hinter ihnen wie ein dauernder sanfter Regen lautlos zur Erde nieder.

Sie sahen es nicht und hörten es nicht, ihre Augen und ihre Herzen waren selig ineinander versunken.

Die volle Sonne leuchtete über den glühenden Herbstschmuck der belaubten Wipfel, und nur wie ein Flüstern ging durch den Wald die klagende Stimme: „Morgen werden die Blätter fallen."

Adelbert von Chamisso als Naturforscher.

Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages
in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Juni 1888 gehalten
von
E. du Bois-Reymond *).

Es ist eine oft genug, auch an dieser Stelle, beklagte Folge der raschen Erweiterung der menschlichen Kenntnisse während der letzten Jahrhunderte, daß bei der naturgemäß sich gleichbleibenden Fassungskraft und Leistungsfähigkeit der Einzelnen eine immer weitergehende Spaltung der Einsichten und der geistigen Arbeit überhand nimmt. Immer schmaler, auf immer kleinere Ziele hinführend, immer strenger geschieden werden die Pfade, welche Gelehrte und Forscher wandeln, und wenn auch dergestalt genaue Ermittelungen in unermeßlicher Fülle sich häufen, so vermißt der geschichtliche Blick in neueren Zeiten doch ungern solche Briareischen Riesengestalten wie die, welche wir heute wieder einmal feiern. Männer wie Leibniz geben nicht allein durch ihren weiten Ueberblick und ihr zusammenfassendes Vermögen einen Begriff vom menschlichen Intellect in einer seiner höchsten Erscheinungsweisen. Nicht bloß geht in ihrem Geiste durch das Zusammentreffen mannigfacher Einsichten gleichsam eine gegenseitige Befruchtung der verschiedenen Disciplinen vor sich. Nicht nur bilden sie, an sich einer Akademie vergleichbar, ein Band der Vereinigung zwischen gelehrten Arbeitern auf weit entlegenen Gebieten der Erkenntniß. Sondern indem sie nach vielen, auch dem gewöhnlichen Sinne zugänglicheren Richtungen ihre Wirkung erstrecken, verschaffen sie der Wissenschaft ausgedehntere Theilnahme, als ihr sonst zugewendet zu werden pflegt. In ihrer Person huldigt, ehrfürchtig staunend, die Menschheit der Wissenschaft, und so bleiben sie im allgemeinen Bewußtsein als Marksteine des menschlichen Fortschrittes stehen, wenn die Wogen der Vergessenheit längst über den Urhebern der gediegensten Einzelforschungen zusammenschlugen.

Täuschen wir uns nicht: das einzige Mitglied der physikalisch-mathematischen Classe der Akademie, welchem in Berlin bisher ein öffentliches Denkmal errichtet wurde, Alexander von Humboldt, verdankt diese Auszeichnung nicht den fach-

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

wissenschaftlichen Leistungen, durch die sein Gedächtniß in diesem Saale lebendig ist, sondern den großen Erinnerungen, die sich nebenher an seinen Namen knüpfen, seinen hinreißenden Naturgemälden, der von ihm ausstrahlenden Begeisterung für das Wahre und Schöne, der Weltstellung ohne Gleichen, in der seine lange und glückliche Laufbahn gipfelte.

In wenigen Wochen soll dem Vernehmen nach einem zweiten Mitgliede der physikalisch-mathematischen Classe auf öffentlichem Platze unserer Stadt ein Denkmal sich erheben; einem Manne, der, wenn auch sein Ruhm nicht mit Humboldt'schem Maße gemessen werden darf, diesem ragenden Vorbilde doch in der Universalität seiner geistigen Interessen, der Mannigfaltigkeit seines Schaffens, seiner Stellung zwischen zwei Nationen vergleichbar ist: unserem Adelbert von Chamisso. Aber freilich, nicht unserem Chamisso, dem Naturforscher und Reisenden, wird das endlich zu Stande gekommene bescheidene Denkmal auf dem Monbijouplatze gelten, sondern auch diesmal seinen anderweitigen Vorzügen und Trefflichkeiten: der phantastisch reizvollen Gestalt des französischen Edelmannes, der durch merkwürdigste Schicksalsfügung und Entwicklung ein ganzer Deutscher und echter Berliner, eine Zierde der deutschen Literatur und insbesondere des literarischen Berlins ward, mit einem Worte, dem Dichter Chamisso.

Uns aber, seinen Nachfolgern in dieser wissenschaftlichen Körperschaft, ist es unmöglich, bei diesem Anlaß nicht der Seite zu gedenken, durch welche er zu uns in Beziehung steht, wenn er auch, früh hinweggerafft, der Akademie nur kurze Zeit, wenig über drei Jahre, angehört hat. Von Alexander von Humboldt und Kunth am 16. März 1835 in der Classe vorgeschlagen, am 27. April in der Classe, am 7. Mai in der Gesammtakademie gewählt, am 28. Juni vom Könige bestätigt,[1] schied er, nur siebenundfünfzig Jahre alt, schon wieder aus durch den Tod am 21. August 1838, dem Tage, dessen fünfzigste Wiederkehr in diesem Jahre durch die Enthüllung seines Denkmals gefeiert werden soll. Leider finden sich, Chamisso's Wahl betreffend, in unserem Archive nur jene Daten. Humboldt's und Kunth's Vorschlag ist von keinen Motiven begleitet. Chamisso's Antrittsrede, Paul Erman's, des physikalischen Classensecretärs, Antwort oder, wie sie in den alten Statuten hieß, Einführungsrede sucht man vergebens im gedruckten Bericht über die Leibniz-Sitzung 1836. Was auch befremdet, unsere Druckschriften enthalten keine naturwissenschaftliche Mittheilung Chamisso's, sondern, als ein Zeichen seiner seltenen Vielseitigkeit, nur seine in der Gesammtsitzung am 12. Januar 1837 gelesene Abhandlung über die Hawaiische Sprache. Dies erklärt sich aus seinem Gesundheitszustande während der letzten Lebensjahre; er nannte sich selber einen fast alten, kranken und müden Mann. Doch konnte er auf zwei Jahrzehnte rüstigen Schaffens zurückblicken, während welcher er an mehreren Punkten der Naturwissenschaft bedeutende Spur hinterließ, und es ziemt sich wohl, wie mir däucht, Einiges davon dem heutigen Geschlecht in Erinnerung zu bringen, dem im Drange der Tagesarbeit die rühmliche Kunde der Vorzeit ja mehr und mehr verloren geht.

Auf welchen Wegen, durch welche Wandlungen der Emigrantensohn Chamisso, der Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelm's II., von Stufe zu Stufe fortschreitend, im Verkehr mit Varnhagen von Ense, Eduard Hitzig, Ludwig

Robert, Rahel Lewin, de la Motte Fouqué und Anderen, der deutsche Dichter ward, ist aus Hitzig's Biographie seines Freundes[2] allgemein bekannt. Daß ein junger Officier von Talent, in ziemlich sorgenfreier Lage und bei ausreichender Muße, in einer ästhetisch fühlenden und denkenden Zeit und Umgebung, wie Berlin sie in den Jahren vor der Schlacht bei Jena bot, sich zu eigenem Dichten angeregt fand, überrascht nicht weiter. Die Energie freilich, mit welcher Chamisso die auf dem hiesigen Collége français erhaltene kümmerliche Vorbildung bis zu sehr vollständiger Bewältigung erst des Griechischen, dann des Lateinischen zu ergänzen vermochte, zeugte schon von ungewöhnlichem Wollen und Können. Aber wie nun derselbe Jüngling plötzlich, scheinbar ganz unvermittelt, sich Naturstudien zuwendet, nicht etwa naturphilosophisch tändelnd, wie es damals in Deutschland wohl vorkam, sondern schulmäßig streng und ernst den Grund legend zu einer wissenschaftlichen Laufbahn, die ihn schließlich zum akademischen Genossen eines von Humboldt, von Buch, Mitscherlich, Ehrenberg, Johannes Müller machte, das will erklärt sein, und der Zusammenhang ist nicht so offenkundig.

In meiner Gedächtnißrede auf Paul Erman habe ich nach mir mitgetheilten Nachrichten erzählt, Chamisso sei durch Hitzig sein Freund und durch ihn der Naturwissenschaft gewonnen worden.[3] Es ist richtig, daß sie sich im Hitzig'schen Hause trafen und „intime Freunde" wurden; in einer in seinen Werken gedruckten Xenie spricht Chamisso seine Verehrung für den nach verborgener Weisheit strebenden Forscher aus, und Erman wird wohl Chamisso vor der damals so gefährlichen Naturphilosophie behütet haben. Bei alledem muß ich jetzt jene Angabe bezweifeln. Wir wissen nämlich durch Chamisso's gedruckten Briefwechsel aus seinem eigenen Munde ganz genau, wie er zur Naturforschung kam, und zwar zunächst Botaniker ward, was übrigens zeitlebens sein eigentliches Fach blieb.

Chamisso's militärische Laufbahn endete bekanntlich damit, daß er 1806 bei der von ihm ergreifend geschilderten schimpflichen Uebergabe von Hameln auf Ehrenwort kriegsgefangen sich nach Frankreich begab und bald darauf seinen Abschied nahm. In Frankreich knüpfte er Verbindungen wieder an, durch welche er, nach Berlin zurückgekehrt, im Spätjahre 1809 einen Ruf als Professor der griechischen und lateinischen Sprache an das zu Napoléonville in der Vendée zu errichtende Lycée erhielt, worauf er im Januar 1810 abermals nach Paris ging. Der Ruf erwies sich als illusorisch, aber bei diesem zweiten Aufenthalt in Frankreich wurde Chamisso in den Kreis der Frau von Staël gezogen, welcher er, als sie durch Napoleon nach Coppet verbannt wurde, im Frühjahr 1811 dorthin folgte. Im Hause der großartig wunderbaren Frau, wie er sie nennt, verlebte er mit August Wilhelm von Schlegel, Madame Récamier und anderen berühmten Persönlichkeiten unvergeßliche Tage; auch leistete er „der hohen Herrin" Ritterdienste bei ihrer Flucht von Coppet nach Wien im Mai 1812.

Aber in dem theils geistreich literarischen, theils leidenschaftlich politischen Treiben der Staël'schen Gesellschaft scheint sich Chamisso's, nachdem der erste Reiz abgestumpft war, ein tiefer Ueberdruß bemächtigt zu haben an solcher nur spielenden, hoffnungslos unfruchtbaren Art das Leben hinzubringen, und um

etwas bestimmt Förderndes anzufangen, suchte er sich ins Englische hineinzuarbeiten. Da schrieb ihm sein Freund de la Foye, daß, wenn man säße, wo er sei, man nicht Englisch, sondern Botanik treiben müsse. „Das war mir anschaulich," sagt Chamisso, „und ich that also." August von Staël, ein Sohn der Frau von Staël, ward sein erster Lehrer in der Botanik, woran die Rubiaceen-Gattung Staëlia Cham. erinnert, und auf Wanderungen mit ihm in der pflanzenreichen Umgebung des Genfer Sees und am Fuß des Montblanc legte er den ersten Grund zu seinem Herbarium.

Daß ihm diese Beschäftigung so zusagte, wird verständlich, wenn man, gleichfalls durch ihn selber, erfährt, wie er schon als Knabe, also noch auf Schloß Boncourt, „Insecten erspähte, neue Pflanzen fand, Gewitternächte anschauend und sinnend an seinem offenen Fenster durchwachte, und alle seine Spiele, sein Schaffen und Zerstören auf physikalische Experimente und Erforschung der Gesetze der Natur ausgingen". Man wundert sich dann weniger darüber, wie rasch und entschieden er jetzt dem neu erkannten Berufe sich hingibt. Er eilt zurück nach Berlin, trotz allen Pariser Lockungen für ihn dem Ort der Welt, welcher Delphi dem Hellenen war, und läßt sich als einunddreißigjähriger Studiosus medicinae bei der erst eben ins Leben getretenen, unter bedeutenden Lehrern rasch erblühenden Universität immatriculiren. Er treibt eifrig Anatomie unter dem alten Knape; weder dessen trockene Lehre von den Knochen, wie die Studenten den Titel von Knape's Osteologie parodirten, noch der greuliche Zustand des damaligen Secirbodens schrecken ihn ab. So geht er, mit richtigem Instinct, spät aber gründlich, durch die wahre Elementarschule des Biologen, die Anthropotomie. Er arbeitet auf dem zoologischen Museum bei Lichtenstein, hilft die Fische und Krebse aufstellen, hört vergleichende Anatomie und Physiologie unstreitig bei Rudolphi, Mineralogie, die ihm besondere Theilnahme abgewinnt, ohne Zweifel bei Weiß, bei Erman Elektricität und Magnetismus, freilich auch bei Horkel ein naturphilosophisches Collegium. Man erstaunt darüber, was er alles in der kurzen Frist von drei Jahren bis zu seiner Weltreise sich angeeignet haben muß, wenn man ihn alsbald zu Wasser und zu Lande für fast jede Art von Naturbeobachtung scheinbar gleichmäßig vorbereitet sieht.

Aus dieser Zeit, den Jahren der Befreiungskriege, enthält die Sammlung seiner Gedichte nichts von Bedeutung, wohl aber stammt daraus sein berühmtestes, in die meisten Cultursprachen übersetztes Dichtwerk, „Peter Schlemihl's wundersame Geschichte". Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und kindlichen Offenheit hat Chamisso selber berichtet, wie er zu dieser Erfindung kam. Der Verfasser der „Undine" gab das Motiv dazu an, indem er Chamisso, der auf einer Reise all sein bewegliches Gut, Mantelsack, Hut, Handschuhe, Schnupftuch verloren hatte, fragte, ob er nicht auch seinen Schatten eingebüßt; während ein übergefälliger Herr in einem Lafontaine'schen Roman, welcher Alles, was in einer Gesellschaft zufällig gewünscht wird, aus der Tasche zieht, das Vorbild des grauen Unbekannten ward. Was uns näher angeht, ist, daß im „Schlemihl" Chamisso sich selber zeichnete, nicht bloß der äußeren Erscheinung nach, denn Schlemihl ganz ähnlich schildert uns Schlechtendhal seinen Freund in damaliger Zeit, in der alten schwarzen Kurtka, mit der schwarzen Sammetmütze auf dem lockigen

Haupt, mit der kurzen Pfeife und dem unentbehrlichen Tabaksbeutel, vor Allem mit der am ledernen Riemen umgehängten mächtigen grünen Botanisirtrommel,[4] sondern auch nach einer anderen, wichtigen Beziehung. Die Art, wie Schlemihl schließlich Trost und Versöhnung findet, indem er mit seinen Siebenmeilenstiefeln auf der Erde umherstreift, „bald ihre Höhen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft mißt, bald Thiere beobachtet, bald Gewächse untersucht, von dem Aequator nach den Polen, von der einen Welt nach der andern eilt, Erfahrungen mit Erfahrungen vergleichend" — diese Fiction ist nur ein Spiegel der Sehnsucht, welche Chamisso ganz erfüllte in einer Zeit, in deren Kämpfen für ihn, den französischen Deutschen, den deutschen Franzosen, nirgend ein richtiger Platz war, die für ihn kein Schwert hatte. Aus dem Menschenzwist hinaus in die Weite der Natur, in die Tiefe der Wissenschaft! ward seine Losung. Man hat viel Scharfsinn darauf verwendet, was wohl mit Schlemihl's Schatten und seinem Verlust gemeint sei; dagegen ist die naheliegende Symbolik des Endes, welches Schlemihl nimmt, obwohl von Chamisso selber später einmal angedeutet, meist nicht erfaßt worden; aus der doch für die, welche ein Märchen nicht können ein Märchen sein lassen, die Deutung des Schattenverlustes auf Chamisso's Vaterlandslosigkeit sich von selbst ergeben würde.

Chamisso's im „Schlemihl" ausgemalter Traum sollte bald in Erfüllung gehen, wenn auch nicht mit Siebenmeilenstiefeln. Zwar wurde ihm versagt, sich dem Reiseunternehmen des Prinzen Max von Wied-Neuwied nach Brasilien anzuschließen. Da kam ihm zufällig bei Hitzig ein Zeitungsblatt zu Gesichte, worin von einer nah bevorstehenden Entdeckungsreise der Russen Nachricht gegeben wurde. Es handelte sich um Entsendung eines von dem Grafen Romanzoff ausgerüsteten Schiffes in die Südsee und zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt aus dem stillen Meer in den atlantischen Ocean. Eben hatte Napoleon's Rückkehr von Elba den Wiener Congreß gesprengt und Europa in Schrecken versetzt. In der gewaltig wieder aufflammenden kriegerischen Erregung, wobei er müßiger Zuschauer bleiben sollte, war Chamisso's Unbehagen auf das Höchste gesteigert, und mit dem Fuße stampfend rief er aus: „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!" Der geschäftskundige Hitzig übernahm die Verhandlung mit Rußland; Chamisso, von Lichtenstein und anderen Lehrern empfohlen, wurde zum Naturforscher der Expedition ernannt, und meldete sich am 9. August 1815 an Bord des „Rurik" auf der Rhede von Kopenhagen bei dem Befehlshaber, dem kaiserlich russischen Marinelieutenant Otto von Kotzebue.

Damit war er am glücklich entscheidenden Wendepunkt seiner Laufbahn angelangt. In unseren Tagen der Dampfschiffe und Eisenbahnen, der Reise um die Welt in achtzig Tagen, kann man sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, welche Bedeutung damals eine Fahrt wie die des „Rurik" hatte, wie sie dem Reisenden auf Lebenszeit eine bestimmte Richtung und Arbeitsstoff gab. Nur Ehrenberg, wie ich es früher einmal ausführte, entzog sich diesem Gesetze, so daß über seine Entdeckungen im Gebiete des „kleinsten Lebens" seine Reisen fast in Vergessenheit geriethen. Was Chamisso betrifft, so läßt sich fast seine ganze spätere wissenschaftliche Thätigkeit als Ausführung des auf seiner Reise Begonnenen auffassen.

Die Fahrt des „Rurik", welche drei Jahre dauerte, führte von Plymouth nach Teneriffa, Brasilien und um das Cap Horn nach Chile; an Salas y Gomez vorbei in die Inselwelt der Südsee, zuletzt nach der zu den Marshallsinseln gehörigen Inselkette Radak. Nun ging es nordwärts nach Kamtschatka, durch die Beringsstraße in das Eismeer und zurück zu der Aleuteninsel Unalaschka, wo Vorbereitungen für die erst im folgenden Sommer zu unternehmende Nordpolfahrt getroffen wurden. In der Zwischenzeit begab sich die Expedition wieder südwärts nach Californien, den Sandwichinseln und Radak; darauf abermals nordwärts nach Unalaschka, von wo aus nunmehr versucht wurde, im Eismeer vorzudringen. Wegen Kotzebue's Gesundheitszustand mußte jedoch hier der eigentliche und ursprüngliche Reisezweck aufgegeben werden, den bekanntlich erst in den fünfziger Jahren nach unendlichen Anstrengungen der seefahrenden Nationen M'Clure halb und halb erreichte. Der Kotzebue-Sund, die Eschscholtz-Bai, die Chamisso-Insel erinnern unter dem nördlichen Polarkreise an das abgebrochene Unternehmen, aus dem aber nun eine Weltumsegelung ward.

Die Rückreise begann; von Unalaschka segelte der „Rurik" zum zweiten Mal nach den Sandwichinseln und zum drittenmal nach Radak; dann über Guajan, eine der Marianen, nach Manila und um das Cap der guten Hoffnung, an St. Helena vorbei, nach Europa. In London traf Chamisso mit Cuvier zusammen, und erfreute sich noch des Umgangs mit Cook's Begleiter auf seiner ersten Reise, Sir Joseph Banks. Am 3. August 1818 ging der „Rurik" zu St. Petersburg in der Newa vor dem Hause des Grafen Romanzoff vor Anker. Die Expedition wurde aufgelöst; man ließ, großmüthig genug, Chamisso im Besitz dessen, was er gesammelt hatte. Anerbietungen, in Rußland zu bleiben, wies er von der Hand. Sein Herz hing an Preußen, an Berlin, wohin er endlich zur See, über Swinemünde, gegen Ende October zurückkehrte, und wo er damals, wie er bemerkt, lange der einzige Weltumsegler blieb.

Viermal auf dieser Reise wurde die Linie überschritten; Chamisso näherte sich beiden Polen und wurde heimisch in den Einöden, wo das Eis als Gebirgsart erscheint, und in den rauchigen Jurten der schmutzigen Ichthyophagen des Eismeeres, wie in der palmengekrönten Herrlichkeit der Tropen und unter den luftigen Hütten der zierlichen, reinlichen Lotophagen der Südsee. Europa mitgezählt, setzte er seinen Fuß auf vier Welttheile, und erfüllte so, durch ein sonderbares Zusammentreffen, genau das Schlemihl'sche Programm; denn da Kotzebue den ihm vorgeschriebenen Rückweg durch die gefahrvolle Torresstraße seinem schadhaft gewordenen Schiffe nicht zumuthen mochte, bekam Chamisso Australien nicht zu sehen, gerade wie er seinen Schlemihl die übrigen Welttheile durchstreifen läßt, und nur Australien, wegen der Breite der umspülenden Meeresarme, ihm unerreichbar und seiner Wißbegier verschlossen bleibt.

Der geschichtliche Rahmen von Chamisso's Reise wird vervollständigt durch die Erinnerung, daß der „Rurik" in den Hafen von Plymouth einlief, kurz nachdem der „Northumberland" den gefangenen Kaiser nach St. Helena abgeführt hatte,[5] und daß ihm drei Jahre später auf der Rhede von Jamestown die bedenkliche Ehre ward, trotz der russischen Kriegsflagge von der den Kaiser bewachenden englischen Strandbatterie mit Kanonenkugeln empfangen zu werden.

Otto von Kotzebue aber sah seinen Vater, den russischen Staatsrath und deutschen Theaterdichter, nur auf der Todtenbahre aus Sand's Dolchstichen blutend wieder.

Chamisso's Weltreise hat in ihrer Anlage Aehnlichkeit mit der fünfzehn Jahre später so folgenreich gewordenen Reise Charles Darwin's. Auch Darwin befand sich als Naturforscher auf einem kleinen zu hydrographischen Zwecken ausgesandten Kriegsschiff, und der Curs des „Beagle" deckte sich vielfach mit dem des „Rurik", nur daß der „Beagle" statt des nördlichen Polarmeeres Australien, und statt der Sandwichinseln Tahiti besuchte. Nach Darwin's Autobiographie zu urtheilen, scheint er für seine Reise nicht viel besser vorbereitet gewesen zu sein als Chamisso; er hatte nicht einmal secirt, und konnte nicht zeichnen wie Chamisso.[6] In einem Punkte hat er es besser gehabt als unser Reisender: Capitän Fitz-Roy hat den Bedürfnissen und Wünschen seines Naturforschers stets mit größter Bereitwilligkeit Rechnung getragen, und sich dadurch ein unvergeßliches Verdienst um die Wissenschaft erworben. Chamisso dagegen wurde von seinem Capitän als Naturforscher mit möglichst geringer Zuvorkommenheit, und als Mensch kaum besser behandelt. Was er sammelte, wurde gelegentlich über Bord geworfen, und er mußte sich sein Schuhwerk selber putzen.

Der „Rurik" hatte nur Dreiviertel des Tonnengehaltes des „Beagle", und schon die Beschränktheit des Raumes war dem Sammeln und Beobachten äußerst hinderlich. Um so mehr ist Chamisso zu preisen, daß er unter solchen Hindernissen und Beschwerden es möglich machte, Naturschätze jeder Art zu bergen und nach Berlin zu bringen, wo er sie größtentheils unseren Museen geschenkt hat, sowie eine unübersehbare Fülle feiner und treffender Beobachtungen auf allen erdenklichen Gebieten anzustellen, welche von einem überaus frischen Sinn und der liebenswürdigsten Freude an den sich ihm darbietenden Wundern aller Zonen zeugen. Botanik in erster Linie, Zoologie und Naturgeschichte, Thier- und Pflanzengeographie, Anthropologie und Völkerkunde, Geologie, geographische Physik und Meteorologie hat er dergestalt mit Thatsachen von größerem oder geringerem Belang bereichert. In doppeltem Sinne umspannten Chamisso's Wahrnehmungen sogar einen weiteren Kreis als Darwin's, einmal weil sie auch auf die Polarregion sich erstreckten, dann sofern Chamisso, wie er überhaupt die Anthropologie und Ethnographie mehr als Darwin berücksichtigte, auch die Sprachen der Völker, mit denen er verkehrte, aufzufassen bemüht war.

Die wenig angenehme Lage, in welcher sich Chamisso auf dem „Rurik" befand, wurde übrigens dadurch erleichtert, daß es ihm nicht an wissenschaftlicher Gesellschaft und nöthigenfalls Unterstützung fehlte. Der russische Maler Login (Ludwig) Choris, von deutscher Herkunft, begleitete die Expedition und war bereit, was sich von merkwürdigen landschaftlichen, naturhistorischen oder ethnographischen Bildern bot, mit derbem Pinsel festzuhalten, wie er denn auch nach der Rückkehr in Paris eine „Malerische Reise um die Welt" herausgab;[7] während an dem Schiffsarzte Dr. Friedrich Eschscholtz aus Dorpat Chamisso sogar einen ebenbürtigen, vielfach sachkundigen Theilnehmer an seinen Bestrebungen zur Seite hatte. Ein dänischer Naturforscher, Lieutenant Wormskiold, schloß sich in Kopenhagen freiwillig der Expedition an, scheint aber kein großer Gewinn gewesen zu sein, und verließ sie auch wieder in Kamtschatka.

In ähnlicher Weise wie später Darwin in seinem Journal of Researches hat Chamisso in seiner „Reise um die Welt" seine Erlebnisse in gefälliger Verflechtung mit wissenschaftlichen Beobachtungen mitgetheilt, zu denen eine Reihe von „Bemerkungen und Ansichten" im dritten Theile des Kotzebue'schen Reisewerkes einen weiteren Commentar liefert.[8] Freilich fehlt Chamisso's Reisebeschreibung, so reich sie an anziehenden Einzelheiten ist, Etwas, was der Darwin'schen jetzt einen so hohen Reiz verleiht: der rothe Faden eines allgemeinen Gedankens, wie wir ihn heute in Darwin's Journal vielleicht mehr hineinlegen, als er von ihm selber zur Zeit schon mit vollem Bewußtsein gehegt werden konnte, der aber doch an den Erfahrungen jener Reise sich entwickelte. Dieser Gedanke, wie kaum gesagt zu werden braucht, ist die Uebertragung des von Hrn. Roth so genannten Lyell'schen Actualismus aus der Geologie in die Biologie, wo er als Abstammungslehre auftritt. Merkwürdig genug: der Dichter, der auf der Fahrt nach Brasilien in der „Braut von Korinth" eine metrische Unregelmäßigkeit entdeckt, in der aber eine besondere Schönheit liegt; dem der Anblick der nackten Klippe von Salas y Gomez ein psychologisches Epos eingibt, neben welchem Defoe's Erzählung als eine rohe Matrosengeschichte erscheint; der in der Beringsstraße seine schwermüthigen Empfindungen in Ottaven ergießt, die an die Zueignung zum Faust erinnern: dieser phantasiereiche, künstlerisch gestaltende Kopf zeigt sich der Natur gegenüber jeder voreiligen Verallgemeinerung abhold; mit der strengsten Zurückhaltung vermeidet er es, ästhetische Träumereien mit naturwissenschaftlichen Anschauungen zu vermischen; ähnlich wie bei seinen Naturstudien Voltaire geht er in seinen Zweifeln sogar zu weit, und im Gegensatz zu dem Größeren, der nach ihm kommen sollte, spricht er sich vorweg auf das Entschiedenste für die Lehre von unveränderlich gegebenen Arten, und gegen die seiner Meinung nach die Wissenschaft untergrabenden „Metamorphosler" aus.[9] Zu den vordarwinischen Darwinianern gehörte also Chamisso nicht; aber wer möchte ihn tadeln, weil er auf Cuvier's und Johannes Müller's Seite stand?

Die Erreichung unserer heutigen Absicht, hervorragende Leistungen Chamisso's ins Licht zu stellen, wird durch die Art seiner mehr in Einzelheiten sich auflösenden Thätigkeit erschwert. Vor Allem ist festzuhalten, daß er, wie schon bemerkt, sich selber stets für einen systematischen Botaniker gab. Bald nach seiner Rückkehr nach Berlin erhielt er eine Anstellung als Gehülfe bei den botanischen Anstalten, zuerst dem botanischen Garten, später dem Herbarium, und bekleidete dies Amt bis kurz vor seinem Lebensende. Auch verfaßte er, im Auftrage des Ministers von Altenstein, ein kleines botanisches Lehrbuch zum Gebrauch der Schulen, in dessen Einleitung er seine allgemeinen Ansichten über Organisation und Systematik niederlegte.[10] Sein Andenken als Botaniker feierte kurz nach seinem Tode sein Freund und früherer College von Schlechtendahl in seiner „Linnaea," in welcher unter dem fortlaufenden Titel „De plantis in expeditione Romanzofiana observatis" familienweise viele von Chamisso's Pflanzen beschrieben worden waren. Eine unscheinbare Pflanze aus der Familie der unverwelklichen Amaranten, Chamissoa Kunth, bewahrt seinen Namen in der Systematik. Seine Lieblingspflanzen waren die Wassergewächse, besonders die Potamogetonen.[11]

Chamisso's Entdeckungen auf der Reise fingen damit an, daß er gleich auf der englischen Küste bei Plymouth eine den dortigen Botanikern entgangene Species, Centaurea nigrescens, aufspürte. An mehreren Orten, auf Teneriffa, in Brasilien, verhinderte die gerade herrschende Regenzeit, in Chile die verdorrende Sommergluth erfolgreiches Sammeln, dagegen wurde die Flora der Radakkette fast vollständig aufgenommen, und Californiens von Botanikern noch kaum besuchte sandige Küste bot vieles Neue, unter Anderem die von Chamisso seinem Gefährten zu Ehren genannte Papaveracee Eschscholtzia californica, deren Samen er mitbrachte und deren freundlich leuchtende Blume noch immer unsere Gärten schmückt. Die Inseln des arktischen Meeres zwischen Amerika und Asien gaben eine reiche Beute in ihrer alpinen Flora, welche Chamisso lebhaft an die Alpenmatten der Schweiz erinnerte. Doch fehlten ihm natürlich zum Verständniß dieses Verhaltens die heutigen Begriffe der Eiszeit und der Relicten-Flora. Wie scharf und geübt muß sein Auge gewesen sein, welches er doch erst drei Jahre vor seiner Reise angefangen hatte, methodisch auf Naturgegenstände zu richten, daß er, auf dem Tafelberge mit dem sich am Kap aufhaltenden Berliner Botaniker Mundt botanisirend, wie in Plymouth sogleich mehrere jenem bisher entgangene Pflanzen entdeckte, ja, obschon nur ein flüchtiger Reisender, aus diesem betretensten botanischen Garten der Erde manche noch unbeschriebene Pflanzenart mitbrachte.

Nicht genug weiß Schlechtendahl die großsinnige Uneigennützigkeit zu rühmen, mit welcher Chamisso nach der Heimkehr seine Schätze andern Botanikern zur Bearbeitung überließ, die durch ihre Studien dazu besonders befähigt schienen. So sandte er dem schwedischen Algologen Agardh in Lund eine Sammlung seiner von der Reise mitgebrachten Algen, darunter eine am Kap beim Sammeln von Tangen aufgefundene seltsame Doppelbildung, eine auf einer Conferve, C. mirabilis seu hospita, lebende Fucoïdee, F. confervicola seu Sphaerococcus mirabilis. Agardh, welcher freilich im Transformismus etwas zu weit ging, da er an Thierwerdung der Pflanze bei gewissen Algen glaubte, sah auch in diesem Falle eine Umwandlung eines Lebewesens in ein anderes, wogegen Chamisso, seinem hier sicher wohlberechtigten Standpunkte getreu, in einer besonderen Abhandlung Verwahrung einlegte.[12]

Wie zum Lohn für sein ernstes Streben, aber auch zur Warnung zugleich, sich den Kreis des in der organischen Natur Möglichen nicht zu eng vorzustellen, sollte nun Chamisso selber auf dem Gebiet der Metamorphosen eine der merkwürdigsten Entdeckungen machen. Längst waren die Seefahrer in den wärmeren Meeren auf gewisse weiche, glashell durchsichtige, im Sonnenschein irisirende Thiere von ansehnlicher Größe (etwa der Größe einer Maus) aufmerksam geworden, welche oft in großer Menge an der Oberfläche der See sich zeigen und die eigenthümliche Erscheinung darbieten, daß ihrer zwanzig bis vierzig und mehr durch besondere Anheftungsorgane zu langen Ketten vereinigt sind. Diese zu den Mollusken ohne Kopf und Schale gehörigen Thiere sind die Salpen. Alle Glieder solcher Salpenkette sind von derselben Form und auf dieselbe Art gegen einander gelegen; sie bewegen sich durch Aufnehmen und Ausstoßen des Wassers einförmig und gleichsam in demselben Takte, wodurch die ganze Kette in Schlangenwindungen unter der glatten Meeresfläche vorwärts

rudert. Neben den Salpenketten kommen auch vereinzelte Salpen vor, aber von zweierlei Art. Die einen tragen in den Anheftungsorganen die deutliche Spur, Glieder einer Kette gewesen zu sein; den andern fehlt jede solche Spur. Gleich auf der Fahrt von Plymouth nach Teneriffa machte während einer Windstille Chamisso die überraschende Beobachtung, daß die vereinzelten Salpen, welche nie Theile einer Kette bildeten, stets eine Brut enthalten, welche der Salpenkette gleicht; dagegen in den Gliedern der Kette fand er eine Brut, deren Form der der vereinzelten Salpen entsprach. Die zu einer Salpenkette gehörigen Thiere, welche vereinzelte Salpen erzeugen, sind Zwitter; die vereinzelten Salpen dagegen sind geschlechtslos, und die Salpenketten entstehen in ihnen ohne Befruchtung, durch innere Knospung. Es wechseln also mit einander ab zwei Generationen, deren eine geschlechtlich, die andere ungeschlechtlich, durch Knospung, sich vermehrt, und welche sich auch noch durch andere Merkmale unterscheiden. Chamisso's Bild zu gebrauchen, eine Salpe gleicht nicht ihrer Mutter und nicht ihrer Tochter, wohl aber ihrer Großmutter, ihren Schwestern und ihrer Enkelin.

Chamisso nannte diese Art der Fortpflanzung die durch „abwechselnde Generationen." So neu und unerhört erschien seine Mär, daß, als er sie nach seiner Rückkehr 1819 in einer besonderen lateinischen Schrift erzählte,[13] sie entweder unberücksichtigt blieb oder heftig angegriffen wurde. Franz Jul. Ferd. Meyen, später Prof. extraord. der Zoologie und Naturgeschichte an hiesiger Universität, der in den Jahren 1830—32 als Schiffsarzt auf dem Seehandlungsschiff „Prinzeß Louise" um die Welt reiste, war so unglücklich, keine einzige vereinzelte Salpe anzutreffen, welche eine knospende Salpenkette enthielt, während doch an vielen Stellen freischwimmende Salpenketten in ganzen Massen das Schiff umgaben, und er ging in seinen Zweifeln an der Richtigkeit der Chamisso'schen Beobachtungen bis zu der Behauptung, daß die freischwimmenden Salpenketten und die zusammengeketteten Knospen, welche Chamisso in vereinzelten Salpen gefunden haben wollte, gar nichts mit einander zu thun hätten. Dagegen Eschricht in Kopenhagen wohl Chamisso's Thatsachen für richtig annahm, aber in einer umfangreichen Abhandlung vom Jahr 1841, also nach Chamisso's Tode, eine andere Erklärung vorschlug, nämlich durch eine doppelte Fortpflanzungsweise der einzelnen Individuen, so daß jüngere Individuen vereinzelte Salpen, ältere Salpenketten erzeugen sollten. Allein fast unmittelbar darauf, 1842, erstand Chamisso an derselben Stätte ein Vertheidiger und ein Verkünder seines Ruhmes in unserem correspondirenden Mitgliede Hrn. Japetus Steenstrup. Diesem gelang es, in dem weiten, an Abenteuern reichen Gebiet der Fortpflanzungslehre eine Reihe von Entwicklungsvorgängen zu unterscheiden, welche sämmtlich unter den allgemeinen Gesichtspunkt des zuerst von Chamisso erkannten und benannten Generationswechsels zu bringen sind, indem dabei geschlechtlich sich fortpflanzende Generationen mit einer oder mehreren ungeschlechtlich, durch äußere oder innere Knospung sich fortpflanzenden Generationen abwechseln. Die Entwicklungsvorgänge bei den Medusen und Strobilen, bei den Cercarien und Distomen, bei den Aphiden oder Blattläusen, denen sich seitdem noch manche andere angereiht haben, wurden so mit einem Schlage erhellt. Johannes Müller's berühmte Entdeckungen über die Entwicklung der Echinodermen bildeten einen

Uebergang zwischen den Erscheinungen des Generationswechsels und denen der Metamorphose, wie sie bei Frosch und Schmetterling am bekanntesten ist. Das Verdienst aber, diese Bahn gebrochen zu haben, gebührt, wie Hr. Steenstrup es laut und ausdrücklich erklärt, dem genauen und geistreichen Forscher Chamisso.[14]

Eine andere wichtige Angelegenheit, welche nun zur Sprache zu bringen ist, betrifft gleichfalls pelagisches Thierleben, doch gehört sie ebenso sehr der Geologie und physikalischen Geographie, wie der Biologie an. Wenige Erscheinungen haben schon früh die Schiffer in der Südsee und dem Indischen Ocean so in Erstaunen versetzt und den Scharfsinn der Erklärer so herausgefordert, wie die sogenannten niedrigen Inseln oder Atolle. Inmitten der Wasserwüste erhebt sich aus unergründlicher blauer Tiefe nur wenig über die Fluthmarke ein Ringwall, welcher, bald schmäler bald zu kleinen Inseln sich verbreiternd, eine vergleichsweise seichte und stille Lagune umschließt, während draußen unaufhörlich donnernde Brandung tobt. Der Ringwall, selten von kreisrunder, meist von länglich unregelmäßiger Gestalt, mit aus- und einwärts gekrümmten Seiten, aus- und einspringenden Winkeln und sehr ungleichen Durchmessern, ist von einer oder mehreren Lücken durchbrochen, welche die Einfahrt in die Lagune gestatten. „Das Ufer des inneren Meeres allein," sagt Chamisso, „ist wirthbar für den Menschen, und er baut da seine Hütten unter den Cocosbäumen, die er gepflanzt hat." Es gibt solche Atolle von sehr verschiedener Größe, von 3—4 Kilometern Durchmesser bis zu 150 Kilometern Länge auf 40 Kilometer Breite. Mehr oder weniger dichtgedrängt bedecken sie zu vielen Hunderten einen ansehnlichen Theil der Erdoberfläche zwischen den Wendekreisen, und bilden so einen hervorragenden Zug in deren Gestaltung, und eine der größten Gefahren für die Schiffahrt. Wodurch aber diese Bildungen vollends die Aufmerksamkeit fesseln, das ist der Umstand, daß sie, wie schon die ersten Beobachter erkannten, als das Werk unzähliger organischer Baumeister, der Korallenthiere, sich erweisen, welche den Kalk aus dem Seewasser aufnehmen und sich daraus ihre Meerschlösser aufmauern.

Johann Reinhold Forster, Cook's Begleiter auf seiner zweiten Weltumsegelung, wird der erste Erklärungsversuch der Atollbildung zugeschrieben. Er dachte sich, daß die Korallenthiere aus unergründlicher Tiefe den Ringwall aufführen, um sich den behaglichen Wohnort der stillen Lagune zu sichern:[15] eine unhaltbare Meinung, weil erfahrungsmäßig diese Thiere nicht in größeren Tiefen leben, weil es naturwidrig wäre, daß eine große Anzahl verschiedener Gattungen, wie sie in den Korallenbauten vorkommen, zu gemeinsamem Zwecke sich verbände, weil gerade in der Lagune die Korallenthiere nicht gedeihen; endlich weil bei dieser Erklärung die Beschränkung der Atolle auf gewisse Regionen unbegreiflich bliebe.

Eine andere Deutung schlug merkwürdigerweise ein Mitglied unserer philosophisch-historischen Classe vor, Henrik Steffens, der mit leiblichem Auge nie einen Atoll erblickte. Er nahm an, daß den Atollen ebenso viele unterseeische erloschene Kratere entsprächen, auf deren Rändern die Korallenthiere sich angebaut hätten.[16] Es gibt nun zwar keine Kratere von so großem und unregelmäßigem Umfange wie die Atolle; die geographische Verbreitung der Atolle paßt nicht

zu der der bekannten Vulcane, und da, wie schon bemerkt, die Korallenthiere nur bis zu geringer Tiefe leben, müßten unzählige Kratere sich dem Meeresspiegel gerade weit genug genähert haben, um die Besiedelung mit Korallenthieren zu gestatten, was höchst unwahrscheinlich ist. Bei alledem war Steffens, wie wir sehen werden, auf richtiger Spur, sofern er vulcanischen Kräften eine Rolle bei der Atollbildung zuschrieb; und dieser von ihm glücklich hingeworfene Gedanke hat alle seine naturphilosophischen Constructionen überlebt.

Doch bedurfte es hier noch einer grundlegenden Bemerkung, mit der nunmehr Chamisso's Name verknüpft ist, welcher, besonders auf der Radakkette, reichlich Gelegenheit zur Beobachtung der Koralleninseln fand. Diese Bemerkung besteht einfach darin, daß die Korallenthiere, weil sie selber sich nicht vom Orte bewegen, einer bewegten See bedürfen, die ihnen Nahrung, Sauerstoff und Kalk zuführt. So versteht man, daß, wo in nicht zu großer Tiefe ein passender Unterbau vorhanden ist, auf welchem Korallen sich ansiedeln können, ein Atoll entstehen müsse; denn da die Korallen, sobald sie der Oberfläche des Meeres sich nähern, am Umfange ihres Baues, durch Wellenschlag und Strömungen begünstigt, besser gedeihen, als in der Mitte, so wird sich ein Ringwall erheben, und zwar, ganz wie es wirklich der Fall ist, höher und vollständiger auf der Windseite, wo der meiste Wellenschlag stattfindet. Um die Atollbildung zu erklären, handelt es sich also jetzt nur noch darum, den Unterbau für die Ansiedelung der Korallenthiere zu beschaffen.

Dieser Forderung in scheinbar durchaus befriedigender Art genügt zu haben, galt bis vor Kurzem für eine der glänzendsten Thaten Charles Darwin's, welche nicht wenig dazu beitrug, seinen späteren theoretischen Wagnissen den Weg zu bahnen. Darwin hatte wie Chamisso die Atolle vielfach und genau beobachtet, und deren Verwandtschaft erkannt mit den anderswo Inseln und Continente umsäumenden „Küstenriffen", und den ihren Umriß in größerem oder geringerem Abstand copirenden „Dammriffen", welche gleichfalls das Werk der Korallenthiere sind. Diese dreifache Stufenfolge von Erscheinungen leitete er nun gemeinsam aus dem stärkeren Wachsthum der Korallen in bewegter See in Verbindung mit dem von Steffens hier eingeführten Vulcanismus ab, nur daß er an Stelle der Steffens'schen Kratere, die er, ohne Steffens zu nennen, aus den oben angeführten Gründen verwirft, ein großes zusammenhängendes, in allmäligem Sinken begriffenes Land setzte. Die Korallenthiere umgürten zuerst die in die Tiefe verschwindenden Bergspitzen dieses Landes mit einem Küstenriff, umgeben dann in Folge ihres stärkeren äußeren Wachsthums das Land in weiterer Entfernung mit einem Dammriff, zwischen welchem und der Küste ein Lagunencanal bleibt, bis endlich über dem untertauchenden Berggipfel der Lagunencanal von allen Seiten zur Lagune sich zusammenschließt, und ein Atoll fertig geworden ist.[17]

Schon waren gegen die Allgemeingültigkeit dieser Theorie von verschiedenen Seiten Zweifel erhoben worden, als die Naturforscher der Challenger-Expedition durch neue Beobachtungen dahin gelangten, sie überhaupt aufzugeben. Im Einverständniß mit Sir Wyville Thomson setzte Mr. John Murray an Stelle von Darwin's Senkungstheorie eine Hebungstheorie. Wie Steffens läßt er wieder zahllose vulcanische Gipfel vom Meeresgrund aufsteigen; der Einwand gegen die

Kratertheorie, der von der Unwahrscheinlichkeit hergenommen wurde, daß so viele Gipfel sehr nahe dieselbe Höhe erreichen sollten, wird dadurch beseitigt, daß die Gipfel durch Ablagerung von allerlei organischen und unorganischen Niederschlägen nach Bedürfniß erhöht werden, bis sie zur Ansiedelung von Korallenthieren dienen können. Zur Erklärung der Ringwallbildung wird in erster Linie wieder das stärkere Wachsthum der Korallen am äußeren Umfange in Folge von Wellenschlag und Strömungen herangezogen. Hierzu kommt nun aber noch, um die Lagunenbildung zu erklären, ein neues, wie es scheint, von Sir Wyville Thomson ersonnenes Moment, nämlich die Wiederauflösung des von den Korallenthieren abgesonderten kohlensauren Kalkes in dem kohlensäurereichen Seewasser.[18]

Eine lebhafte Verhandlung hat sich über diese Fragen unter den englischen Gelehrten entsponnen, und schon eine ansehnliche Literatur erzeugt, auf die wir nicht eingehen können. So schade es ist, daß eine so schöne und sinnreiche Theorie, wie die Darwin'sche, nicht mehr richtig sein soll, so wenig kann man sich, den neuerlich dawider gemachten Einwendungen gegenüber, dem Eindruck ihrer Verwundbarkeit verschließen. Es scheint unleugbar, daß echte Atollbildung in vielen Fällen stattgefunden hat, wo Hebung des Meeresbodens und der die Atolle tragenden unterseeischen Bergeshöhen thatsächlich erwiesen ist, während die von Darwin angenommene Senkung immer nur eine Hypothese ad hoc bleibt. Eine andere Frage ist es, was an die Stelle der erschütterten Theorie zu setzen sei; welchen Antheil an der Atollbildung den sehr mannigfaltigen Einflüssen zukomme, die dabei im Spiele sind. Dies zu erörtern, ist jedoch nicht unseres Amtes und wäre hier nicht der Ort. Was uns hier allein angeht, das ist die Thatsache, daß in allen Umgestaltungen der Theorie das wesentlichste Hilfsmittel zur Atollbildung doch stets das stärkere Wachsthum der Korallen im bewegten Wasser bleibt, und daß als Derjenige, der dies zuerst eingesehen und ausgesprochen hat, Chamisso genannt wird.

Ich befinde mich nun hier in der absonderlichen Lage, Chamisso, gewissermaßen in seinem eigenen Namen, heute diesen Ruhmestitel absprechen zu müssen. Die Meinung, daß er jene Lehre aufgestellt habe, findet sich bei Darwin in seinem Werk über die Korallenriffe, und ist von dort in spätere Schriften übergegangen.[19] Studirt man aber Chamisso's Werke, so zeigt sich, daß er zwar die Atolle petrographisch, geognostisch und zoologisch möglichst genau untersucht und beschreibt, jedoch nirgend die ihm von Darwin zugeschriebene Bemerkung über das stärkere Wachsen der Korallen in der Brandung macht. Er sagt im Gegentheil: „Was von dem Damm untersucht werden kann, besteht aus wagerechten Lagern eines aus Korallensand oder Madreporentrümmern gebildeten Kalksteins . . . Die enormen Massen aus einem Wuchs, die man hie und da auf den Inseln oder auf den Riffen als gerollte Felsenstücke antrifft, haben sich wohl in der ruhigen Tiefe des Oceans erzeugt. Oben unter wechselnden Einwirkungen können nur Bildungen von geringer Größe entstehen . . . Wir halten dafür, daß der ganze Bau, der sich steil aus dem Abgrunde erhebende Tafelberg, der die Grundveste der Inselgruppe bildet, aus dieser selben Gebirgsart besteht.“[20] Chamisso dachte sich also wieder, daß die Korallenthiere aus unergründlicher Tiefe bauen; das stärkere Wachsthum der Riffe auf der Wind-

seite schrieb er der mechanischen Wirkung des Wellenschlages zu, welcher Sand und Trümmer aller Art aufwerfe; von Begünstigung des Lebens der Korallen durch Bewegung der See ist bei ihm nicht die Rede.

Natürlich fragt man, wie Darwin zu seiner unzutreffenden Angabe gelangt sei. Dies erklärt sich folgendermaßen. Am Schlusse des dritten Bandes des Kotzebue'schen Reisewerkes, welcher Chamisso's „Bemerkungen und Ansichten" enthält, findet sich ein „Anhang von andern Verfassern", und hier in einem kurzen Aufsatze der entscheidende Ausspruch: „die größeren Korallenarten, welche einige Faden in der Dicke messende Blöcke bilden, scheinen die am Außenrande des Riffs stärkere Brandung zu lieben; dieses und die Hindernisse, die ihrem Fortleben in der Mitte eines breiten Riffs durch die aufgeworfenen von den Thieren verlassenen Muschel- und Schneckenschalen und Korallenbruchstücke in den Weg gelegt werden, sind wohl die Ursachen, weshalb der Außenrand eines Riffs zuerst der Oberfläche sich nähert." [21] Offenbar sind dies dieselben Worte, welche Darwin nach der englischen Uebersetzung von Kotzebue's „Erster Reise" Chamisso in den Mund legt: „The larger kinds of coral, which form rocks measuring several fathoms in thickness, prefer, according to Chamisso, the most violent surf." Hier also ist der Quell von Darwin's Irrthum zu suchen, und dieser ist daraus entsprungen, daß dem jene Worte enthaltenden Aufsatze der Name des Verfassers fehlt. Entweder hat Darwin die Ueberschrift: „Anhang von andern Verfassern" übersehen und ohne Weiteres angenommen, der namenlose Aufsatz sei von Chamisso, oder die englische Uebersetzung, welche mir nicht vorliegt, hat ihn sonst irgendwie irre geführt.

Wie dem auch sei, es läßt sich zeigen, daß der Aufsatz, und somit die Lehre vom besseren Gedeihen der Korallen in der Brandung, von Eschscholtz herrühren. Der vorhergehende erste Aufsatz des Anhanges ist auch ohne Namen, der ungenannte Verfasser beschreibt aber in der ersten Person Reiseerlebnisse mit Chamisso, welche dieser in seiner „Reise um die Welt" ebenso mit Eschscholtz beschreibt; er hat also Letzteren zum Verfasser. Der zweite Aufsatz, um dessen Urheber es sich handelt, trägt ganz und gar dasselbe Gepräge wie der erste, und es ist überhaupt Niemand anders als Eschscholtz da, von dem er sein könnte. In seiner Abhandlung über die Korallenbänke des Rothen Meeres in unseren Denkschriften aus dem Jahre 1832 schrieb allerdings Ehrenberg den zweiten Aufsatz, wie später Darwin, Chamisso zu.[22] Allein im Vorworte zu seiner „Reise um die Welt" vom Winter 1834—35 sagt Chamisso, indem er sich über die nachlässige und eigenmächtige Redaction des Kotzebue'schen Reisewerkes beschwert, daß in einer darin enthaltenen „eigenen Abhandlung, die ihm zugeschrieben werden konnte und zugeschrieben worden sei, Eschscholtz über die Korallen-inseln hergebrachte Meinungen wieder vortrug, die widerlegt zu haben, er sich zu einem Hauptverdienst anrechne." [23] Worauf nunmehr Ehrenberg in einem neuen Abdruck seiner Abhandlung in Poggendorff's Annalen 1837, unstreitig nach Verständigung mit Chamisso, ausdrücklich Eschscholtz als Verfasser des Aufsatzes nannte.[24]

Danach kann kein Zweifel sein, daß dieser es wirklich war. Auf alle Fälle ist klar, daß Chamisso an das stärkere Wachsthum der Korallen in der Bran-

dung nicht glaubte, geschweige es billigte, wenn Andere davon für die Erklärung der Atollbildung Gebrauch machten, und daß in diesem Sinne sein Namen seit fast fünfzig Jahren mit Unrecht, wider seinen ausgesprochenen Willen, in diese Angelegenheit verflochten ist, welcher er nur durch seine gewissenhafte, rein auf die Aufnahme des Thatbestandes sich beschränkende Untersuchung des Baues der Koralleninseln hat angehören wollen.

„Sowie die Korallen-Riffe und -Inseln des großen Oceans Erzeugnisse des thierischen Lebens sind," sagt Chamisso in seinen „Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche", „so sind die Torfmoore Erzeugnisse des pflanzlichen." Es gibt einen Begriff von dem Umfang seiner Naturanschauung, wenn hier sogleich der Bemühungen gedacht wird, welche er, bald nach der Rückkehr von seiner Weltreise, einem vergleichsweise so unscheinbaren Gegenstande wie den norddeutschen Torflagern widmete. Damals herrschte noch auf Grund einer Beobachtung Alexander's von Humboldt, welcher auch Leopold von Buch Vertrauen geschenkt hatte, die Meinung, unsere Torflager, beispielsweise das Berlin benachbarte von Linum, enthielten Reste von Seetang (Fucus sacharinus) und seien somit Erzeugnisse des Meeres. Durch eine Untersuchung, welche er bei Linum mit Poggendorff und Friedrich Hoffmann, dem frühverstorbenen Geologen, begann, dann auf Rügen und längs dem Ostseestrande allein fortführte, lieferte Chamisso den auch wirthschaftlich nicht unwichtigen Beweis, daß das Meer an der Torfbildung weder im Binnenlande noch am Strande Antheil gehabt habe, und daß zur Erklärung der Thatsachen keine Veränderung der Höhenverhältnisse des Bodens zur Meeresfläche nöthig sei.[25]

Auf dem Torfmoore bei Linum sah Chamisso die Kimming oder Luftspiegelung wieder, welche sich ihm im hohen Norden im größten Maßstabe dargeboten hatte. Er knüpft daran eine minder bekannte Bemerkung, die ich mich erinnere, in Paul Erman's Vorlesungen gehört zu haben, die aber wohl von Chamisso herrührt, da dieser, sonst überaus peinlich in Angabe seiner Quellen, Erman nicht als Urheber nennt. Er sagt nämlich, daß man die Luftspiegelung auch in verticaler Ebene an langen, geraden, sonnenbeschienenen Mauerflächen wahrnehme, wozu die nach Südwest gekehrte Berliner Stadtmauer zwischen Potsdamer und Halle'schem Thore eine (seitdem verschwundene) Gelegenheit biete.[26]

Man würde irren, wenn man sich Chamisso's zoologische Beobachtungen, nach neuerlich beliebter Art, allein auf die niederen Thierformen, wie Salpen und Korallenthiere, oder wie die das Meerleuchten verursachenden mikroskopischen Organismen gerichtet, vorstellte. Mit eben so gespannter Aufmerksamkeit wurden unter allen Breiten die Wirbelthiere betrachtet: die fliegenden Fische, die auf dem Rurik rastenden Vögel, die Walfische, von deren Zähmung und Dienstbarmachung er träumte, die Seelöwen, durch deren brüllende Heerde er auf der St. Georgs-Insel furchtlos schritt. Ueber die an Bord des Rurik genommenen Affen machte er tiefe psychologische Bemerkungen. Auch die ausgestorbene Thierwelt ging nicht leer aus: einen von Chamisso am Kotzebue-Sund ausgegrabenen Stoßzahn hat auf seine Zeichnung und Beschreibung hin Cuvier in den Ossemens fossiles dem Mammuth zugeschrieben.

Aber, wie schon bemerkt, die Erforschung des Menschen selber ließ Chamisso überall auf seiner Reise sich ganz besonders angelegen sein. Natürlich ist bei ihm, wiewohl er von Schädeln sammelte, was zu erlangen war, genauere Beobachtung und Feststellung der körperlichen Beschaffenheit der Rassen nach unseren heutigen Begriffen nicht zu erwarten, und bei der Entwicklung des Weltverkehrs seit siebzig Jahren, bei den vervollkommneten Methoden der Untersuchung, wie Anthropometrie, Gipsabguß und Photographie, liegt es auf der Hand, daß er im Einzelnen vielfach überholt sein muß. Immer bleibt er es, welcher durch Unterscheidung zweier Hauptprovinzen des großen Oceans und einer abgesonderten Gruppe von Inseln über das die oceanische Inselwelt bewohnende Völkergemisch zuerst Licht verbreitet hat. Der heute als Mikronesien von Polynesien abgetrennte, mit Chamisso's erster Provinz sich deckende Theil ist nach Hrn. Bastian's Urtheil, der 1881 zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Chamisso's sein Andenken in der anthropologischen Gesellschaft erneuerte,[27] wesentlich durch ihn bekannt geworden, so daß bis zu Hrn. Semper's Aufenthalt auf den Palauinseln und Hrn. Finsch's Reisen in die Südsee zu Chamisso's Berichten in der Hauptsache nicht viel hinzugekommen war. Auch im Norden hat Chamisso über die Verwandtschaft zwischen den asiatischen Tschuktschen einerseits, andererseits den amerikanischen Eskimo werthvolle Andeutungen gegeben.

Das allgemeine Ergebniß seines Studiums sowohl der Geschichte wie der Natur, wie er selber es ausspricht, ist, freilich wieder im Gegensatz zu heute siegreichen Anschauungen, daß er sich den Menschen sehr jung auf dieser alten Erde vorstellt. Er läßt ihn von seiner Wiege, dem Rücken Asiens, herabsteigen, nach allen Seiten vorschreitend das feste Land in Besitz nehmen; im Westen über Afrika sich verbreiten, wo die Sonne die Neger färbt, wie auf den östlichen, unter der Linie gelegenen Ländern die Papua unter gleicher Einwirkung dieselbe Veränderung erleiden, oder vielleicht mit dem Afrikaner zu Einem Stamme gehören. Die Beringsstraße überschreitend läßt er ihn Amerika bevölkern, ohne die Möglichkeit ganz in Abrede zu stellen, daß Südamerika auch von Westen her zu Schiffe erreicht worden sei.

Aber wenn Chamisso's anthropologische Aufstellungen in mancher Hinsicht veraltet erscheinen, so sind dagegen seine ethnographischen Schilderungen von unvergänglichem Werthe, sofern er von den menschlichen Zuständen auf den oceanischen Inseln mit Liebe und Sorgfalt ein lebendiges und farbenreiches Bild entworfen hat, welches nicht übertroffen werden kann aus dem einfachen Grunde, daß das Urbild unwiederbringlich verloren ist. Mit Seherblick hat Chamisso die Vernichtung dieser unendlich anziehenden Cultur bei ihrem Zusammenstoß mit dem schrecklichen weißen Menschen vorhergesagt, eine Weissagung, die nur zu sicher größtentheils schon eingetroffen ist. Er wußte wohl, was er that, als er von Sitten und Gebräuchen, Religionsbegriffen und Aberglauben, Sagen und Liedern, Trachten und Waffen, Geräthen und Seefahrzeugen beschrieb, aufzeichnete und dem Gedächtniß erhielt, was er irgend konnte, und nach seiner Heimkehr hat er wiederholt, eindringlich und laut, den Warnungsruf erhoben zur schleunigen Bergung der hier noch vorhandenen, mit unvermeidlichem Untergang bedrohten Schätze. Man erkennt den Dichter in dem schönen Gleichniß,

in welches er seine Trauer kleidet: „Alle Schlüssel zu einem der wichtigsten Räthsel, welches die Geschichte des Menschengeschlechtes in seinen Wanderungen auf der Erde darbietet, werden von uns selbst, in der Stunde, wo sie in unsere Hände gegeben sind, in das Meer der Vergessenheit versenkt."

Erst in ungleich jüngerer Zeit, als es meist schon zu spät war, hat man angefangen, im Sinne seiner Mahnungen zu handeln. Wir selber haben mit den Mitteln der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen Hrn. Dr. Otto Finsch nach jenen Gegenden entsendet, welcher leider durch die neuen ihm von der Deutschen Colonialpolitik gestellten Aufgaben bisher verhindert wurde, die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen zu veröffentlichen. Zu einem noch weniger erfreulichen Zweck, als um die letzten Trümmer autochthoner Cultur zu retten, haben wir mit den Mitteln derselben Stiftung einen andern Reisenden nach den Sandwichinseln entsendet, und in nichts kann wohl greller der Umschwung sich kundgeben, der seit Chamisso's Tagen dort vor sich ging. Wo Chamisso den von ihm höchlich bewunderten alten König und Helden Tameiameia sein blühendes Inselvolk patriarchalisch beherrschen sah wie Alkinoos seine Phaeaken, kämpft jetzt eine völlig europäisch organisirte Regierung wider eine furchtbare, die Eingeborenen heimsuchende Seuche, den aus Europa fast verschwundenen mittelalterlichen Aussatz, zu dessen Beobachtung sich Hr. Dr. Eduard Arning nach Honolulu begab.[28] An Stelle des lieblichen Dorfes unter Palmbäumen am Seegestade, in welchem Tameiameia auf einer erhabenen Terrasse, von seinen Weibern umringt, in volksthümlich malerischer Tracht, dem rothen Maro und der schwarzen Tapa, die Herren vom „Rurik" empfing, trifft heute der Reisende eine wohlgebaute Stadt mit elektrischer Beleuchtung und Fernsprecheinrichtung.

Vielleicht etwas unter dem Einfluß Rousseau'scher Ideen entbrennt Chamisso in fast schwärmerischer Neigung für die schönen, heiteren, sanften Menschen auf den seligen Eilanden der Südsee, besonders der Radakkette. Er hat nicht Worte des Preises genug für den natürlichen Adel der Männer, die züchtige Anmuth der liederreichen Frauen von Radak. Bitter tadelt er die thörichte Ueberhebung der Scheincivilisation, welche diese Menschen Wilde schilt. Mit einem besonders verständigen Manne, der, nach der Gruppe Aur der Radakkette verschlagen, sich dem „Rurik" anvertraute, um zu seiner heimathlichen Inselgruppe Ulea, einer der Carolinen, zurückzugelangen, schließt Chamisso sogar einen nach unserem heutigen Geschmack etwas zu empfindsamen Freundschaftsbund. Kadu, so hieß dieser Mann, machte wirklich die Reise nach dem Norden mit, verließ aber den „Rurik" und blieb auf der Insel Otdia der Radakkette, als die Expedition diese zum letzten Male berührte. Er spielt in Chamisso's Berichten eine wichtige Rolle, indem er, eine Art Odysseus der Südsee, über eine Menge von Fragen anders gar nicht zu erlangende Auskunft zu geben vermochte. Chamisso beklagt schmerzlich, durch Kadu's plötzlich veränderten Entschluß der Gelegenheit beraubt worden zu sein, sich weiter von ihm unterrichten zu lassen.

Unschätzbare Dienste leistete nämlich Kadu bei den sprachwissenschaftlichen Forschungen, denen Chamisso mit erstaunlichem Eifer und Fleiß oblag. Obgleich dieser während der drei Jahre, welche er an Bord des „Rurik" zubrachte, nicht

Russisch lernte, kann doch schon nach der Art, wie er neben seiner Muttersprache die deutsche Sprache in Prosa und Versen handhabte, kein Zweifel sein, daß er ein sehr ungewöhnliches Sprachtalent besaß. Spanisch hatte er schon vorher gelernt, „um den Don Quixote in der Ursprache zu lesen." Auf der Reise bewährte sich diese Begabung in der ungemeinen Leichtigkeit, mit welcher er alsbald mit den verschiedenen Völkerschaften sich zu verständigen wußte, die der „Rurik" auf seinen Kreuz- und Querfahrten antraf. Seine „Bemerkungen und Ansichten" enthalten ein reiches Vocabularium von drei polynesischen Dialekten, darunter dem der Radakkette, wie auch Proben der Radak'schen Volksdichtungen; wobei er sich mit dem seitdem so vielfach erörterten Problem der phonetischen Transscription auf seine Weise abzufinden verstand. Auch auf Luçon, wo die zum malayischen Sprachstamm gehörige Sprache der Tagalen schon schriftlich festgestellt war, setzte er diese Studien fort, und brachte in kurzer Zeit eine tagalische Bibliothek zusammen, die er für eine seiner werthvollsten Erwerbungen hielt. Als in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822 eine Feuersbrunst das von ihm in Neu-Schöneberg bewohnte Haus zerstörte, war nach dem Leben der Seinigen diese tagalische Bibliothek das Erste, was er zu retten suchte, und er eilte, sie vor ähnlichen Gefahren zu sichern, indem er sie der Königlichen Bibliothek schenkte. Im Einklang mit seiner Ueberzeugung von der Einheit des Menschengeschlechtes glaubte er übrigens auch in der Sprachwissenschaft an einen einheitlichen Ursprung aller Sprachen; in auffallendem Gegensatz, wie mir Hr. Max Müller brieflich bemerkt, zu seiner in der Naturwissenschaft das Specifische so stark betonenden Denkweise.

Eine linguistische Episode, welche Chamisso erzählt, hat vielleicht in diesem Augenblick ein gewisses Tagesinteresse. Schon herrschte auf Tahiti die sonderbare Sitte, daß bei dem Antritt eines neuen Regenten und ähnlichen Gelegenheiten Wörter aus der gemeinen (nicht der älteren liturgischen) Sprache gänzlich verbannt und durch neue ersetzt wurden. Durch solche willkürliche Veränderungen war es dazu gekommen, daß die Eingeborenen von Tahiti und die von Hawaii einander nicht mehr verstanden. Gegen das Jahr 1800 ersann aber jener gewaltige Beherrscher der Sandwichinseln, Tameiameia, bei der Geburt eines Sohnes eine ganz neue Sprache und fing an, sie einzuführen. Die neuerfundenen Wörter waren mit keinen Wurzeln der gangbaren Sprache verwandt, selbst die Partikeln wurden dergestalt umgeschaffen. Es heißt, daß mächtige Häuptlinge, denen diese Neuerung mißfiel, das Kind, welches dazu Veranlassung gab, mit Gift aus dem Wege räumten. Bei dessen Tode wurde dann aufgegeben, was bei seiner Geburt unternommen worden war; die alte Sprache wurde wieder angenommen, und die neue vergessen, so daß Chamisso nur noch einzelne Brocken davon vorfand.

Chamisso lernte damals die Sprache von Hawaii zum nothdürftigen Verständniß innerhalb eines engen Kreises von Begriffen mit den Eingeborenen sprechen; noch war kein Versuch gemacht worden, sie der Schrift anzuvertrauen. Als er um die Mitte der dreißiger Jahre, kurz vor seiner Wahl in die Akademie, seine Reiseerinnerungen behufs einer neuen Ausgabe wieder durchging, war die Hawaiische Sprache zu einer Büchersprache geworden, und es hätte keines Kindermordes mehr bedurft, um sie von einer künstlichen Nebenbuhlerin zu befreien.

Schon hatte die Hawaiische Presse Druckschriften genug geliefert, um ein gründliches Sprachstudium zu ermöglichen. Wilhelm von Humboldt schickte sich an, im Verfolg seines großen Werkes über die Kawi-Sprache auf der Insel Java Licht über die polynesischen Sprachen zu verbreiten, als der Tod ihn abrief in denselben Tagen, wo Chamisso's Wahl in der Classe schwebte. In seiner Reise, seinen früheren Versuchen glaubte Dieser nunmehr seinen Beruf zu erkennen, seine letzte Kraft daran zu setzen, dies Feld der Sprachforschung urbar zu machen. Er unternahm es, aus den ihm vorliegenden Büchern die Hawaiische Sprache zu erlernen, und setzte sich vor, eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache zu verfassen. Als Vorarbeit dazu las er in der Akademie, kurz vor seinem eigenen Tode, die oben erwähnte Abhandlung.[29]

So haben wir den Kreis geschlossen, welcher Chamisso's wissenschaftliche Arbeit umfaßt. Aus einer überwältigenden Fülle von einzelnen Wahrnehmungen, Bemerkungen, Ergebnissen konnte hier nur ein verschwindend kleiner Theil zur Erläuterung seiner Art von Thätigkeit hervorgehoben werden. Betrachtet man diese Thätigkeit in ihrer Gesammtheit, so muß man zunächst wohl zugeben, daß seine Stärke nicht in der Richtung strenger theoretischer Zergliederung lag: nicht zu verwundern, wenn man seinen Bildungsgang und den damaligen Zustand der theoretischen Naturforschung in Deutschland bedenkt, die eben erst anfing, von der entnervenden Umstrickung der Naturphilosophie sich zu erholen. Sondern das Charakteristische und wahrhaft Bewundernswerthe in Chamisso's wissenschaftlicher Thätigkeit ist sein die ganze Erscheinungswelt mit gleicher Liebe, Frische und Spannkraft umfassendes Vermögen: von dem Gestein, welches unter seinem geologischen Hammer erklang, dem Heu, wie er seine getrockneten Lieblinge gern bescheidentlich nannte, dem Meeresgewürm, welches ihm eins seiner wunderbarsten Geheimnisse verrieth, bis zu jenem erhabensten Naturerzeugniß, als welches der Mensch der objectiven Forschung sich darstellt, man betrachte ihn als einzelnes, dem Thiere verwandtes Lebewesen, als werkzeugmachendes, feuergebrauchendes, geselliges Geschöpf, oder in seiner höchsten Aeußerung, der ihn erst zum Menschen erhebenden Sprache. Mit gesunden regen Sinnen, mit stets bereiter Thatkraft steht Chamisso den natürlichen Dingen gegenüber, legt unverdrossen Hand an zu jeder Art von Beobachtung, und bildet sich seine Vorstellungen ohne vorgefaßte Meinung und mit strenger Beschränkung auf das thatsächlich Erkannte. So war er, auch wo naturgemäß seine Einzelangaben überholt sind, oder seine allgemeinen Anschauungen hinter unseren heutigen Einsichten zurückbleiben, ganz und voll ein Naturforscher im besten Sinne des Wortes, und das zu einer Zeit, da man sie, — es ist schmerzlich es zu sagen, kann aber der Warnung halber nicht oft genug wiederholt werden —, in dem durch die Naturphilosophie hypnotisirten Deutschland mit der Leuchte suchen mußte. Nimmt man nun dazu die dichterischen Gaben, welche er, den „Schlemihl" ausgenommen, fast alle erst nach seiner Rückkehr in dichtgedrängter Reihe und steigender Vollendung ausschüttete; erinnert man sich, wie er eine Verbindung schlägt zwischen der deutschen Lyrik und Béranger, den er nach König Friedrich Wilhelm's IV. Ausspruch nicht sowohl übersetzt als verdeutscht; wie er die Terzine zu einem deutschen Versmaße macht, und als exotischer Naturschilderer einerseits Bernardin

de Saint-Pierre und Chateaubriand die Hand reicht, andererseits Freiligrath vorbereitet: so kann man nicht umhin, in ihm eine der seltensten literarischen und wissenschaftlichen Gestalten anzuerkennen, mit Alexander von Humboldt einen der Letzten, in denen, statt jener Eingangs beklagten endlosen Zersplitterung, die tausend Farbenstrahlen des menschlichen Geistes noch zu einem in reinem Weiß erglänzenden Gestirn harmonisch verschmolzen waren.

Viele von Denen, die künftig an seinem Marmorbilde vorübergehen, wird wohl „Peter Schlemihl", „Schloß Boncourt", „Salas y Gomez" vor dem inneren Sinn aufsteigen. Einige werden an den Botaniker und Ethnologen Chamisso, an die Salpen und an die Koralleninseln denken. Am tiefsten innerlich grüßend werden die Wenigen ihm sich neigen, die gleich ihm, in einer eisernen Zeit, inmitten ernster Erforschung des Wirklichen, sich doch noch in Gemüth, Phantasie und Geist eine Stätte für das Allgemeinmenschliche, das Schöne und das Ideale bewahrt haben.

Anmerkungen.

[1] (S. 330.) In Poggendorff's biographisch-literarischem Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften u. s. w., Leipzig 1863, steht irriger Weise „seit 1836 Mitglied der Academie der Wissenschaften".

[2] (S. 331.) Chamisso's Leben und Briefe, herausgegeben von Hitzig, bilden den fünften und sechsten Band von Chamisso's Werken (Leipzig, 1842, 2. Aufl.).

[3] (S. 331.) Reden von E. du Bois-Reymond. Zweite Folge u. s. w. Leipzig, 1887. S. 69.

[4] (S. 333.) Linnaea, Ein Journal für die Botanik u. s. w. Bd. XIII. 1839. S. 95.

[5] (S. 334.) Chamisso läßt irriger Weise Napoleon auf dem „Bellerophon" nach St. Helena bringen. Werke, Bd. I, S. 30.

[6] (S. 335.) The Life and Letters of Charles Darwin, including an autobiographical Chapter. Vol. I. London, 1888. p. 36.

[7] (S. 335.) Voyage pittoresque autour du Monde avec des Portraits de Sauvages etc. Paris, 1822. Fol.

[8] (S. 336.) Die „Reise um die Welt" füllt den ersten Band der „Werke" Chamisso's, die „Bemerkungen und Ansichten", aus dem Kotzebue'schen Reisewerke (s. unten Anm. 20) abgedruckt, bilden den zweiten Band. — Der sechste Band enthält noch eine Reihe während der Reise an Hitzig geschriebener Briefe.

[9] (S. 336.) Werke, Bd. I, S. 344.

[10] (S. 336.) Uebersicht der nutzbarsten und der schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen. Nebst Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche. Berlin, 1827.

[11] (S. 336.) Linnaea, a. a. O., S. 93—112.

[12] (S. 337.) Ein Zweifel und zwei Algen. In den Verhandlungen der Naturforschenden Freunde zu Berlin. 4°. 1829. Bd. I, S. 173, Tab. V.

[13] (S. 338.) Werke, Bd. I, S. 43. — De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeana in circumnavigatione terrae . . . observatis etc. Fasc. I. De Salpa. Berolini, 1819. 4°.

[14] (S. 339.) Steenstrup, Ueber den Generationswechsel oder die Fortpflanzung und Entwickelung durch abwechselnde Generationen u. s. w. Uebersetzt von Lorenzen. Copenhagen, 1842. S. X. 33—44.

[15] (S. 339.) J. R. Forster's Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt gesammlet. Uebersetzt von Georg Forster. Berlin, 1783. S. 128.

[16] (S. 339.) Friedr. Hoffmann's physikalische Geographie. Berlin, 1837. S. 133.

[17] (S. 340.) The Structure and Distribution of Coral Reefs (May 1842), in: Geological Observations etc. Being the Geology of the Voyage of the Beagle etc. London, 1851. Part I — auch im Journal of Researches etc. 2d Ed. London, 1845. p. 465 sq. Vergl. Poggendorff's lichtvolle Darstellung der Darwin'schen Atolltheorie in seinen Annalen u. s. w. 1845. Bd. LXIV, S. 563 ff.

[18] (S. 341.) Murray's Abhandlung findet sich in den Proceedings of the Royal Society of Edinburgh. vol. X. 1879—1880. No. 107, p. 505 sq. — Die jüngste ausführliche Arbeit über die Atollfrage ist von G. C. Bourne: The Atoll of Diego Garcia and the Coral Formations of the Indian Ocean, in den Proceedings of the Royal Society, vol. XLIII, No. 264 (March 22, 1888), p. 440 sq. — Die Zeitschrift „Nature" hat während der letzten Jahre eine ununterbrochene Reihe von Mittheilungen über diesen Gegenstand gebracht. Eine den gegenwärtigen Stand der Dinge bündig zusammenfassende Darlegung gab daselbst Mr. H. B. Guppy in der Nr. 959 vom 15. März 1888, Vol. XXXVII, p. 462.

[19] (S. 341.) L. c. p. 63, 89; — Journal of Researches etc., p. 467; — Poggendorff, a. a. O., S. 585.

[20] (S. 341.) Entdeckungsreise in die Süd-See und nach der Berings-Straße . . . unter dem Befehle . . . des Lieutenants . . . von Kotzebue. Weimar, 1821. 4°. Bd. III, S. 31, 107; — Werke, Bd. II, S. 41, 185; — Notice sur les îles de corail du Grand Océan. Werke, a. a. O., S. 347 (Aus Choris' Voyage pittoresque abgedruckt).

[21] (S. 342.) Entdeckungsreise u. s. w. Bd. III, S. 187.

[22] (S. 342.) Physikalische Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1832. Berlin, 1834. 4°. S. 398, 421.

[23] (S. 342.) Werke, Bd. I, S. 1, 2; — Bd. II, S. 347.

[24] (S. 342.) A. a. O. Bd. XLI, S. 22. — Hier hat Ehrenberg die Stelle auf S. 398 der Abhandlungen (s. oben Anm. 22) dahin geändert, daß er den Aufsatz Eschscholtz zuschreibt. Auf S. 255 der Annalen, welche S. 421 der Abhandlungen entspricht, hat er die Aenderung zu machen vergessen.

[25] (S. 343.) Karsten's Archiv für Bergbau und Hüttenwesen. 1822. Bd. V, S. 253 ff.; — 1824. Bd. VIII, S. 129 ff.; — 1826. Bd. XI, S. 3 ff.

[26] (S. 343.) Werke, Bd. I, S. 125.

[27] (S. 344.) Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. Bd. XIII. 1881. S. 56 (der Verhandlungen).

[28] (S. 345) Sitzungsberichte der Berliner Akademie. 1886. Zweiter Hlbbd., S. 1141.

[29] (S. 347.) Vergl. Werke, Bd. VI, S. 303 ff.

Das ökumenische Patriarchat, die orientalische und die bulgarische Frage.

Niemand bestreitet, daß ein eingehendes Verständniß der heutigen Lage unserer abendländischen Culturwelt nur an der Hand einer gewissen Kenntniß des Mittelalters und seiner geschichtlichen Bildungen möglich ist. Die großartigste dieser Bildungen, die katholische Kirche, zählt noch gegenwärtig unter die Großmächte des öffentlichen Lebens. Aeußerlich zur Ruine geworden, führt das Bauwerk, dessen Mauern einst die gesammte civilisirte Welt umschlossen, in den Augen von Millionen europäischer und außereuropäischer Menschen unverändert die ideale Existenz weiter, welche Jahrhunderte lang zugleich eine reale gewesen war. Gleich seinen zur Weltherrschaft gelangten Vorgängern behandelt auch der länderlose Papst unserer Tage urbem et orbem als ihm von Rechts wegen gehörige Domänen. Von den Wandlungen, welche auf Unkosten des heiligen Stuhles vollzogen worden, hat die Curie keine einzige anerkannt. Mit beredter, vielsagender Symbolik bringt sie die Unverjährbarkeit ihrer Ansprüche immer wieder durch Ernennungen in partibus infidelium zum Ausdruck, welche den Patriarchats-, Metropoliten- und Bischofssitzen seit Jahrhunderten der römischen Kirche verloren gegangener Länder gelten. Nach vaticanischer Doctrin gehören die protestantisirten Länder des europäischen Nordens gerade so zum römischen Herrschaftsgebiete wie das schismatische Rußland und der dem Islam verfallene Orient: thatsächlich läßt man die in denselben bestehenden heidnischen oder ketzerischen Ordnungen gelten; *rechtlichen* Bestand spricht man ihnen ab. „Andere Namen führen die Dinge bei ewigen Göttern, andere bei sterblichen Menschen" — dem *ewigen* Rom aber gelten als richtige Namen der europäischen Staats- und Gesellschaftsbildungen allein diejenigen, welche die Gregor, Innocenz und Sixtus ihnen gegeben haben. — In *einer*, wenngleich beschränkten Rücksicht gilt das Nämliche von der zweiten der beiden großen Schöpfungen des Mittelalters, von dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Seit länger als zwei Menschenaltern von der Erde verschwunden, auf welcher es seit dem 17. Jahrhundert eine nur fingirte Existenz geführt hatte, lebt dieses Reich mindestens in *den* Satzungen fort, welche die Rangverhältnisse unseres hohen Adels und zahlreicher vornehmer Geschlechter des Auslandes regeln.

Gerade wie damals, wo der englische, französische, ungarische u. s. w. Edelmann es für den höchsten Vorzug ansah, den Fürsten und Herren des heiligen römischen Reiches zugezählt zu werden, wo Peter der Große und dessen Nachfolger ihre Günstlinge mit römisch-deutschen Fürsten- und Grafentiteln schmückten[1]), widmen unsere genealogischen Handbücher den deutschen, österreichischen u. s. w., „vormals reichsständischen, jetzt standesherrlichen fürstlichen und gräflichen Häusern, denen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Fürstenhäusern zusteht", besondere Rubriken; gerade wie damals gelten Satzungen aus den Tagen des Kurfürsten-Collegiums, der Reichs-Erzämter und des Reichs-Hofrathes für die Successionsfähigkeit in reichsfürstlichen Ehen geborener Kinder. Wer über Fragen des heutigen Staats- und Völkerlebens mitreden will, muß von diesen Vermächtnissen einer im Uebrigen begrabenen Vergangenheit ebenso Notiz nehmen, wie von denjenigen, auf welche der Stuhl Petri seine um Jahrhunderte zurückdatirenden Ansprüche gründet. Eine gewisse Kenntniß der einen wie der anderen Verhältnisse bildet die nothwendige Voraussetzung dessen, was politische Bildung heißt.

Anders wird es mit den geschichtlichen Ueberlieferungen der außereuropäischen Welt gehalten. Herrschender Meinung nach hat es außerhalb der römischen Kirche und der germanisch-romanischen Völkergemeinschaft kein Mittelalter und demgemäß keine von diesem übernommene historische und kirchenpolitische Tradition gegeben. Man weiß allenfalls, daß die Beherrscher Rußlands sich auf Grund einer im 15. Jahrhundert zu Moskau geschlossenen großfürstlichen Heirath als Erben der Paläologen ansehen; daß Moskau in der Sprache panslawistischer Schwärmer das „dritte", Constantinopel („Zargrad") das „zweite" Rom heißt und daß der Gebrauch des Julianischen Kalenders ein Ueberbleibsel der Einheit des morgenländischen Kirchenthums bedeutet. Die diesem Kirchenthum zu Grunde liegenden Ureinrichtungen und die aus denselben abgeleiteten kirchlichen und kirchenpolitischen Fictionen sind dagegen so gut wie unbekannt. An solcher Unbekanntschaft haben auch die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit nichts geändert. Während evangelische Laien mindestens seit den Tagen des Culturkampfes über die Ordnung von Concilien und Conclaven, Cardinals- und Bischofscollegien einige Auskunft besitzen, werden mit den Bezeichnungen ökumenischer Patriarch, ökumenische, russische oder serbische Synode, bulgarisches Schisma, rumänische und griechische Nationalkirche keine oder höchst verschwommene Vorstellungen verbunden. Von dem Zusammenhange zwischen den verschiedenen orthodoxen Nationalkirchen, von der eigenthümlichen Art der Entstehung derselben, von der traditionellen Stellung der Patriarchen, von den auf diese gegründeten Ansprüchen und Fictionen und dem tiefgehenden Gegensatz zwischen Oekumenismus und Philetismus wissen sehr häufig auch zünftige Politiker kaum das Nothdürftigste. Und doch erscheint eine *gewisse* Kenntniß der alten wie der neuen kirchenregimentlichen Einrichtungen der morgenländisch-orthodoxen Welt für jedes eingehendere Verständniß der orientalischen Dinge unentbehrlich. Was es mit den

[1]) Katharina's II. Nachfolger, Kaiser Paul, gab bei Gelegenheit seiner am 5./16. April 1797 erfolgten Krönung das erste Beispiel aus eigener russischer Machtvollkommenheit ertheilter Fürsten- und Grafentitel.

von Konstantinopel, von St. Petersburg, Wien und Athen an die orientalische Frage gesetzten Hebeln auf sich hat, kann im Einzelnen nur da verstanden werden, wo man sich mit Vergangenheit und Gegenwart der großen Kirchengemeinschaft des Morgenlandes der Hauptsache nach auseinandergesetzt hat. Wird hinzugefügt, daß das orientalische Kirchenthum der Gegenwart von demjenigen der überlieferten orthodoxen Theorie kaum weniger verschieden ist, als die heutige römische Kirche von derjenigen der vaticanischen Anschauung, so erscheint das Recht erwiesen, für diese eigenthümlichen Gestaltungen die öffentliche Aufmerksamkeit mindestens so weit in Anspruch zu nehmen, als für die gegenwärtig geführten National- und Parteikämpfe der Balkan-Halbinsel in Betracht kommt.

I.

Der im elften Jahrhundert zur vollendeten Thatsache gewordenen Trennung zwischen der morgen- und der abendländischen Kirche waren vieljährige politische und theologische Streitigkeiten zwischen Rom und Byzanz vorausgegangen[1]). Wie jedes der beiden Kaiserreiche, so behaupteten auch jede der beiden Kirchen der Erbe des „echten Ringes", d. h. des Anspruches auf die Vorherrschaft, zu sein. Als die Trennung sich unwiderruflich vollzog, war die Organisation der zu Byzanz haltenden Diöcesen Ost-Europa's, Klein-Asiens, der griechischen Inseln und des christlichen Aegyptens so weit vorgeschritten, daß sie aus der alten in die neue Ordnung der Dinge unverändert hinübergenommen werden konnte. Die Grundzüge dieser Organisation waren die folgenden:

Die gesammte morgenländische Kirche zerfiel in die vier Patriarchatsbezirke von Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Constantinopel. Nachdem das vierte allgemeine Concil (451 zu Chalcedon abgehalten) den Patriarchen des östlichen Kirchenstaates demjenigen Roms gleichgestellt hatte, nahm dieser den Titel des oekumenikos und die Stellung eines primus inter pares in Anspruch. In der Folge trugen Umstände verschiedener Art dazu bei, das Ansehen des byzantinischen Patriarchen auf Unkosten desjenigen seiner ursprünglich gleichberechtigten orientalischen Amtsbrüder zu erhöhen. Zur Zeit der Trennung von Rom waren Jerusalem (seit 637), Antiochia (seit 638) und Alexandrien (seit 640) unter die Herrschaft der Sarazenen gerathen, die Gläubigen dieser weiland großen und wichtigen Diöcesanbezirke ihrer Mehrheit nach zur Annahme des Islam gezwungen und die treu gebliebenen Gemeinden in Armuth und Abhängigkeit gefallen: Machtgebiet und Einfluß des Patriarchats von Constantinopel aber hatten in Folge der gegen das Ende des ersten Jahrtausends stattgehabten Ausbreitung des morgenländischen Glaubensbekenntnisses unter den slawischen Völkern Europa's beständig zugenommen. Der Christianisirung der Bulgaren, Serben, Dacier, Czechen und Mähren war im Jahre 988 diejenige der Russen gefolgt, die während der nächsten Jahrhunderte nicht nur Bildung und Cultusformen, sondern ebenso Bischöfe, Aebte, Lehrer und höhere Geistliche aus Byzanz

[1]) Die im Jahre 1504 erfolgte gegenseitige Anathemisirung der beiden rivalisirenden Kirchen wurde römischerseits von dem Papste Leo IX., byzantinischerseits von dem Patriarchen Michael Cärularius ausgesprochen. Der erste Riß datirte von dem sog. zweiten trullanischen Concil (Concilium quinisextum im Jahre 692), die dogmatische Grundlage des Schisma vom Jahre 869.

empfingen, dem Einfluß des „zweiten Rom" ein ungeheueres Gebiet eröffneten und den griechischen Nomokanon zum Grundgesetz der Organisation und Rechtsprechung ihrer Kirche nahmen. Auch nachdem die (während der vier ersten Jahrhunderte nur zweimal vorgekommene) Zulassung eingeborener Russen zu den höheren kirchlichen Aemtern Regel geworden war, wurde die Stadt, „aus welcher das Heil gekommen", als geistliche Metropole der um Kiew, später um Moskau gescharten nordslawischen Staatenbildungen angesehen, den vom Bosporus nach Rußland gekommenen Mönchen und Priestern ein besonderes Maß von Heiligkeit und Erleuchtung zugeschrieben und den ökumenischen Patriarchen bestimmender Einfluß auf die Besetzung der Metropoliten- und Bischofssitze am Dniepr, der Moskwa und den Nebenflüssen der Wolga eingeräumt. Diese Abhängigkeit von der geistlichen Centralstelle am goldenen Horn nahm noch zu, als der eben einer gewissen Civilisation theilhaft gewordene russische Staat zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter das Joch der Mongolenkhane gebeugt und einer fast dreihundert Jahre andauernden Ausbeutung und Verwilderung preisgegeben wurde. Während dieser Periode entsetzlichsten materiellen und moralischen Elends und zunehmender Gewöhnung an den mongolischen Despotismus, wurden die in besseren Tagen genommenen Anläufe zu Sittigung und Bildung nationaler Hirten und Heerden fast vollständig beseitigt und die eingeborenen Kleriker in eine Rohheit und Unwissenheit zurückgeworfen, welche dem hohen Ansehen jedes aus Byzanz entsendeten Lehrers, jedes von dem ökumenischen Oberhirten gesprochenen oder geschriebenen Wortes zur Folie diente. — Völlig unverändert konnte dieses Verhältniß indessen nicht aufrecht erhalten bleiben, als um die Mitte des 15. Jahrhunderts Rußland das Mongolenjoch brach und Byzanz dem Ansturm des Türkenthums erlag. Acht Jahre vor dem Fall der heiligen Stadt des Ostens, im Jahre 1446, war auf Geheiß des Großfürsten Wassili Témni (des Geblendeten) ein Bischof von Rostow auf den Metropolitanstuhl von Moskau gesetzt worden, dem nicht der Wille des Patriarchen, sondern die Wahl seiner russischen Amtsbrüder zu der höchsten geistlichen Würde in Rußland verholfen hatte — nach der Katastrophe von 1454 aber verstand sich von selbst, daß das zur Hauptstadt eines aufstrebenden Staates gewordene Moskau einen Theil des Ansehens übernahm, das von der türkisch gewordenen alten Metropole des orthodoxen Kirchenthums gewichen war. Nachdem Iwan III., „der Sammler", die Nichte des letzten Paläologen heimgeführt und durch Annahme des griechischen Reichswappens seinen Anspruch auf die Erbschaft der Byzantiner angekündigt hatte, wurden sogar Stimmen laut, welche Moskau als „drittes Rom" ausrufen und zum Mittelpunkte des gesammten morgenländischen Kirchenthums machen wollten. Um dieselbe Zeit aber traten Umstände ein, welche die Machtsphäre des ökumenischen Patriarchats abermals erweiterten und die Befriedigung der russisch-kirchlichen Selbständigkeitswünsche um ein reichliches Jahrhundert hinausschoben.

Zunächst stellte sich heraus, daß der höhere russische Clerus an der Verbindung mit dem Patriarchate von Byzanz unentwegt festhielt und in derselben ein heilsames Gegengewicht gegen die seit dem 15. Jahrhundert unaufhaltsam zunehmende Gewalt des Moskauischen Zarenthums sah. Von den nationalen

Strebungen, welche sich innerhalb des auf die niederen Aemter beschränkten weißen (zur Ehe zugelassenen) Clerus Bahn brachen, blieb die höhere (schwarze) Mönchsgeistlichkeit völlig unberührt. Die geistliche Aristokratie der Metropoliten, Bischöfe, Aebte und Mönche wollte von Zugeständnissen an den specifisch russischen niederen Clerus ebenso wenig wissen wie von Unterordnung unter den Willen des nationalen Zarenthums. Ihrer Anschauung nach war der Zusammenhang mit dem Oberhirten am Bosporus und mit der über nationale Verschiedenheiten erhabenen Gesammtkirche des Morgenlandes Grundbedingung für die Erhaltung des reinen Glaubens und der Würde der erstberufenen Hüter desselben. Byzanz sollte Heimath und Mittelpunkt der Orthodoxie und Stützpunkt der Kirchenfürsten bleiben, denen die Selbstherrlichkeit der weltlichen Machthaber und die Begehrlichkeit der in den Banden von Ehe und Volksthum gehaltenen Weltgeistlichen eine bedenkliche capitis diminutio androhten. Daß der Sitz der allein wahren, allein in die volle Erbschaft der Apostel, Heiligen und Kirchenväter getretenen Glaubensgemeinschaft in die Gewalt der türkischen Sultane hatte fallen können, war von den russischen Prälaten ebenso schmerzlich empfunden worden wie von der übrigen Christenheit: wunderbarer Weise aber war dieser tiefe Fall von einer Erhöhung begleitet gewesen, welche die Würde des Oekumenikos nicht nur nicht vermindert, sondern beträchtlich erhöht und von mancher bis dahin schmerzlich empfundenen Fessel befreit hatte. — Wenige Tage nach der Einnahme von Constantinopel hatte der siegreiche Sultan Mohammed II. nicht nur einen Patriarchen erwählen, sondern diesem Ehrenrechte und Auszeichnungen ertheilen lassen, wie sie keiner der Vorgänger des für einen „Pascha mit drei Roßschweifen" erklärten neuen Patriarchen Genadios besessen hatte. Zu kaiserlich byzantinischen Zeiten auf die kirchliche Sphäre beschränkt, auch innerhalb dieser von den Cäsaren häufig beeinflußt und gemaßregelt, wurden die Patriarchen des türkischen Constantinopel zu kirchlichen und politischen Oberhäuptern der gesammten, innerhalb des osmanischen Reiches lebenden orthodoxen „Rajah" (Heerde). Mohammed II. und dessen Nachfolger übertrugen den Patriarchen so umfassende richterliche und administrative Vorrechte, daß dieselben ihren Gläubigen gegenüber in die Stellung sultanischer Vicekönige, dem Großherrn gegenüber in die Stellung verantwortlicher Repräsentanten aller orthodoxen Gemeinden rückten. Nach oben bedeutete diese Stellung eine schmähliche und gefährliche Abhängigkeit von Launen und Einfällen mißtrauischer und brutaler Sultane, Veziere und Paschas — dafür aber nach unten eine fast unumschränkte Herrschaft über die dem türkischen Scepter unterworfenen Bekenner der orthodoxen Lehre. Die Zahl dieser Unterworfenen aber nahm während der beiden folgenden Jahrhunderte unaufhörlich zu und umfaßte schließlich die gesammte Balkan-Halbinsel, Rumänien, Ost-Ungarn, Serbien, das Banat, die heutige Bukowina und einen Theil Siebenbürgens, d. h. sämmtliche außerrussische Slawenländer Europa's. Jede neue osmanische Eroberung erweiterte das Machtgebiet des auf solche Weise mittelbar in das islamitische Interesse gezogenen ökumenischen Patriarchen, der um den Preis gehorsamer Unterwerfung unter den Willen des Großtürken und sorgfältiger Pflege der Loyalität und Unterthänigkeit seiner dem Halbmonde gehorsamenden Glaubensbrüder zum geistlichen und weltlichen Beherrscher derselben wurde. Die dem

Namen nach fortbestehende Gleichstellung des ökumenischen Patriarchen mit seinen Collegen von Alexandrien, Antiochia und Jerusalem hatte thatsächlich der Unterordnung der letzteren unter den ersteren Platz gemacht, seit dieser als Präses der ökumenischen Synode, als höchster Richter über die wichtigsten Interessen seiner Glaubensgenossen, einer der Großwürdenträger des türkischen Reiches und dadurch der Vorgesetzte aller Rechtgläubigen geworden war. — Gleich hier sei bemerkt, daß die beiden Erbübel der fanariotischen Geistlichkeit, Liebedienerei gegen den großherrlichen Despotismus und Käuflichkeit, mit der ihrem Oberhaupte verliehenen Ehrenstellung im engsten Zusammenhange stehen. Dem Sultan mit Kopf und Kragen für die Unterwürfigkeit seiner Heerde (Rajah) verantwortlich und von ihm als Werkzeug zur Niederhaltung aller politischen und nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen benutzt, mußte der Patriarch seinen Einfluß für Erhaltung derjenigen Macht aufwenden, auf welcher seine eigene beruhte. Dazu genöthigt, die Aufrechterhaltung seiner Stellung durch Spenden an die Großen des Harems, des Serails und des Divan zu erkaufen und dem Großherrn außerdem alljährlich einen namhaften Tribut (um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrug derselbe bereits 4100 Ducaten) zu entrichten, verwandelte der Patriarch sich in einen Generalpächter seiner Kirche. Um die vorerwähnten Beträge und die für seine Erwählung und Bestätigung verausgabten Bestechungsgelder aufbringen zu können, verkaufte der byzantinische Erzhirte die von ihm zu vergebenden Aemter der Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und Igumenen meistbietend; aus dem nämlichen Grunde und nach der nämlichen Methode aber trieben diese Würdenträger dasselbe Geschäft bei Besetzung von Pfarrämtern, Diaconien u. s. w. Die Inhaber dieser niederen Stellungen suchten sich wiederum durch Plünderung ihrer Pfarrkinder schadlos zu halten. Geld und gute Verbindungen wurden auf solche Weise die wesentlichen, ja schließlich die einzigen Bedingungen für erfolgreiche Zurücklegung der geistlichen Laufbahn — die Gewöhnung an Bestechungen und Bestechlichkeiten aber ging in alle Gebiete des kirchlichen Lebens über und heftete der Rechtsprechung, Seelsorge und sonstigen amtlichen Gebahrung des byzantinisch-orientalischen Clerus den Charakter einer Käuflichkeit an, wie sie sonst nirgend in der Welt vorgekommen sein mag. Neben der pecuniären war und ist für diese Kleriker allein die nationale Rücksicht maßgebend. Damit die slawischen Massen in gehöriger Abhängigkeit von dem geistlichen Hofe in der Fanalvorstadt Constantinopels erhalten werden konnten, mußten dieselben durch ihre Seelenhirten zu Griechen gemacht und jeder Erinnerung daran entwöhnt werden, daß sie einmal einen selbständigen Staat und ein eigenes Volksthum besessen hatten: ihre Seelen gehörten dem Griechenthum, das Leib und Seele an das Türkenthum verkauft hatte und das lediglich in der Stille den patriotischen Gedanken verfolgen durfte, bei dereinstiger Wiederherstellung der griechischen Kaiserherrlichkeit dieser eine völlig griechisch gewordene Bevölkerung als Geschenk zubringen zu können.

In der Natur der Sache lag freilich, daß die auf solche Weise zu ungeahnter Machtfülle gelangten ökumenischen Patriarchen sehr häufig in außerordentlich peinliche Verhältnisse geriethen und unter dem Despotismus ihrer osmanischen Oberherrn ebenso schwer litten wie unter der unersättlichen Habsucht der Veziere und Minister. Noch schwieriger war die Lage der gänzlich herab-

gekommenen, auf eine geringe Zahl von Gläubigen beschränkten orthodoxen Bischöfe und Gemeinden Aegyptens, Kleinasiens und Palästina's. Da es während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts nur einen von dem Türkenjoche unabhängigen „rechtgläubigen" Staat, den russischen, gab, so verstand sich für die zur Einsammlung von Spenden und Unterstützungen ausgesendeten kleinasiatischen und griechisch-türkischen Geistlichen von selbst, daß sie ihre Schritte zunächst nach Kiew und Moskau richteten, um an die niemals versiegende Wohlthätigkeit der Fürsten, Prälaten, Bojaren und Bürger Rußlands zu appelliren. Von Alters her stand Alles, was aus dem mit dem Nimbus besonderer Heiligkeit umgebenen Athoskloster, aus „Zargrad" oder aus Kleinasien stammte, in der russischen Volksmeinung im Rufe besonderer Weihe. Der Waller, der die heiligen Stätten aufgesucht hatte, galt seinen Landsleuten für einen Begnadigten — der Geistliche, der den Segen eines orientalischen Patriarchen empfangen, für den Anwärter höherer kirchlicher Würden — der Sendbote aus Osten für einen Gottesdiener, den unbeschenkt heimkehren zu lassen, Sünde und Schande gewesen wäre. — Auf einer solchen Almosenfahrt war der Patriarch Joachim von Antiochien im Jahre 1596 nach Moskau gekommen, von dem letzten Zaren aus dem Hause Rurik's, den schwachsinnigen Feodor Iwanowitsch, mit Auszeichnung empfangen und reich beschenkt entlassen worden. Thatsächlich lag die Regierung Rußlands seit dem Tode Iwan's des Schrecklichen in den Händen von Feodor's Schwager und späterem Nachfolger Boris Godunow, der an dem Besuch des Antiochiers Veranlassung nahm, einen längst gehegten, mit seinen ehrgeizigen Zukunftsentwürfen im Zusammenhang stehenden Plan in Ausführung zu bringen. Boris schlug die Errichtung eines selbständigen Moskauer Patriarchats vor, um dadurch die ehrgeizigen russischen Prälaten und deren Oberhaupt, den Moskauer Metropoliten, auf seine Seite zu ziehen. Joachim übernahm es, diesen angeblich von Feodor selbst gehegten Gedanken bei dem damaligen Patriarchen von Constantinopel Jeremias II. (demselben, der in Veranlassung von Martin Crusius' griechischer Uebersetzung der Augsburgischen Confession mit den Wittenbergischen Theologen den bekannten Briefwechsel geführt hatte) und sodann bei der ökumenischen Synode in Vorschlag zu bringen. Dem zugleich von türkischem Druck und von römischen Unionsversuchen bedrängten Jeremias mußte daran gelegen sein, sich die günstige Meinung des einzigen unabhängigen Fürsten der rechtgläubigen Welt um jeden Preis zu erhalten.

Er willigte nicht nur in den Vorschlag Godunow's, sondern kam im Jahre 1588, zur hohen Freude des Zaren und des russischen Volkes von zwei Bischöfen begleitet, in eigener Person nach Moskau, um an der Wahl und Einführung des neuen Amtsbruders Theil zu nehmen. „Die ganze Hauptstadt war in Bewegung, als der Oberhirt der rechtgläubigen Kirche auf einem Esel durch die Straßen Moskau's in feierlichem Zuge zum Kreml ritt; ihm folgten zu Pferde der Metropolit von Monembesien und Arsenius, der Bischof von Elassonien. — Nachdem Feodor sie im goldenen Saale begrüßt und empfangen hatte, befahl er Boris Godunow, unter vier Augen mit dem Patriarchen zu verhandeln. Boris trug Jeremias die Patriarchenwürde unter der Bedingung an, daß er zu Wladimir seinen Sitz haben sollte; dieser willigte ein, machte indessen zur Bedingung, da

zu leben, wo der Zar lebe, nämlich in Moskau. Godunow wendete ein, daß es unrecht wäre, den heiligen Mann Hiob (den Metropoliten) von dem Tempel der heiligen Mutter Gottes in Moskau zu entfernen, und daß der der Landessprache unkundige Jeremias den Zaren nur mit Hilfe eines Dolmetschers werde unterweisen können; einem Dolmetscher aber zieme nicht, in der Seele des Herrschers zu lesen. „So geschehe der Wille des Zaren, — bevollmächtigt von der Kirche werde ich denjenigen weihen und segnen, den Feodor nach der Eingebung Gottes wählt," lautete die Antwort des Patriarchen. Ueber die Wahl bestand kein Zweifel, da die gesammte Angelegenheit im Voraus festgestellt war; der Form nach erwählten die russischen Bischöfe drei Candidaten .... aus denen der (von Godunow zum Metropoliten gemachte) Hiob ernannt wurde ..... Bei Gelegenheit der am 23. Januar 1599 erfolgten Einführung des neuen Patriarchen in sein Amt, wurde derselbe von einem zarischen Beamten mit den Worten empfangen: „der rechtgläubige Zar, der allgemeine Weltpatriarch und die geheiligte Kirchenversammlung erheben Dich auf den bischöflichen Stuhl von Wladimir, Moskau und ganz Rußland". Drei Tage später erhielt Hiob, als er seine Antrittsrede hielt, von dem Zaren die Weisung, sich „Von Gottes Gnaden und durch den Willen des Zaren Haupt der Bischöfe, Vater der Väter und Patriarch aller nördlichen Länder" zu nennen. — Nachdem Hiob die Kirche verlassen hatte, ritt er in Begleitung zweier Bischöfe, der Bojaren und vieler Beamten auf einem Esel um die Mauern des Kreml, besprengte sie mit Weihwasser, bezeichnete sie mit dem Kreuze und speiste sodann mit Jeremias, der Geistlichkeit und dem Bojarenrathe bei dem Zaren .... In der später erlassenen Urkunde wird dann die bekannte, oft citirte Phrase gebraucht, „daß das alte Rom durch die Appolinarische Ketzerei gefallen sei, das neue Rom (Constantinopel) sich in den Händen der gottlosen muselmännischen Stämme befinde und daß das dritte Rom Moskau sei. Statt des von dem Geiste der Afterweisheit verfinsterten Lügenfürsten sei der erste allgemeine Weltbischof der Patriarch von Constantinopel, der zweite der von Alexandrien, der dritte der von Moskau und ganz Rußland, der vierte der Patriarch von Antiochien und der fünfte derjenige von Jerusalem". Zu gleicher Zeit wurden vier russische Bischöfe zu Metropoliten, sechs andere zu Erzbischöfen ernannt, so daß die gesammte Kirche Rußlands von neuem Glanze umgeben erschien.

Die vorstehend mitgetheilten Einzelheiten über die Vorgänge von 1588 und 1589 sind aus mehrfachen Gründen von Interesse. Aus denselben erhellt einmal, daß die ganze Sache mit Godunow's persönlichem Interesse und mit der Absicht, den russischen hohen Clerus in dasselbe zu ziehen, in enger Verbindung stand; zum zweiten, daß es darauf abgesehen war, das neue Oberhaupt der Kirche von der souveränen zarischen Gewalt soweit abhängig zu machen, als mit dem Respect gegen den „ersten Weltpatriarchen" und gegen die von diesem repräsentirte Einheit der großen morgenländisch-orthodoxen Glaubensgemeinschaft irgend vereinbar erschien. — Vollständig wurde dieser Zweck indessen nicht erreicht. Wohl blieb es dabei, daß die Erwählung des Patriarchen durch den Zaren erfolgte und daß die aus Constantinopel eingeholte Bestätigung als bloße Formensache behandelt und schließlich in Wegfall gebracht wurde: wegen der

Wirren, die auf das Erlöschen des Hauses Rurik und das Erscheinen des sog. falschen Demetrius folgten, wegen der Jugend des ersten Zaren aus dem Hause Romanow und wegen der Eifersucht, mit welcher der den westeuropäischen Tendenzen des neuen Herrschergeschlechts feindliche hohe Clerus über der Unabhängigkeit seines Primas und dem Zusammenhang mit der Mutterkirche wachte, gelangten die Patriarchen des 17. Jahrhunderts zu einem Einfluß, von welchem der Begründer des russischen Patriarchats sich nichts hatte träumen lassen. Bei feierlichen Gelegenheiten saß der Patriarch neben dem Zaren auf einem besonderen Throne; seit dem Jahre 1619 wurde neben dem Namen des Letzteren auch derjenige des Ersteren in den von der Regierung erlassenen Gesetzen und Verordnungen genannt, das Regierungsjahr des Patriarchen dabei ebenso feierlich angegeben, wie dasjenige des Zaren und beiden die Bezeichnung Weliki Gossudar (Großer Herrscher) beigelegt[1]). Dadurch ward der, beständig auf Wahrung ihrer Sonderinteressen bedachten Geistlichkeit ermöglicht, während der in die folgenden Jahre fallenden kirchlichen Vorgänge den Zusammenhang zwischen ihrer und der ökumenischen Kirche in immer nachdrücklicherer Weise zur Geltung zu bringen. Als der reformeifrige Patriarch Nikon im Jahre 1655 zu einer Revision der durch Abschreiber verdorbenen Texte der Bibel und des Rituale schritt, wurde zu dieser Maßregel die Zustimmung sämmtlicher vier Patriarchen des Morgenlandes eingeholt und das wichtige Werk auf Grund von daher gesendeten Handschriften in Angriff genommen. Als derselbe Nikon fünf Jahre später seines Amtes entsetzt werden sollte, mußte der Zar anerkennen, daß es zu solcher, früher wiederholt und in willkürlichster Weise vorgenommenen Entsetzung der Mitwirkung der orientalischen Patriarchen bedürfe. Das aus dieser Veranlassung zusammenberufene (letzte) allgemeine Concil der morgenländischen Kirche wurde 1666 zu Moskau abgehalten, von den Patriarchen von Alexandrien und Antiochien (die zugleich als Bevollmächtigte ihrer am persönlichen Erscheinen verhinderten Amtsbrüder von Constantinopel und Jerusalem fungirten), von sechs griechischen, vier russischen, einem serbischen und einem georgischen Metropoliten, zwei außerrussischen und sechs russischen Erzbischöfen, fünf Bischöfen und fünfzig anderen höheren Geistlichen besucht. — Die Versammlung bestätigte die vom Zaren ausgesprochene Suspension Nikon's, that aber gleichzeitig einen Schritt, der für die gesammte Zukunft der russischen Kirche verhängnißvoll geworden ist. Dadurch daß das Concil die von dem verurtheilten Nikon ins Werk gerichteten Text- und Ritusreformen guthieß, wurde zu dem berühmten Schisma der Grund gelegt, welches Millionen sog. Altgläubiger von der Staatskirche entfremdet und in eine leidenschaftliche, bis heute nicht überwundene Opposition getrieben hat. Auf die Geschichte dieser Spaltung näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Genug, daß dieselbe (wie Th. v. Bernhardi in seiner Geschichte Rußlands [Th. II, Abth. 1, S. 223 ff.]

[1]) Der Vater des Zaren Michail, Feodor Romanow, war von Boris Godunow in ein Kloster gesteckt, von dem falschen Demetrius zum Metropoliten von Rostow, von seinem Sohn im Jahre 1619 zum Patriarchen ernannt worden. Als solcher war er Mitregent des jungen Michael gewesen; die ihm ertheilten Ehrenrechte gingen auf seine Nachfolger über. — Als Geistlicher führte er den Namen Philaret.

treffend ausgeführt hat) die Staatskirche „durch tausend Bande an die Regierung knüpfte" und von Schutz und Beistand derselben so vollständig abhängig machte, daß die Geistlichkeit ihre Opposition gegen zarische Reformen fortan niemals bis zum Bruch treiben durfte.

Vollgültigen Beweis dafür haben Peter's des Großen kirchenpolitische Neuerungen geliefert, welche auf die leidenschaftlichste Abneigung der Prälaten und der Mönchsgeistlichkeit stießen und von dieser dennoch hingenommen werden mußten. Daß nach dem Tode des Patriarchen Adrian statt eines Nachfolgers ein in seinen Befugnissen beschränkter „Verweser des Patriarchats" ernannt (1702), daß des Kaisers aufklärerischer Liebling Teophan Prokopowitsch trotz der Proteste des Patriarchatsverwesers zum Bischof erhoben, daß im Jahre 1719 das sog. geistliche Reglement erlassen, zwei Jahre später die Patriarchenwürde in alter Form aufgehoben, der „heiligst dirigirende Synod" eingesetzt, und daß aus dem Kirchengebet die Fürbitte für die vier Patriarchen des Orients ausgemerzt wurde, — das Alles erregte den heftigsten Widerspruch der Metropoliten, Bischöfe und Igumenen Rußlands, mußte indessen erduldet werden, weil der Geistlichkeit seit dem Schisma der frühere Rückhalt an den Volksmassen verloren gegangen war. Ueberdies hatten die zarischen Neuerungen fast ausschließlich das Interesse des höheren Clerus verletzt, diejenigen der Weltgeistlichkeit dagegen unberührt gelassen. Der von seinen Oberen vielfach bedrückte niedere (weltliche) Clerus war aber von jeher national gesinnt gewesen und den Tendenzen fern geblieben, welche die von ihm gehaßten Kirchenfürsten zu Verbündeten der großen orientalischen Weltkirche und ihres Oberhauptes gemacht und mit hierarchischen Wünschen erfüllt hatten. Wohl hielt auch Peter für geboten, seine gewaltsam durchgeführten kirchlichen Reformen seitens der orientalischen Patriarchen sanctioniren und den eine bloße Regierungsbehörde darstellenden „Synod" als „Bruder" der Kirchenfürsten von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem anerkennen zu lassen, — alle Welt aber wußte, daß diese Anerkennung nur unfreiwillig ausgesprochen worden war. Wie sollten der unter türkischer Botmäßigkeit stehende, auf Schutz und moralische Unterstützung angewiesene „Weltpatriarch" und dessen zu bettelhafter Armuth herabgesunkene Collegen gegen eine Maßregel Widerspruch erheben, die von den Nächstbetheiligten mit stummem Gehorsam aufgenommen worden war? Seine Absicht, eine von der großen orthodoxen Kirche des Morgenlandes unabhängige, allein dem Willen ihres Herrschers unterworfene russische Nationalkirche zu schaffen, hatte der zweite Begründer der russischen Monarchie so deutlich wie immer möglich zu verstehen gegeben: daß er zugleich Rußlands orientalischen Beruf nachdrücklicher als irgend einer seiner Vorgänger zum Ausdruck gebracht und die Türkenherrschaft in ihren Grundfesten erschüttert hatte, wog indessen so schwer, daß jeder Widerstand gegen seinen mächtigen Willen in Constantinopel ebenso verstummen mußte wie in Moskau.

II.

Daß die Herstellung einer der Staatsgewalt unterworfenen russischen Nationalkirche einen schweren Verlust für den ökumenischen Stuhl in Constantinopel be-

deutete, bedarf keiner weiteren Ausführung. Diese Einbuße war aber weder die erste noch die letzte, welche der an der Spitze der morgenländischen Glaubensgemeinschaft stehende „Weltpatriarch" erleiden sollte. Etwa hundertundzwanzig Jahre nachdem Genadios und dessen Nachfolger mit dem Richteramte und der obersten Vertretung der orthodoxen „Rajah" betraut und dadurch zu Vorgesetzten der übrigen orientalischen Patriarchen gemacht worden waren, begann ein Proceß, der zu unaufhaltsamer Verminderung der byzantinischen Machtsphäre geführt hat und der noch gegenwärtig fortdauert.

Zunächst ging während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein wichtiges und umfassendes Gebiet der orthodoxen Kirche überhaupt verloren. Unmittelbar nach dem Falle Constantinopels hatte der römische Stuhl den wenige Jahre zuvor (1439) gescheiterten Versuch wieder aufgenommen, die Wehrlosigkeit des in türkische Hände gerathenen Byzantinerthums zur Herstellung einer Union, d. h. zur Zurückführung zahlreicher griechischer und slawischer Schismatiker in den Schoß der allein seligmachenden Kirche, zu benutzen. Um den Preis der Anerkennung der päpstlichen Suprematie versprach die Curie einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Türken und die Befreiung der Stadt Constantin's des Großen. Zur Ausführung dieses Planes konnten ernstliche Schritte indessen erst gethan werden, nachdem die katholische Gegenreformation des 16. Jahrhunderts zu einer inneren Erneuerung und Kräftigung des römischen Kirchenthums geführt hatte — und auch da nur innerhalb eines beschränkten Gebiets. Wenige Jahre nach Errichtung des Moskauer Patriarchats, im Jahre 1594, trat zu Brescz-Litowsk eine von Vertretern beider Bekenntnisse beschickte polnisch-lithauische Kirchenversammlung zusammen, auf welcher die Bedingungen einer Union der Orthodoxen Polens, Lithauens sowie der weiß-, klein- und rothrussischen Theile des Piastenreichs mit der katholischen Kirche berathen und nach zweijähriger Verhandlung festgestellt wurden. Die Grundlagen dieses zu den glänzendsten Siegen Roms zählenden Ausgleichs waren diejenigen des erwähnten Concils von 1439, nur daß von einem Kreuzzuge gegen die Türken nicht mehr die Rede war, und daß die gesammte Angelegenheit als polnisch-katholisches Internum behandelt und mit den politischen Interessen des höheren Clerus in Zusammenhang gebracht wurde. Die Bevollmächtigten der polnisch-lithauischen Krone drohten den widerstrebenden orthodoxen Bischöfen nämlich den Verlust ihrer Stellungen im polnischen Senate an und brachten damit die anfänglich ziemlich entschiedene Opposition derselben zum Schweigen.

Den Orthodoxen wurde unveränderte Aufrechterhaltung ihres Ritus, der slawischen Kirchensprache, des Laienkelchs und des Eheschließungsrechts der niederen Geistlichkeit zugestanden, nachdem sie sich zur Anerkennung der päpstlichen Suprematie, der Lehren vom Fegefeuer, von den Seelenmessen und zur Annahme der Formel „Filioque" bereit erklärt hatten. Die Hoffnung, diese Eroberung über Kiew, das gesammte Kleinrußland und die kosakische Ukraine ausgedehnt zu sehen, scheiterte — immerhin aber war der Gewinn, den Rom auf Unkosten Constantinopels gemacht hatte, ein erheblicher. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, traten die sämmtlichen Orthodoxen Polens, Lithauens, Rothrußlands (des heutigen Ostgaliziens), sowie die meisten Gemeinden Weißrußlands (der

heutigen Gouvernements Wolhynien, Podolien, Mohilew, Minsk, Kowno, Grodno und Wilna) der Union bei, welche für einen großen Theil des Adels und der städtischen Bevölkerung alsbald zum Vorhof vollständiger Katholisirung und Polonisirung wurde. — Etwa die Hälfte dieser Eroberung (rund zwei Millionen Menschen) hat die Curie sich zu erhalten gewußt, — ein großer Theil der während des 18. Jahrhunderts unter russische Botmäßigkeit gerathenen Unirten ist dagegen zur orthodoxen Kirche zurückgeführt worden; der Hirtenstab und die Kasse des „Weltpatriarchen" am goldenen Horn, haben an dieser Wiedereroberung indessen kein Theil gehabt.

Unter ganz anderen Verhältnissen und Formen, und mehr als ein Jahrhundert, nachdem die russische Nationalkirche sich von jeder Beeinflussung durch den Oekumenikos befreit hatte, sind die übrigen auf das byzantinische Patriarchat gehäuften Verluste vor sich gegangen. Während der ersten Jahrhunderte türkischen Regiments in Europa hatte jede neue Erwerbung des Sultans einen Machtzuwachs des Patriarchen bedeutet — seit dem 18. Jahrhundert wurde das Patriarchat von jeder der „osmanischen" Monarchie zugefügten Einbuße mitbetroffen. Statt Ansehen und Einfluß des Oberhirten ihrer Gemeinschaft zu erhöhen, haben die vom Joch des Islam befreiten österreichischen, serbischen, rumänischen und griechischen Länder dem Patriarchen so bald wie immer möglich den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Seit reichlich hundert Jahren sehen die serbisch redenden Orthodoxen Ungarns den Nationalpatriarchen von Carlowitz, seit noch längerer Zeit die orthodoxen Rumänen Siebenbürgens den Erzbischof von Hermannsstadt für ihren geistlichen Oberherrn an. Dem ökumenischen Patriarchen sind Stellung und Würde eines Primas der Kirche gelassen worden, aber nur unter der Bedingung, daß er dieselben niemals praktisch geltend mache, und daß er auf sämmtliche ihm früher zuständig gewesene Emolumente verzichte. So eng war die Sache des griechischen Patriarchats mit derjenigen der türkischen Vorherrschaft über die süd- und ostungarischen Länder verbunden gewesen, daß die Befreiung von der fanariotischen Priesterherrschaft als natürliche Consequenz der Beseitigung des Türkenjochs angesehen wurde. — Die kirchliche Selbständigkeit der der Stefanskrone wiedergewonnenen Länder sollte aber nur ein Vorspiel der größeren und schwereren Verluste sein, welche dem „Weltpatriarchen" während des 19. Jahrhunderts zugefügt worden sind. — Den ersten und zugleich den schwersten Schlag erlitt das Patriarchat durch die selbständige Constituirung desjenigen Staates, dessen Unabhängigkeit der Fanar manche Opfer gebracht und an dessen Befreiung er die hochfliegendsten Erwartungen geknüpft hatte: durch die Herstellung des Königreichs der Hellenen. Die Sache ist wichtig genug, um eingehender besprochen zu werden.

Der große, ein Jahrzehnt lang geführte griechische Befreiungskrieg hatte keinem geringeren Ziele als der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserreichs und der Befreiung der ehemaligen Hauptstadt desselben gegolten. Gänzlich hatten die ebenso vorsichtigen wie klugen und einzig auf die Wahrnehmung ihrer nächsten Interessen bedachten Politiker des Fanar der Sache ihres Volks nicht fern bleiben können. Vollends nachdem die Schilderhebung Ypsilanti's die schimpfliche Hinrichtung des Patriarchen, mehrerer Erzbischöfe und einundzwanzig grie-

chischer Notablen zur Folge gehabt (Ostern 1821), war natürlich, daß die Herzen auch der in den Gewohnheiten der Knechtschaft ergrauten griechischen Constantinopolitaner Hoffnung auf Wiederherstellung des Kreuzes über der Hagia Sofia und des kaiserlichen Doppeladlers an den Thoren der Stadt des großen Constantin nährten. Wie man die Sache damals verstand, sollten Befreiung Griechenlands und Vertreibung der Türken aus Europa gleichbedeutende Begriffe, andere Möglichkeiten als diejenigen vollständigen Unterliegens oder vollständiger Wiederherstellung Griechenlands überhaupt nicht vorhanden sein. Mit dem griechischen Kaiser der Zukunft gedachte der Patriarch die Herrschaft über die Balkanhalbinsel und die Inseln zu theilen und auf solche Weise die Früchte der Gräcisirungspolitik zu ernten, welche er gegenüber den südslawischen Glaubensgenossen Jahrhunderte lang geübt hatte. Desto herber und peinlicher war die Enttäuschung, welche auf die Beschlüsse der Londoner Conferenz von 1829 folgte. Dem neugeschaffenen, auf Mittelgriechenland, einige Landschaften Süd-Thessaliens, den Peloponnes, Euböa und eine Anzahl Inseln beschränkten hellenischen Staate wurden so enge Grenzen gezogen, daß mehr als die Hälfte der in Europa lebenden Griechen dem Scepter des Sultans unterworfen blieb, der nach wie vor Beherrscher Constantinopels und Souverän des Patriarchen sein sollte. Die Lage des numerisch größten Theils der hellenischen Rajah war mithin ungünstiger geworden, als sie zuvor gewesen; der Patriarch aber mußte erleben, daß ein Griechenland geschaffen wurde, das ihm, dem wahren Vertreter des Hellenismus, schnöde den Rücken wendete. Unter geschickter Benutzung der Gefügigkeit, mit welcher der Patriarch sich im Jahre 1828 zur Uebermittelung eines türkischen Amnestie-Angebots hergegeben hatte, wußte der im russischen Interesse thätige erste Präsident des griechischen Staats, Graf Johann Kapodistrias, die Ansprüche zurückzuweisen, welche der Oekumenikos Constantin's auf Theilnahme an der kirchlichen Organisation des neuen Griechenlands erhob. „Der heilige Clerus", so heißt es in einem vom 23. September 1830 datirten Schreiben, welches Kapodistrias in Veranlassung von Constantin's Einladung „zur Rückkehr unter die segenspendenden Strahlen der orthodoxen patriarchalischen Sonne" erließ, „der heilige Clerus mische sich in die Politik, in welcher er doch nichts zu suchen habe. Solange die griechische Regierung in Griechenland selbst mit so vielen Uebelständen und Schwierigkeiten zu kämpfen habe, könne sie an eine Wiedervereinigung mit dem patriarchischen Stuhle nicht denken" [1]). Noch feindlicher und abweisender verfuhr die im Jahre 1833 nach Nauplia einberufene erste griechische „Nationalsynode", deren am 4. August desselben Jahres erlassene Kirchenordnung einer directen Herausforderung des Patriarchen ähnlich sah. Die Kirche des hellenischen Königreichs sollte eine unabhängige (autokephale) Nationalkirche sein, welche den Erlöser für ihr himmlisches, den erwählten (katholischen) König für ihr irdisches Oberhaupt erklärte, und die Leitung ihrer Angelegenheiten einer nach russischem Muster eingerichteten permanenten Synode übertrug. Gleichzeitig wurde beschlossen, die Zahl der Bischöfe von achtunddreißig auf zehn, diejenige der Klöster

[1]) Vergl. Geschichte Griechenlands von K. Mendelssohn-Bartholdy, Th. II, S. 67—70 und S. 459—462.

auf den vierten Theil ihres früheren Bestandes herab zu setzen. Des Verhältnisses zum Patriarchen und zu der von diesem repräsentirten allgemeinen orthodoxen Kirche wurde in diesen rücksichtslosen Ausflüssen der „Nationalsynode" so wenig gedacht, daß der tief beleidigte Kirchenfürst gegen die hinter seinem Rücken und auf seine Unkosten zu Stande gebrachte Ordnung der Dinge förmlichen Protest einlegte, ja mit der Excommunication drohte. Da die Bestimmungen der Nauplia-synode wesentlich unverändert in die 1843 erlassene Verfassung des Königreichs übergingen (die Zahl der Bischöfe hatte bereits früher erheblich vermehrt werden müssen), beharrte der Patriarch auf seinem Proteste so hartnäckig und nachdrücklich, daß die Regierung von Athen schließlich nachgeben und, mit Rücksicht auf die Verstimmung zahlreicher Geistlicher über den kirchlichen Hader, in ein mit dem ökumenischen Stuhle geschlossenes Compromiß, das sog. Tomos (1850 und 1852) willigen mußte. Mehr als die Anerkennung seiner ehrenrechtlichen Stellung als Oberhaupt der allgemeinen orthodoxen Kirche hatte der Weltpatriarch aber auch in diesem Falle nicht zu retten vermocht.

War das am grünen Holz eines dem Patriarchate durch das gemeinsame nationale Interesse verbundenen Volks und Staats möglich gewesen, so konnte kaum mehr verwunderlich genannt werden, daß die um dieselbe Zeit der türkischen Herrschaft entledigten und im Laufe der folgenden Jahre selbständig gewordenen slawischen und daco-romanischen Fürstenthümer durchaus rücksichtslos und selbstherrlich auftraten. Patriarchat und griechisch-fanariotischer Clerus hatten in diesen Ländern zu lange die Rolle türkischer Werkzeuge, antislawischer Propagandisten und unersättlicher Erpresser gespielt, um auf Wohlwollen und Pietät der Gläubigen rechnen zu können. Unter diesen Verhältnissen gemäßigt verfuhr Serbien, dessen Kirche einem Metropolitan und einem nach griechisch-russischem Muster eingerichteten Synode unterstellt wurde, indessen für anständig hielt, mit dem Oberhirten in Byzanz ein Abkommen (vom Jahre 1832) zu schließen, das demselben eine jährliche Spende von 9000 Piastern, gewisse Ehrenrechte und Nennung im Kirchengebete zusicherte. Die politische Bedeutungslosigkeit dieses Zugeständnisses ist in der Folgezeit allerdings mit unwidersprechlicher Deutlichkeit zu Tage getreten. Die neue, zu Anfang der achtziger Jahre vom Könige Milan bestätigte Kirchenordnung ist ohne Zustimmung des Patriarchen und gegen den Willen desselben in Ausführung gebracht, der als Russenfreund und Vertreter der alten Ordnung in Belgrad mißliebig gewordene Metropolit Michael allen aus Constantinopel erlassenen Verwahrungen zum Trotz abgesetzt und durch einen Nachfolger ersetzt worden, dem der Patriarch die Anerkennung versagt hat. Vergeblich wurde geltend gemacht, daß dieses neue Statut dem niederen serbischen Clerus einen kanonisch unzulässigen Antheil eingeräumt habe; vergebens suchte Rußland die alten, von ihm selbst aufgegebenen Traditionen der orientalischen Glaubens- und Kircheneinheit anzurufen, auf Grund derselben die Absetzung Michael's für ungültig zu erklären und den Namen des neuen Belgrader Metropoliten aus dem Kirchengebet fortzulassen; vergeblich wurde die Schließung der in Moskau bestehenden serbischen Capelle und des zu derselben gehörigen Pilger-Hospizes angeordnet: das durch Rußlands eigenes Beispiel sanctionirte Princip des Nationalkirchenthums und der „Autokephalie" der

Landeskirchen erwies sich stärker als die Summe aller entgegenstehenden Bedenken und Ueberlieferungen, und machte es Serbien möglich, auf seinem einmal gefaßten Beschlusse zu bestehen. Als der Patriarch die Investitur des (in Oesterreich ausgebildeten) neuen Belgrader Metropoliten Theodosius verweigerte, wandte man sich an den ungarisch-serbischen Nationalpatriarchen Angelitsch von Carlowitz, der trotz der zwischen den beiden serbischen Eparchien (der ungarischen und der selbständigen) bestehenden alten Eifersucht in Person nach Belgrad reiste und die Amtseinführung des neuen Collegen bereitwillig vollzog.

Sehr viel schlimmer war die Behandlung, welche das Patriarchat von moldau-wallachischer Seite erfuhr. Die ehemals vollständig griechisch gewesene Kirche der vereinigten Fürstenthümer wurde zu Anfang der sechziger Jahre in rücksichtsloser Weise und mit absichtlicher Herabsetzung der Würde und der Interessen des „Weltpatriarchen" mit einem Schlage emancipirt und rumänisirt. Es hing das einestheils mit dem tiefgewurzelten Hasse der Moldau-Wallachen gegen die griechisch-fanariotische Geistlichkeit zusammen, welche bereits im Jahre 1821 ausgetrieben, durch die Gewalt russischer Waffen wieder in ihren Besitzstand gesetzt worden war; anderntheils mit dem s. Z. vielbesprochenen Streit über die sog. „verliehenen" Kirchengüter in Rumänien, der Bukowina und dem rumänischen Theil Bessarabiens. Von Alters her gab es in diesen Landschaften zahlreiche und ausgedehnte Güter, welche griechischen Klöstern und Kirchen des In- und Auslandes unter der Bedingung vermacht worden waren, daß ihre Erträge ganz oder theilweise für gesammtkirchliche Zwecke, insbesondere für die Erhaltung und Ausschmückung der heiligen Stätten verwendet werden sollten. Rücksichtlich dieser Stiftungsgüter, welche moldau-wallachischerseits für die Staats- und Kirchenkasse von Seiten des Patriarchats zu Gunsten der „heiligen Stätten" in Anspruch genommen wurden, war seit Abschluß des Pariser Friedens von den Großmächten verhandelt worden. Da Frankreich, England, Preußen und Sardinien auf rumänischer Seite standen, Rußland und die Pforte für den als Repräsentanten der heiligen Stätten angesehenen Patriarchen eintraten, verzögerte die Entscheidung sich bis zum Jahre 1863, in welchem Fürst Kusa eine Anordnung traf, demgemäß die Erträge sämmtlicher Stiftungsgüter bis auf Weiteres an die rumänische Staatskasse abzuliefern seien. Die Kammern beider Fürstenthümer traten diesem Beschlusse bei, indem sie die Erklärung abgaben, daß die berechtigten Ansprüche der „heiligen Stätten" rumänischerseits geachtet, den Verschleuderungen und Unterschleifen der vom Patriarchen eingesetzten geistlichen Verwalter (zumeist griechischer Aebte) dagegen ein Riegel vorgeschoben werden sollte. Während des darüber entbrannten heftigen Streits wurden die griechischen Kirchenbeamten, welche das Eigenthumsrecht ihrer Körperschaften geltend machen wollten, außer Landes verwiesen, soweit sie Widerstand leisteten, eingekerkert und gleichzeitig verschiedene fürstliche Edicte erlassen, welche auf vollständige Trennung der rumänischen Landeskirche von der griechischen Kirchengemeinschaft abzielten. Ohne Rücksicht auf die zahlreichen, innerhalb des Landes bestehenden national-griechischen Gemeinden wurde der Gebrauch der griechischen Kirchensprache für den gesammten Umfang der vereinigten Fürstenthümer vollständig untersagt (Ostern 1863) und einige Monate später ein Gesetz gegeben, welches die Einziehung und Säculari-

sation sämmtlicher rumänischer Kirchengüter, ohne Unterschied ihrer Bestimmung aussprach. Um den großmächtlichen Protesten gegen diese Bestimmung die Spitze abzubrechen, erklärte Kusa sich bereit, den griechischen Legataren eine Abfindungssumme im Betrage von einhundertfünfzig Millionen Piastern zu zahlen; im Uebrigen schritt er auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter. Zwei am 10. Mai 1864 und 25. Mai 1865 promulgirte Gesetze riefen eine neue Kirchenordnung und eine permanente Synode ins Leben, welche die Leitung der „autokephalen", allein durch die Bande gemeinsamen Bekenntnisses mit der allgemein orthodoxen Glaubensgemeinschaft in Verbindung stehenden Nationalkirche bereits am 13. December 1865 übernahm. Um alle Zweifel an der Entschiedenheit seiner souveränen Entschließungen zu beseitigen, vollzog der Fürst die Investitur des Metropoliten und der sechs Bischöfe des Landes in eigener Person, ohne den Protesten und Excommunicationsdrohungen des Patriarchen irgend welche Beachtung zu Theil werden zu lassen.

Die Reihe dieser Lossagungen der orthodoxen Landeskirchen von der Oberhoheit des ökumenischen Patriarchats ist durch das bulgarische Schisma von 1870 fortgesetzt worden. Der Erörterung dieses wichtigen und folgenreichen Vorgangs müssen einige Bemerkungen über die Politik vorausgeschickt werden, welche Rußland in seinem Verhältniß zum Patriarchat und zu den mit diesem hadernden Nationalitäten und Nationalkirchen während des letzten Jahrhunderts beobachtet hat.

Die Constituirung eines kleinen, auf enge Grenzen beschränkten, von dem ökumenischen Patriarchat räumlich und politisch geschiedenen Griechenlands hatte für Rußland einen Triumph, für die Politiker des Fanar eine schwere Enttäuschung bedeutet. Was man längst geahnt hatte, wußte man seit dem Jahre 1830 mit der gehörigen Genauigkeit: Rußland hatte bei seiner Patronisirung des Patriarchats und der griechisch-orthodoxen Interessen nicht die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums, sondern die Ausdehnung seiner eignen Machtsphäre im Auge gehabt — der Patriarch wiederum nicht Rußland, sondern griechisch-nationalen Großmachtsplänen zu Liebe die St. Petersburger Ansprüche auf Vorherrschaft über die Balkan-Halbinsel in der Stille unterstützt. Anknüpfungspunkte bot die neu geschaffene Lage indessen ebenso gut, wie die alte das gethan hatte. Der Patriarch hoffte Rußland gegen die Gerngroße in Athen ausspielen und nach wie vor als Schutzmauer gegen türkische Bedrückungen benutzen zu können; den russischen Politikern aber mußte daran gelegen sein, den wegen seiner jüngsten Einbußen besonders unterstützungsbedürftig gewordenen Oberhirten der orthodoxen Rajah abermals auf seine Seite zu ziehen und die, trotz aller Einbußen weiterlebende Sache der morgenländischen Glaubenseinheit in den Dienst seiner Interessen zu nehmen. Endlich waren beide Partner daran interessirt, daß die Bäume der verschiedenen christlichen Balkanrassen nicht in den Himmel wuchsen; Rußland wollte Griechen, Rumäniern und Serben unentbehrlich bleiben und sah es aus diesem Grunde nicht ungern, wenn die Unabhängigkeitsbestrebungen dieser Völker auch auf kirchlichem Gebiete bekämpft wurden, — der Patriarch aber hatte an der Niederhaltung nationaler Rassengelüste ein directes und materielles Interesse. So fand man sich trotz mannigfacher Verstimmungen und Reibungen schließlich

wieder zusammen. Mit den Beschlüssen der Synode von Nauplia hatte man sich in St. Petersburg ebenso unzufrieden gezeigt, wie in dem fanariotischen Viertel von Pera; in Sachen der Auseinandersetzung mit Serbien (1832) waren die Wünsche des Patriarchats von russischer Seite unterstützt und auch bei andern Gelegenheiten Beweise dafür geliefert worden, daß der russische Selbstbeherrscher die historische Rolle des Patriarchats erhalten zu sehen wünsche. Die Zweideutigkeiten, deren das türkische Griechenthum und insbesondere der von türkischen, österreichischen und westmächtlichen Einflüssen bedrängte Oekumenikos sich zur Zeit des Krimkrieges schuldig gemacht, schienen großmüthig vergessen und vergeben worden zu sein, als der Streit um die rumänischen Kirchengüter entbrannte. Rußland war der Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer und der Befestigung eines dacoromanischen Nationalstaats ebenso abgeneigt wie der Person des dem kaiserlichen Frankreich blindlings ergebenen Fürsten Johann Alexander Kusa, — für den Patriarchen aber bedeutete der Kirchengüterstreit eine Existenz- und Principienfrage allerersten Ranges. Eine Existenzfrage, weil der beständig in Geldverlegenheiten schwebende geistliche Hof von Pera ein Hauptheil seiner Einnahmen aus den moldau-wallachischen Stiftungsgütern bezogen hatte, — eine Principienfrage, weil eine Ausrottung des in diesen Ländern tiefgewurzelten griechischen Einflusses den übrigen Rajah ein höchst gefährliches Beispiel geben konnte. So standen die alten Verbündeten in dem Widerstreit gegen die an der unteren Donau zu ihrem Schaden vollendeten revolutionären Thatsachen Schulter an Schulter zusammen. Ja, man ging noch weiter, indem man dem alten Verbündeten eine neue hoffnungsvolle Schöpfung zum Opfer brachte. Auf Wunsch des Patriarchen wurde im Jahre 1864 das kurz zuvor in Jerusalem installirte russische Bisthum wieder eingezogen, an Stelle des abberufenen Bischofs ein bloßer Igumen (Abt) nach Palästina gesendet und diesem der Auftrag ertheilt, dem griechischen Einfluß vorläufig freie Bahn zu lassen. — Die pecuniären Verlegenheiten des ökumenischen Stifts waren um jene Zeit so hoch gestiegen, daß die auf 16000 Francs monatlich bezifferten Ausgaben des Patriarchats nur noch zum vierten Theil aus regelmäßigen Intraden bestritten werden konnten. Allem Herkommen zum Trotz hatte der bedrängte Kirchenfürst wiederholt Vorschüsse der halbbankerotten türkischen Staatskasse erbitten und auf solche Weise eine Schuldenlast aufhäufen müssen, die zu Anfang des Jahres 1865 auf 345000 Francs angegeben wurde. — Daß jeder aus St. Petersburg und Moskau gespendete Rubel mit verdoppelter Dankbarkeit aufgenommen wurde, verstand sich unter solchen Umständen von selbst.

Während Einvernehmen und Interessengemeinschaft zwischen St. Petersburg und dem Fanar auf solche Weise neu befestigt und durch das gemeinsame Bedürfniß nach Vereinigung und Zusammenhalt der orthodoxen Elemente der Balkan-Halbinsel gewährleistet erschienen, bereitete sich eine Bewegung vor, welche alle überkommenen Verhältnisse und Alliancen über den Haufen geworfen und völlig neue Verhältnisse geschaffen hat. An die Pforten der bisher immer nur von confessionellen und religiösen Gegensätzen bewegten orientalischen Welt pochte das moderne Nationalitätsprincip.

Keine der unter das türkische Joch gebeugten Rajah war von Türken und Griechen so erbarmungslos mißhandelt worden wie das bulgarische Volk. Eingedenk der ehemals zwischen byzantinischen Kaisern und bulgarischen Zaren entbrannten Feindseligkeiten hatten die zu Oberherrn ihrer slawischen Glaubensgenossen gewordenen Patriarchen von Constantinopel die Knechtung und Gräcisirung des bulgarischen Volkes methodisch und mit einer alles Maß überschreitenden Gewaltthätigkeit betrieben. „Mit der bulgarischen Kirche," so schreibt der protestantische Kirchenhistoriker J. H. Kurtz, „sprang der Patriarch wie ein Pascha um. Die Erzbisthümer und Bisthümer des Landes verschacherte er an die Meistbietenden unter dem griechischen Clerus, welche durchweg der Landessprache unkundig waren und nur ein Ziel im Auge hatten, nämlich ihren Kaufpreis mit möglichst hohen Zinsen wieder herauszubringen. Für die geistlichen Bedürfnisse des Volkes wurde in keiner Weise gesorgt, die Predigt war ganz versiegt, die Liturgie wurde in einer den Gemeinden unverständlichen Sprache abgeleiert." Nimmt man hinzu, daß die griechischen Kleriker die alte bulgarische Literatur nach Möglichkeit ausrotteten (noch im Jahre 1825 war die aus werthvollen Büchern und Handschriften bestehende Bibliothek des ehemaligen bulgarischen Nationalpatriarchats zu Tirnowo auf öffentlichem Markte verbrannt worden), daß sie die Anläufe zu nationalem Unterrichts- und Zeitungswesen in perfidester Weise bei den Paschas denuncirten und den Gebrauch des Griechischen mit Polizeimitteln zu erzwingen versuchten, so begreift sich, daß diese geistlichen Tyrannen von dem bulgarischen Volke noch bitterer gehaßt, noch gründlicher verachtet wurden, als die muselmännischen Vilas (Generalgouverneure), Paschas und Kadis. — Seit lange innerlich unhaltbar, brach dieser unwürdige Zustand während der zweiten Hälfte der sechziger Jahre auch äußerlich zusammen. Dank der erträglicheren Verhältnisse, welche die von Midhad Pascha geleitete Verwaltung des Tuna-Vilayets (des heutigen Bulgariens) herbeigeführt hatte, begann sich unter den zu einem gewissen Wohlstande gelangten höheren Klassen ein nationales Bildungsstreben zu regen, das in Folge der Aufhebung der russischen Leibeigenschaften und des Wiedererwachens der russischen Presse und Literatur vom Auslande reichliche Nahrung bezog. Paschas und Bischöfe konnten nicht verhindern, daß die bereits zur Zeit des Krimkrieges wiederholt vorgekommene Entsendung strebsamer junger Bulgaren an russische und österreichische Lehranstalten und Universitäten[1]) immer größere Verhältnisse annahm und daß die Heimgekehrten an die Spitze einer Bewegung traten, welche sich in erster Reihe gegen das griechische Pfaffenjoch richtete. Das Verlangen nach Herstellung einer unabhängigen bulgarischen Nationalkirche wurde seitens dieser emporstrebenden Patrioten-partei nicht nur Namens der Rasse, sondern ebenso Namens des orthodoxen Bekenntnisses gestellt. Seit Ende des 16. Jahrhunderts gab es nämlich in Bulgarien eine Anzahl von Gemeinden, welche die (von den Russen verworfenen) Beschlüsse des Concils von Florenz angenommen hatten und derselben „Union"

[1]) Von dem Leben der bulgarischen Studenten in Moskau entwirft Iwan Turgenjew's Erzählung „Am Vorabende" (deutsch unter dem Titel „Helene" veröffentlicht) ein trotz seiner Flüchtigkeit höchst anschauliches Bild.

beigetreten waren, welche hundert Jahre später den weiß- und rothrussischen Orthodoxen Polens aufgezwungen wurde. Die bulgarischen Unirten waren der griechischen Vormundschaft ledig geworden, besaßen gebildete und bildungsfreundliche Geistliche, welche Landeskinder oder der Landessprache kundige Westeuropäer waren, ihre Gottesdienste bulgarisch abhielten und durch Begründung von Schulen Einfluß und Ansehen erwarben. Seit Mitte des Jahrhunderts von drei geistlichen Orden, den Nazaristen, den polnischen Resurrectionisten und den französischen Himmelfahrtsbrüdern trefflich bedient, machte die Union von Jahr zu Jahr Fortschritte, welchen der nationale Haß gegen die Griechen mächtigen Vorschub leistete und die sich alsbald bis nach Bosnien und bis an das ägäische Meer ausbreiteten. Dieser von Rom aus unterstützten Propaganda mit den vorhandenen Mitteln Widerstand zu leisten, erschien angesichts der Verderbtheit, Rohheit und Unpopularität der griechischen Kleriker unmöglich: die orthodoxe Kirche Bulgariens mußte mit neuem geistigem Inhalt erfüllt, sie mußte national verjüngt werden, wenn sie nicht von der Union und von der hinter der Union stehenden römisch-katholischen Propaganda verschlungen werden sollte.

Von dem Zusammenhange zwischen den kirchlichen und den politischen Tendenzen der jungen bulgarischen Nationalpartei braucht hier ebenso wenig gehandelt zu werden, wie von dem Einflusse, welchen diese Agitation auf die Ereignisse von 1876, 1877 und 1878 geübt hat. Genug, daß das Verlangen nach Befreiung der bulgarischen Kirche von griechischen Fesseln bereits im Jahre 1865 die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung, der an den orientalischen Dingen betheiligten europäischen Mächte und vornehmlich Rußlands auf sich gelenkt hatte. Nachdem alle auf griechischen Betrieb unternommenen gouvernementalen Zwangsmaßregeln gescheitert und durch Vorgänge, wie die Exilirung der populären Bischöfe Hilarion und Arxenios weltkundig geworden waren, ließ man sich zunächst türkischer-, dann russischerseits angelegen sein, einen Ausgleich zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen. In dem damaligen Stadium der Sache wäre möglich gewesen, die Bulgaren unter erschwingbaren Bedingungen, als Zulassung der slawischen Liturgie und Kirchensprache, Nachweis einer gewissen Sprachkenntniß der Bischöfe, Betheiligung der Gemeinden an den kirchlichen Wahlen u. s. w., zu begütigen. Der Eigensinn, mit welchem der Patriarch Gregorius und dessen Berather *jedes* Zugeständniß verweigerten, jede bulgarische Forderung als Ketzerei und fluchwürdigen „Philetismus" (kirchlichen Nationalismus) brandmarkten, machte die Verständigung indessen unmöglich und nöthigte den damaligen russischen Botschafter Ignatjew zwischen dem Patriarchen, dem Repräsentanten der alten orthodoxen Glaubensgemeinschaft, und den bulgarischen Patrioten, als Vertretern der slawischen Rassenbrüderschaft und der nationalen Idee, zu wählen.

An und für sich konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein, mindestens nicht für den von jungrussischen und großslawischen Ideen erfüllten General Ignatjew. Das damals liberale Rußland hätte seinen gesammten slawischen und liberalen Credit aufs Spiel gesetzt, wenn es gegen eine Sache Partei ergreifen wollte, welche Vernunft und Menschlichkeit auf ihrer Seite hatte. Ueberdies hielten nahezu alle hervorragenden Organe der auf den Höhepunkt ihres Einflusses gelangten

Moskau-Petersburger Presse, namentlich die Blätter der Katkow und Aksakow, offen und energisch zur Fahne der bulgarischen Brüder. Innerhalb der russischen Geistlichkeit gingen die Meinungen freilich auseinander: ein nicht unerheblicher Theil der Bischöfe und Prälaten verleugnete auch bei dieser Gelegenheit die traditionelle Anhänglichkeit nicht, mit welcher der „schwarze Clerus" an der Verbindung mit der morgenländischen Gesammtkirche und dem „legitimen" Oberhaupt derselben, dem „Weltpatriarchen", von Alters festhält. Dazu kamen andere Erwägungen. Wurde die Einheit der orthodoxen Kirche des türkischen Reichs gesprengt, und ergriff Rußland die Partei der Bulgaren, so erschien unvermeidlich, daß es sich nicht nur mit dem Patriarchen, sondern zugleich mit den 2—3 Millionen griechischen Unterthanen des Sultans verfeindete, welche politisch ungleich schwerer wogen als die fünf Millionen ämterloser und damals zumeist armer und ungebildeter Bulgaren. Die Glaubensfahne, unter welcher die Orthodoxen aller Rassen Jahrhunderte lang für die russische Sache mobil gemacht worden waren, — sie mußte ein für alle Male eingezogen werden, wenn Rußland an der Seite seiner vom Patriarchen für schismatisch erklärten Stammesbrüder in das Fahrwasser des Philetismus steuerte!

Und doch mußte das geschehen, wenn man den im Absterben begriffenen Mächten der Vergangenheit nicht die frischen Kräfte der Zeit und ihren leitenden Gedanken opfern wollte. Nach fünfjährigen Verhandlungen kam es im März des Jahres 1870 zur Entscheidung. Gemäß den Rathschlägen des bedeutendsten der damaligen türkischen Staatsmänner, des berühmten Ali Pascha, erließ Sultan Abdul-Aziz fünf Monate vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges einen Ferman, durch welchen die bulgarische Kirche als „autokephales" Glied der orientalisch-orthodoxen Glaubensgemeinschaft anerkannt und von der Knechtschaft befreit wurde, welche Byzanz ihm vor einem Jahrtausend aufgeladen hatte. Formell sollte die bulgarische Kirche unter dem Patriarchen, thatsächlich unter einem nationalen „Exarchen" stehen. Die Bestätigung dieses von der bulgarischen Synode zu erwählenden Kirchenfürsten und der demselben unterstellten fünf Bischöfe wurde nicht in die Hände des Patriarchen, sondern in diejenigen des Sultan gelegt und außerdem bestimmt, daß der Exarch in Constantinopel, Synode und Bischöfe innerhalb des Vilayet Tuna (Bulgarien) ihren Sitz nehmen, gemeinschaftlich Einsetzung und Amtsführung der niederen Geistlichen leiten und beaufsichtigen, und ihre finanzielle Gebahrung selbständig besorgen sollten; daß die Kirchensprache nicht die griechische, sondern die alt-bulgarische (slawonische) sein, und daß die gesammte Einrichtung einen nationalen Charakter tragen sollte, verstand sich von selbst. — Der Oekumenikos ließ sich durch diesen Gewaltstreich nicht außer Fassung bringen. Obgleich man im Patriarchate genau wußte, daß der Ferman vorgängig von dem russischen Botschafter und der St. Petersburger Regierung gebilligt worden sei, gab man sich bei Entgegennahme der bezüglichen Mittheilung die Miene, als sei die gesammte rechtgläubige Welt durch die Entscheidung des Sultans überrascht worden. Der Patriarch erklärte, daß der Ferman seinerseits als Antastung der Rechte seines Stuhls und der Würde der gesammten orthodoxen Kirche angesehen werde, und daß er gegen denselben feierlichst protestiren müsse; daß die schließliche Entscheidung indessen

nicht erfolgen könne, bevor die streitige Frage den Oberhäuptern der übrigen autokephalen Landeskirchen orthodoxen Bekenntnisses, nämlich den Synoden von St. Petersburg, Athen, Belgrad, Bukarest, dem serbisch-ungarischen Nationalpatriarchen und dem Metropolitan von Siebenbürgen vorgelegt und von diesen begutachtet worden. In einem außerordentlich geschickt abgefaßten Schreiben wandte der „Weltpatriarch" sich durch Vermittlung des Botschafters Ignatjew an die St. Petersburger Ober-Kirchenbehörde, um derselben die Einberufung eines allgemeinen rechtgläubigen Concils in Vorschlag zu bringen. Unter Bezugnahme darauf, daß die letzte Versammlung dieser Art im Jahre 1666 zu Moskau abgehalten worden, wurde auseinandergesetzt, daß der vorliegende, die heiligsten Interessen des Patriarchats und der Kirche berührende Fall von zu großer principieller Bedeutung sei, um anders als von der höchsten und letzten Instanz entschieden zu werden. Schreiben verwandten Inhalts gingen an die übrigen orthodoxen Kirchenregierungen ab.

Das weltkluge Vorgehen des Patriarchats brachte die St. Petersburger Regierung in einige Verlegenheit. Trotz der günstigen Aufnahme, welche der großherrliche Ferman bei der russischen öffentlichen Meinung gefunden hatte, gab es innerhalb des höheren Clerus eine mächtige und angesehene Partei, die nicht nur den principiellen Standpunkt des Fanar theilte, sondern die Zusammenberufung eines allgemeinen orthodoxen Concils (das vaticanische Concil der römisch-katholischen Kirche stand unmittelbar vor der Thür) außerordentlich gern gesehen hätte. Uralte Traditionen wiesen die vornehme „schwarze" Geistlichkeit auf Kräftigung des Zusammenhangs mit der allgemeinen Kirche und dem Patriarchen hin. Von einem Concil ließ sich nicht nur Verwerfung der bösen, anti-kanonischen Beispiele der bulgarischen Neuerer erwarten — man durfte hoffen, andere, seit Jahrhunderten peinlich empfundene Uebelstände zur Sprache gebracht und das Oberaufsichtsrecht der Gesammtkirche über die Landeskirchen anerkannt zu sehen. Außerdem hätte sich die Gelegenheit zu einer imposanten Machtentfaltung der Orthodoxie geboten, die angesichts der in Rom abgehaltenen Versammlung doppelt willkommen gewesen wären. — Daß diese Gründe für, dem St. Petersburger Cabinet als Gründe gegen den patriarchischen Vorschlag erscheinen mußten, versteht sich von selbst. Da eine principielle Ablehnung indessen nicht rathsam erschien, wurde der damalige Oberprocureur der Petersburger Synode, Graf Tolstoi (der gegenwärtige Minister des Innern), mit Ertheilung einer Antwort beauftragt, welche den Concilvorschlag als „zur Zeit und unter den gegebenen Umständen" inopportun ablehnte. In allgemein gehaltenen Wendungen wurde auf die Möglichkeit eines vollständigen Abfalls der Bulgaren von der orthodoxen Kirche und die dadurch geschaffene Schwierigkeit hingewiesen, und dem Patriarchen der Rath ertheilt, den gestörten Kirchenfrieden motu proprio durch Beweise von Versöhnlichkeit und Großmuth wiederherzustellen. Wie nicht anders sein konnte, fügte die russische Oberkirchenbehörde sich auch in diesem Falle dem Willen des Monarchen und seines Procureurs — die abweichende Meinung zahlreicher höherer Kleriker blieb indessen kein Geheimniß und wurde durch eines der theologischen Journale Moskau's nachträglich zu ziemlich deutlichem Ausdruck gebracht.

Nachdem Rußland abgelehnt hatte, war das Concilproject gescheitert. Die übrigen Synoden folgten dem in St. Petersburg gegebenen Beispiel, mit alleiniger Ausnahme der Kirchenbehörde Athens; diese stellte sich mit voller Entschiedenheit auf die Seite des Patriarchen, dessen Sache ja zugleich diejenige des griechischen Nationalinteresses und der byzantinischen Kaiserträume war. Aber noch bevor der Antrag des Patriarchats formell zu Grabe getragen worden, erfolgte ein neuer Schlag gegen die fanariotische Kirchenherrschaft: der Sultan bestätigte die von der bulgarischen Synode ausgesprochene Erwählung des durch seine agitatorische Thätigkeit bekannten Igumenen Hilarion zum „Exarchen" und ließ denselben sofort in sein neues Amt einführen.[1]) Jetzt kannten Zorn und Entrüstung des Patriarchen Gregorius, der fanariotischen und der hellenischen Vorkämpfer des Anspruchs auf Vorherrschaft über die verachteten Slawen keine Grenzen mehr. Trotz aller Warnungen und Einschüchterungsversuche des russischen Botschafters, sprach der Patriarch am 25. Mai (1870) über den vom Sultan bestätigten Exarchen und die Bischöfe die Excommunication aus, indem er zugleich das (in Rußland, Oesterreich und den Donaustaaten längst durchgeführte) Princip des „Philetismus" (des Strebens nach nationalem Kirchenthum) verfluchte. Zwei Jahre später trat zu Constantinopel eine ökumenische Synode zusammen, welche mit allen gegen eine Stimme (diejenige des Patriarchen Kyrillos von Jerusalem) die im Jahr 1870 ausgesprochene Excommunication auf sämmtliche Geistliche und Gemeinden Bulgariens ausdehnte. Diesem Beispiel folgte die Synode von Athen, — in der gesammten griechischen Presse aber schäumte der Zorn über die russischen Verräther, welche die heilige Sache der Kirche panslawistischen Götzen geopfert haben sollten, mit so elementarer Wildheit auf, daß selbst von Excommunication des gesammten Rußlands die Rede war. Für einen Augenblick schien die ganze orientalisch-kirchliche Welt von dem Taumel fanatischen Russenhasses mit fortgerissen zu sein. Kyrillos von Jerusalem, der auf Veranlassung Ignatjew's gegen die Excommunication und Verketzerung der Bulgaren Verwahrung eingelegt hatte, wurde bei der Rückkehr in seine Diöcese mit maßlosen Schmähungen empfangen und trotz russischer Verwendungen seines Amtes entsetzt.

Seitdem ist die früher durch das Band der Glaubenseinheit zum Wenigsten scheinbar zusammengehaltene orthodoxe Welt in zwei feindliche Heerlager, das slawische und das griechische, geschieden. Die alten Eifersüchteleien zwischen Athen und dem Patriarchen haben einem engen Bündniß Platz gemacht, weil man ein gemeinsames Interesse und eine gemeinsame Zukunftshoffnung, nämlich die großgriechische Idee und die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums dem slawischen Andrang gegenüber zu vertheidigen hat. So hoch ist die Besorgniß vor der drohenden Ueberfluthung aus Norden gestiegen, daß man neben der Pforte Posto gefaßt und das Schlagwort „lieber türkisch, als russisch-slawisch" ausgegeben hat. — Begreiflicherweise ist diese durchaus veränderte Lage

[1]) Hilarion vermochte sich nur wenige Monate zu behaupten; ihm folgte Anthimos und diesem der Exarch Joseph — derselbe, dem zur Zeit des russisch-türkischen Krieges sein Verbleiben in der türkischen Hauptstadt von russischer Seite als Verrath ausgelegt wurde.

und Rollenvertheilung nicht ohne Einfluß auf die Ereignisse der Kriegsjahre 1877 und 1878 und der folgenden Entwicklung geblieben.

III.

Von dem ökumenischen Patriarchate gilt im Wesentlichen noch heute, was Zinkeisen (Geschichte des osmanischen Reiches III, S. 362 ff.) über dessen Stellung im 16. Jahrhundert gesagt hat: „Zu welch' hoher Bedeutung hätte dieser Mittelpunkt des geistigen und religiösen Lebens der Neugriechen sich erheben können, wenn seine Träger es verstanden hätten, mit der gebührenden Würde der Pforte gegenüber . . . . die ihnen ursprünglich zugestandene Selbständigkeit zu behaupten. . . . Das Patriarchat war von Hause aus der Sitz des heillosen byzantinischen Intriguenwesens, in Folge dessen es nicht nur seine ursprüngliche Unabhängigkeit verlor, sondern der lästigsten Tributpflicht verfiel. . . Während anfangs die Wahl des Patriarchen ohne alle Einmischung der Pforte, und ohne Abgabe an dieselbe, nur von der Synode vollzogen wurde, gab später jede neue Wahl, weil die Bewerber dabei die Hilfe des Sultans in Anspruch nahmen, Gelegenheit zur Erhöhung des erst als freiwilliges Geschenk gebotenen Tributs."

Als vornehmste Ursache für den Niedergang des Patriarchats ist die widersinnige Einrichtung der dem Oekumenikos zur Seite stehenden Synode zu bezeichnen. Verglichen mit dieser Institution erscheint der Absolutismus des römischen Papstthums nicht nur als Summe kirchenpolitischer Weisheit, sondern zugleich als Bürgschaft für die Erhaltung moralischer Gesundheit der katholischen Gemeinde der Gläubigen.

Die Synode von Constantinopel besteht aus einer engeren, mit der eigentlichen Kirchenverwaltung befaßten Körperschaft, und aus einer Art von kirchlichem Unterhause, einer Notabelnversammlung, deren Mitwirkung bei Angelegenheiten von besonderer Wichtigkeit in Anspruch genommen zu werden pflegt. Den eigentlichen Körper der Behörde bilden der Patriarch und die zwölf vornehmsten Metropoliten und Erzbischöfe seines Amtsbezirks; in außerordentlichen Fällen werden auch noch die drei orientalischen Patriarchen zugezogen, die gewöhnlich nicht in ihren Diöcesen, sondern in Constantinopel residiren. Perfect werden Beschlüsse der Synode erst durch die Zustimmung des Patriarchen und die Untersiegelung des betreffenden Decrets — das Patriarchats-Siegel ruht aber nicht in den Händen des obersten Kirchenfürsten. Eine für den fanariotischen Geist bezeichnende Regel will, daß die vier Stücke dieses Siegels unter die vier obersten Metropoliten des Patriarchatsbezirks vertheilt sind, von diesen aufbewahrt und in jedem Falle, wo es eine Untersiegelung gilt, zusammengefügt werden. Einer Erläuterung bedarf diese Einrichtung nicht: die Zerlegung des Patriarchatssiegels spricht (wie man in England sagt) „Bände". Die Abstimmung geschieht mit Stimmenmehrheit und wird durch einen weltlichen Protokollführer, den „Großlogolethen", überwacht. Dieser Generalsecretär der Synode ist in der Regel der eigentliche Leiter der geistlichen Körperschaft, er besorgt die Correspondenz mit der Pforte und den türkischen Würdenträgern, er holt die großherrlichen Bestätigungsbriefe (Berate) für getroffene Wahlen ein, beruft die Synode und versieht alle sonst die Außenwelt berührenden Geschäfte. Auf

Lebenszeit gewählt, überdauert dieser Beamte zuweilen Dutzende von Patriarchen. Die Oekumeniker sind nämlich, ob sie gleich auf Lebenszeit gewählt werden, absetzbar. Der Sultan kann die Absetzung seinerseits nur wegen Hochverraths der Patriarchen, außerdem aber noch auf Grund einer von der Synode erhobenen Anklage wegen unwürdigen Lebenswandels und Verletzung der canonischen Vorschriften aussprechen. Der Begriff der letzteren ist so dehnbar, daß auch der Würdigste dieser Gefahr nicht entgehen kann, — an häufigen Wechseln im Patriarchate aber sind Sultan, türkische Minister, Synodalmitglieder, Großlogolethen und außerdem die Zugehörigen des „kirchlichen Unterhauses" in gleicher Weise interessirt, weil jede Wahl mit Stimmenkauf gleichbedeutend ist. Die Wählbarkeit ist herkömmlicher Weise auf die Inhaber der obersten, mit der Siegelführung betrauten Metropoliten beschränkt, und die getroffene Wahl muß durch die Acclamation der zur Theilnahme an der großen Synode berechtigten griechischen Notabeln und Corporationsvorsteher Constantinopels genehmigt werden.

Schlußfolgerungen brauchen aus dieser — Geweihten und Uneingeweihten gleich bekannten, seit Jahrhunderten bestehenden — Sachlage nicht gezogen zu werden. Unselbständigkeit des beständig wechselnden Patriarchen, — Käuflichkeit der geistlichen und weltlichen Würdenträger, — Intriguenspiele der fremden Gesandten, — Verachtung des Osmanenthums gegen Alles, was mit griechischer Geistlichkeit und griechischem Kirchenthum zusammenhängt — zunehmende Vertheuerung des gesammten kirchenpolitischen Betriebes — das Alles versteht sich von selbst, hindert indessen nicht, daß diese längst hinfällig gewordene Institution immer noch von dem Glanze uralter „Heiligkeit" umgeben ist. Den griechischen Unterthanen der Pforte bedeutet das Patriarchat seit Jahrhunderten die Anerkennung ihres Volksthums und ihrer politischen Persönlichkeit, wie es den außertürkischen Hellenen als die wichtigste und schneidigste Waffe zur Bekämpfung des Slawenthums und zu dereinstiger Wiedereroberung des Kaiserthrones von Byzanz gilt. Die selbständige Organisation der bulgarischen Kirche und die auf diese folgende Begründung des bulgarischen Staates aber haben Werth und Bedeutung des ökumenischen Patriarchats in der griechischen öffentlichen Meinung noch erheblich vergrößert, und den alten Haß der Hellenen gegen die slawischen Emporkömmlinge ins Grenzenlose gesteigert.

Bis zum Jahre 1870 war Regel gewesen, daß jedem zwischen Russen und Türken geführten Kriege mehr oder minder ausgesprochene hellenische Sympathien zur Seite gingen, und daß das Patriarchat dieselben theilte und anfachte, soweit dies mit seiner Sicherheit vereinbar erschien. Der Krieg von 1877/78 bot das erste Beispiel einer in solchem Falle geübten griechischen Neutralität. Die Einen nahmen keinen Anstand, direct auf die Seite ihrer türkischen Bedränger zu treten und dieselben gegen Russen und Bulgaren aufzustacheln; Andere sahen unbeweglich zu, weil sie von dem schließlichen Ausgang des blutigen Handels einen Gewinn für die Sache ihrer Nationalität erwarteten. Das eigenste Werk der Patriarchen war es, daß der schwer bedrohte bulgarische Exarch Joseph während des Krieges in Constantinopel bleiben, seine Bischöfe von jeder Parteinahme gegen die Türken abhalten und den russischen „Befreiern" zu so

ernsten Beschwerden über das „unpatriotische" Verhalten des Clerus geben mußte, daß der bekannte Fürst Tscherkasski zur Absetzung des exarchischen Delegirten und zum Erlaß einer demokratischen Kirchenordnung Bulgariens Miene machte. Der in der slawischen orthodoxen Welt mit Enthusiasmus aufgenommene Vertrag von San Stefano wurde von griechischer (fanariotischer wie athenischer) Seite mit Erbitterung aufgenommen, die Verschmelzung Ost-Rumeliens mit Bulgarien als Raub an hellenischem Eigenthum betrachtet, und auf der ganzen Linie das Losungswort: „lieber türkisch als slawisch-russisch" wiederholt. Vergebens ließ der dem russischen Kaiserhause verwandte König Georgios sich möglichste Bändigung der Leidenschaften seiner Unterthanen angelegen sein, — vergebens suchte die St. Petersburger Regierung durch Unterstützung der griechischen Ansprüche auf Janina eine veränderte Stimmung seiner ehemaligen Bundesgenossen herbeizuführen: das Tafeltuch zwischen slawischen und griechischen Glaubensbrüdern ist und bleibt zerschnitten. — Ganz besonders haben zwei Umstände dazu beigetragen, die Flamme unversöhnlicher Zwietracht zu nähren.

Zunächst die Fortsetzung des griechisch-bulgarischen Kirchenstreites. Die durch den Ferman vom März 1870 geschaffene Nationalkirche hatte anfänglich auf das heutige Fürstenthum Bulgarien, das damalige Vilayet Tuna, beschränkt werden sollen. Den türkischen Staatsmännern war indessen bedenklich erschienen, einer einzelnen, compact slawischen und von Rußland begünstigten Provinz, ein Privilegium zu ertheilen, das als Anerkennung der politischen Individualität derselben gedeutet und ausgebeutet werden konnte. Behufs Umgehung dieser Gefahr, war in dem Ferman gesagt worden, daß jede außerhalb Tuna's belegene, ganz oder theilweise aus Bulgaren bestehende Kirchengemeinde der neuen Nationalkirche zutreten dürfe, wenn zwei Drittheile der mündigen Gemeindeglieder sich für die Trennung von der griechischen Patriarchatskirche ausgesprochen hätten.

Gemeinden mit ganz oder theilweise bulgarischer Bevölkerung gibt es in Ostrumelien und in Macedonien zahllose, ohne daß irgend wo Feststellungen darüber getroffen worden wären, wer als Grieche und wer als Bulgare anzusehen sei und welcher dieser Rassen die Mehrheit angehöre. So lange zwischen diesen Provinzen und dem eigentlichen Bulgarien keine politische Grenzlinie bestand, mochte es von türkischer Seite als Gewinn angesehen werden können, wenn der nationale und kirchliche Hader die beiden Stämme in zwei feindliche Lager trennte: seit den Feststellungen des Berliner Congresses hat der kirchliche Streit sich dagegen in ein höchst wirksames Agitationsmittel für die slawisch-bulgarische Propaganda in den genannten Provinzen verwandelt. In Ostrumelien, wo die mit umfassenden Selbstverwaltungsrechten ausgestattete bulgarische Mehrheit das entscheidende Wort spricht, hat sich von selbst verstanden, daß die neue Nationalkirche zur herrschenden wurde; in dem türkisch gebliebenen Macedonien wird dagegen seit Jahr und Tag ein Kampf geführt, an welchem politisch-nationale und kirchliche Leidenschaften gleich starken Antheil haben. Die griechischen Bischöfe und Priester sind vom Patriarchate angewiesen, ihre Diöcesen um jeden Preis von der bulgarischen Ketzerei rein zu halten, und Abstimmungen zu Gunsten derselben nöthigenfalls mit Gewalt zu verhindern. In dem nämlichen Sinne sind die Pascha's und türkischen Beamten thätig, denen obliegt, das als Kenn-

zeichen großbulgarischer Gesinnung angesehene Bekenntniß zur neuen Kirche zu bekämpfen und ihren alten Verbündeten, den griechischen Clerikern, jeden irgend möglichen Vorschub zu leisten. Periodisch berichten aus dieser wenig bekannten Erdgegend stammende Zeitungs-Correspondenzen von blutigen Schlägereien der streitenden Theile, denen in der Regel durch türkische Truppen ein Ende gemacht wird und auf welche ebenso blutige Hinrichtungen folgen. „Duobus litigantibus gaudet tertius" — dieser tertius aber ist die allgegenwärtige römische Kirche. Für die von türkischen Beamten und griechischen Pfaffen mißhandelten bulgarischen Gemeinden gibt es nur ein Mittel, sich dem fanariotischen Kirchenthum zu entziehen, — den Uebertritt zur unirten Kirche. Gegen Anerkennung der päpstlichen Gewalt wird den Convertiten Gebrauch der nationalen Kirchensprache, Anstellung bulgarischer Geistlicher und außerdem der Schutz der beiden katholischen Großmächte Oesterreich und Frankreich zugesichert, und das ist Alles, was dieselben verlangen. Die Zahl der auf solche Weise für die Union gewonnenen Gemeinden ist so bedeutend, daß Rom zur geistlichen Pflege derselben zwei apostolische Vicare eingesetzt hat, deren erheblicher, von Frankreich unterstützter Einfluß für die Orthodoxen der beiden handelnden Rassen der Quell einer begreiflichen Unruhe ist.

Diesem, vornehmlich in Macedonien geführten Streite läuft ein anderer parallel. Sowohl in Bulgarien wie in Ostrumelien gibt es Städte und Dörfer, die vornehmlich von Griechen, bezw. von zu Griechen gewordenen bulgarischen Renegaten bewohnt werden. War es doch bis vor zwanzig Jahren nahezu Regel, daß die Aristokratie der Reichen und Gebildeten dieser Länder hellenische Sprache und hellenisches Wesen annahmen, um von Bauernthum und gemeiner Masse unterschieden zu sein. Bis zum Ausgang des vorigen Jahrzehnts herrschend, ist die griechische Minderheit in Folge der jüngsten politischen Umwälzungen in eine abhängige und gedrückte Stellung gerathen. Die allen religiösen Bekenntnissen verfassungsmäßig zugesicherte Freiheit hindert nicht, daß die bulgarische Mehrheit ihr Uebergewicht mißbraucht, den ehemaligen Bedrängern das früher erfahrene Unrecht mit Zinsen heimzahlt und zugleich für die in Macedonien geübten griechischen Gewaltthätigkeiten Revanche nimmt. Demgemäß ist die Stellung, welche der in Bulgarien residirende Legat des Patriarchen und die übrigen fanariotischen Geistlichen einnehmen, eine so schwierige und mißachtete, daß der Klagen darüber in der hellenischen und fanariotischen Presse kein Ende ist. Statt sittigend und bändigend zu wirken, spielt das zu leeren Aeußerlichkeiten herabgesunkene Kirchenthum der Balkanhalbinsel nur noch die Rolle eines politischen Reizmittels, das im Dienste der gefährlichsten Leidenschaften steht, und Jedermanns Hand gegen Jedermanns Hand in Bewegung setzt. Hinter die Beschäftigung mit der Frage, ob Griechen oder Bulgaren dereinst die Erbschaft der osmanischen Sultane übernehmen und Constantinopel zur Hauptstadt erhalten sollen, treten alle übrigen Fragen zurück, und vergessen Geistliche wie Weltliche die wichtigen Aufgaben, zu welchen sie berufen sind.

Der Schauplatz des Kampfes zwischen slawischen und griechisch-patriarchalischen Kircheninteressen hat sich inzwischen auch noch nach Nordwesten ausgedehnt. Als Oesterreich-Ungarn auf Grund der Bestimmungen des Berliner Congresses

zur Besitznahme Bosniens und der Herzegowina schritt, wurde von den Slawen des Kaiserstaates erwartet, der politischen Ablösung dieser Provinzen von Constantinopel werde die kirchliche folgen und dem Machtgebiet des ökumenischen Patriarchen abermals eine Einbuße bereitet werden. Schon wegen der zwischen Bosnien und Serbien bestehenden Sprach- und Rassenverwandtschaft lag die Annahme nahe, die Orthodoxen der beiden neuen Provinzen würden dem Nationalpatriarchen zu Karlowitz untergeordnet und durch diesen der drückenden Abhängigkeit von den griechischen Klerikern entzogen werden; außerdem gab man von Seiten des begehrlichen Königreiches Serbien zu verstehen, daß der geistliche Oberhirt dieses zu Oesterreich haltenden Staates gern bereit sein werde, sich der Glaubensgenossen in dem den Türken abgenommenen Nachbarlande anzunehmen. Daß auf diese letzte Zumuthung österreichischerseits nicht eingegangen wurde, konnte Niemanden Wunder nehmen: desto größer war die Ueberraschung, als Andrassy's Nachfolger, Herr von Haymerle, erklärte, an den kirchlichen Verhältnissen Bosniens und der Herzegowina solle vorläufig überhaupt nichts geändert und die Unterstellung derselben unter den Patriarchen von Constantinopel beibehalten werden. Um eine Erklärung für diese, den österreichisch-ungarischen Slawen bereitete Enttäuschung ist man in der politischen Welt keinen Augenblick verlegen gewesen. Den Pester Staatsmännern erschien bedenklich, der slawisch-orthodoxen Kirche Ungarns Hunderttausende neuer Mitglieder zuzuführen und dadurch den Einfluß des Nationalpatriarchen zu Karlowitz und die Ansprüche der ungarischen Serben zu nähren. Die türkenfreundlichen Ueberlieferungen der ungarischen Staatskunst wiesen auf Constantinopel und auf den Patriarchen hin, der als Wortführer griechischer Interessen an der Niederhaltung slawisch-nationaler Entwicklung interessirt ist. Zu hoher Befriedigung des Patriarchats, das sich bereits auf abermalige Verminderung seines Machtgebietes gefaßt gemacht hatte[1]), ist es bei dieser Entschließung bis heute geblieben. Zur Schürung russischen und slawischen Mißvergnügens über die österreichischen Erwerbungen von 1878 hat dieselbe erheblich beigetragen. Nachdem der Patriarch dem Wiener Cabinet gegen eine jährliche Baarzahlung rücksichtlich der Besetzung und Verwaltung der bosnisch-herzegowinischen orthodoxen Bisthümer freie Hand eingeräumt hat, geht die allgemeine Klage dahin, daß das erwähnte Abkommen lediglich im Interesse der katholischen beziehentlich unatischen Propaganda unter den rechtgläubigen Bosniern getroffen worden sei. Als Pioniere dieser Propaganda werden die von Alters her hochangesehenen Franciscaner von Serajewo, als Gehülfen derselben die katholischen Geistlichen Montenegro's bezeichnet, denen die vom Papste neuerdings gestattete Abhaltung slawischer Liturgien ein weites Gebiet des Einflusses eröffnet hat.

Wesentliches ist an dieser widerspruchsvollen Lage der kirchlichen Dinge im europäischen Osten auch durch den russisch-bulgarischen Conflict nicht geändert

[1]) Die Abtretung Cyperns an die englische Krone hat das Patriarchat nicht berührt, weil diese Insel seit dem 11. Jahrhundert vom byzantinischen Reiche und dessen Kirche unabhängig geworden war und sich zur Zeit der türkischen Eroberung unter einem eigenen Erzbischof vollständig „autokephal" constituirt hatte. — Die jonischen Inseln waren dem Patriarchate bei Gelegenheit ihrer Vereinigung mit Griechenland entzogen worden.

worden. Wohl hat es dem Patriarchate eine nicht geringe Genugthuung gewährt, daß die bulgarischen Ketzer noch vor Ablauf des zweiten Jahrzehnts ihrer kirchlichen Selbständigkeit mit den russischen Beschützern zerfallen sind — greifbaren Gewinn hat die griechische Sache von der bulgarischen Verwirrung indessen nicht zu ziehen verstanden. Der bulgarische Exarch in Constantinopel vermag allein an der russischen Botschaft einen Rückhalt gegen die Ränke und Feindseligkeiten des Fanariotenthums zu finden und steht aus diesem Grunde im Geruch der Russenfreundlichkeit. Er, sein bisheriger Delegat in Sofia, Clement und die meisten bulgarischen Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe sind dem Prinzen von Coburg abgeneigt, weil sie an dem katholischen Bekenntniß dieses Prätendenten Anstoß nehmen und weil der Gegensatz gegen den nächsten und gefährlichsten Feind, das Griechenthum, einen Anschluß an Rußland unvermeidlich erscheinen läßt. Lediglich auf Befehl des Sultans hat der Exarch den russenfreundlichen, mit Zankow in Verbindung stehenden Clement abberufen und durch einen minder anstößigen, wenn auch keineswegs anti-russischen Legaten, den Metropoliten Kyrill ersetzt (Februar 1888); an der Gesinnung des bulgarischen Clerus, der die Griechen allein mit russischer Hilfe niederhalten und aus Macedonien verdrängen zu können glaubt, ist auch dadurch nichts anders geworden.

Ziehen wir die Summe. Wie allenthalben in Europa haben auch im Orient die modernen nationalen Gegensätze die alten, auf kirchlichen Zusammenhängen beruhenden Alliancen verdrängt und durch neue ersetzt. Noch vor wenigen Jahrzehnten verfeindet, stehen Patriarch und hellenisches Königreich seit Erwachen der bulgarisch-slawischen Bewegung eng zusammen; zu ihnen halten die Millionen über die europäische und die kleinasiatische Türkei verstreuter Griechen, welche in der Bekämpfung des slawischen Elements ihre Lebensaufgabe sehen und aus diesem Grunde nicht anstehen, bei dem Halbmonde gegen die „Moskowiter" Dienste zu nehmen. Die Pforte sieht in ihren griechischen Unterthanen so schätzbare Bundesgenossen gegen den nordischen Nachbar und dessen Stammesbrüder, daß sie dieselben in zunehmendem Maße zu höheren Staatsämtern zuläßt und daß die frühere Begünstigung katholischer Interessen vor den griechischen im Schwinden begriffen ist. Die Ungeduld, mit welcher die Hellenen sonst dem Zusammenbruche der Pforte entgegensahen, hat in demselben Maße abgenommen, in welchem die Gefahr näher gerückt ist, den alten Feind durch einen neuen ersetzt zu sehen. Lieber fristet man die Türkenherrschaft ein Jahrhundert lang weiter, als daß man auch nur eine der für das byzantinische Kaiserreich in Anspruch genommenen Provinzen slawischen Usurpatoren gönnt. Das Patriarchat ist und bleibt die Centralstelle, an welcher die von einflußreichen griechisch-türkischen Beamten und Kaufleuten gesponnenen Fäden zusammenlaufen und mit den Netzen in Verbindung gebracht werden, welche das hellenische Königreich auf Kreta und den übrigen unter türkischer Herrschaft gebliebenen Inseln spinnt.

Die Meinung, als ob Förderung der griechischen Sache im Interesse Oesterreichs und der übrigen an Beschränkung des russischen Orienteinflusses betheiligten Mächten liegt, beruht nichtsdestoweniger auf einem Irrthum. Abgesehen von allem Anderen repräsentirt das hellenische Element wegen seiner den Slawen überlegenen Bildung und Einsicht eine Aristokratie: der Zug der Zeit ist aber

einmal ein demokratischer und die slawische Entwicklung eine wesentlich demokratische. Unzweifelhaft haben Einfluß und Ansehen Rußlands wegen der in Bulgarien begangenen Gewaltthätigkeiten und Mißgriffe erheblich verloren; unzweifelhaft steht die Mehrzahl der Bewohner Bulgariens augenblicklich im antirussischen Lager und hat das gegen den Prinzen von Battenberg geübte Verfahren die russischen Sympathien anderer süd- und westslawischen Stämme abgekühlt. Dennoch erscheint die gegenwärtig zwischen Befreiern und Befreiten herrschende Verstimmung als Episode, welche die einmal in Fluß gekommene Bewegung nicht aufzuhalten vermögen wird. Die Sache der Balkanslawen steht in ascendendo domo, die großbulgarische Idee hat ungleich stärkere Aussichten auf Verwirklichung als der großgriechische Kaisertraum. Möglich, daß der in Macedonien geführte griechisch-bulgarische Pfaffenkrieg vorläufig der weiteren Ausbreitung der Union mit Rom zu Gute kommt und daß dieser auch in dem österreichischen Bosnien weitere Fortschritte macht — möglich, daß es den Griechen gelingt, einen Theil ihres in slawisches Gebiet hineinverlegten Besitzstandes zu behaupten: das schließliche Ende wird trotzdem dieses sein, daß der größte und wichtigste Theil des Türkenreiches in slawisch-bulgarische Hände fällt; fraglich möchte in diesem Falle höchstens das Geschick der Hauptstadt und des Bosporus-Ufers bleiben, dessen Besitz von beiden Seiten als conditio sine qua non angesehen wird. Je heftiger nun der Kriegseifer der Streitenden sich entzündet, je nachdrücklicher die Griechen ihre Kräfte zusammennehmen, je eifriger sie Fühlung nach Westen suchen, desto näher wird ihren Gegnern liegen, sich noch einmal russischer Unterstützung zu versichern und den Zwist zu beendigen, der seit nächstens drei Jahren zwischen Sofia-Tirnowa und Petersburg-Moskau entbrannt ist, und den gesammten Welttheil in Mitleidenschaft gezogen hat. Daß augenblicklich von der großbulgarischen Zukunft des Fürstenthums nirgend ausdrücklich die Rede ist, fällt für die geschichtliche Betrachtung um so weniger ins Gewicht, als der Ausgangspunkt des Streites die Zuziehung Ostrumeliens zu Bulgarien gewesen ist. Was immer geschehen mag, — dem Krummstabe des ökumenischen Patriarchen werden die macedonischen und rumelischen Bulgaren sich ebensowenig fügen, wie dem türkischen Halbmonde, die schließlich beide überlebte geschichtliche Bildungen darstellen. Dieser verbündeten Gegner anders denn mit russischer Hilfe sich zu entledigen, haben die Südbulgaren aber auch im Falle dauernd behaupteter Selbständigkeit des Fürstenthums wenig Aussicht. Mindestens so lange keine der übrigen europäischen Mächte zu Gunsten des Südslawenthums die Initiative ergreift, wird dies im Kampfe mit Türken und Griechen liegende Südslawenthum seine Blicke immer wieder nach Nordosten richten müssen; etwaige westeuropäische Unterstützungen des Patriarchates könnten das um die slawischen Stammesgenossen geschlungene Band nur noch enger ziehen, als dasselbe bereits ist.

Eine deutsche Robinsonade.

(Insel Felsenburg.)

Von

Philipp Strauch.

Es spricht wohl nichts so sehr für die Popularität eines schriftstellerischen Erzeugnisses, als wenn der Name seines Verfassers vor ihm ganz in den Hintergrund tritt, ja in Vergessenheit geräth. Genug, daß wir ergriffen, entzückt werden, gleichviel woher, von wem es kommt. Wer kennt nicht den Don Quixote? auf die Frage nach seinem Verfasser möchte wohl Mancher im großen Publicum die Antwort schuldig bleiben. Und ist es mit dem Robinson etwa anders, bei dessen einfacher Namensnennung ein Stück holder Jugendzeit in uns auflebt? Wie klein ist der Kreis Derer, die etwas Näheres über seinen englischen Autor Defoe wissen, aus dessen Feder nicht weniger als 200 Werke hervorgegangen sind! Es wird auch heute noch, wo die Zahl der Kinderschriften sich so unglaublich im Vergleich mit früherer Zeit gemehrt hat — man denke nur an Goethe's Mittheilungen über seine Jugendlectüre in Dichtung und Wahrheit —, wohl behauptet werden dürfen, daß wir an Grimm's Märchen, den Erzählungen aus 1001 Nacht und am Robinson lesen lernen. Ein Pariser Gymnasiallehrer konnte sogar auf den sonderbaren, aber erfolgreichen Einfall kommen, einen lateinischen Robinson Crusoëus als erste Schullectüre herauszugeben!

Als im April des Jahres 1719 Defoe's Life and surprising adventures of Robinson Crusoe[1]) erschien, ein Werk, für das sein Verfasser nur mit Mühe einen Verleger fand (er erhielt 10 £ Honorar), war der Erfolg sofort entschieden. Freilich gab es schon vor Defoe abenteuerliche Reisebeschreibungen in großer Menge, keine aber wußte dauernd das Interesse zu fesseln. Während sie in seltsamen und wunderbaren Schilderungen, thörichten Fabeleien einander

[1]) Ueber Defoe und seinen Robinson vergl.: Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, 1[3], 291 ff., und desselben Vortrag: Robinson und die Robinsonaden, Berlin 1854. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans, S. 228 ff. O. Rüdiger, Alexander Selkirk in Hamburg in: Aus Hamburgs Vergangenheit, herausgegeben von Koppmann, erste Folge, S. 185 ff. E. Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. S. 129, 202.

überboten, besaß Defoe, ein Realist sonder Gleichen, die Kunst, das Wunderbare glaublich, das Phantastisch-Romantische natürlich erscheinen zu lassen. Hatten seine Vorgänger im besten Falle die Phantasie ihrer Leser angeregt, so gab Defoe dieser Erregung die Richtung auf das Höhere. Der ziellos in die Welt hinaus abenteuernde Robinson wird in Defoe's künstlerischer Behandlung zum Typus edlen Menschenthums, zum Verkünder jener hohen Lehre, nach der Gottvertrauen, Energie, Selbstzucht und verständiges Verwerthen der von der Natur uns mitgegebenen Fähigkeiten alle Schwierigkeiten zu überwinden vermögen, uns aus der verzweifeltsten Lebenslage befreien, ja selbst in ihr uns glücklich und zufrieden machen können. Hettner hat Recht, wenn er Defoe's Robinson eine Art von Philosophie der Geschichte nennt, insofern wir hier im Bilde noch einmal die allmälige und naturwüchsige Entwicklung des Menschengeschlechtes klar überschauen, und schon Rousseau hatte in oft citirten Worten Robinson als das erste Buch bezeichnet, das sein Emile lesen würde; er sah im Robinson die glücklichste Abhandlung über die natürliche Erziehung des Menschen.

Der Eindruck, den der Robinson sofort erzielte — mit ihm wurde die Poesie wieder der Natur zugeführt — war ein tief nachhaltiger. Es hieß, keine Wittwe sei so arm gewesen, sie hätte nicht wenigstens einen Pfennig täglich zurückgelegt, um sich später den Robinson zu verschaffen. Es gibt fast keine Sprache der Welt, in die der Robinson nicht übersetzt worden wäre; die Araber feiern ihn als die Perle des Oceans. Nirgends aber hat dieses Werk stärkeren Anklang, freudigere Aufnahme gefunden als bei uns in Deutschland, was schwerlich auf Zufall beruht. Aus der Zerrissenheit und Unfreiheit der politischen Zustände, wie sie noch lange nach dem 30jährigen Kriege fortdauerten, aus den Gegensätzen im täglichen Leben, das dem Volk durch harte Steuern und Cabinetsjustiz getrübt wurde, während an den zahlreichen kleinen und kleinsten Höfen, wo ein habsüchtig-übermüthiger Adel sich eingenistet hatte, Absolutismus im Stile eines Ludwig XIV. und tollste Verschwendung herrschte, flüchtete der deutsche Bürger in weltmüder Verachtung dieser wilden, jammervollen Gegenwart in die Ferne, erträumte sich Utopien, wo der Mensch durch keine Berührung mit der verderblichen Gesellschaft behindert, ganz sich selbst überlassen, zur reinen Natur zurückkehrt, weltentlegene glückselige Inseln, auf denen ein anderes Geschlecht in Einigkeit, Frieden und Gerechtigkeit sich selbst regierte. In der Robinsonidee verkündet sich leise der spätere Rousseau.

Von der ersten deutschen Uebersetzung, die 1719, also im Erscheinungsjahre des Originales, zu Frankfurt und Leipzig veranstaltet wurde, existiren drei Ausgaben aus diesem einen Jahre. Aus einem Zeitraum von 40 Jahren, bis zum Jahre 1760, vermögen wir, ganz abgesehen von den nahe verwandten Abenteurerromanen, den sogenannten Aventuriers, nicht weniger als 50 deutsche Robinsonaden nachzuweisen, die bald Ländern und Provinzen, bald Ständen und Gewerben das unterscheidende Merkmal für den Titel entnehmen[1]). Da gibt

[1]) Vergl. Reichard, Bibliothek der Romane 2 (1778), 145 ff.; 8 (1782), 261 ff. Koch, Compendium der deutschen Literaturgeschichte 2 (1798), 267 ff. Gräße, Trésor 2, 350 ff. Goedeke, Grundriß ²3, 262 ff. Haken, Bibliothek der Robinsone, 5 Bde., Berlin 1805—1808. H. F. Wagner, Robinson in Oesterreich, Salzburg 1886. Hettner a. a. O. 3, 1², 325 ff.

es einen amerikanischen, persianischen, maldivischen, einen italienischen, französischen, schwedischen, holländischen, biscajischen, nordischen, dänischen, isländischen, färöischen Robinson. Le Sage's Gil Blas mußte sich die höchst unnöthige Täuschung gefallen lassen, als spanischer Robinson dem deutschen Publicum angepriesen zu werden. Wir begegnen einem deutschen, sächsischen, niedersächsischen, schlesischen, thüringischen, schwäbischen, brandenburgischen, polnisch-preußischen, churpfälzischen, westphälischen, fränkischen, Leipziger und einem Harz-Robinson, sowie einem zu Wasser und zu Lande reisenden Robinson vom Berge Libanon. Oder wir finden einen geistlichen, einen Buchhändler Robinson, einen medicinischen, jüdischen, moralischen, gelehrten, unsichtbaren Träger dieses Namens. Ja sogar weibliche Robinsone tauchen auf, die die Verwandtschaft mit Grimmelshausen's Landstörtzerin Courage nicht verleugnen, moralisch aber entschieden noch tiefer als diese stehen. Die Jungfer Robinson, Robunse mit ihrer Tochter Robinschen, die europäische Robinsonetta, eine böhmische Robinsonin wären hier zu nennen. Lassen wir die zahlreichen Kinderbücher ganz bei Seite: die jüngsten Robinsonaden reichen bis in unsere Tage hinein, ich erinnere an des Münchener Mystikers v. Schubert Neuen Robinson (1848).

Der Werth aller dieser Robinsonaden ist äußerst gering. Ein Theil, der Zahl nach der kleinere, griff die lehrhaft pädagogische Seite des Originals auf und bildete sie weiter aus, wobei oft die nüchtern-platteste Lehre in langweilig trockener Darstellung sich breit macht. Nur jene Richtung, die später an Rousseau und dem von ihm ins Leben gerufenen Philantropinismus anknüpfte, hat Werke von bleibendem Werthe aufzuweisen; es gehört hierher z. B. Campe's allbekannte Bearbeitung (1779/80), von der im vorigen Jahre die 111. Auflage erschienen ist. Andere und zwar weitaus die Mehrzahl der genannten, frei erfundenen oder an geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse anlehnenden Nachbildungen legten den Schwerpunkt vorwiegend in die Erzählung, in die eigentliche Fabel, sanken aber, da ihnen die Kunst eines Defoe abging, nur zu oft wieder zum wundersüchtigen Reise- und Abenteurerroman herab. Defoe's glaublich-natürliche Darstellung wurde hier ins Ungeheuerliche, Unmögliche gesteigert, als neues Reizmittel noch ein lüstern-frivoles Element eingefügt, das nicht selten in Schmutz und Gemeinheit ausartete.

Insofern diese literarischen Ausstrahlungen des Robinson Abenteurerromane sind, führen sie den Namen Aventuriers, während die Robinsonaden im engeren Sinne sich in abenteuerlichen, meist persönlichen Reiseschilderungen ergehen; doch ist dies nur ein Unterschied des Namens, nicht der Sache. Der Aventurier wie die Robinsonade sind mehr oder weniger verwilderte Sprößlinge der spanischen novella picaresa, des Schelmenromanes, der bei uns in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Moscherosch's Philander von Sittewald, vor Allem aber in den simplicianischen Schriften Grimmelshausen's eine eigenartige und selbstschöpferische Fortbildung erfuhr. Die mannigfachen Nachahmungen, die der Simplicissimus noch im 17. Jahrhundert hervorrief, aufschneiderische und lügenhafte Reisebeschreibungen, denen durchaus die geschichtliche Darstellungstreue ihres Vorbildes abgeht, leiten wieder die Robinsonaden und Aventuriers des 18. Jahrhunderts ein, auf die gleichfalls noch jene Persiflage anwendbar ist, die Christian

Reuter in seinem genialen Schelmuffsky, Don Quixotes und Falstaffs würdigem Genossen, an des Simplicissimus Nachtretern geübt hatte.

Nur eine deutsche Robinsonade ragt bedeutsam aus der Masse „Lucianischer Spaß-Streiche, zusammengeraspelter Robinsonaden-Späne" hervor. Es ist die Insel Felsenburg, ein Buch, das mehr gelesen werden sollte, als es thatsächlich geschieht, obwohl wiederholentlich Versuche gemacht worden sind, das Interesse für dieses in vier starken Bänden 1731—1743 zu Nordhausen erschienene und oft gedruckte Werk[1]) wieder zu beleben. Es sei hier, älterer Bearbeitungen zu geschweigen, nur Tieck's Erneuerung (1828), seine Verwerthung durch A. von Arnim in seinem Wintergarten (1809), durch Oehlenschläger in seinen Inseln der Südsee (1826) erwähnt. Von unseren Literarhistorikern haben Hettner und neuerdings Adolf Stern im Histor. Taschenbuch (fünfte Folge, 10. Jahrgang, S. 319 ff.) in warmen Worten für die Insel Felsenburg plädirt. Koberstein und Vilmar nennen sie vorübergehend, aber mit Anerkennung; auch Scherer und Julian Schmidt in der Neubearbeitung seiner Geschichte der deutschen Literatur (1, 136) beurtheilen das Werk von einem höheren Gesichtspunkte aus, während Letzterer in seiner Geschichte des geistigen Lebens desselben mit keinem Worte gedacht hatte. Und doch darf gerade dieses Buch in einer Geschichte des geistigen Lebens unseres Volkes nicht unbesprochen bleiben, denn es ist eines der lehrreichsten des ganzen Zeitalters. Was der Simplicissimus für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, das ist die Insel Felsenburg für die erste, ja auch noch für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gewesen: ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes. Das deutsche Leben um und nach 1700 spiegelt sich nirgends klarer wider als in der Insel Felsenburg. Goethe nennt dieses Buch unter denen, die er in der Jugend gelesen, und erinnert sich desselben noch im Alter[2]). Anton Reiser[3]) (Karl Philipp Moritz), in ganz anderen Kreisen aufgewachsen, betont aus seiner Knabenzeit die starke Wirkung, welche die Insel Felsenburg auf seine Einbildungskraft ausgeübt habe. Aber auch heute noch vermag die Insel Felsenburg, bei ihrem Erscheinen „von unzähligen Lesern wohl aufgenommen", ein empfängliches Gemüth anzuziehen.

---

[1]) Der eigentliche Titel des ersten Theiles lautet, falls „dein Gehirne bei Erblickung des Titelblattes nicht schon mit widerwärtigen Vorurtheilen angefüllet" werden sollte, folgendermaßen: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, welcher in seinem 18ten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet und aus solcher Ehe eine Familie von mehr als 300 Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze angesammelt, seine in Teutschland ausgekundschaften Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres als in seinem hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt und vermuthlich noch zu dato lebt, entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne Monsr. Eberhard Julio, curieusen Lesern aber zum vermutlichen Gemüthsvergnügen ausgefertiget, auch par Commission dem Drucke übergeben von Gisandern." Der zweite Theil (1732) nennt sich „Fortgesetzte Geschichtsbeschreibung von Alberti Julii und seiner auf der Insel Felsenburg errichteten Colonien" u. s. w. Theil 3 und 4 zeigen, abgesehen von geringen Veränderungen, denselben Titel.

[2]) Hempel 20, 30; 19, 190 Nr. 876.

[3]) Seuffert's Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 23, S. 27, 32, 33.

Sehen wir uns den Inhalt des Werkes etwas näher an, ehe wir an seine Würdigung herantreten.

Der Robinson der Insel Felsenburg, Albert Julius, wurde am 8. Januar 1628 in Sachsen geboren. Frühe vaterlos, verlebt er in fremder Pflege eine wenig freudenreiche Jugend und gelangt, mannigfach in der Noth des großen Krieges vom Schicksal als ein zweiter Simplicissimus umhergetrieben, schließlich völlig von Mitteln entblößt nach Bremen, wo er die Bekanntschaft eines holländischen Adligen von Leuven macht, der sich seiner annimmt. Beide gehen im Jahre 1646 über Antwerpen nach London, und hier wird nun die Entführungsgeschichte einer jungen Engländerin, der schon seit längerem von Leuven geliebten und ihm heimlich angetrauten Tochter des Kaufmanns Plürs, eingeleitet und glücklich zur Ausführung gebracht, ohne daß Albert Julius, der dabei eine wichtige Rolle spielt, im Beginn weiß, um was es sich handelt. In Calais treffen die Liebenden zusammen und besteigen, begleitet von Albert Julius und einem in den Fluchtplan eingeweihten Bruder der Concordia Plürs, einen Ostindienfahrer, der sie nach Ceylon bringen soll. Nach Anfangs glücklicher Fahrt leiden die Reisenden in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung Schiffbruch, und nur Leuven und seine Concordia, Albert Julius und der Schiffscapitän Lemelie, ein Franzose, retten sich auf eine Sandbank, südwestlich von St. Helena. Leuven und Albert bergen so viel als möglich aus den naheliegenden Schiffstrümmern, während Concordia sich, wenn auch nur sehr allmälig, von den letzten Schrecknissen erholt, Lemelie zuerst den Verzweifelt-Mißvergnügten spielt, später aber fatalistisch die Dinge nimmt, wie sie sind. Er läßt die Anderen schaffen, um dann unaufgefordert an ihrem Gewinn sich zu betheiligen, er ißt, trinkt, raucht Tabak und vertreibt sich die Zeit mit Singen und Pfeifen.

Der Verfasser unterläßt nicht, uns mitzutheilen, glücklicherweise seien die ersten Nächte unter freiem Himmel dermaßen angenehm gewesen, als es in Sachsen die besten Sommernächte hindurch zu sein pfleget. Mit Hülfe eines Nachens, den die See mit anderem Schiffsgeräth aus dem Wrack an das Land getrieben hatte, recognosciren Albert und Leuven das unweit der Sandbank gelegene Felsgebirge, und da dasselbe ihnen besseren Schutz vor Wetters Unbill, auch Trinkwasser gewährt, veranstalten sie die Uebersiedlung dorthin. Aus dem Schiffe ist für längere Zeit genügender Proviant gerettet, auch Jagd und Fischfang geben Ertrag, bei dessen Zubereitung sich Lemelie als ein guter Kochkünstler erweist. Auf seinen Streifereien gelangt Albert eines Tages auf einen Felsgipfel, „allwo alle meine Sinnen auf einmal mit dem allergrößten Vergnügen von der Welt erfüllet wurden. Denn es fiel mir durch einen einzigen Blick die anmuthige Gegend dieser Felseninsel in die Augen, welche ringsherum von der Natur mit dergleichen starken Pfeilern und Mauern umgeben, und sozusagen verborgen gehalten wird. Ich weiß, daß ich länger als eine Stunde in der größten Entzückung gestanden habe, denn es kam mir nicht anders vor, als wenn ich die schönsten blühenden Bäume, das herumspringende Wild und andere Annehmlichkeiten dieser Gegend nur im bloßen Traum sähe". Albert steigt zu Thal und meint, „das schöne Paradies entdeckt zu haben, woraus vermuthlich Adam und

Eva durch den Cherub verjagt worden". Die Gefährten werden von ihm in diese neu entdeckte Gegend geführt, die übrigens nicht jetzt zuerst ein menschlicher Fuß betritt; vielmehr fehlt es nicht an Spuren früherer Bewohnung[1]). Da die Hoffnung auf Errettung von Tag zu Tag unwahrscheinlicher wird, so richtet man sich gottergeben — eine hochdeutsche und englische Bibel, aus dem Schiffbruch gerettet, spenden geistige Nahrung — den Verhältnissen gemäß ein, und es scheint, als sollte auf dem friedlichen Eiland nur ein friedfertiges und glückseliges Geschlecht walten können.

Allein auch dem Felsenburger Paradiese mangelt nicht die Schlange. Lemelie, in verbrecherischer Liebe zur Concordia entbrannt, wird auf der Jagd zum Mörder Leuven's, gibt aber vor, Leuven sei von einem Felsen herabgestürzt. Vergeblich sucht er Concordia, die gesegneten Leibes ist, zu bereden, seiner Liebe Gehör zu schenken. Als er eines Abends gewaltsam seinen Willen durchsetzen will, kommt Albert der bedrängten Concordia zu Hilfe, Lemelie sucht sich des unbequemen Gegners zu entledigen, verwundet ihn, verletzt sich aber dabei selbst tödtlich, indem er in der Dunkelheit in Albert's Stilet hineinrennt. Sterbend gibt er eine Schilderung seines verruchten Lebens, offenbart sich mit teuflischer Lust als Leuven's Mörder und beschleunigt, da ihm der Tod nicht schnell genug eintritt, selbst sein Ende auf gewaltsame Weise. Die nun folgende Darstellung der Niederkunft Concordia's in der Einsamkeit, bei der der noch nicht neunzehnjährige Albert Julius das Amt einer Bademutter versieht, ist durchaus keusch gehalten, noch zarter und züchtiger aber empfunden, wie der ununterbrochene Verkehr mit der jungen Wittwe im Herzen des Jünglings, der ihr Beschützer und Beistand, ihr Freund und Mitwohner ist, an ihrem Kinde Vaterstelle vertritt, die heißeste Liebe, das glühendste Verlangen nach ihrem Besitze erweckt. Aber dieser fühlt sich durch den in schwerer Stunde geleisteten Eid, ihr nie mit anderen als freundschaftlichen Gefühlen zu nahen, gebunden, und diesen Schwur wird er niemals brechen. Er sucht Trost in der Beschäftigung mit Concordia's kleiner Tochter, die er wie sein eigenes Kind hütet. Nur wenn er allein ist, übermannt ihn das innere Leid. Den Felsen klagt er im Zitherspiele oder im Liede seinen Liebeskummer, bis Concordia, der seine Melancholie nicht verborgen geblieben war, an seinem 20. Geburtstag sich selbst ihm in einem Briefe anträgt, denn er hat durch seine „reine und herzliche Liebe auch ihr Herz aufs neue empfindlich gemacht". Nicht ohne Rührung verfolgen wir die Ceremonien, unter denen die Trauung der beiden ganz auf sich angewiesenen Liebenden vollzogen wird, wie die Neuvermählten die drei ersten Nächte nach dem Vorbilde des jungen Tobias in frommem Gebet verbringen, wie sorgfältig und gottesfürchtig dann später die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder erzogen werden,

[1]) Die Lebensgeschichte des ersten Robinson's auf Felsenburg ist als Anhang dem ersten Theile der Felsenburger Geschichten beigegeben. Held dieser Erzählung ist der Spanier Don Cyrillo de Valaro (1475—1606), dessen Gebeine Albert Julius in einer Höhle zugleich mit ungezählten Schätzen findet. In die Darstellung, die sich als Uebersetzung der lateinischen Autobiographie des Cyrillo ausgibt, sind die Fahrten der Conquistadoren Alonso de Hojeda und Diego de Nicuesa, die zur Entdeckung der Südsee führten (1509—1513), eingeschoben. Vergl. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 322 ff., 340 ff.

wobei das religiöse Element mit Vorliebe vom Verfasser betont wird. Dem idyllischen Leben, an dem auch die Thierwelt Theil nimmt, erwächst erst Gefahr mit dem Augenblick, als die Kinder heranwachsen und die Eltern bei dem eigenen Geschlecht künftige Blutschande besorgen müssen. Doch auch hier kommt Hülfe von oben, indem einige nach und nach von Schiffbrüchen gerettete oder sonst durch günstigen Zufall der Insel Felsenburg aus den verschiedensten Ländern Europa's zugeführte Menschen mit den Kindern und Kindeskindern des Albert Julius Ehen eingehen.

Es entsteht so ein patriarchalisches Gemeinwesen, geleitet von seinem Stifter Albert Julius, der als souveräner Herrscher, als theokratischer Monarch auf der Albertsburg herrscht, ohne jedoch in seiner Lebensweise irgendwie von der seiner Unterthanen abzuweichen, die ihn als Altvater wie einen Heiligen verehren. Die Söhne und Schwiegersöhne, die mit dem Eingehen der Ehe den Julius'schen Geschlechtsnamen annehmen, sind selbst wieder Vorstände eines kleineren Raumes, ihrer engeren Familie, und walten des ihnen vom Altvater übertragenen, ihrer Befähigung angepaßten Amtes. Als sich bei zunehmender Vermehrung und Ausdehnung der Mangel an gelernten Handwerkern empfindlicher geltend macht, wird im Jahre 1724 — Albert Julius ist damals bereits ein sechsundneunzigjähriger Greis — ein Felsenburger, ein deutscher Capitän, auf selbstgebautem Schiffe nach St. Helena, von da weiter nach Europa geschickt, um verschiedene nöthige Gegenstände, namentlich aber erprobte, gutbeleumundete Handwerker, sowie einen Geistlichen von dort mitzubringen. Auch soll dieser Capitän Nachforschungen anstellen, wer in Europa noch von des Albert Julius Blutsverwandten lebe, und wenn möglich einen derselben zur Ueberfahrt nach Felsenburg veranlassen, damit Albert Julius demselben noch vor seinem Ende einiges von seinen zum Theil von dem ersten Bewohner der Insel herrührenden und durch ihn aufgefundenen Schätzen zuwenden könne. Auf Felsenburg sei dergleichen ja werthlos und unbrauchbar. Auf diese Art erhält die Insel zuerst einen, dann noch einen zweiten und dritten Seelsorger, und außerdem Vertreter der wichtigsten Gewerbe, denen sich später weitere hinzugesellen. Sogar ein Perrückenmacher findet auf Felsenburg Aufnahme, wenn auch nur aus Mitleid und nicht um seines Gewerbes willen, da, wie es heißt, für jenes Geschäft auf Felsenburg keine Verwendung sei. Bei den zahlreichen Ehen, wie sie im weiteren Verlauf der Erzählung geschlossen werden, bleibt der Grundsatz, daß der eine Theil der Ehegatten stets aus dem Geschlechte des Altvaters stammen müsse, streng gewahrt. Nachdem es dem Altvater noch beschieden worden, seinen Urgroßneffen, den Leipziger stud. jur. Eberhart Julius, und später auch dessen Vater und Schwester kennen zu lernen, stirbt er im Alter von 102 Jahren am 8. October 1730, und die Herrschaft geht auf seinen Sohn Albert Julius II. über, doch hat der Altvater in einem ausführlichen Testamente seiner Gemeinde besondere Vorschriften hinterlassen, denen zufolge sein Nachfolger nicht als souveräner Fürst regieren, sondern dessen Macht durch „das Ansehen und Stimmen noch mehrerer Personen eingeschränkt" sein soll.

Die Hauptmomente in der Besiedelungs- und Entwicklungsgeschichte des Staates Felsenburg dürften hiermit verzeichnet sein. Ist auch der Inhalt der

vier starken Bände mit mehr als 2200 Seiten durch obige Mittheilungen noch lange nicht erschöpft, so können wir uns doch an dem Gegebenen einstweilen genügen lassen, da alles Andere nur zur weiteren, doch durchaus nicht immer überflüssigen Ausschmückung dient.

Vergleichen wir die Insel Felsenburg mit ihrem wenn auch nicht unmittelbaren englischen Vorbild, so fällt eines sofort in die Augen. Im englischen Robinson, der aus reiner Abenteuerlust sein wohlhabendes Elternhaus verläßt, zur See geht und schiffbrüchig, an eine Insel geworfen, sich auf dieser mit den geringsten Hilfsmitteln schließlich wohnlich einzurichten weiß, bleibt doch stets der Wunsch nach der Heimath rege. Er verlernt nicht die Ausschau nach dem errettenden Schiff und kehrt später froh nach England zurück, seine Insel unsicheren Händen überlassend; ja diese fällt alsdann der früheren Wildheit anheim. Robinson betrachtet seine Inseleinsamkeit, so sehr auch sein erfinderischer Sinn sie zu beleben sucht, im letzten Grade als ein nothwendiges Uebel, mit dem er sich so gut es geht zurechtfinden muß. Die Heimath, von der er in jugendlichem Uebermuth sich losgesagt, erscheint ihm als das Wünschenswerthere, ohne daß gerade Heimweh, wie wir es in der Ferne empfinden, mächtiger in ihm laut würde. Defoe's Robinson ist Engländer: eine praktisch-vernünftige, im Grunde religiöse Natur, aber frei von Sentimentalität, wenigstens kommt diese in der Darstellung nicht oder doch nur sehr vorübergehend zum Ausdruck. Ganz anders der idealistische deutsche Robinson Albert Julius! Bei ihm ist Sentimentalität der Grundzug seines Wesens, wie denn der Robinsonbegriff überhaupt für ein deutsches Gemüth von vorneherein nicht ohne Sentimentalität denkbar ist. Es kann demnach auch nicht auffallen, daß schon ein halbes Jahrhundert vor Defoe die Robinsonidee in unserer Literatur (bei Hohberg, Grimmelshausen, Happel) auftaucht. Dem schon in früher Jugend durch die widrigen Zeitverhältnisse in der Welt herumgestoßenen Albert Julius wird die Insel Felsenburg zum Ort des Friedens und des Glückes, den er nie wieder zu verlassen gewillt sein kann, denn nur hier weiß er sich wohl, und nicht anders ergeht es den übrigen Felsenburgern. Hier ruht ein Jeder von den Stürmen aus, die sein Leben bisher bewegten. Aller Streit kommt hier zum Schweigen. Die Insel Felsenburg ist ein Eldorado europamüder Menschen. Der Unruhe vergangener Zeit gedenkend, ist es ihnen auf dieser Insel „wie ein schöner stiller Abend nach dem Gewitter, wo die Leidenschaften nur noch als leise Blitze fern am Horizonte zucken". Keinen Augenblick zweifelt Albert Julius, ob jene Handwerker, die er in Europa anwerben lassen will, auch die Fahrt übers Meer antreten würden. Manchem armen Europäer, meint er, der sein Brot nicht wohl finden könnte, würde der Aufenthalt auf Felsenburg zum ruhigen Vergnügen gereichen. Auf diesem Eiland gibt es keine Armuth. Auf ihm, „dem Ruheplatz redlicher Leute", sind im Gegensatz zu Europa „die Tugenden in ihrer angeborenen Schönheit anzutreffen, hergegen die Laster des Landes fast gänzlich verbannt und verwiesen". Gegen die europäische Gesellschaft müsse mit Ekel erfüllt werden, wer auch nur eine kurze Zeit unter den glücklichen Bewohnern dieses „irdischen Himmelreiches" geweilt habe. Weil die Insel alles Nöthige im Ueberfluß gewährt — sie wird an einer Stelle geradezu Canaan genannt —, so

sind ihre Bewohner vor dem Fluche des Geldes gefeit. Gold und Silber, Perlen und andere Kostbarkeiten, die der Boden, das Meer mannigfach bergen oder sonst durch Zufall auf Felsenburg sich angehäuft haben, werden hier für nichts geachtet, wo Unterwerfung unter die Bedingungen der Natur das erste, aber zugleich auch einzige Gesetz ist.

Wir Felsenburger sind
Die Reichsten auf der Welt.
Das macht, wir lassen uns begnügen
Mit dem, was unser Feld,
Wald, Fluß und See zur Nothdurft reicht.
Hier weht kein seichter Wohllust Wind.
Hier kann so leicht kein eitler Wahn betrügen.
Hier wird die schwerste Arbeit leicht.
Hier ist ein irdisch Paradies.
Hier schmeckt, was Andern bitter scheint,
Recht Zucker-süß.
Hier wird der Name Freund
Mit Ernst und Wahrheit ausgesprochen.
Hier ist ja ja und nein ist nein.
Hier wird durch falschen Schein
Kein zugesagtes Wort gebrochen.
Hier hört man nicht von Grenz- und anderm Streite.
Denn kurz gesagt: wir sind vergnügte Leute.

Die Insel Felsenburg ist also nicht nur ein Robinsonroman. Ihr Verfasser bezweckt mit der überkommenen Scenerie eine andere erweiterte Tendenz, eine Vertiefung des Problems: indem er seinem Albert Julius ein Weib an die Seite stellt, das ihn zum Vater und Oberhaupt eines zahlreichen Geschlechtes macht, hat er die Robinsonidee mit der des Staatsromanes verknüpft. Die Insel Felsenburg ist kein Schlaraffenland, denn nur der Arbeitsame wird auf ihr geduldet, aber sie zeigt doch verwandte Züge mit jener Romangattung, die wir nach des Thomas Morus Insel Utopia zu nennen gewohnt sind. Das Dasein, dessen sich die Felsenburger erfreuen, trägt in seiner detaillirten Ausmalung einen patriarchalisch-absolutistischen Charakter, sehr ähnlich demjenigen, den nicht viel später Simon Berington in seinen Denkwürdigkeiten Gaudentio's von Lucca[1]) schildert. Nach des Albert Julius Tode wird die Felsenburger Regierungsform zu einer Art constitutionellen Staatswesens erweitert, insofern dem Oberhaupte ein Senat beigegeben ist, bestehend aus den neun Vorständen der einzelnen Pflanzstädte, deren jedem wieder drei Beisitzer und zwar ein Felsenburger und zwei Europäer zugetheilt sind. Die Wahl der letzteren entscheidet ihre geistige

[1]) Vergl. R. v. Mohl, Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, 1 (1855), 194 ff. Mohl hat bei seiner Besprechung der Staatsromane die Insel Felsenburg absichtlich übergangen, weil sie seiner Meinung nach nicht unter den Begriff des Staatsromanes falle. Allein abgesehen davon, daß dieser Begriff ein fließender ist, wie gerade aus den von Mohl besprochenen Werken hervorgeht — und was haben denn die Denkwürdigkeiten Gaudentio's von Lucca vor der Insel Felsenburg voraus? —: schon der Umstand, daß diese sich als einziges Werk in deutscher Sprache zu so manchen englischen und französischen gesellt, daß sie ein conservatives Staatsideal gegenüber den überwiegend demokratischen Utopien der Ausländer hinzustellen sucht, hätte ihre Erwähnung wünschenswerth gemacht.

Fähigkeit, nicht das Alter. Als ständige geheime Räthe fungiren ferner sechs durch ihre Verstandesgaben besonders ausgezeichnete Männer, unter ihnen der Groß- und Urgroßneffe des Albert Julius, während im Kirchen- und Schulwesen drei bewährte Geistliche frei und unumschränkt walten, und Fluch dem, der sich ihren löblichen Unternehmungen widersetzt. Heilsame Gesetze und Ordnungen sollen von den Aeltesten mit Hinzuziehung der Geistlichen gegeben und strenge beobachtet werden, denn wie ins Paradies, so könne auch auf diese Insel sich der Satan einmal in zukünftiger Zeit einschleichen. Durch diese letztere Bestimmung und die gleichzeitig zum Ausdruck gebrachte Befürchtung gewinnt die Felsenburger utopische Staatsidee entschieden an Glaubhaftigkeit.

Aber nicht nur mit utopistischen Zügen hat der Verfasser der Insel Felsenburg seine Robinsonade ausgestattet, sie hat auch Manches mit den simplicianischen Schriften gemein. Es ist bekannt, daß unser deutscher Simplicissimus als Robinsonade ausklingt, indem der aus einem Waldbruder auf seine alten Tage wieder zum Wallbruder gewordene Simplicius auf einer Fahrt nach St. Jago Schiffbruch leidet und auf eine paradiesische Insel gelangt, die zu verlassen er später, als Erlösung ihm winkt, in philosophischer Resignation verschmäht. Grimmelshausen's Werk gab gewiß ebensowenig wie Defoe's Robinson die unmittelbare Anregung zur Insel Felsenburg, aber die Mannigfaltigkeit bunter Lebensläufe, wie sie die ersten Colonisten und die von außen eingewanderten Inselbewohner durchgemacht haben, sie erinnert uns auf das lebhafteste an die Kreuz- und Querzüge eines Simplicissimus. Die der Rahmenerzählung eingefügten und einen breiten, ja zu breiten Raum füllenden Lebensgeschichten der Felsenburger Aventuriers — der zweite Band ist fast ausschließlich ihnen gewidmet — sind doch durchaus kein unnöthiges Beiwerk; vielmehr wird gerade hiermit eine künstlerische Wirkung erzielt, wenn auch vielleicht unbewußt, da der Verfasser jedenfalls in erster Linie die Absicht gehabt haben wird, seine Leser anziehend zu unterhalten. Um wie viel wärmere Theilnahme aber wird in uns für jene Gemeinschaft friedebeseligter Menschen auf Felsenburg erregt, wenn wir gleichzeitig aus ihrem eigenen Munde bis ins Kleinste über ihr früheres, unruhvolles Leben Kunde erhalten. Zudem gewähren uns diese Lebensbeschreibungen lehrreiche Einblicke in die damaligen gesellschaftlichen Zustände und Gewohnheiten unseres Vaterlandes. Das sind Bilder aus deutscher Vergangenheit. Aber freilich, diese Bilder, die sich vor uns entrollen, sind wenig erfreulich, insofern sie uns mit erschreckender Wahrheitstreue vor Augen führen, wie traurig es noch im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts unter den Nachwehen des 30jährigen Krieges mit unseren socialen Verhältnissen stand. Man überzeugt sich ungern, daß damals weitaus überwiegend deutsches Leben noch ungefestigt war. Unsicherheit herrscht überall, im privaten wie im öffentlichen Verkehr, im Hause und auf der Landstraße. Während dem Höherstehenden Alles erlaubt ist, wagt der Unbemittelte schon gar nicht, gegen Eingriffe in seine Rechte Protest zu erheben, denn er weiß von vornherein, daß sein Bemühen vergeblich. Aemter werden nach Gunst und Gnade vergeben. Die Rechtspflege ist lahm gelegt durch Denunciantenthum, schlaue Advocaten und Bestechlichkeit sowohl der Zeugen wie des Richterstandes. Industrieritter, catilinarische Existenzen mannigfachster Art feiern goldene Tage

und nutzen die adligen wie die bürgerlichen Kreise nach Kräften aus. Da sind, von Dieben und Mördern gar nicht zu reden, bankerotte Kaufleute und ungetreue Vormünder, Kriegsgurgeln und verdorbene Studenten, liederliche Präceptoren, die, statt ihre Pfleglinge zu unterrichten, es mit deren Mutter halten, scheinheilige Buchdrucker, die officiell nur fromme Waaren vertreiben, unter der Hand aber die gröbsten Zoten drucken und zu Schleuderpreisen absetzen, die alle Concurrenz ausschließen, rauflustige Handwerker, Kirchenräuber und verbrecherische Wirthe, „hölliſche Gastwirthe und verteufelte Zunftgenossen", wie der Verfasser sagt, Wüstlinge, Goldmacher, Schatzgräber und andere Quacksalber, betrügerische Spielhalter, Falschmünzer u. s. w. u. s. w. In den einzelnen Gesellschaftsklassen liegen die stärksten Contraste nahe bei einander. Wir finden einen Adel, der einerseits widernatürlich ausländische Sitte nachahmt, sich mit steiffster Etiquette umgibt, auf der anderen Seite aber sich durchaus unfertig in seiner Bildung, roh und ungezügelt in seinen Begierden, ja brutal zeigt; ihm gegenüber ein von Haus aus biederes, arbeitsames, doch unfreies, von der Leitung des Staates noch so gut wie ganz ausgeschlossenes Bürgerthum, das nur schwer im Kampf ums tägliche Brot sich zur Lebensfreudigkeit durcharbeitet, weit häufiger eingeschüchtert in elender Kleinstädterei die Tage verbringt, oder aber bei auskömmlicheren Verhältnissen in Nachäffung der höheren Stände, in deren Luxus und Zügellosigkeit sich gefällt, was dann abermaliges Verarmen oder völligen Untergang im Gefolge hat. Der Familiensinn ist wenig entwickelt, leicht lösen sich die Bande, wenn die Noth es erheischt oder Rohheit des einen Theiles längere Gemeinschaft unerträglich macht. Wir sehen Eltern ihre Kinder verlassen oder wie diese sich einer brutalen väterlichen Behandlung oder einer herzlosen Pflegemutter durch die Flucht entziehen.

Kein Wunder, wenn aus dieser dumpfen Atmosphäre die Menschen sich herausſehnten und bereitwillig mit unserem Verfasser dem Felsenburger Friedensasyle zusteuerten; wie denn thatsächlich mehr als ein junger Mensch von diesem mit so kräftiger Lebendigkeit dargestellten Ideal verleitet worden sein soll, seine Verhältnisse aufzugeben und auf abenteuerliche Weise wenn möglich die glückliche Republik des Altvaters Julius in der Ferne aufzusuchen.

Wer aber ist denn nun eigentlich der Verfasser der Felsenburger Geschichten? Diese Frage wird mancher meiner verehrten Leser vielleicht schon lange im Stillen aufgeworfen haben. Ich darf hier an meine einleitenden Worte erinnern und hinzufügen: das vorige Jahrhundert ließ sich allein an dem Inhalte der Robinsonade genügen, für den pseudonymen Verfasser zeigte es wenig Interesse, und bis auf unsere Tage hat es nicht gelingen wollen, außer einigen dürftigen Nachrichten, Näheres über die Lebensschicksale Gisander's zu ermitteln, denn so nennt sich Derjenige, der die „Wunderlichen Fata einiger Seefahrer par Commission dem Drucke" übergab. Wir wissen aus anderen Schriften desselben Autors, die mit vollem Rechte jetzt im Schoße der Vergessenheit ruhen und für sich gewiß nie der literarhistorischen Forschung größere Theilnahme einflößen würden, daß unter dem Namen Gisander sich ein Johann Gottfried Schnabel verbirgt, der um 1690 geboren wurde, eine gelehrte Erziehung genossen haben muß und in den Jahren 1708—12 in unmittelbarer Nähe des Prinzen Eugen von Savoyen, dessen Helden-

thaten er später (1736) panegyrisch beschrieb, die drei Campagnen in den spanischen Niederlanden mitmachte. Der junge Schnabel führte während des Feldzuges ein regelmäßiges Tagebuch und war glücklich, vom Prinzen Eugen „zum öfteren mündliche Ordres zu erhalten". Unbekannt ist, wie sich sein weiteres Leben bis zum Jahre 1731 gestaltete. Vermuthlich war es dem ähnlich, welches Schnabel's Zeitgenosse David Faßmann (1683—1749), der bekannte Scribent und spätere Hofnarr Friedrich Wilhelm's I., anfangs führte. 1731 taucht Schnabel in Stolberg am Harz auf, um hier das „gantz in Decadençe gekommene Stolbergische Zeitungs-Wesen wieder empor zu bringen und fort zu setzen" im Auftrage des dortigen Grafengeschlechtes, aber, wie es scheint, auf seine eigenen Kosten. Schnabel mußte sich seiner „entbehrlichsten Meubles um halb Geld" entäußern, „um die angenommenen Bothen zu soulagiren und gleich anfänglich bey dem gantzen Wercke eine gute Ordnung zu stiften". Obwohl er viel Aerger und pecuniären Schaden durch betrügerische Agenten und Boten, sowie durch unregelmäßig oder „in Batzen oder andern devalvirten Münzsorten" zahlende Abonnenten erfuhr, hatte er doch „dem gemeinen Sprichworte nach aus der Hand ins Maul" und konnte sich nebst seiner Familie „davon, obschon zuweilen etwas kümmerlich, ernähren". Gleichzeitig fungirte er als Büchercommissionär und Lotteriecollecteur. Die vom 30. Juli 1731 bis Ende 1738 zuerst ein Mal, dann seit dem 2. April 1733 zwei Mal wöchentlich ausgegebene „Stolbergische Sammlung Neuer und Merckwürdiger Welt-Geschicht", von der sich auf der gräflichen Bibliothek zu Stolberg ein vollständiges Exemplar erhalten hat, „ragt in ihrem inneren Werthe weit über ein heutiges Provinzialwochenblatt hervor" und schon ein flüchtiger Blick in dieselbe lehrt, daß der Herausgeber, der im Jahre 1737 zum gräflichen Hofagenten avancirte, „nicht mit der Schere, sondern mit der Feder arbeitete, sich die Mühe nicht verdießen ließ, den ganzen Stoff, der ihm zu Gebote stand, nach seiner Weise umzuarbeiten und für den Leser anziehend zu gestalten". Immerhin wird seine Hoffnung, die Sammlung könne auch noch in künftigen Zeiten als ein passables Historienbuch angesehen werden, eine trügerische gewesen sein. Adolf Stern hat in seiner Eingangs erwähnten Studie über den Dichter der Insel Felsenburg Schnabel als Redacteur jener politischen Zeitung anschaulich charakterisirt, worauf hier verwiesen werden mag. Nachgetragen zu werden verdient, daß Schnabel gelegentlich in der Lage war, Originalberichte zu bringen und zwar aus der Feder seines Sohnes Johann Friedrich, der im Jahre 1737 sechzehnjährig den von Oesterreich und Rußland geführten Türkenkrieg mitmachte, vermuthlich in Diensten des in jenem Feldzug gefallenen Stolberger Grafen Gottlob Friedrich. Als die Zeitung mit dem Jahre 1738 zu erscheinen aufgehört hatte, blieb Schnabel einstweilen in Stolberg; wenigstens datirt die Vorrede zum vierten und letzten Bande seiner Felsenburger Geschichten: „Raptim an der Wilde" (dem Flüßchen, an dem Stolberg gelegen ist) „den 2. December 1742". Das ganze Werk entstand mithin während des Stolberger Aufenthaltes, der einzigen hellen Epoche im Leben des Verfassers. Mit dem Jahre 1750, in welchem ein anderer[1]) Gisandern zugeschriebener Roman

[1]) Der aus dem Mond gefallene und nachhero zur Sonne des Glücks gestiegene Printz oder Sonderbare Geschichte Christian Alexander Lunari alias Mehmet Kirili und dessen Sohnes

veröffentlicht wurde, brechen die Nachrichten über unseren Autor ab. Wir wissen nicht, wo und wann er sein gewiß bewegtes Leben beschlossen hat. Daß er aus Sachsen stammte, geht aus seinem Wortschatz, gewissen Reimbindungen der in den Text eingestreuten Verse, sowie sonst aus manchen gelegentlichen Bemerkungen in seinem Hauptwerk mit Sicherheit hervor. Er spricht von den „guten Sachsen", ihrem „weltberühmten", „galanten" Leipzig mit seinem „angenehmen Rosenthal" und preist, wie schon angeführt worden ist, die schönen Sommernächte in jenem Lande. Wenn er die Felsenburger so „feines Hochdeutsch" reden läßt, „als ob sie geborene Sachsen wären", so bekennt sich Schnabel damit zum Anhänger jener im 17. und 18. Jahrhundert allgemein gebilligten Meinung von der Meißner Mundart als dem besten Deutsch; als nicht minder beweiskräftig für die sächsische Heimath wird man erachten dürfen, daß die Felsenburger bei ihren Zusammenkünften sich mit Vorliebe an einem „Caffee-Schälchen" oder einer „Kanne Caffee" delectiren. Endlich aber erscheint es bei einem Sachsen und Zeitgenossen des ersten und zweiten Friedrich August am ehesten begreiflich, wenn er die politischen und socialen Verhältnisse der Gegenwart in schwarzen Farben malt, obwohl auch im übrigen Deutschland in dieser Beziehung noch viel zu wünschen übrig blieb. Es ließen sich zu dem mit Leichtigkeit für ein gut Theil der in Schnabel's Colonisten-Erzählungen behandelten Ereignisse authentische Parallelfälle beibringen, und zwar aus seiner eigenen Zeitung, insbesondere aus deren ständiger Rubrik „Sonderbare" sc. Nachrichten, die verzeichnen, was unsere heutige Presse unter den Titeln „Lokales", „Verschiedenes" zusammenzutragen pflegt.

So dürftig es mit unserer Kunde über Schnabel's Leben bestellt ist: auch in ihm selbst stecki etwas von der Simplicissimusnatur, die seinen Geisteskindern, jenen schließlich auf Felsenburg ausruhenden Aventuriers, innewohnt. Die Lust nach Abenteuern ist es, die ihn vermuthlich dem Universitätsstudium, von dem er ein ebenso anschauliches Bild wie vom damaligen Schul- und Unterrichtswesen überhaupt zu geben weiß, Valet sagen, den Hörsaal mit dem Kriegsschauplatz vertauschen läßt und in die Nähe des gefeierten Prinzen Eugen bringt, an dessen Bilde schon das lesen lernende Kind, wie uns Schnabel selbst erzählt, sich den großen Buchstaben E eingeprägt hatte. Der spätere Scribent verräth sich bereits in dem Tagebuch führenden jugendlichen Abenteurer. Gewiß hat Schnabel in den Jahren, in denen uns seine Lebensspur verdunkelt ist — 1720 war er bereits verheirathet —, ein gut Stück von der Welt kennen gelernt; nur auf diese Weise war es möglich, sich ein so ausgedehntes Beobachtungsgebiet zu schaffen, wie wir es thatsächlich bei ihm verwerthet finden. Er ist ein vielseitig unterrichteter Mann. Er hat aufmerksam das Leben betrachtet, wie es sich täglich in den verschiedensten Berufsarten, sei es im Kaufmanns-, Handwerker- oder Soldatenstande, abspielt, er hat das Volk auf den Märkten, in der Herberge aufgesucht, mit ihm in all' seinen mannigfachen Schattirungen verkehrt. Aber Schnabel gebietet auch über gelehrtes Wissen: seine historischen Kenntnisse

Francisci Alexanders. Aus einem von hohen Händen erhaltenen, etwas verwirrten Manuscript nicht nur Staats- und Kriegsverständigen, sondern auch andern curieusen Lesern zum Plaisir überschicket und ausgefertiget durch Gisandern, welcher die Felsenburgische Geschichte gesammlet hat. Frankfurt und Leipzig 1750.

sind für damalige Ansprüche nicht unbedeutend, er zeigt sich mit medicinischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen Fragen vertraut, eingeweiht in die Geheimnisse der Alchymie und Astrologie, freilich auch als echtes Kind seiner Zeit noch tief in Aber- und Gespensterglauben befangen.

Zeit- und Culturbilder, an die Gegenwart anknüpfend, von einem beweglichen, kenntnißreichen und welterfahrenen Manne mit sicherer Hand entworfen, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Wie mancher von Schnabel's Zeitgenossen mag in den Biographien der Felsenburger Colonisten seinen eigenen Lebenslauf mehr oder weniger zutreffend wiedergefunden haben! Ja auch heute noch läßt der frische, lebensvolle Ton, den Schnabel's Darstellung gerade in diesen Partien anschlägt, den Leser nicht ohne Spannung und Theilnahme den bunten Schicksalen dieser Menschen folgen. Zweifellos hat Schnabel häufig aus fremden Autoren geschöpft, Reisebeschreibungen, fliegende Blätter, Zeitungsnachrichten und Tagebücher verarbeitet; er wußte jedoch diese Entlehnungen so innig mit eigenen Erlebnissen und Beobachtungen zu verweben, daß ein directer Quellennachweis schwer zu erbringen sein möchte, um so mehr, als unser Autor mit Defoe die Kunst theilt, die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse durch eine äußerst lebendige Kleinmalerei, durch Einfügung vieler kleiner scheinbar absichtslos einfließender Nebenzüge zu erhöhen. Wer will z. B. im Einzelfalle sicher stellen, ob eine genaue Datirung mit Jahr und Tag, eine eingehendere Ortsbeschreibung irgend woher entnommen wurde, auf Selbsterlebtem, Selbstgeschautem beruht, oder aus künstlerischen Zwecken erfunden ist?

Aber nicht weniger vermag auch das Felsenburger Staatsidyll, bei dessen Darstellung der Dichter weitaus überwiegend auf seine Phantasie angewiesen war, unser Interesse zu erregen. Die Lösung socialpolitischer Probleme wird freilich nicht versucht, vielmehr ein wohlgeordnetes Staatswesen geschildert, das dadurch seinen Bürgern Glück und Wohlfahrt zu verleihen in der Lage ist, weil diese vermöge ihrer sittlichen Erkenntniß die Selbstsucht in Vermögensangelegenheiten und überhaupt im gegenseitigen Verkehr überwunden haben, wie ein Stand, eine Familie leben, jeder im Besitze gleicher Rechte, und willig sich, wie Kinder dem Vater, dem ersten Ansiedler als ihrem Staatsoberhaupte beugen, dessen Weisheit und sittliche Vollkommenheit einstimmig anerkannt ist. Schade nur, daß die Menschheit nun einmal nicht auf dieser hohen Stufe der Erkenntniß steht; diese wird einfach vorausgesetzt, anstatt daß die Mittel und Wege angegeben werden, die zur Erlangung des Wünschenswerthen führen. Aber abgesehen von diesem Mangel muß man zugestehen, daß Schnabel seinen Friedensstaat verständig und glaubhaft gestaltet hat. Da die Religion vor Allem zur Pflege und steten Vervollkommnung der sittlichen Erkenntniß berufen sein wird, so ist denn auch auf Felsenburg dem kirchlichen Leben ganz besonders Rechnung getragen, zumal, seitdem ein aus Europa, freilich erst etwas spät, beschaffter zünftiger Theologe, Magister Schmelzer, ein treuer und lebenswahrer Typus der damaligen lutherischen Geistlichkeit, das bisher von Albert Julius mitversehene Seelsorgeramt übernimmt. Geistliche Betrachtungen und Betstunden, Wochen- und Sonntagspredigten, Spendung der Sacramente, Kirchenmusik und Kirchengesang, Katechismusexamen und Bibelvertheilung, der gottesdienstliche Ritus im

weitesten Sinne spielen auf Felsenburg eine große Rolle, und nicht minder eingehend, ja mit ermüdender Breite wird der Bau einer Kirche und Orgel, eines Schulhauses, die Errichtung von Amtswohnungen beschrieben. Durch diese starke Betonung des Religiös-pädagogischen fühlt man sich an die ähnlichen Werke eines J. V. Andreä (Christianopolis) und C. v. Wahrenberg (Das Land der Zufriedenheit, 1723) erinnert.

Doch nicht an diese allein. So sehr wir nämlich in der Ausschmückung des idealen Lebens auf Felsenburg ein freies Phantasiespiel des Verfassers zu erblicken geneigt und gewiß berechtigt sind, auch dieses Ideal entbehrt nicht eines realen Untergrundes. Ihn aber bietet die pietistische Bewegung, die, anfangs nur kleinere Kreise ziehend, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich über ganz Deutschland ausbreitete, wenn auch die Zahl ihrer Anhänger an verschiedenen Orten eine sehr ungleiche war. Nun kehrt unser Verfasser zwar wiederholt und mit Nachdruck seinen, man muß fast sagen engherzigen, orthodox-lutherischen Standpunkt heraus, und ihn theilte auch das in Stolberg residirende Grafengeschlecht, während die Wernigeroder Seitenlinie für die pietistischen Lehren sich stark empfänglich zeigte. Die Felsenburger begehen am 25. Juni 1730 das 200jährige Jubiläum der Confessio Augustana mit einem dreitägigen Kirchenfeste, bei dem der gesammte gottesdienstliche Apparat in Scene gesetzt wird; wer früher anderen Glaubens war, tritt später auf Felsenburg aus freier Ueberzeugung, allein durch die Predigt gewonnen, zur evangelisch-lutherischen Kirche über: Calvinisten, Reformirte, Presbyterianer, Religionslose werden begeisterte Lutheraner. Daneben haben jedoch die philadelphischen Bestrebungen und Lebensideale, denen unsere Inselbewohner huldigen, auch Manches mit jenen Anschauungen gemein, die wir gleichzeitig in pietistischen Kreisen antreffen, freilich nur in soweit diese im Einklang mit den kirchlichen Lehren bleiben, also Spener's Ansichten entsprechen. Mit den separatistischen Extravaganzen eines Zinzendorf und Anderer sympathisirte unser Verfasser schwerlich; wenn er aber Heidenmission und Sclavenemancipation begünstigt, auf Felsenburg im großen Maßstabe Bibelvertheilung stattfinden, für die besten Köpfe der dortigen männlichen Jugend ein besonderes Institut gründen läßt, in dem sie unter sorgfältiger Aufsicht wohnen und unterrichtet werden, so liegt für jene Zeit der Gedanke an August Hermann Francke's und v. Canstein's verwandte Bemühungen und Stiftungen so nahe, daß man ihn ungerne abweisen wird. Und selbst abgesehen von solchen Einzelheiten: was jene „Stillen im Lande" in ihrer ecclesia in ecclesia zu finden meinten, was war es im Grunde Anderes, als was im Felsenburger Friedensstaate verwirklicht erscheint!

Wie Defoe durch den Beifall, den sein Robinson fand, zu einer Fortsetzung bestimmt wurde, die die Wirkung des in sich zu einem Kunstwerk abgerundeten ersten Theiles nur beeinträchtigen konnte, so ist ebenfalls der Werth der in einem Zeitraum von zwölf Jahren verfaßten Insel Felsenburg ein sehr ungleicher. Der erste Theil ist der gelungenste. Nennt sich der Verfasser auch in der Vorrede einen „jungen Anfänger", der hiermit sein „erstes Händewerk frei zur Schau darstellte", so dürfen wir doch wohl annehmen, daß der damals den Vierzigern nicht mehr ferne, demnächstige Zeitungsredacteur, der sich „zur Zeit weder unter

die Alten noch Jungen rechnen kann", bereits früher sich schriftstellerisch, wenn auch in untergeordneter Art, versucht habe. Die Composition der Insel Felsenburg zeugt von schriftstellerischem Geschick. Nimmt der Leser schon dadurch lebhafteren Antheil an den Begebenheiten, daß dieselben uns von Denen, welchen sie zugestoßen sind, selbst mitgetheilt werden — Simplicissimus und Schelmuffsky sind hier vor Allem als Vorgänger anzuführen —, so hat Gisander die durch dieses Kunstmittel erzielte Wirkung noch gesteigert, indem er, anstatt eine chronologisch fortschreitende Geschichte seines Idealstaates zu geben, an die unmittelbare Gegenwart anknüpft und von ihr aus zurückblickend uns die vergangenen Zeiten auf Felsenburg erschließt. Ich habe oben nur den Kern der Handlung herausgeschält, um die Grundidee unserer Robinsonade zu veranschaulichen. Wie vorzüglich aber Gisander es verstanden, die Handlung zu insceniren, das bleibt noch zu sagen. Der eigentliche Erzähler ist Eberhart Julius, des Albert Julius Urgroßneffe, dessen Aufzeichnungen Gisander zu veröffentlichen betraut sein will. Wir finden ihn im Jahre 1725 in Leipzig, im Begriff die Jurisprudenz mit der bälder zum Amt führenden Theologie zu vertauschen, da sein Vater, ein bisher vermöglicher Dresdener Kaufmann, durch plötzlich eingetretene geschäftliche Verluste ihn nicht mehr genügend unterstützen kann. Da empfängt er eines Morgens das Schreiben eines ihm völlig unbekannten Capitäns Wolfgang, das ihn nach Amsterdam ruft, um dort wichtige Mittheilungen entgegenzunehmen. Die Reisekosten sind im Voraus durch einliegenden Wechsel vergütet. Eberhart Julius leistet der Aufforderung Folge, hält es aber doch für angezeigt, in Amsterdam zuerst Erkundigungen über den Briefschreiber einzuziehen, ehe er diesen selbst im Hause der Ostindischen Gesellschaft aufsucht. Von seinem Verkehr in den Schänken, wo die Seefahrer, in den Caffeehäusern, wo die Seeofficiere sich aufhalten, und dem dortigen Treiben bekommen wir eine detaillirte, in frischestem Ton geschriebene Schilderung, die sehr wohl auf eigener Beobachtung des Verfassers beruhen könnte. Capitän Wolfgang übergibt dem Eberhart Julius einen dreimal versiegelten Brief, in dem der Felsenburger Altvater einen Angehörigen seines Geschlechtes zum Besuch seines fernen Inselreiches einlädt, Eberhart, der nichts zu verlieren hat — sein Vater ist nach Westindien gegangen, um dort eine neue Existenz zu begründen — willigt ein, und am 27. Juni 1725 geht Capitän Wolfgang mit ihm und mehreren anderen für Felsenburg angeworbenen Europäern auf dem „getreuen Paris" in See. An der französischen, englischen und portugiesischen Küste entlang fahrend, gelangen die Reisenden zu den Canarischen Inseln, wo Station gemacht und von einem Theil der Schiffsgesellschaft der Pic von Teneriffa bestiegen wird. Eberhart Julius zieht es jedoch vor, anstatt den Schwefeldampf auf dem Pico einzuathmen, sich den trefflichen Canarienfect munden zu lassen. Unterwegs erzählt Capitän Wolfgang seine an Abenteuern reiche Lebensgeschichte, unter Anderem auch, wie einst auf einem von ihm geführten Schiffe Rebellion ausgebrochen, er selbst an einem wüsten Felsen im Meere ausgesetzt worden sei und sich schon dem Tode verfallen glaubte, als plötzlich sechs Männer sich ihm auf diesem scheinbar nie von einem menschlichen Fuße betretenen Felsgestein genähert, ihn auf Deutsch angeredet und auf unterirdischen, berganfsteigenden Gängen zu einer der allerschönsten Gegenden von der

Welt geleitet hätten. Dieses irdische Paradies ist nun kein anderes als die Insel Felsenburg, der die Auswanderer, Cap Verde und Sanct Helena berührend, inzwischen immer näher gekommen sind. Wie geschickt hat der Verfasser hier die Wirklichkeit an die Erinnerung angeknüpft! Vor der Landung auf Felsenburg übergibt Capitän Wolfgang den Oberbefehl des Schiffes einem Lieutenant Horn, der mit einem Theil der Mannschaft nach Ostindien weiterfährt; er selbst mit den Seinen, von den Felsenburgern herzlichst bewillkommt, führt alsbald den jungen Eberhart Julius dem greisen Altvater zu, der nun seinen Anverwandten in die Ortsbeschaffenheit, Einrichtungen und Lebensweise der Colonie durch systematisch unternommene Ausflüge einweiht und gleichzeitig im abendlichen Gespräch ihm Kunde von seinem eigenen vielbewegten Leben und der Besiedelung Felsenburgs gibt.

Diese Lebensgeschichte des Albert Julius ist nun unstreitig die bestgeschriebene Partie des ganzen Werkes, und mit richtigem Tact hat Achim von Arnim nur sie in seinem Wintergarten verwerthet. Die dramatisch anhebende Novelle klingt in der Vereinigung zweier Liebenden idyllisch aus. Der Schurke Lemelie, ein Vorfahre des Franz Moor, ist, wenn auch schließlich das Teuflische in ihm allzu grell beleuchtet ist, mit manchen fein charakterisirenden Zügen ausgestattet, eine Romanfigur, deren sich auch ein heutiger Autor nicht zu schämen brauchte. Körperliche und geistige Gewandt- und Leichtigkeit, welt- und formsicheres Benehmen, daneben aber Frivolität in religiösen und sittlichen Dingen, Großsprecherei, sowie das heiße Blut kennzeichnen den Franzosen in ihm, während bei dem Liebespaare Albert und Concordia echt deutsches Empfinden uns anmuthet, in Albert eine lautere idealistisch angelegte Jünglingsnatur mit einem Anflug von Wertherstimmung, in Concordia eine Frauengestalt, deren Seelenzustände als junge Gattin, Wittwe, Mutter, Freundin und abermals Vermählte der Verfasser uns zu erschließen mit Erfolg bestrebt ist, eine Charakteristik, die von Kenntniß des weiblichen Herzens zeugt. Ich hebe als Einzelheit nur hervor, wie Concordia, obwohl dem Albert gleichaltrig, doch als Weib reifer als dieser, sich dem zaghaften Jüngling, nachdem sie seine aufrichtige Liebe erkannt, selbst zur Gattin anträgt, ohne fürchten zu müssen, ihrer Frauenwürde damit etwas zu vergeben. Gisander besitzt Gefühl für die Poesie der Liebe, und dieses Gefühl strömt gelegentlich geradezu in lyrischen Liedern aus. Die Zartheit, mit der verfängliche Situationen behandelt werden, wurde schon oben berührt; sie will doppelt anerkannt sein in einer Zeit, deren Romanprosa sich einerseits in rhetorisch-schönfärbender Darstellung aller irdischen Verhältnisse gefällt, in denen sich nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern Zierpuppen bewegen, die wahrer Leidenschaft überhaupt nicht fähig sind und somit auch in keine irgendwie bedenkliche Lage kommen könen, deren Prosa andererseits das Leben der höheren und höchsten Stände zum Vorwurf von Staats- und Heldengeschichten nimmt, die schon durch ihre Titel verrathen, was der Leser zu erwarten hat: schlüpfrige Schilderungen galanter Abenteuer, französische Muster in schwerfälligem Deutsch nachahmend, Exotica oft von der niedrigsten Art. Es muß gesagt werden, daß unser Verfasser dieser letzteren Gattung gleichfalls seinen schriftstellerischen Tribut gezollt hat, freilich ohne sich mit Namen zu nennen. Nehmen wir auch zu seiner

Entschuldigung an, daß der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier[1]) lediglich um des Unterhaltes willen von ihm aus Materialien, die ihm von „verschiedenen braven Offiziers allbereit an die Hand gegeben waren", in Ordnung gebracht und zum Drucke befördert worden ist, so würde man doch in Anbetracht dessen, was der Verfasser in gewissen Partien seiner Insel Felsenburg geleistet hat, wünschen, die Kunde von diesem elenden Machwerk möchte uns erspart geblieben sein. Die Lectüre desselben stößt dadurch noch mehr ab, daß es sich als „Tractat", „allen Wollüstigen zum Beyspiel und wohlmeinender Warnung" bezeichnet und selbst bei der Angabe des Verlegers (Leberecht), des Abfassungs- (St. Gotthard) und Verlagsortes (Warnungsstadt) sich mit einem moralisirenden Armensündermäntelchen behängt.

Doch zurück zu unserer Insel Felsenburg! Verbreitet sich über den ersten Theil (1731) eine einheitliche Stimmung, die verhältnißmäßig nur selten durch Unfertiges oder zu weit Ausgesponnenes, durch Trivialitäten oder gar Geschmacklosigkeiten wie Aberglaube, Zauber- und Geisterspuk gestört wird, erfreut am zweiten Theile (1732) die Lebenswahrheit, mit der der Verfasser wechselvolle Menschenschicksale vor uns aufrollt, freilich mit Wiederholung gleicher Motive, so erlahmt in dem erst nach mehrjähriger Pause (1736) erschienenen dritten Theile sichtlich seine Erfindungskraft. In den Mittheilungen über den inneren Ausbau des Felsenburger Gemeinwesens ist das religiöse Element, wie schon erwähnt, über Gebühr in den Vordergrund gerückt und ermüdet den Leser, auf der anderen Seite soll durch Außergewöhnliches der stockenden Handlung aufgeholfen werden: von wunderbaren Funden und Entdeckungen kostbarer Urnen und Becher mit räthselhaften Schriftcharakteren, unterirdischer Grüfte und heidnischer Tempel mit Götzenbildern und unermeßlichen Edelsteinschätzen erfahren wir, Wolfsschlucht-Romantik umgibt uns plötzlich im Gegensatz zu der glaubhaft-natürlichen Welt, in der wir uns trotz aller auf Felsenburg herrschenden Idealität mit ganz geringen Ausnahmen bisher bewegt haben. In ähnlicher Weise unterscheiden sich auch die Lebensbilder, die als Episoden dem dritten Theile eingefügt sind, von den früheren durch größere Abenteuerlichkeit: während letztere überwiegend das damalige deutsche Leben schildern, führt uns Gisander hier z. B.

---

[1]) Der vollständige Titel des seiner Zeit viel gelesenen und oft aufgelegten Romanes lautet: Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier Oder Reise- Und Liebes-Geschichte Eines vornehmen Deutschen von Adel, Herrn von St*** Welcher nach vielen, so wohl auf Reisen, als auch bei andern Gelegenheiten verübten Liebes-Excessen, endlich erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestraffen pflegt. Ehedem zusammengetragen durch den Herrn E. v. H. Nunmehro aber allen Wollüstigen zum Beyspiel und wohlmeinender Warnung in behörige Ordnung gebracht, und zum Drucke befördert Von einem Ungenandten. Warnungsstadt, Verlegts Siegmund. Friedrich Leberecht, Anno 1738. — Daß dieser „Ungenandte" wirklich mit Schnabel-Gisander identisch ist, erhellt aus den Vorreden zum ersten und dritten Theil der Felsenburger Geschichten. Eine Inhaltsangabe resp. Charakteristik dieses Romans, dessen Held als edelmännischer Simplicissimus in Italien und Deutschland an verschiedenen Höfen herumabenteuert, findet sich in der Bibliothek der Romane, 2 (1778), 192 ff. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans, S. 190 ff. Der Titel lebte in Immermann's Parodie auf Platen: Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier. Eine literarische Tragödie, Hamburg 1829, wieder auf.

in einer solchen Episode an den Hof des grausamen Kaisers Mulai Ismail (1672—1727) von Marocco und läßt an ihm eine romantisch-phantastische Liebesgeschichte sich entwickeln.

Mit dem dritten Theile waren ursprünglich die Felsenburger Geschichten abgeschlossen. Jener Lieutenant Horn, von dem wir wissen, daß er im Jahre 1725, nachdem Capitän Wolfgang, Eberhart Julius und die andern für Felsenburg angeworbenen Colonisten bei jener Insel abgesetzt worden waren, als Capitän der Expedition nach Ostindien weitersegelte, nahm wie verabredet seinen Rückweg über Felsenburg, wo er 1728 mit seinen für die Colonie eingekauften Waaren landete. Mit Eberhart Julius hatte er sich dann nach Europa eingeschifft und dessen Vater und Schwester später wohlbehalten übers Meer dem Altvater zugeführt. Anfangs 1734 wird er abermals nach Europa entsendet, um neue Einkäufe zu machen. Auf diese Weise schien die Fortexistenz der Colonie gesichert, und Gisander konnte es dem Leser getrost überlassen, sich die Zukunft Felsenburg's im rosigsten Lichte auszumalen. Er hat das aber leider nicht gethan, sondern im Jahre 1743 noch einen vierten Theil veröffentlicht, der, ganz abgesehen von den wüsten Abenteuern, Geistergeschichten und gelegentlichen Frivolitäten, die uns hier aufgetischt werden, vor Allem mit dem ursprünglichen Plane des Ganzen in grellstem Widerspruch steht. Obwohl die Felsenburger durchaus nicht jeglichen Verkehr mit dem Mutterlande aufgegeben haben, vielmehr diesen zu immer weiterer Vervollkommnung ihrer Inseleinrichtungen sich stets offen halten, so weiß doch die Außenwelt selbst nichts von dem fernen Felseneiland, und gerade dieses Problem, sich die Vortheile europäischen Lebens zu eigen zu machen, ohne von den Schattenseiten desselben berührt zu werden, ist vom Verfasser nicht ohne Geschick gelöst worden. Und nun nahen plötzlich im vierten Theile portugiesische Schiffe, die im Namen des Königs von Portugal von der Insel und Republik Groß- und Klein-Felsenburg Besitz nehmen wollen, ohne daß wir erfahren, woher denn diesen Kunde von Felsenburg zugegangen ist. Der glückselige Friedensstaat, dem bisher alle Kampfeslust fremd gewesen, der der Waffen nicht bedurfte, es sei denn zur Jagd, er wird plötzlich zum Heerlager, in dem sogar die Frauen als Amazonen in bunt koketter Kleidung umherlaufen, einem „Harlequin, Pickelhering, Scharmutzgen" vergleichbar. Daß die Portugiesen bei solcher Gegenwehr nichts ausrichten, ist selbstverständlich, weniger freilich, daß das 18. Jahrhundert diesen unerquicklichen vierten Theil, der sich schließlich in Geister- und Zauberspuk verliert, nicht minder fleißig gelesen zu haben scheint als die vorhergehenden; wenigstens hat man ihn nicht wie die Fortsetzungen Defoe's später ausgeschieden. Der heutige Leser thut jedenfalls gut daran, sich auf die drei Theile zu beschränken, wenn er den gewonnenen Eindruck festhalten will. Nichts hätte Gisander zu hindern brauchen, dem vierten Theile eine weitere Fortsetzung zu geben: so planlos ist Alles zusammengerafft, so lose aneinandergefügt. Mit der biederen Simplicissimusnatur, die phantasievoll das Felsenburger Friedensreich schuf, hat der Verfasser des vierten Theiles nur wenig gemein, um so mehr aber mit einem literarischen Vagabunden, den die Noth zwingt, möglichst viele Bogen für ein nur dem Stofflichen nachjagendes Publicum zu füllen. In diesem Sinne hatte ich oben schon ein anderes Werk Gisander's beurtheilt.

Es ist schließlich noch ein Wort über Gisander's Sprache und Stil zu sagen, von der Art, wie er seine „hertzallerliebste teutsche Frau Mutterspache" handhabt. Wenn er in der Vorrede zum vierten Theile der Felsenburger Geschichten den Wunsch äußert, man möchte, falls seine Schreibart „von einem oder dem andern nicht so rein, lauter und fließend erachtet werden sollte, wie es heutigen Tages die Mode mit sich brächte, ihm für dieses Mal in die Gelegenheit sehen, weil viele beschwerliche Reisen, Unpäßlichkeiten und sonst andere Sorten von Verdrusse die eilende Feder zuweilen irrig gemacht hätten", wenn er schon im Vorwort des ersten Theiles um Nachsicht für seinen Stil gebeten, da er die Herausgabe hätte beschleunigen müssen, und sich hinter Eberhart Julius verschanzt hatte, dessen Papiere er ja nur zum Druck geordnet — so sind das freilich Ausreden; andererseits aber scheint mir doch der Gegensatz, den Gisander zwischen seiner Schreibweise und der sonst üblichen empfindet, lehrreich, insofern mit jenem „reinen, lauteren und fließenden Stile", der damals „Mode" war, doch wohl nur die gespreizt-phrasenhafte, französisirende Schreibart der galanten, curiösen und politischen Romane gemeint sein kann. Und ihr gegenüber berührt die natürliche, an Provinzialismen reiche, wenn auch oft derbe, ja rohe Sprache Gisander's in der That fast wohlthuend. Es kann dabei freilich nicht verschwiegen werden, wie unfertig und ungleichmäßig Gisander's Darstellungskunst noch ist, daß neben manchen gewandt und lebendig geschriebenen Partien in andern — und das gilt namentlich vom dritten und vierten Theil, in denen ein religiös doctrinäres Element überwiegt —, des Canzleistils unbeholfener und unfreier Ausdruck den Leser ermüdet, ihn langweilt. Fühlen wir uns hier an ähnliche nüchtern-triviale, spießbürgerliche Auseinandersetzungen bei Christian Weise erinnert, so dort an Grimmelshausen und Christian Reuter. Wie bei den beiden Letztgenannten erfreut auch bei unserem Autor guter Humor, der oft und treffend sich einfindet, gelegentlich mit einem Anflug von Selbstironie. „Ich bin etwas lustigen Humeurs, aber nicht immer", schreibt er einmal, und sorglosen Sinnes läßt er seinen weitschweifig angelegten Familienroman mit folgenden Versen in die Welt hinausgehen:

Sprecht was ihr wollt von mir und Julio dem Sachsen,
Ich lasse mir darum kein graues Härlein wachsen.

Dem Zweifel an der Glaubwürdigkeit alles dessen, was er erzähle, begegnet er mit der Bemerkung, darauf komme es auch gar nicht an, „es sei keine Gewissenssache und außerdem des heil. römischen Reichs Wohlfahrt gar nicht damit verknüpft".

Gisander liebt das Sprichwort, das Wortspiel. Für seine Begabung auf letzterem Gebiete sprechen auch die epigrammatischen Verse auf historische Personen und Begebenheiten, die er bisweilen in seiner Stolbergischen Sammlung zum Abdruck bringt und die von Laune, Witz und Schlagfertigkeit zeugen. Seine drastischen, selbständiger Beobachtung entnommenen Bilder und Vergleiche unterscheiden sich vortheilhaft von den gesuchten und weit ausgesponnenen Tropen der galant-höfischen Romane jener Zeit, und während diese mit Fremdwörtern, lateinischen und französischen, prunken, begegnen wir solchen in der Insel Felsenburg verhältnißmäßig selten, jedenfalls nicht in auffallender Weise; Gisander's erotischer Roman dagegen huldigt auch hierin der unerträglichen Mode.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Fragen wir uns, zusammenfassend, noch einmal, was es gewesen, das der Insel Felsenburg eine so lange Lebenskraft verliehen, das sie im vorigen Jahrhundert zu einem Lieblingsbuch des deutschen Volkes, in dem unsrigen wiederholt zum Gegenstand liebevollen Versenkens, insbesondere bei unsern Dichtern und hier wieder bei den Romantikern gemacht hat, so kann die Antwort nur sein: weil dieses Werk neben vielem Zopfigen echte Poesie eines phantasiebegabten Mannes in sich birgt und gleichzeitig auf des Lesers Phantasie zurückzuwirken weiß. Das sind nun freilich Eigenschaften, von denen wir verwöhnte Epigonen des Goethe-Schiller-Zeitalters nicht viel Aufhebens zu machen pflegen, da wir uns ohne Phantasie überhaupt keine Dichtung denken können. Vergessen wir aber nicht, daß die Werthschätzung der Phantasie in unserer Poetik eine verhältnißmäßig junge Errungenschaft ist: gerade in der Zeit, als die Insel Felsenburg erschien, begegnen wir den ersten eindringlichen Bemühungen, der Phantasie in der Dichtung aufs Neue zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es waren die Schweizer, Bodmer und Breitinger, die in ihren kritischen Schriften, so viele Beschränktheit ihnen sonst auch noch anhaften mochte, im Anschluß an die Engländer, insbesondere Addison, zuerst bei uns wieder die Macht und den Zauber der Phantasie betonten, naturwahre Phantasieschöpfungen, die „Logik der Phantasie", wie sie es nannten, als künstlerisches Ideal hinstellten, eine lebhafte Wirkung der Dichtung auf die Einbildungskraft forderten. Sie setzten sich damit in Gegensatz zur Lehre Gottsched's, bei dem das selbständige Auftreten der Phantasie, da sie ihm selbst abging, keine Anerkennung fand; ihm galt Verstandespoesie als das Höchste, die Dichtung ausschließlich als „Belustigung des Verstandes und Witzes"; Phantasie und Gemüth aber gingen bei ihm leer aus, und betreffs der ersteren war es auch bei Gellert, dem populärsten vorklassischen Dichter, nicht viel anders. Die Schweizer Kunstrichter empfahlen in den „Discursen des Maler", einer der ältesten der deutschen moralischen Wochenschriften, Defoe's Robinson als Frauenlectüre; wenn unter den Werken, die Gottsched wenige Jahre später in seiner Wochenschrift, den „Vernünftigen Tadlerinnen", zu gleichem Zwecke nennt, der Robinson unaufgeführt blieb, so kann das nach dem eben Bemerkten nicht auffällig sein; er würde sicherlich auch unsere Insel Felsenburg von der Liste empfehlenswerther Bücher gestrichen haben. Die Nachwelt hat sich der deutschen Robinsonade gegenüber wohlwollender gezeigt; sie hat sich bisher, sei es in größeren oder kleineren Zeiträumen, immer wieder ihrer erinnert, und ich halte den Wunsch für berechtigt, es möchte auch in Zukunft nicht anders werden.

Ein Blick in das Leben der Pariser Kleinindustriellen.

Von

Professor **G. M. Asher.**

Der Wunsch, einige Erfindungsgedanken zur Ausführung zu bringen, hat mich veranlaßt, mich fast ohne Unterbrechung von Mitte November 1887 bis gegen Ende Juni 1888 in Paris aufzuhalten. Ich kam von London und kehrte nach London zurück. Wanderungen, zu ähnlichen Zwecken, von London nach Paris sind in der That ziemlich häufig.

Um das zu begreifen, müssen wir uns sowohl die Geistesthätigkeit des Erfinders als das Wesen der Pariser Kleinindustrie — denn an diese wendet sich der Erfinder — zur Anschauung bringen.

Jede Erfindung beginnt nothwendigerweise mit einer aufdämmernden Idee, in der Regel hervorgerufen durch Unvollkommenheiten im Gebrauch vieler Menschen befindlicher Geräthe und das sich aufdrängende Streben, diesen Fehlern abzuhelfen. Ist nun der Erfinder nicht selbst Techniker, so kann er in der Ausführung seiner Idee keinen Schritt ohne fremde Hilfe thun. In Gegenden der Großindustrie aber, namentlich in England, ist derartige Hilfe schwer aufzutreiben. Wenn etwa eine dortige Fabrik sich darauf einläßt, sich mit den tastenden Versuchen des Erfinders abzugeben, so thut sie dies stets nur unter für ihn sehr schweren Bedingungen. Denn solche Dinge liegen ganz außerhalb des gewöhnlichen Betriebs der Großindustrie, und die Arbeitstheilung, die ja die Basis der Großindustrie ist, beruht nicht auf Vielseitigkeit, sondern auf Einseitigkeit des Arbeiters. Umgekehrt verhält es sich mit der Pariser Kleinindustrie.

Der Pariser Kleinindustrielle verbindet mit bewundernswerther Geschicklichkeit und Sicherheit in Handhabung der Werkzeuge und Arbeitsmaschinen und dem sprüchwörtlichen Geschmack des Parisers, eine höchst ausgebreitete und mannigfaltige Erfahrung und unvergleichliche geistige Beweglichkeit. Ist er Fabrikant, z. B. von Bijouterie en faux, Knöpfen, Bändern, Posamentierarbeit, Spielzeug, kleinen Geräthschaften, so ist er geradezu angewiesen auf fortwährendes erfinderisches Schaffen; und in nicht viel minderem Grade ist das der Fall, wenn er nur auf Bestellung arbeitet: wie z. B. der Verfertiger von Bonbonnièren, der Drechsler,

der Optiker und der Mechaniker und Werkzeugsverfertiger. Wenn man sich an derartige Kleinindustrielle wendet, so ist meist im Kopfe des Bestellers die auszuführende Idee noch nicht zur vollen Klarheit gelangt, und nicht nur Handarbeit, sondern namentlich geistige Unterstützung wird von jenem erwartet.

Die Zweige der Kleinindustrie, mit denen mich meine oben angedeuteten Bestrebungen in Berührung brachten, sind folgende: Mechaniker, Metallpolirer und Vergolder, Uhrmacher, Formschneider, Bijoutiers en faux, Knopffabrikanten, Estampeurs, Kammmacher, Anfertiger von Pappkästen, Porzellanmaler, Bandweber, Kartenschläger und Zeichner für die Weberei. Da bei all' diesen Leuten die Geschäftsanlage, Gewohnheiten und Sitten ziemlich die nämlichen waren, so schließe ich, daß meine Erfahrungen mir einen Einblick in die gesammte Pariser Kleinindustrie verschafft haben. Dies glaube ich den verallgemeinernderen Bemerkungen vorausschicken zu müssen. Sollten dieselben in der Verallgemeinerung etwas zu weit gehen, so findet sich wohl einmal Gelegenheit, ihre etwaigen Irrthümer zu berichtigen. Jedenfalls aber waren meine Beobachtungen eingehender, als wenn sie nur von außen her gemacht worden wären. Denn für die Mehrzahl der Kleinindustriellen, die ich beschäftigte, war die Arbeit für mich von solcher Bedeutung, daß sich während der Zeit meine Existenz mit der ihrigen verschmolz; wodurch nicht nur ihre ökonomische Lage, sondern auch ihr Familienleben mir vollkommen deutlich vor Augen trat.

Obwohl es sicherlich auch Kleinindustrielle außerhalb der Gegend von Paris gibt, auf die sich meine Erfahrung beschränkt, so ist doch diese Gegend der Hauptsitz der Pariser Kleinindustrie. Dieselbe, aus einer Anzahl an einander grenzender Bezirke bestehend, erstreckt sich von dem in den Buttes de Chaumont gipfelnden Hügel — auf dem auch der Père Lachaise Begräbnißplatz liegt — bis hinab an die Seine. Hier hat die Grundlinie zum einen Endpunkt den Bastille-Platz, zum andern den Châtelet-Platz, gegenüber dem Justizpalast. In all' den zu dieser Gegend gehörigen Districten sind Großindustrie und Kleinindustrie neben einander. In deren commerciell wichtigstem Bezirk, dem sogenannten Marais, durchschnitten durch die Rue du Temple, hat auch das Engrosgeschäft, für das die meisten Kleinindustriellen arbeiten, seinen Sitz. In letzterem District sind die Miethen sehr theuer, und es wohnen daher dort nur diejenigen Kleinindustriellen, die durch ihre Erwerbszweige auf denselben angewiesen sind; namentlich die Bijoutiers en faux.

Der Marais und die anderen Bezirke der Gegend, von der wir reden, sind architektonisch ganz anders angelegt als die prächtigen, aber banalen Viertel, aus der von Napoleon III. und Hausmann geleiteten Umwälzung hervorgegangen, mit denen der Paris flüchtig besuchende Tourist bekannt wird. Der Marais, noch bis Ende des 18. Jahrhunderts das aristokratischste Viertel von Paris, enthält in seinen, obwohl sehr engen Hauptstraßen eine Menge colossaler Paläste, jeder mit mehreren, enorm weiten und tiefen Höfen. Diese Paläste sind jetzt sämmtlich dem Engrosgeschäft anheim gefallen. In manch einem haben zehn und noch mehr bedeutende Engrosgeschäfte ihre Geschäfts- und Waarenräume.

Die in diesem Viertel lebenden Kleinindustriellen wohnen nicht in den Hauptstraßen, sondern in den Nebenstraßen. Auch hier sind die Häuser meist von

großer Tiefe. Aber die Höfe sind eng, und daher, in den überaus engen Straßen, die Quartiere und selbst die Treppen sehr dunkel.

Der Marais ist, wie gesagt als Wohnsitz der Kleinindustriellen von untergeordneter Bedeutung. Um dieselben in großer Zahl anzutreffen, muß man, den Marais im Rücken lassend, und den Boulevard du Temple oder den Boulevard des Filles du Calvaire durchschneidend, bergaufgehen und die Straßen besuchen, die auf dem der inneren Stadt zugewandten Abhang des von den Buttes de Chaumont gekrönten Hügels liegen.

Diese Straßen sind denen des Marais nur durch unregelmäßige Anlage der Straßen selbst und durch die außerordentliche Tiefe der Grundstücke ähnlich. In letzterer Beziehung übertreffen sie sogar den Marais, und in manchen Straßen sind die Grundstücke so tief, daß oft je eins derselben von mehr Menschen, als manches Dorf bewohnt wird. Paläste würde man aber hier vergeblich suchen, und die bauliche Eigenthümlichkeit dieser großen Grundstücke besteht in der Unregelmäßigkeit und Planlosigkeit der inneren Anlage. Die Baulichkeiten, welche die Höfe umgeben, sind meist ohne alle Beziehung zu einander, zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken errichtete. Diese Höfe, stets mehrere, theils große, theils kleine, auf demselben Grundstück, haben oft bergab gehende Stiegen, und bewegen sich überhaupt in den phantastischsten Formen. Hätte nicht jedes Haus einen — oder vielmehr eine — Concierge, so wäre es unmöglich, auch wenn man die Hausnummer weiß, den Industriellen, den man sucht, aufzufinden. In manchen Häusern muß die Concierge, um eine Antwort zu geben, erst auf der alphabetischen Liste der Miether nachsehen, und trotz der auf diese Art erhaltenen Weisung ist oft weitere Nachfrage nöthig, um zu finden, wen man sucht. So sehr sind solche Grundstücke mit Dörfern zu vergleichen, daß nicht wenige in einem der Höfe eine Schenke haben, die selbstverständlich nur auf die Einwohner des Grundstückes berechnet ist. Aus dieser Bauart haben sich dann eine große Anzahl von Durchgängen (Passages), Sackgassen (wenn kurz Impasse, wenn lang Cité genannt) und von der Straße nur durch einen weiten Thorweg geschiedener Höfe, die wiederum in andere Höfe führen, entwickelt. Freundlich sind übrigens diese Anlagen keineswegs. Trifft man hie und da in einem Hofe ein Gärtchen, so fast ohne Ausnahme in verwildertem Zustand. Man begegnet nicht einmal dem Getümmel von Kindern, das man hier vermuthen sollte. Die Jugend tummelt sich lieber auf der Straße als in den Höfen. Ab und zu einmal begegnet man wohl in einem der Höfe einer Gruppe sich in der Frühstücksstunde belustigender Fabrikmädchen. Aber auch diese gewähren nicht immer einen anmuthigen Anblick.

Großindustrie und Kleinindustrie sind auf solchen Grundstücken neben einander. Aber trotz der örtlichen Nachbarschaft und der Aehnlichkeit, ja Identität, vieler von der Großindustrie und der Kleinindustrie producirter Artikel ist doch zwischen beiden ein sehr tiefgreifender Unterschied. Der Großindustrielle ist ein Kaufmann, der Kleinindustrielle ist ein Handwerker, der sich, früher nur Gehülfe, zur Selbständigkeit aufgeschwungen hat. Diesen Charakter verliert auch der kleinindustrielle Fabrikant nicht. Das kaufmännische Wesen ist und bleibt ihm fremd. Er hat fast kein Capital und keinen sicheren kaufmännischen Credit, und ist daher in steter Abhängigkeit von den Engrossisten und Commissionärs,

denen er seine Fabrikate liefert. Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, abzuleugnen, daß er ein Handwerker ist. Ouvriers en chambre ist im Gegentheil für die meisten der Kleinindustriellen die allgemein gangbare Benennung. Mit den Handwerksgehülfen und den Fabrikarbeitern verkehrt der Kleinindustrielle auf gleichem Fuß. Seine Kinder, Mädchen wie Knaben, werden für den Arbeiterstand herangebildet.

Kaum bedarf es nach dem soeben und bereits früher Gesagten des weiteren Ausweises, um Jedem, der mit kaufmännischen Verhältnissen bekannt ist, klar zu machen, daß der Pariser Kleinindustrielle einen sehr schweren, von Kämpfen fast niemals freien Stand hat. Wäre er im vollen Sinne des Worts Handwerker, so hätte er, geschickt und zuverlässig wie er ist, eine feste Privatkundschaft. Wäre er Kaufmann, so hätte er einen festen kaufmännischen Geschäftskreis. Der einen wie der anderen Grundlage ermangelnd, ist er stets in der Schwebe, und wenn ihm nicht seine leichte Gemüthsart über die Sorge um den morgenden Tag hinweghülfe, würde er kaum eine ruhige Stunde haben. Um dies klar zu machen, führe ich aus meiner eigenen Anschauung folgende Beispiele an, die mir, wie bereits gesagt, aufs genaueste bekannt sind.

Ein Knopffabrikant, ursprünglich Mechaniker und in allen Zweigen der Mechanikertechnik gründlich erfahren, ausnehmend geschickt und erfindungsreich, unermüdlich thätig und durch seine nicht minder für den Handwerkserwerb vortrefflich veranlagte Frau unterstützt, beide in den besten Jahren. Von den zehn Kindern, die sie hatten, sind vier, im Alter von neun Jahren bis zu einem Monat, am Leben. Die Anlage der Knopffabrik ist ziemlich ausgedehnt, hat ungefähr 15 000 Franken gekostet und ist auf 35 Arbeiter und Arbeiterinnen berechnet. Jetzt vergehen oft Wochen, ohne daß hier auch nur Ein Knopf angefertigt wird, und ist etwas Knopfarbeit vorhanden, so wird sie fast allein von der Frau, höchstens noch einer Arbeiterin, ausgeführt. Trotz größter Genügsamkeit, angestrengtester Arbeit vom frühen Morgen an, und selbst einigem kaufmännischen Geschick, kommen diese Leute nicht aus der schweren Sorge heraus. Der Grund ihrer Mißlichkeiten liegt lediglich in dem Mangel an kaufmännischen Tact. Als die Knopfarbeit im höchsten Schwunge war, wurde die Fabrik, zum Theil mit Contrahirung von Schulden, soweit es irgend anging, ausgedehnt. Jetzt hat sich die Mode geändert; Knöpfe werden weniger als sonst in den Garnirungen der Damenkleidung verwendet; die Preise sind durch Concurrenz sehr herabgedrückt und außer der Großindustrie kann sich, wenigstens den Sommer hindurch, kaum irgend ein Knopffabrikant behaupten. Denn, wie überall in den für die Mode arbeitenden Industrieen hat selten mehr als ein Modell von mehreren, die der Fabrikant auf den Markt bringt, rechten Erfolg. Bei den übrigen büßt er Geld ein, so daß für den Kleinindustriellen jedes Modell wie ein Lotteriespiel ist; während sich in der Großindustrie Gewinn und Verlust weit mehr ausgleichen, und auch für den Vertrieb viel besser die Wege gefunden werden. Dazu kommt noch des Kleinindustriellen enormer Zeitverlust, von dem später die Rede sein wird. In Summa: sobald ein Zweig der Industrie ein wenig ins Sinken kommt, hat sofort der Kleinindustrielle einen unerträglich schweren Stand, während der Großindustrielle sich den Verhältnissen anpaßt und schließlich, selbst

ohne je einen Versuch gemacht zu haben, die kleinen Rivalen zu verdrängen, allein das Feld behauptet.

Aeußerlich ähnlich wie mit diesen Knopffabrikanten, verhält es sich mit einem aus Saint-Etienne vor ungefähr dreißig Jahren nach Paris übergesiedelten Bandweber. In der Industrie, der seine Arbeit angehört, und die, was den Vertrieb betrifft, sich wie die Knopffabrikation großentheils auf dem Gebiet der Damenkleidung bewegt, ist ein ähnlicher Umschwung, wie in jener Industrie eingetreten. Die Mode hat sich geändert und die wachsende Concurrenz die Preise bedeutend herabgedrückt. Da aber unser Bandweber nicht Fabrikant ist, sondern nur auf Bestellung für Engrossisten arbeitet, so ist sein vergeblicher Kampf gegen die Großindustrie anderer Art, als derjenige des Knopffabrikanten. Während der Engrossist, der beim Kleinindustriellen arbeiten läßt, sich die Mühe geben muß, Muster zu beschaffen und sie ausführen zu lassen, und dabei immer einiges Risico hat, ist es ungleich bequemer, die Artikel, die man braucht, fertig vom Großindustriellen zu kaufen. Der Engrossist hat, wenn er dies thut, auch den Vortheil des Credits, während er dem Kleinindustriellen die Arbeit sofort, wenn sie geliefert wird, zahlen muß. So ist also der kleinindustrielle Bandweber für den Engrossisten nur eine Aushilfe in Fällen, wo Jener, was er sucht, nicht bei den Großindustriellen fertig vorfindet; oder wenn es ihm vortheilhaft ist, ein neues Muster im eigenen Namen auf den Markt zu bringen. Die Folge ist, daß unser sechzigjähriger Bandweber in seiner auf ungefähr fünfzehn Arbeiter berechneten Werkstatt allein ist mit seiner sechzigjährigen Frau. Ist Arbeit da, so webt er, und sie spult; häufig aber feiern beide Eheleute.

Zwei Mechaniker, die nicht wie der Knopffabrikant auf andere Gebiete übergegangen, sondern dem ihrigen getreu geblieben sind, liefern trotzdem gleichfalls Beispiele des vergeblichen Kampfes des Kleinindustriellen gegen die Großindustrie.

Der Eine ist gerade durch seine ungewöhnliche Geschicklichkeit in eine schwierige Lage gebracht worden. Er war dem Kriegs- und dem Marine-Ministerium empfohlen und erhielt von beiden Aufträge, für deren Ausführung man eines solchen Mannes bedurfte. Auf dauernde Beschäftigung rechnend, richtete er sich demgemäß mit Contrahirung erheblicher Schulden ein. Aber nachdem die von den Ministerien erhaltenen Aufträge ausgeführt und die somit von ihm gelieferten Modelle in den Händen der Behörde waren, wurde die weitere Arbeit an den Mindestfordernden vergeben, und das war selbverständlicher Weise ein Großindustrieller. Derselbe hatte unseren Mechaniker um eine Kleinigkeit unterboten. Möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß zwischen ihm und den Leuten der Ministerien keine Verständigung vorangegangen war. Im Allgemeinen ist es gefährlich, ohne den Boden gründlich zu kennen, sich auf Verkehr mit Behörden einzulassen. Das ist derjenige Nachtheil des Kleinindustriellen gegen den Großindustriellen, von dem hier ein Beispiel vorliegt. Der ausgezeichnete Mechaniker, der das an sich selbst erfahren, ist vierzig Jahre alt, und es gelingt ihm, mit Hilfe seines Sohnes, seine Familie zu ernähren, indem allerlei kleine Bestellungen ausgeführt werden. Aber die mit geborgtem Gelde angeschafften Arbeitsmaschinen stehen still; eben wie auch der, zudem durch verbesserte neuere Erfindungen als Verkaufsobject

werthlos gewordene Gasmotor. Schwere Sorge ist auch bei diesen tüchtigen, arbeitsamen Leuten ein nicht zu verscheuchender Gast.

Einfacher, directer und normaler ist der Nachtheil, in welchem sich der andere Mechaniker, von dem wir hier reden wollen, gegen die Großindustriellen auf seinem Gebiete befindet. Diese sind nicht nur vollkommener als er eingerichtet, sondern man wendet sich an sie mit allen vortheilhaften Bestellungen. Zu dem Kleinindustriellen geht man aus irgend einem besonderen Grund: um eine Arbeit wohlfeiler zu haben, als der Großindustrielle sie unternehmen würde, um Zahlungsbedingungen zu erlangen, auf die Jener sich nicht einlassen würde, namentlich um des kleinen Mannes Geistesthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Für ihn ist übrigens das ökonomische Resultat, in diesem Falle, obwohl nicht vollkommen befriedigend, doch keineswegs traurig. Wenn er nicht dazu gelangt, Geld zurückzulegen und immer mit einiger Besorgniß die Verfalltage der von ihm acceptirten Wechsel erwartet, so kommt er doch insofern langsam vorwärts, als seine Werkstatt sich durch Anschaffung von Arbeitsmaschinen immer mehr vervollständigt. In der That gestand mir gerade der Mechaniker, von dem ich hier spreche, ein Elsasser, er sei glücklich, auch ohne das Capital von 2000 Franken, das er, um aller Sorge ledig zu sein, zu haben wünschte. An Arbeit fehlt es ihm nie, und nach und nach gewinnt er Kunden, die ihn baar bezahlen oder wenigstens, wenn sie Wechsel ausgestellt haben, dieselben pünktlich einlösen.

Das letzte von uns anzuführende Beispiel vergeblichen Kampfes gegen die Großindustrie hat mit keinem der obigen irgend eine Aehnlichkeit. Es handelt sich um einen Uhrmacher, dessen Berufsbeschäftigung in der Anfertigung und Revision der Wanduhr-Regulatoren (échappements) besteht. Diese äußerst delicate Arbeit, von der selbstverständlicher Weise der ganze Gang der Uhr abhängt, wird schon seit langem im Verhältniß zu ihrer Wichtigkeit ziemlich schlecht bezahlt. Obwohl eine einigermaßen ansehnliche Wanduhr mehr als 100 Franken kostet, so erhebt sich der Lohn des échappementier, seine Baarauslagen abgerechnet, für die Arbeit an solcher Uhr selten zu $2^1/_2$ Franken, und seit einiger Zeit, infolge der immer fortschreitenden Verdrängung der Kleinindustrie durch die Großindustrie auf dem Gebiete der Wanduhrenfabrikation, geht die Tendenz dahin, den échappementier noch weiter herabzudrücken. Eine Ersparniß von 50 Centimes — bei einer Uhr, die über 100 Franken kostet — in Zahlung der Arbeit, von welcher der Gang der Uhr abhängt, und somit Gefährdung des Zweckes der Uhr um einer Kleinigkeit willen, scheint geradezu absurd. Dennoch aber drehen sich darum alle die Kämpfe des échappementier, und da der Großindustrielle den Markt beherrscht, so muß der échappementier weichen. Einen eigenthümlichen Charakterzug hat zudem, gerade auf dem Gebiet der Wanduhren, die Großindustrie dadurch, daß sie, und zum Theil mit Erfolg, das Monopol anstrebt, indem sie sich einen ihr ohnehin zugehörigen, unermeßlichen Vortheil über alle Gebühr hinaus zu Nutze macht. Dieser Vortheil besteht darin, daß nur die Großindustrie vermag, die fabrikmäßig gefertigten Theile der Uhr auf den Markt zu liefern, und daß daher das ganze Geschäft in französischen Wanduhren von einem halben Dutzend Fabrikanten abhängt. Der bei weitem mächtigste von diesen nun gibt sich alle erdenkliche Mühe, mit den Uebrigen zu mono-

politischer Ausbeutung des Marktes Abkommen zu treffen, und sucht zugleich auch das, was in der Verfertigung der Wanduhren den Kleinindustriellen zufällt, durch fabrikmäßige Herstellung an sich zu reißen.

Trotz dieser Verhältnisse könnte jedoch ein échappementier, der ungewöhnlich tüchtig ist, d. h. mit Schnelligkeit vollkommen zuverlässig arbeitet, ohne Ruin auf die verlangte Reduction eingehen, wenn es nicht unvermeidlich wäre, daß solches Nachgeben weiteres Zurückdrängen des Arbeitslohnes zur Folge haben würde. Der vorzügliche échappementier beharrt also auf seinem Preis, und ist daher, trotz seiner Tüchtigkeit, sobald nicht die Nachfrage sehr stark ist, fast ohne Beschäftigung in seinem Fache.

Durch die mitgetheilten Beobachtungen bereits in das innere Leben der Pariser Kleinindustrie eingeführt, werden wir ohne große Mühe einen weiteren Umblick halten können.

Was zuerst die Localitäten angeht, so ist in den Gebäudecomplexen, die wir beschrieben haben, die Kleinindustrie überall, sowohl in den nach der Straße gehenden Hauptgebäuden, als in den nach den Höfen blickenden mannigfaltigen Nebengebäuden anzutreffen. Häufig ist sogar die Concierge-Wohnung Sitz einer Kleinindustrie. Der Mann geht seiner industriellen Beschäftigung nach und greift als Concierge gelegentlich ein, wo eines Mannes Hilfe nöthig ist. Der übrige Theil der Concierge-Thätigkeit ist Sache der Frau. So wird die Miethe erspart und auch die Geldgeschenke von den vielen Miethern sind nicht ganz ohne Bedeutung. Sonst findet man im Erdgeschoß an Kleinindustriellen meist nur Mechaniker, Schmiede und überhaupt Leute, die schwere Arbeitsmaschinen und schweres Material oder Dampfkraft, eigene oder von einem Großindustriellen entlehnte, verwenden. Das Verleihen von Dampfkraft wird von Großindustriellen theils als Nebengeschäft, theils als selbständiges Geschäft betrieben; im letzten Fall in einem eigens dazu errichteten Gebäude oder Gebäude-Complex, zuweilen von sehr großen Dimensionen, in welchem dann eine Menge auf Dampfkraft angewiesener Kleinindustriellen sich einmiethen. Ab und zu sind auch ohne die soeben angedeuteten Veranlassungen Kleinindustrielle im Erdgeschoß. Zumeist aber bewohnen sie die oberen Stockwerke, oft bereits von der Bel-Etage an. Denn in den Stadttheilen, von denen wir hier reden, ist zwischen den Miethen der verschiedenen Etagen ein weit geringerer Unterschied als bei uns in großen Städten. Das Hauptgebäude, mit der Front nach der Straße, hat in der Regel sechs bis sieben Stockwerke, während die Hintergebäude selten mehr als drei Stockwerke haben, und sowohl im Haupt- als in den Hintergebäuden richtet sich die Miethe weit mehr nach dem innegehaltenen Raum als nach der Lage.

Ist die Werkstätte des Kleinindustriellen nicht im Erdgeschoß, so stets — und ist sie im Erdgeschoß, so zuweilen — ist mit derselben die Wohnung verbunden; und das ist namentlich deshalb von großer Bedeutung, weil die Frau zumeist an dem Erwerb des Kleinindustriellen einen höchst erheblichen Antheil hat. Zwei Beispiele haben wir bereits erwähnt. Wir können sofort auch dasjenige des échappementier hinzufügen, von dessen Kämpfen wir uns einen Begriff zu verschaffen versucht. Zwar arbeitet seine Frau nicht am Schraubstock und an der Drehbank. Aber sie besorgt die Ausgänge, sowohl um nach Arbeit zu fragen

und dieselbe abzuliefern, als zu Einkäufen für die Arbeit, wo dafür nicht des Meisters eigene Kenntniß und Einsicht nöthig ist. Ferner, wenn Arbeit kommt, nimmt sie die Werke auseinander und nummerirt die Stücke. Ist der Meister ausgegangen, so sorgt sie dafür, daß die Lehrlinge nicht faullenzen, und ist überhaupt, wie eine deutsche Meistersfrau, die gestrenge Pflegemutter der Lehrlinge.

In der That hat die Verbindung der Wohnstätte mit der Arbeitsstätte, ganz wie im deutschen Handwerkerleben, die Folge, daß Arbeit und Familienleben vollkommen mit einander verschmolzen sind. Selbst wenn sich ein ouvrier en chambre den Luxus einer „guten Stube" (salon) gestattet, so ist doch die Werkstätte das eigentliche Wohn- und Speisezimmer. Selbst die Kinder fertigen hier ihre Schularbeiten und treiben, in nicht immer geräuschloser Weise, ihr Wesen. Wer also, wie ich zu thun pflegte, beim ouvrier en chambre den ganzen Tag zubringt, der wird in seine Existenz vollständig eingeweiht und gehört wie mit zur Familie, und da das der Fall, so erwartet der Leser sicherlich, daß ich ihn gleichfalls in das Familienleben des ouvrier en chambre einführe, und dieser Pflicht genüge ich um so lieber, als sich nur Günstiges sagen läßt.

Diejenigen Schriftsteller, die, wenn sie das Leben der französischen niederen Mittelclasse schildern, unter dem Vorwande der Naturtreue, der krankhaften Vorliebe vieler Leute für sittlichen Schmutz die gewünschte Nahrung geben, machen sich der ärgsten Verleumdung schuldig. Das kann man sich, auch ohne die Wirklichkeit beobachtet zu haben, von selbst sagen. Denn der enorme, solide Reichthum Frankreichs, seine wunderbare Productivität auf dem Gebiet industriellen Schaffens und die musterhafte Zuverlässigkeit seiner industriellen Erzeugnisse sind mit sittlicher Fäulniß unvereinbar. Von solcher Fäulniß habe ich denn auch im intimen Verkehr mit den Kleinindustriellen nicht die geringste Spur angetroffen. Im Gegentheil, das Familienleben dieser Leute hält mit demjenigen der analogen Classen in allen anderen Ländern Europa's, und namentlich in England, einen äußerst günstigen Vergleich aus. Man möge mir nicht antworten, was Zola andeutet: die Sittlichkeit sei nur Schein. Wäre dem so, dann würde man in einer Familie über die Unsauberkeiten in anderen Familien belehrt werden, wie das in England, wenn man mit Leuten des kleinen Mittelstandes verkehrt, unvermeidlich ist. Zimperlichkeit im Gespräch wird doch wahrlich Niemand den Franzosen vorwerfen wollen. Im Gegentheil, wenn im Verwandten- und Bekanntenkreise einer Familie dieser Classe unsaubere Dinge vorfallen, so spricht man davon ohne Scheu, und nennt sie, ohne Affectation der Entrüstung, beim Namen. Einige Beispiele werden das erläutern, und man wird sehen, daß sie mit dem oben Bemerkten durchaus nicht im Widerspruch sind.

Ein älterer Kleinindustrieller, dem vor Jahren seine Frau entlaufen, erwähnt dieses Ereignisses, indem er sagt: „Wenn das Herz gebrochen ist, läßt es sich nicht wieder zusammenstücken."

Eine Frau, von Geburt Belgierin, deren Mann als Gehülfe bei seinem Bruder, einem Kleinindustriellen, arbeitet, wird der Untreue beschuldigt. Sie bestätigt trotzig die Wahrheit des Vorwurfs. Ihr Mann aber wird wüthend gegen Diejenigen, die ihn erhoben, und daraus entsteht eine arge Balgerei.

Die Schwägerin eines Kleinindustriellen ist Sängerin, früher auf unter-

geordneten Bühnen, jetzt im Café chantant, und hat als „Beschützer" einen Musikdirector. Von den Verwandten wird sie aber so gastlich aufgenommen wie irgend eine andere Verwandte, und von ihrem „Monsieur" wird hier ganz offen, aber nicht in ihrer Gegenwart, gesprochen.

Trotz der Nachsicht gegen derartige offenkundige Verstöße Anderer, ist doch des Kleinindustriellen eigenes eheliches Leben, wenigstens was das Verhalten der Frauen und die Beziehung ihrer Gatten zu ihnen betrifft, so würdig, wie es sich nur irgend denken läßt. Dies hat seinen Grund darin, daß die Frau nicht nur Genossin des Mannes ist, sondern seine unentbehrliche Hilfe und Stütze im Geschäft. Dadurch befestigt sich in ihr ein Selbstgefühl, das ihr die in der ehelichen Untreue liegende Selbsterniedrigung zur Unmöglichkeit macht.

Dieses schöne Verhältniß der Ehegatten übt auf das ganze Hauswesen die beste Wirkung. Die Kinder werden, obwohl mit großer Liebe und in Bezug auf jugendliche Unart etwas lax, doch zum Respect, zur Bescheidenheit, und von früh auf zur Arbeitsamkeit erzogen. Namentlich ist die Erziehung der Mädchen gesunder als in irgend einer anderen Classe der französischen Gesellschaft, und zugleich durch die instinctmäßig angenommene gute Manier der jungen Pariserin derjenigen der Töchter deutscher Handwerker weit überlegen. Sehr anmuthig ist der Verkehr solch junger Mädchen mit den Lehrlingen im Hause. Diese, als Knaben eingetreten, duzen die Töchter des Meisters und behandeln sie wie Schwestern. Man möchte erwarten, daß hieraus sich mit der Zeit Liebesverhältnisse entwickelten. Aber, soweit meine Beobachtung reicht, ist das niemals der Fall, sondern die Scheu, die Brüder und Schwestern auseinanderhält, prägt sich auch diesen Beziehungen nicht nur zeitweilig, sondern dauernd auf.

Was die Wohnung betrifft, so ist, wie gesagt, wenn sich nicht die Werkstatt gesondert im Erdgeschoß befindet, Ein Zimmer der Ort, wo sich das ganze Leben der Familie abspielt; zugleich die Werkstatt und in jeder Hinsicht der Familie Wohnzimmer. Manche Kleinindustrielle haben überhaupt nur das Eine Zimmer, arbeiten, wohnen, schlafen und kochen in demselben. Jedenfalls, auch wo die Wohnung mehrere Gelasse hat, ist außer der Werkstätte alles Uebrige lediglich Zubehör. Einigermaßen groß ist von den andern Räumen nur das Schlafzimmer des Ehepaars. Dasselbe ist nicht selten besser und solider eingerichtet als die Schlafzimmer bei ziemlich begüterten Kaufleuten in Deutschland. Das gilt vor Allem vom Bett selbst. Man müßte in Deutschland schon in ein sehr reiches Haus gehen, um ein so gutes Bett anzutreffen. Matratzen, Kissen, Decken, Bettwäsche sind vortrefflich. Das Gestell ist aus Mahagoni oder Nußholz und hat in der Regel einen Ueberhang. Wenn die Leute nicht gerade arm sind, so steht auf dem Marmorkamin, vor dem Spiegel, eine Garnitur — Wanduhr und zwei Armleuchter — in Bronze oder vergoldetem Zink. Häufig ist auch ein hoher Schrank mit Spiegelthür (armoire à glace) vorhanden. Commode und Stühle von Mahagoni fehlen fast nie, ebensowenig als ein Teppich vor dem Bett. Viel kleiner als dieses Schlafzimmer, und oft geradezu winzig, ist die Küche. Schließlich noch Kammern ohne Fenster, eine oder mehrere, als Schlafstätten dienend. Daß zu dem Allen noch ab und zu ein „Salon" kommt, haben wir bereits erwähnt. Derselbe ist aber ohne jede Bedeutung, ein bloßer Durchgang,

und nicht wie die deutsche „gute Stube" ein für festliche Gelegenheiten reservirtes Heiligthum.

Die ganze Wohnung wird höchst ordentlich und sauber gehalten, und man begreift schwer, wo die Hausfrau für diese Arbeit, für die Kinder, die Küche und die Reparaturen an Kleidern neben ihrer Erwerbsthätigkeit noch die Zeit findet, zumal wenn die Kinder klein sind. Säuglinge werden allerdings aufs Land ausgethan zu einer Pflegemutter, die sie aufpäppelt. Aber ein Kind von zwei Jahren — in diesem Alter kommen die Kinder wieder heim — nimmt doch auch viel Zeit in Anspruch. Dabei ist die Frau stets munter und guter Dinge und läßt sich, wie eine deutsche Handwerkersfrau, nicht leicht einen kleinen Ausflug am Sonntag Nachmittag entgehen. Ab und zu einmal wird ein Theater besucht, und zwar um ein Rührdrama des guten alten Typus zu sehen, mit verfolgter und schließlich belohnter Tugend und Bestrafung des verfolgenden Bösewichts. Mehrere Theater in den von Kleinindustriellen bewohnten Districten sorgen für derartige Unterhaltung.

Die kleinindustriellen Familien in Paris leben weit besser als Handwerker in Deutschland, und manche der Frauen vereinigt mit ihren übrigen Vorzügen eine sehr respectable Kenntniß der Kochkunst. Dem Zuschnitt des Lebens merkt man es nicht sehr an, ob im Augenblick die Geschäfte gut oder schlecht gehen. Für Extravaganz ist auch in den besten Zeiten die Frau zu vorsichtig, und die Familie hält zuviel auf sich, um nicht auch, wenn der Erwerb schwierig wird, sich das zu gönnen, wozu sie berechtigt zu sein glaubt. Viel leichter als ein deutscher Handwerker entschließt sich der französische Kleinindustrielle zum Wege in das Pfandleihamt. Derselbe ist auch weit weniger bedenklich als bei uns. Der Zinsfuß ist sehr niedrig, und die Darlehen sind im Verhältniß zum Werth der Pfänder so gering, daß darin ein scharfer Stachel zur Wiedereinlösung liegt.

Von dem Geschäftsbetrieb des Kleinindustriellen haben wir bereits einige Hauptzüge mitgetheilt und gesehen, daß dieser Betrieb, mit dem Maßstab des Nationalökonomen gemessen, kaum rationell genannt werden kann. Das ist aber ein Vorwurf nicht für die Pariser Kleinindustrie, sondern für die Maßstäbe der Nationalökonomie, einer Wissenschaft, deren steife Methoden in seltsamem Widerspruch mit der Aufgabe sind, das mächtig pulsirende, in stetem Wechsel und steter Entwicklung begriffene Leben der menschlichen Gesellschaft zu erkennen und zu leiten. Wäre die Pariser Kleinindustrie so kaufmännisch wie die Großindustrie, so würden in ihr bald alle Impulse schwinden; ihr eigentliches Wesen würde zu Grunde gehen.

Des Kleinindustriellen ganze Existenz ist derart, daß sich für sie ein mathematisch geregelter Lebensplan, wie der des deutschen Handwerkers, nicht schickt. Auf Ausgänge wird sehr viel Zeit verwendet, namentlich am Montag und Sonnabend. „Am Montag gehen wir Arbeit suchen," sagt wohl ein Kleinindustrieller und täuscht mit der plausibeln Phrase sich selbst. In Wirklichkeit gehört der Montag größtentheils dem Wirthshausverkehr. Der Sonnabend wird als Jour de la sainte touche bezeichnet, d. h. der Kleinindustrielle geht aus, um Forderungen einzucassiren. Am Sonntag Nachmittag wird nicht gearbeitet, weil Frau und Kinder auf diese Zeit für das Sonntagsvergnügen

Anspruch haben. Auch an den vier übrig gebliebenen Tagen, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag bedarf es nur geringer Anregung, um einen Besuch im Wirthshaus oder wenigstens das Trinken eines Schoppens in der Werkstatt zu veranlassen. Wird von einem gleichfalls der niederen Mittelclasse angehörigen Kunden eine Arbeit gebracht oder bezahlt und abgeholt, oder kommt ein Besuch, so versteht sich von selbst das Trinken eines Schoppens daheim oder im Wirthshaus, und wenn im Wirthshaus, so werden durch die wechselseitige Bewirthung aus dem einen Schoppen mehrere. Das soeben Gesagte bezieht sich auf den Nachmittag. Vormittags wird statt des Schoppens ein Apéritif genommen, d. h. ein Magenliqueur oder ein Absinth. Dies geschieht stehend und ziemlich eilig, kostet aber immerhin Zeit und Geld.

Zu diesem Zeitverluste kommt noch vieles Andere, das gleichfalls den Stempel der mangelnden Regelmäßigkeit in der Geschäftsanlage trägt. Nirgends in geschäftlichen Dingen ist klare Berechnung. Man läßt sich von Impulsen und Capricen leiten, macht Auslagen ohne sich über deren Angemessenheit recht klar zu sein, unterschreibt Wechsel, ohne mit Sicherheit zu wissen, daß man sie wird einlösen können. Das bringt dem Kleinindustriellen doppelten Schaden. Ganz abgesehen von den Verlegenheiten, wird er, je unsicherer seine eigene Lage ist, um so mehr abhängig von seinen Kunden.

Für diese ist jedoch, wie ich selbst erfahren, die Naivität und das unkaufmännische Wesen des Kleinindustriellen keineswegs immer bequem. Man weiß nicht recht, wie man daran ist. Es entstehen Mißverständnisse und Streitigkeiten. Namentlich erfährt das der Erfinder, dessen Arbeit eine ganz neue ist und sich auf keine Weise im Voraus berechnen läßt.

Aus all dem bisher Gesagten erklärt sich eine höchst merkwürdige Erscheinung, die auf den ersten Blick in hohem Grade befremdet: nämlich die Abhängigkeit ganzer Classen der Kleinindustriellen von in Paris lebenden Ausländern, namentlich deutschen Juden. Die Franzosen haben absolut kein Geschick, ihre Industrie im Ausland zu vertreten, und wer z. B. Rußland genau kennt, erstaunt oft, vorzügliche französische Fabrikate durch weit niedriger stehende deutsche Fabrikate verdrängt zu sehen. Die Sache ist aber ganz einfach. Es kommt Alles auf Vertretung an, und während die Deutschen in der kaufmännischen Vertretung die bei Weitem tüchtigste Nation und überall in der Welt, und namentlich auf jedem Punkt in Rußland, wo irgend zum Geschäft Gelegenheit ist, anzutreffen sind, findet man kaum je in einer russischen Provinzialstadt einen die Industrie Frankreichs vertretenden Franzosen. Nähmen sich also nicht Deutsche des Exports französischer Fabrikate nach Rußland an, so würde er noch geringer sein, als er wirklich ist. Was hier von Rußland gesagt ist, gilt mehr oder weniger von allen Ländern. Nur Brasilien macht — es ist schwer zu sagen aus welchem Grunde — einigermaßen eine Ausnahme.

Diese Abhängigkeit Frankreichs von ausländischen Exporteuren ist für die französische Industrie ein wahrer Krebsschaden. Was liegt dem Ausländer, welcher schnell Geld verdienen will, an der Solidität und Ehre der französischen Production? Nicht nur also, daß der Commissionär auf den von ihm abhängigen Kleinindustriellen drückt und ihn zwingt, bei Bewahrung des äußeren

Scheins die Solidität der Wohlfeilheit zu opfern: auch auf die Großindustrie gewinnt er, wenn diese nicht auf Ehre hält, einen drückenden Einfluß. So wird z. B. die Pariser Wanduhrenfabrikation durch die Commissionäre zu Grunde gerichtet. Immer seltener werden zuverlässige Pariser Wanduhren, und in der gegenwärtigen Generation für diese Arbeit herangebildeter Lehrlinge ist kaum hie und da einer, von dem zu erwarten ist, daß er die besten Traditionen der Vorgänger fortsetzen wird. Die meisten Lehrlinge sind bereits verdorben durch die an ihre Lehrherren gestellten Anforderungen, wohlfeil zu arbeiten.

Noch befremdlicher und interessanter als die soeben beschriebene Erscheinung ist eine andere, mit welcher der Deutsche, der, wie ich, der Pariser Kleinindustrie nahe tritt, unerwartet bekannt wird; nämlich die Bedeutung der Elsaß-Lothringer für die Pariser Industrie und ihr Einfluß auf die Stimmung des Pariser Arbeiterstandes. Wie unglaublich es auch klingt, so ist es doch eine Thatsache, daß von allen Kleinindustriellen, mit denen ich in Paris in Berührung kam, mehr als die Hälfte entweder selbst Elsaß-Lothringer oder doch mit Elsaß-Lothringern verschwägert waren. Diese Abstammung wird man bald gewahr, wenn man mit solchen Leuten in Verkehr tritt. Sowohl Elsasser als Lothringer sind beseelt von einer Animosität gegen Deutschland, die bei jeder Gelegenheit hervorbricht, und die Elsasser haben zudem einen sie, sobald sie nur ein paar Worte sagen, verrathenden schwäbischen Accent. Sie sprechen das Französische ungleich schlechter aus als Norddeutsche. Das ist auch gar nicht zu verwundern; denn mit ihren Angehörigen sprechen die Elsasser nicht Französisch, sondern den Dialekt der Heimath. Selbst die in Paris geborenen Kinder der Elsasser lernen, lange ehe sie ein Wort französisch sprechen können, sich geläufig im Elsasser Dialekt ausdrücken.

Fragt man der Wurzel dieses merkwürdigen Phänomens nach, so erfährt man, daß, auch als Elsaß und Lothringen unter französischer Herrschaft waren, in vielen Dörfern kein Französisch gesprochen wurde. „Als ich zwölfjährig nach Paris kam," sagte mir ein Lothringer, „konnte ich kein Wort französisch." Eine Cousine desselben Mannes bestätigte dies und fügte hinzu, in dem lothringischen Dorfe, wo sie als Kind gelebt, sei Französisch kein zum regelmäßigen Cursus des Schulunterrichts gehöriger Gegenstand gewesen. Wer Französisch lernen wollte, mußte extra dafür zahlen.

Diese Unkenntniß des Französischen hinderte aber, wie man ja heute in Deutschland nur zu gut weiß, die Elsaß-Lothringer nicht, höchst eifrige Patrioten zu sein. Ebenso wenig thut die Anhänglichkeit an den heimischen deutschen Dialekt dem Eifer der Pariser Elsasser gegen Deutschland Eintrag. Ja, es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß ohne den Einfluß der Elsaß-Lothringer der Pariser Arbeiterstand die Deutschen in Paris nicht anders behandeln würde als vor 1870. Die Elsaß-Lothringer sind aber jeden Augenblick bereit, jedweden Deutschen als „espion prussien" zu denunciren, und daß das nicht ohne Eindruck auf die anderen Arbeiter bleibt, ist leicht zu begreifen. Ich weiß es aus eigener Erfahrung.

Ohne solche Anstachelung ist der Pariser Kleinindustrielle durchaus nicht geneigt, sich durch irgend welche politische Consideration, sie habe welchen Namen

sie wolle, beeinflussen zu lassen. Zwar liest man in jeder Familie mindestens ein Journal. Das „Petit Journal“ allein druckt jeden Tag nahe an eine Million und manchmal weit über eine Million Exemplare, und es gibt noch zwanzig andere Journale zu fünf Centimes, zum großen Theil mit einer Circulation, die von keinem Blatt in Deutschland auch nur annähernd erreicht wird. Aber die gewaltige Verbreitung der politischen Presse, weit entfernt, Sturmfluthen aufzuwühlen, hat gerade die entgegengesetzte Wirkung. Eine ruhigere Haltung als die des „Petit Journal“ ist undenkbar, und dieses Blattes unvergleichlicher Erfolg ist für die anderen Journale der Wegweiser. Selbst Blätter des ominösesten Namens, wie „Cri du Peuple“, „Rappel“ u. s. w., sind unendlich weit entfernt von dem Ton, den vor vierzig Jahren die französischen Demagogen anzuschlagen pflegten. Die Freiheit hat, wie in England, so jetzt in Frankreich, der Demagogie den Boden unter den Füßen fortgenommen. Der Socialismus existirt gegenwärtig in Paris nur dem Namen nach, und selbst dem Namen nach hat er unter den Kleinindustriellen keine Anhänger. Auch sonst haben die Kleinindustriellen keine Sympathie für irgend welche politische Partei. Sie wissen nur zu gut, daß alle französischen Politiker, gleichviel welcher Färbung, es nur auf Posten und den Staatssäckel abgesehen haben, und daß der Staatssäckel aus den Taschen der Steuerzahler gefüllt wird. Jede einigermaßen heftige politische Bewegung hat zudem sofort eine Verkehrsstockung zur Folge, und im nächsten Augenblick weiß und fühlt das der Kleinindustrielle. Ruhe und Stabilität sind, das empfindet er, seine wahren Interessen, und er empfindet nicht minder, daß er, um die Ruhe zu wahren, sich selbst jeder Bewegung enthalten muß. Trotz der allgemeinen Zeitungslectüre wird daher in den Wohnungen der Kleinindustriellen und in ihrem Wirthshausverkehr äußerst wenig politisirt. Ich kann mich nicht entsinnen, je zwischen diesen Leuten einen politischen Wortwechsel vernommen zu haben.

Ebenso wenig wie über sociale und politische Fragen wird in diesen Kreisen über religiöse Fragen gestritten. In keiner kleinindustriellen Familie, die ich kennen gelernt, besuchten die Frauen — geschweige denn die Männer — Messe und Beichtstuhl. Aber auch antireligiöse Aeußerungen hört man kaum jemals. Das Stärkste ist etwa hie und da einmal eine von einem Manne gemachte ironische Bemerkung.

Schließlich noch einige Worte über den Straßenverkehr in den mit Vorliebe von den Kleinindustriellen bewohnten Vierteln.

Mit Ausnahme einiger neuer Straßen, die bisher die Kleinindustriellen nur wenig angezogen, sind alle Straßen in den Vierteln, von denen wir hier reden, ziemlich eng und in Schlangenlinien; von den wichtigsten gehen alle, bis auf zwei, bergauf. Diese Hauptstraßen sind jederzeit sehr belebt, am meisten natürlich zu den Zeiten, wo sich die Arbeiter der Großindustrie zu der Arbeit, heim-, oder zum Dejeuner (der deutschen Mittagsmahlzeit entsprechend) begeben. In der ganzen langen Straße trifft man nicht einen sorgfältig gekleideten Mann, nicht eine einzige Dame. Trägt etwa ein Mann einen hohen Hut, so sicher nicht im besten Zustand. Fast Alle tragen Mützen oder niedere Hüte von Filz oder Stroh. Alle jüngeren Frauenzimmer sind ohne jede Kopfbekleidung. Die älteren

haben auf dem Kopfe Hauben oder wollene Tücher. Dem entspricht auch der Frauenzimmer übrige Tracht. Die Männer tragen entweder Blousen oder Jacken; die Blousen aus weißem, blauem oder schwarzem Leinen, die Jacken meist aus blauem Leinen oder aus gestrickter Wolle. Blousen und Jacken sind gleichsam Uniformen: die Uhrmacher z. B. tragen schwarz, die Maschinenbauer blau, die Mechaniker, Optiker, Zimmermaler tragen weiß, und die Kleinindustriellen unterscheiden sich in der Tracht nicht von den auf Lohn arbeitenden Gehülfen und den Fabrikarbeitern. Selbst am Sonntag nehmen sie keinen Anstand, in Blouse oder Jacke auszugehen.

Trotz der Enge der Straßen und des lebhaften Verkehrs in denselben stehen vor vielen Schenken und vor allen Café's Tische und Stühle. Der Läden, in denen Getränke verabreicht werden, sind in diesen Straßen mehr als vielleicht in irgend einer Straße einer anderen Stadt. Vier Arten solcher Läden: das Café, der Marchand de vin, die Gargotte und die Crèmerie concurriren miteinander. In allen wird Wein, Liqueur und Kaffee ausgeschenkt, aber jede Art hat ihr eigenthümliches Wesen und ihre durch den Namen angedeutete Specialität. Bei weitem am zahlreichsten sind die Marchands de vin; wüßte man nicht, wie tief die Grundstücke sind, so wäre die Zahl solcher Läden unerklärlich. In Wirklichkeit lebt oft, wie schon anfangs erwähnt, ein Marchand de vin von der Einwohnerschaft und den Arbeitern eines einzigen Hauses. Noch mehr als durch Tische und Stühle wird der Raum in den Hauptadern durch den darin beständig abgehaltenen Gemüsemarkt verengt. Aber wie unbequem dies Alles auch ist, man ist zu sehr daran gewöhnt und legt zu viel Werth auf die dadurch gewährten Gelegenheiten, um darüber zu klagen. Wer das Gewühl vermeiden möchte, braucht nur die Nebenstraßen zu benutzen. Diese sind ziemlich wenig belebt, und man geht also darin so rasch, wie man will. Die Bevölkerung hat aber auch hier denselben Anstrich wie in den Hauptstraßen, und überhaupt, wenn wir aus den prächtigen Theilen von Paris durch eine kurze Wanderung in die von uns hier beschriebenen Districte gelangen, befinden wir uns in einer anderen Welt.

Bemerkungen über Körperschönheit.

Von

Fr. Merkel in Göttingen.

Die Grundlage der Schönheit des Menschenleibes ist seine Proportionalität; dies wurde zu allen Zeiten anerkannt, ja man ging nicht selten so weit, ganz bestimmte Proportionen als nothwendig zu bezeichnen, wenn Schönheit zu Stande kommen soll. Schon die Griechen verdankten Polyklet eine oder zwei Musterstatuen, welche bis in die kleinsten Einzelheiten nach den vom Künstler für richtig angesehenen Proportionen gearbeitet waren und für lange Zeit den Bildhauern als höchste Richtschnur dienten; selbst in neuerer Zeit wiederholen sich die Versuche immer wieder, absolute Proportionen aufstellen zu wollen. Dies führt aber mit Nothwendigkeit zu den größten Irrthümern, und es ist sehr möglich, daß ein häufig wiederkehrender, störender Fehler der Antike auf das Bestreben zurückzuführen ist, die vermeintlich absolut schönen Proportionen stets in Anwendung zu bringen; ich meine den Fehler in der Nachbildung der Kinder. Betrachtet man die Niobidengruppe oder die Gruppe des Laokoon, dann findet man, daß die Kinder nichts Anderes sind als Erwachsene in verkleinertem Maßstabe, und es kann merkwürdig scheinen, wie schwach gerade hierin die sonst so feine Beobachtung der Alten war. Doch sieht man, daß in der Sculptur der Griechen überhaupt nur der Körper des erwachsenen Menschen liebevolle und genaue Beobachtung fand; die Kinder, und mehr noch die Thiergestalten, wurden gerade in der besten Zeit meist flüchtig und mit geringer Naturwahrheit dargestellt. Man überlegte nur wenig, wie sehr die kindlichen Proportionen durch die Wachsthumsvorgänge beeinflußt und verändert werden, und es muß leider gesagt werden, daß sich auch heute noch, wo doch die anatomischen Hilfsmittel ganz andere sind als im Alterthum, zahlreiche Künstler nicht genügend um dieselben kümmern. Wir beachten im gewöhnlichen Leben die Proportionen sehr genau, und kann man sich auch meist nicht Rechenschaft über die Einzelnheiten geben, so ist doch der Gesammteindruck, welchen ein Kunstwerk oder ein lebender Körper auf den unbefangenen Beobachter macht, außerordentlich durch unser unbewußtes Urtheil beeinflußt. Um dasselbe zu einem bewußten zu machen, muß man von der Betrachtung des Säuglings ausgehen, dessen Proportionen aus

naheliegenden Gründen ganz verschieden von denen des Erwachsenen sein müssen. Es gibt eine Anzahl von Körperfunctionen, welche für das Kind unerläßlich sind, deren Organe daher auch schon eine höhere Ausbildung erreicht haben als andere, welche erst für das spätere Leben bedeutungsvoll werden. Vor allem gehört hierher das Gehirn, der Centralpunkt des Lebens überhaupt. Es ist in seinem Wachsthum den übrigen Körpertheilen außerordentlich vorangeeilt; mit ihm halten die höheren Sinnesorgane, Gesicht, Gehör, Geruch gleichen Schritt. Die physikalischen Gesetze der Lichtbrechung verlangen von den derselben gewidmeten Theilen des Sehorganes eine ganz bestimmte Größe, wenn überhaupt die Functionsmöglichkeit gegeben sein soll, und ebenso ist es mit den anderen Sinnesorganen, wenn man auch die Einzelnheiten zum Theil noch nicht genau kennt. Die Zähne fehlen dem Säugling; er bedarf ihrer bei seiner Milchnahrung noch nicht; der Kauapparat im Ganzen ist noch schwach ausgebildet, man kann fast sagen, nur in der Anlage vorhanden. Demnach wird der Kopf des Neugeborenen im oberen Theil groß und stark entwickelt sein, während der untere Theil klein und schwach ist. Der Hals fehlt noch fast ganz; die hier befindlichen Organe, besonders der Kehlkopf, wachsen erst nach Jahren zu ansehnlicherer Größe heran. Was den Rumpf anlangt, so ist an ihm besonders die Bauchgegend, welche der so wichtigen Verdauung dient, hoch entwickelt, während die Brust, deren wesentlichste Function in Besorgung der Athmung besteht, eine etwas geringere Ausbildung zeigt. Die Extremitäten sind, wie bekannt, noch weit zurück; sie sind auch noch viel zu schwach, um sachdienlich benutzt werden zu können. Von ihnen ist Hand und Fuß, welche wieder zu einem Sinnesapparat, dem Tastsinn, in nächster Beziehung stehen, dieserhalb am weitesten vorgeschritten, Arm und Bein am kleinsten geblieben. Nehme ich noch ein ganz außerordentlich starkes Fettpolster hinzu, welches Alles gleichmäßig überzieht und die Conturen rundet, dann sind die Proportionen des kleinen Körpers charakterisirt. Aus dieser Anlage heraus soll sich nun der vollständig anders gebaute Erwachsene entwickeln. Wie dies geschehen muß, ist klar genug; diejenigen Körpertheile, welche schon frühzeitig eine gewisse Reife erlangt hatten, schreiten langsam fort, bleiben selbst ganz stehen; die nur im Keim vorhandenen Organe zeigen dagegen eine besonders große Wachsthumsenergie, und wir dürfen somit im Allgemeinen aussprechen, daß die Körperorgane, welche beim Säugling am wenigsten entwickelt sind, im Laufe der Jahre das stärkste und stetigste Wachsthum zeigen und umgekehrt. Der obere Theil des Kopfes, besonders der Gehirnschädel, wird verhältnißmäßig immer kleiner, der untere dagegen wächst mit dem übrigen Körper weiter. Der Hals streckt sich, besonders in seinen unteren Theilen; die Brust vergrößert sich erheblich, während der Bauch weniger fortschreitet; die Extremitäten wachsen am meisten. Schließlich sei auch noch die Abnahme des kindlichen Fettpolsters erwähnt. Bei allen Menschen erreicht nun der Hirnschädel und mit ihm das Gehirn eine Größe, welche zwar nicht ganz fest bestimmt ist, aber doch nur in verhältnißmäßig engen Grenzen schwanken kann; sinkt Hirn und Schädel unter ein gewisses Volumen herab, dann ist eine Entwicklung der Intelligenz nicht möglich; steigen sie über ein gewisses Volumen an, dann geschieht dies ebenfalls nur auf Kosten des inneren Baues, so daß auch hier die Function gefährdet ist. In ähnlicher Weise

wie der Kopf verhält sich das untere Ende des Rumpfes, das Becken; auch dieses erreicht, besonders beim weiblichen Geschlecht, eine ganz bestimmte Größe und Weite, welche weder nach oben noch nach unten überschritten werden kann, wenn nicht hochwichtige physiologische Functionen in Frage gestellt werden sollen. Hirnschädel und Becken bilden also gewissermaßen constante Größen, während die übrigen Körpertheile, besonders die Extremitäten immer weiter zunehmen, bis die individuell so verschiedene Wachsthumsgrenze erreicht ist. Es ist darnach klar, daß die Proportionen verschieden großer Menschen ganz verschiedene sein müssen, und daß es ein Fehler sein würde, wenn man glauben wollte, daß ein für alle Fälle richtiges Mittelmaß für die einzelnen Theile eines wohlgebildeten Körpers aufgestellt werden könne. Wollte man nach diesem Schema zwei Statuen bilden, die eine um einen Kopf größer als die andere, so würden beide dem Beschauer immer als gleichgroße Menschen erscheinen, von welchen der Künstler die eine in verkleinertem, oder die andere in vergrößertem Maßstabe dargestellt hätte, wie es eben bei jenen antiken Kindergestalten wirklich der Fall ist. Nach dem vorhin Gesagten muß bei großen Leuten ein relativ kleiner Hirnschädel vorhanden sein, an welchem ein langes Gesicht hängt, da dieses in seinem Wachsthum nicht mit jenem, sondern mit dem übrigen Körper parallel geht. Die Extremitäten müssen besonders lang sein; der langsam wachsende Rumpf ist im Verhältniß zu ihnen nicht groß; die Hüftgegend ist relativ schmal. Bei kleinen Leuten trifft das Gegentheil von alle Dem zu.

Wir haben, wie erwähnt, für alle diese Verschiedenheiten einen feinen Blick und wissen genau, ob Alles stimmt oder nicht, auch wenn wir keine Ahnung von den eigentlichen Gesetzen des Körperwachsthumes haben. Diejenigen Leute, bei welchen die Natur mit ihren Gaben geknausert hat, oder zu freigebig war, fallen uns sogleich auf; ja, es geht das Gefühl für Proportionen so weit, daß meist von Jedermann ganz richtig angegeben werden kann, wo der Fehler sitzt. Ein zu kleiner Kopf, ein zu langes Gesicht, eine zu große oder zu kleine Nase, zu große Hände und Füße, zu lange oder zu kurze Arme fallen stets auf, und wenn einmal der Rumpf zu lang gerathen ist, dann wundern wir uns, daß wir seinen Träger im Sitzen viel zu groß geschätzt haben. Es wird Niemandem einfallen, einen Menschen, dessen Körper nicht genau mit den Anforderungen der Proportionalität übereinstimmt, für wirklich schön zu erklären, wenn auch die einzelnen Körpertheile an sich Muster classischer Bildung sein sollten. Man darf sogar sagen, wenn nur die Proportionen tadellos sind, dann läßt es unser Schönheitsgefühl am Ende noch durchgehen, wenn auch die Einzelnheiten nicht völlig vor der Kritik bestehen sollten. Unser, in entstellende Kleider gehülltes Zeitalter hat es überhaupt verlernt, über Form und Bau der Glieder im Speciellen ein ganz richtiges Urtheil zu fällen; es fehlt dazu an Gelegenheit, besonders für den weiblichen Körper, dessen Formen bei der augenblicklichen Mode nicht wenig an die Figuren erinnern, wie man sie in dem bekannten Nürnberger Spielzeug, der „Arche Noah", findet.

Unterziehen wir nun die für Ausprägung der Schönheit wichtigsten Theile einer gesonderten Betrachtung, dann ist natürlich der Kopf in die erste Reihe zu stellen. Seine Formen sind ganz ungemein verschieden, so mannigfaltig, daß sie

einer wissenschaftlichen Disciplin, der Craniologie, Stoff genug zu vielseitiger Beschäftigung liefern. Trotzdem aber ist es doch nicht aussichtslos, nach der schönsten Form zu suchen, und man kann gerade bei der Betrachtung des Hirnschädels sehen, wie sehr es unser Schönheitssinn liebt, den Extremen aus dem Wege zu gehen und auf der Mittelstraße zu bleiben; eine Thatsache, welche uns immer wieder entgegentreten wird. Es gibt hohe und niedere, breite und schmale, lange und kurze Köpfe, aber alle gelten uns nicht für schön, dünken uns zuweilen selbst unschön; nur die mesocephale Form, d. h. also diejenige, welche gerade in der Mitte steht, erhält den Preis. Wir verlangen vom Hirnschädel, daß er in der Ansicht von oben ein Oval bilde, einem etwas stumpfen Hühnerei gleichend, dessen schmaler Pol in der Stirne, dessen breiter Pol im Hinterhaupt liegt.

Mit dem Gesicht ist es wie mit dem Hirnschädel, auch bei ihm verlangt das Gefühl die stricte Einhaltung der Mitte. Es wird nicht vergeben, wenn das Gesicht seiner ganzen Stellung nach zurücktritt und noch viel weniger, wenn es schnauzenartig vorspringt. Seine vordere Begrenzungslinie muß bei ruhiger und ungezwungener Kopfhaltung gerade im rechten Winkel zur Horizontale stehen. Wie sehr die alten Griechen Grund haben, den Preis höchster Schönheit für sich in Anspruch zu nehmen, beweist mir der Hellenenschädel, welchen König Ludwig I. von Bayern dem berühmten Blumenbach aus Griechenland mitgebracht hat; er ist unter manchem Tausend von Schädeln, welche im Lauf der Zeit durch meine Hände gegangen sind, ohne jede Frage der schönste, welcher die gesammten Erfordernisse am edelsten ausgeprägt zeigt.

Bei einem Blick auf die einzelnen Theile des Gesichtes erstaunt man, welch' unbedeutende Kleinigkeiten oft ausschlaggebend sind, und ich darf annehmen, daß Jedermann Geschwister kennt, welche sich zwar sprechend ähnlich sehen, von welchen aber das eine schön, das andere häßlich ist. Geringe Unterschiede in der Biegung der Nasenknorpel, im Schwung der Brauen können die auffallendsten Unterschiede bedingen, und man weiß, wie sehr schon starke Abmagerung die Physiognomie eines und desselben Menschen zu verändern vermag. Beginnen wir von obenher, dann ist in erster Linie Form und Stellung der ruhig geöffneten Augenspalte in Betracht zu ziehen, umsomehr als hierin recht bedeutende Verschiedenheiten zu beobachten sind. Die Augenspalte darf nur dann als schön angesehen werden, wenn sie zu dem in ihr sichtbaren Augenstern in ganz bestimmtem Verhältniß steht. Dieser letztere muß vom oberen Lid eben gestreift werden, man darf seinen obersten Umfang nicht sehen; das untere Lid dagegen erreicht den Augenstern nicht, sondern läßt unter ihm noch ein bis zwei Millimeter vom Weißen frei. Es gibt Augen, welche für gewöhnlich so weit geöffnet sind, daß auch oben vom Weißen noch etwas sichtbar wird und solche, welche so stark zugekniffen zu sein pflegen, daß weder oben noch unten das Weiße zum Vorschein kommt; beide entsprechen nicht den Anforderungen der Schönheit. Die Form der Augenspalte soll einer Mandel gleichen, wenn sie für classisch gelten will, das heißt, sie soll an dem Nasenende etwas höher ausbiegen, als an der Wangenseite. Was die Stellung der Augen anlangt, so fallen schon geringe Abweichungen von der Horizontalen auf; ja, es kann uns eine schiefe Lage vorgetäuscht werden, welche selbst Künstler bei ihren Nachbildungen zu Irrthümern

veranlaßt. Die schief geschlitzten Augen der Mongolen stehen in Wahrheit so gerade wie die unserigen, und es ist nur eine absteigende Hautfalte am Nasenende der Augenspalte, welche das fremdartige Ansehen bedingt.

Die schönste Form der Brauen ist die halbkreisförmige; was ihre Lage anbetrifft, so sollen sie vom Nasenende an bis etwa zur Mitte genau auf dem leicht fühlbaren, knöchernen Rand der Augenhöhle liegen, sich dann etwas über denselben erheben und zuletzt wieder mit ihm zusammentreffen. Wenn die Brauen in der Mitte über der Nase zusammenfließen, dann ist dies ungewöhnlich, vielleicht interessant, aber gewiß ebenso wenig schön, als wenn die Brauen ganz fehlen oder sich schwach entwickelt zeigen.

Ueber die Nase mit kurzen Worten etwas auch nur einigermaßen Orientirendes zu sagen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Sie ist, wie bekannt, der wesentlichste Träger der Individualität und kann völlig verschieden gebildet sein, ohne dadurch schön oder häßlich zu werden. Schon die gewöhnliche Eintheilung der Nasen in griechische und römische beweist, daß man darauf verzichtet, eine allgemein gültige Schönheitsform aufzustellen; es ist nur nöthig, daß die Nase eine maßvolle Entwicklung zeigt und Linien, welche nicht zu sehr von der geraden abweichen; dies gilt besonders für die Linie des Nasenrückens, welche durch convexe Form zwar etwas charaktervolles erhalten kann, bei concaver Gestalt aber weder für charaktervoll noch für schön gelten kann. Die Höhe der Nase und ihr Verhältniß zum übrigen Gesicht, wird, wie bekannt, von der künstlerischen Empirie längst richtig beurtheilt. Man theilt das Gesicht in drei Drittel und rechnet auf das obere die Stirne, auf das mittlere die Nase und auf das untere den Rest des Gesichtes.

Die beiden Ohren stehen in gleicher Horizontalhöhe mit der Nase, eine nähere Präcisirung ihrer Stellung hinzuzufügen, wäre nur für die künstlerische Nachbildung von Wichtigkeit, für die Betrachtung des Lebenden ist es deshalb unnöthig, weil sie immer in der angegebenen Höhe gefunden werden, wenn nicht schwerere Bildungsfehler vorhanden sind, bei welchen dann von Schönheit überhaupt nicht mehr die Rede sein kann; und wenn man den Versuch macht, den Alt-, selbst den Neuägyptern eine allzuhohe Stellung der Ohren anzudichten, um die Richtigkeit der fehlerhaften altägyptischen Bildwerke, welche die Ohren sämmtlich zu hoch sitzen haben, zu retten, so muß dies immer mißlingen, wie jede Betrachtung eines Mumienkopfes oder der Photographie eines Neuägypters darthut.

Anders als mit der Höhe, in welcher die Ohren stehen, ist es mit ihrer Einpflanzung am Kopf, wie mit ihrer Größe. Erstere kann so sein, daß die Ohren zu weit abstehen, oder zu nahe anliegen; Beides ist unerlaubt. Die Größe der Ohren unterliegt erheblichen individuellen Schwankungen, ebenso wie ihre Form, und wer sich die Mühe nimmt, einmal der Betrachtung der Ohren seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, der wird sich wundern, wie fein die Unterschiede sind, wie aristokratisch und wie plebejisch sie erscheinen können. Jedenfalls dürfen sie nicht länger sein als die Nase und müssen einen deutlich umgekrempten Rand, sowie ein freies, nicht angewachsenes Ohrläppchen zeigen. Da dieses letztere weich und ohne Stütze ist, kann es durch Ohrgehänge, auch wenn sie leicht sind, ungebührlich in die Länge gezogen werden.

Die Lage der geschlossenen Mundspalte ist im Verhältniß zum ganzen Untergesichte keine völlig constante, sie wechselt mit den Jahren. Beim Neugeborenen, wo besonders der Unterkiefer noch ungemein schwach entwickelt ist, zeigt sich die Entfernung von dem unteren Umfang der Nase bis zum Mund ungefähr ebenso groß, wie von da bis zum Kinn. Dieses Verhältniß bleibt aber nur ganz kurze Zeit, indem sich der Unterkiefer mehr und mehr ausbildet. Beim Erwachsenen ist die Mundspalte so weit in die Höhe gerückt, daß sie an der Grenze zwischen dem oberen und mittleren von drei Dritteln steht, in welche man den Raum zwischen Nase und Kinn eintheilen kann; bei großen Personen steht sie selbst noch etwas höher. Verläßt der Mund die angegebene Lage nach der einen oder anderen Seite hin, dann wird die Oberlippe zu kurz oder zu lang und damit unschön. Bei einem edel geformten Mund wird ferner die gerade Querlinie der geschlossenen Spalte durch ein deutliches Höckerchen, welches in der Mitte der Oberlippe sitzt, unterbrochen. Diese letztere ragt nach vorne etwas über die Unterlippe hervor und drückt sie leicht abwärts, so daß sie den Zähnen nicht vollständig anliegt; ist das Umgekehrte der Fall, dann entspricht dies dem Gefühl für Schönheit nicht. Die Breite des Mundes soll nicht zu groß und nicht zu klein sein; ist sie von richtiger Bildung, dann erreicht bei ruhiger Haltung der Mundwinkel jederseits den ersten Backzahn. Die Fülle schöner Lippen ist maßvoll, und man verzeiht es eher, wenn sie etwas zu schmal, als wenn sie gar zu voll erscheinen.

Die Seitentheile des Gesichtes und seine Begrenzungslinie in der Ansicht von vorne stehen vollkommen unter dem Einfluß des Kauapparats. Er erstreckt sich mit seinen Muskeln von den Schläfen aus bis zum Winkel des Unterkiefers, und sind dieselben stark entwickelt, dann ist auch das in ihrem Bereich gelegene Wangenbein gezwungen, sich höher zu wölben und breiter auszuladen, ebenso wie die seitlichen Theile des Unterkiefers kräftiger gebaut sein müssen. Dies Alles bewirkt, daß das Gesicht etwas Quadratisches bekommt, anstatt das schöne Oval classischer Bildung zu zeigen. Die Ausbildung des Kinnes ist ganz unabhängig vom eigentlichen Kauapparat; das leichte Hervorragen von der entzückenden Rundung, wie sie die antiken Köpfe zeigen, liegt wesentlich in der Bildung des Unterkieferknochens.

Bei einem Blick auf den Rumpf überrascht die Thatsache, daß die Länge der Halswirbelsäule, d. h. also der stabilen Grundlage des Halses, nur unbedeutenden individuellen und geschlechtlichen Schwankungen unterworfen ist, wenn man bedenkt, wie sehr verschiedenen Hälsen man begegnen kann, und wie der weibliche Hals, wenn er auf Schönheit Anspruch machen will, entschieden länger sein muß, als der gedrungene männliche. Der scheinbare Widerspruch löst sich bei der Erwägung, daß die weibliche Halsgegend, der geringen Ausbildung des Kehlkopfes und der Muskulatur wegen, erheblich schlanker wird, daß auch der Wuchs der Frauen durchschnittlich kleiner ist als der männliche, wodurch bei absolut gleichen Maßen der Hals des Weibes relativ länger sein muß als der des Mannes. Die Hauptrolle bei der Ausprägung des Halses spielt aber in allen Fällen die Bildung des Brustkorbes, speciell die Stellung des oberen Brustbeinrandes mit den beiden Schlüsselbeinen. Wir rechnen den Hals vom

Kinn bis zu diesen anatomischen Punkten, obgleich man dabei in der Tiefe schon in das Gebiet der von vorne nach hinten aufsteigenden Brustregion kommt; und so erklärt es sich, wie wir bei tiefstehenden Schlüsselbeinen oder abfallenden Schultern — was dasselbe sagen will — einen langen Hals vor uns sehen, bei hochstehenden einen kurzen. Zur weiblichen Schönheit gehören aber nothwendig abfallende Schultern, ebenso wie zur männlichen die breit ausladenden. Ist das Umgekehrte der Fall, dann werden die Formen unschön; man vergegenwärtige sich nur, welch robusten und wenig anziehenden Eindruck breite Schultern und ein kurzer Hals bei einem weiblichen Wesen machen, wie schmächtig und kraftlos dagegen ein Mann mit fliehenden Schultern und schmaler Brust erscheint. Die Brust und der von ihr organisch so völlig abhängige Hals spiegeln überhaupt den Unterschied zwischen Mann und Weib am treuesten wider. Das Centrum des Blutlaufes und der Respiration, Herz und Lungen, sind bei dem stärkeren Geschlecht, welches für kraftvolle Thätigkeit bestimmt ist, absolut kräftiger entwickelt als beim zarteren, welches man schon der ganzen Configuration der Brust wegen das schwächere nennen darf. Unsere Damen sorgen gar eifrig dafür, daß dies Verhältniß bestehen bleibt und daß ihre Lungen sich nicht allzusehr entwickeln, indem schon fast vom Kindesalter an die Schnürbrust durch Zusammenpressen der Rippen den an sich schon bescheidenen Brustraum noch beträchtlich verkleinert. Der Schwerpunkt des weiblichen Rumpfes liegt, im Gegensatz zum männlichen, im unteren Theil, vorzüglich in der Hüftgegend, was sehr natürlich mit der ersten und heiligsten Bestimmung des Weibes zusammenhängt. Die männliche Hüftgegend ist geringer entwickelt und tritt gegen die Brust stark zurück.

Die Form der Extremitäten kann im Allgemeinen dann für edel gelten, wenn deren Muskulatur von mittlerer Entwickelung ist, wobei Arm und Bein des Mannes die Conturen der einzelnen Muskeln deutlich hervortreten lassen, während sie beim Weib durch größere Weichheit beträchtlich gemildert erscheinen. Die schlanke Form der Hand- und Knöchelgelenke, welche man mit Recht bei beiden Geschlechtern hoch schätzt, hängt hiermit insoferne nahe zusammen, als an beiden Stellen die Muskulatur ganz fehlt; es sind hier nur Sehnen vorhanden. Ist Unterarm und Unterschenkel wohl gebildet, dann fällt ihr Unterschied im Umfang gegen jene Gelenke weit größer aus, als wenn sich die Muskeln schlaff und dünn erweisen. Freilich gehört zu zierlichen Gelenken auch ein graciler Knochenbau, welcher überhaupt zu vollendeter Schönheit unerläßlich ist.

Die Länge der Extremitäten schwankt beträchtlich, doch spielt gerade sie eine sehr wesentliche Rolle. Wie oft hört man kurze Arme mit „Flossen" vergleichen, während man zu lange Obergliedmaßen als „affenartig" bezeichnet. Nach dem, was oben schon über die Entwicklung der Proportionen von Arm und Bein erwähnt wurde, bleibt nur noch übrig, zu sagen, daß bei wohlgebildeten Extremitäten die Spitze des Mittelfingers des gestreckten und an den Körper angelegten Armes bis zur Mitte des Oberschenkels herabreichen soll; die Ellbogengegend hat dabei in der Höhe des Hüftbeinrandes zu stehen, welch letzteren man sehr leicht an der Körperseite durchzufühlen vermag.

Die wichtigsten Theile der Gliedmaßen, deren Schönheit auch unsere Bewunderung am meisten herausfordert, sind Hand und Fuß; bei ihnen ist daher noch zu verweilen. Wende ich mich zuerst zur Hand, diesem wunderbar fein organisirten Greif- und Tastapparat, dann ist von ihr zu sagen, daß sie wegen der großen Vielseitigkeit und Abstufungsmöglichkeit ihrer Functionen kaum weniger individuell angelegt ist, als das Gesicht selber; wie in diesem drücken sich die zahllosen Nüancen des Baues und Gebrauches auch für den Laien deutlich sichtbar aus; hört man ja doch oft genug den Stammbaum einer Hand bis zu den Großeltern und noch weiter zurück verfolgen. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß die Aehnlichkeit und Erblichkeit an anderen Körpertheilen keine Rolle spielte, sie tritt nur an Stellen, deren Bau und Functionen einfacher sind, nicht so augenfällig zu Tage, wie an Gesicht und Hand. Die Formen der Hand haben schon viele Untersucher gefesselt und beschäftigt, und Carus geht in einer eigenen Abhandlung über diesen Gegenstand so weit, eine elementare, motorische, sensible und seelische Hand zu unterscheiden. In den unserer Zeit ziemlich unverständlich gewordenen naturphilosophischen Ausführungen ist ein nicht geringes Maß von feiner Beobachtung versteckt, und Carus beschreibt in seiner seelischen Hand sehr gut die schönste Form. „Sie wird immer nur von mittlerer Größe sein im Verhältniß zur Person, die Handfläche nur mäßige Breite und Länge mit einfachen, größeren Linien, nie vielfältig gefurcht und gefaltet; die Finger sind fein, schlank und ziemlich lang, die Gelenke nicht hervorragend oder nur leicht wellenförmig erhoben, an den äußeren Phalangen (den Spitzen) sind sie konisch und fein ausgezogen. Der Daumen gleichfalls fein und wohlgebildet und immer nur mittlerer Länge." Was die einzelnen Finger betrifft, so ergibt jeder Blick auf die eigene Hand, daß der Mittelfinger stets am weitesten hervorragt, dann folgen Zeigefinger und Ringfinger, und zwar ist bald dieser, bald jener etwas länger, bald sind sie gleich lang. Als das schönste Verhältniß ist nach W. Braune's neusten Messungen anzusehen, wenn der Zeigefinger den Ringfinger an Länge übertrifft; man findet dies besonders häufig an der Frauenhand. Der kleine Finger soll bis zum letzten Gelenk des Ringfingers reichen; der Daumen ist weitaus am kürzesten. Wird die Hand hart und schwielig, dann ist sie ebensoweit vom Ideal entfernt, als wenn sie gar zu weich und rund ist. Die Grübchen über den gestreckten Fingergelenken, wie sie bei kleinen Kindern Regel sind, mögen bei Erwachsenen reizend sein, classisch sind sie jedenfalls nicht.

Die Schönheit des Fußes liegt, neben dem Ebenmaß der Formen an sich, in seiner Gewölbeconstruction. Die ersteren sind mutatis mutandis denen der Hand so ähnlich, daß auf das soeben Gesagte verwiesen werden kann; es sei nur hervorgehoben, daß auch die Kleinheit des Fußes ihre Grenzen hat, hinter welchen derselbe nicht zurückbleiben darf, wenn nicht die Proportionalität und damit die Schönheit leiden soll. Nur die von den Fingern in ihrer Ausbildung so verschiedenen Zehen bedürfen einer Erwähnung. Die große Zehe, welche beim Abstoßen des Fußes vom Boden, während der Ausführung eines Schrittes, die Hauptarbeit zu thun hat, ist übermächtig entwickelt und zeigt sich nicht selten auch am längsten von allen, obgleich man dies nicht als das edelste

Verhältniß ansehen kann; am schönsten ist der Fuß, wenn die zweite Zehe die große etwas überragt und die übrigen dann an Länge ganz allmälig abnehmen. Die kleine Zehe hat immer etwas Verkümmertes, was auch bei antiken Statuen, an welchen jedenfalls normale und nicht durch unverständiges Schuhwerk mißhandelte Füße dargestellt sind, deutlich hervortritt. Mindestens ebenso wichtig, wie die ganze Gestaltung des Fußes, ist, wie gesagt, seine Wölbung; dieselbe ist eine doppelte, einmal von rechts nach links und dann von vorn nach hinten gerichtete. Der Gipfel beider fällt bis zu einem gewissen Grade zusammen und bildet den „Spann" oder „Rist", welchen ich nicht näher zu beschreiben brauche. Nach vorne fallen beide Wölbungen sanft ab, bis sie mit dem Beginn der Zehen völlig abgeflacht sind. Man beurtheilt die Wölbung am besten aus dem Abdruck eines nassen Fußes auf dem Boden. Derselbe erscheint so, daß hinten die Ferse vollkommen ausgeprägt ist, vorne der Ballen hinter den Zehen; die dazwischen liegende Partie aber ist nur an der Kleinzehenseite abgedruckt, die Großzehenseite fehlt völlig. Die Längswölbung ist demnach nur an letzterer Seite vorhanden, an ersterer nicht. Die große Wichtigkeit der Gewölbeconstruction des Fußes erklärt sich daraus, daß nur bei ihrem Vorhandensein ein leichter, elastischer und sicherer Schritt möglich ist, und was ein solcher für die Grazie und damit für die Schönheit bedeutet, weiß Jedermann. Fehlen die Wölbungen des Fußes, wie bei starkem Plattfuß, oder sind sie auch nur abgeschwächt, dann mag seine Form an sich so trefflich sein, wie sie will, schön ist er in keinem Fall, und der Gang zeigt etwas Unsicheres und Unbeholfenes.

Zieht man aus dieser flüchtigen Umschau im Reiche des Körperschönen die Summe, so darf man sagen, daß die einzelnen Organe dann am schönsten sind, wenn sie eine mittlere Ausbildung zeigen; sie sind dann auch physiologisch am brauchbarsten. Werden die Körpertheile zu klein und zu groß, dann muß die Function leiden und das nicht vollkommen Zweckentsprechende macht uns niemals den Eindruck des Schönen. In manchen Fällen ist damit Alles erklärt; sehr gewöhnlich aber ist mittlere Ausbildung und physiologische Vollkommenheit noch nicht genügend. Es muß die Gefälligkeit der Linien hinzukommen. Mit dieser Forderung aber verlassen wir den Boden der objectiven anatomischen Betrachtung und begeben uns auf den Boden subjectiver Anschauung, welche, was sehr merkwürdig ist, mit den Zeiten wechselt. Welche Linien die gefälligsten sind und uns am schönsten dünken, auf diese Frage antwortet nicht jedes Jahrhundert, nein, fast jedes Jahrzehnt anders. Es ist interessant, die alten illustrirten Zeitschriften und Modejournale zu durchblättern und zu sehen, wie nach kurzen Zwischenräumen der Typus der dargestellten Gesichter wechselt, und man darf sagen: jede Tracht ist eigens für einen ganz bestimmten Gesichtsschnitt und für eine ganz bestimmte Figur erfunden, eben für die, welche zur gegebenen Zeit für die schönste galt. Betrachtet man die Mode in diesem Lichte, dann wird ihr ein Theil der Sinnlosigkeit genommen. Unsere Damen wissen bei Costümfesten gar wohl von diesen Thatsachen Gebrauch zu machen und beurtheilen meist sehr richtig, ob ihnen Rococo oder Altdeutsch, Renaissance oder

Empire am besten kleidet, mit anderen Worten, ob ihre Schönheit dem damals gültigen Typus am meisten entspricht.

Wir haben gesehen: Proportionen und Körperbildung müssen vor allen Dingen die richtigen sein, wenn von Schönheit die Rede sein soll; bevor ich nun aber zum Schlusse komme, muß ich dieses fast selbstverständliche Resultat — sonderbar genug — wieder in etwas einschränken. Die wichtigste aller Proportionen, welche, als gar zu sehr auf der Hand liegend, bis jetzt überhaupt nicht erwähnt wurde, ist die bilaterale Symmetrie, die Gleichheit der rechten und linken Körperhälfte. Gerade an dieser festesten Grundlage des ganzen menschlichen Körperbaues aber wird nun von der Natur am häufigsten gerüttelt. Die Abweichungen sind wohl im Bereich des Normalen nicht gerade bedeutend; aber sie fehlen so wenig, daß die Anatomie mit ihnen zu rechnen hat, als mit einem Factor, der immer da ist. Die Nase steht fast niemals ganz gerade, die beiden Lippenhälften sind kaum je völlig gleich ausgebildet, die beiden Brusthälften pflegen fast immer verschieden weit zu sein, der eine Arm ist stärker und dicker als der andere, der eine Fuß überwiegt den andern an Größe. Weit entfernt, daß diese kleinen Fehler die Schönheit beeinträchtigten, wirken sie sogar unendlich reizvoll, und die Venus von Milo, gewiß eines der schönsten Kunstwerke aller Zeiten, zeigt leicht kenntliche Asymmetrien des Kopfes und Gesichtes, wie dies erst jüngst von C. Hasse nachgewiesen worden ist. Wir verlangen sogar kleine Fehler in der bilateralen Symmetrie, wie in den Proportionen überhaupt; sind dieselben im Detail allzu richtig, dann sprechen wir von einer marmornen Schönheit, welche uns weit weniger den Eindruck der charaktervollen Individualität, als den des abstracten Schema's macht. Die Künstler wußten von Alters her diese Eigenthümlichkeit des Menschenleibes auszubeuten und brachten durch leichtere oder stärkere Accentuirung irgend eines Körpertheiles bedeutende Wirkungen hervor, wenn sie freilich auch zuweilen über das Ziel hinausschossen, wie leicht an einem sehr bekannten Beispiel gezeigt werden kann. Die griechischen Bildhauer zeichneten ihre Götterbilder durch eine besonders stark hervortretende Stirne aus, um ihnen den Zug des Erhabenen zu verleihen; am meisten tritt dies dem Beschauer am Zeus von Otricoli entgegen. Bei ihm ist die Stirne in einer Weise gewölbt, wie es nie und unter keinen Umständen bei einem wirklichen Menschen möglich sein würde. Er erhält dadurch einen Zug des Uebergewaltigen, und man blickt mit einer gewissen Scheu zu dem ernsten Haupte empor; daß er aber schön wäre, muß ich positiv bestreiten. Zur Schönheit gehört unter allen Umständen das Maßvolle; Schönheit ist niemals in dem Sinne auffallend, wie wir es dort sehen, und wenn man allenthalben die Schönheit jenes Zeuskopfes preisen hört, so beruht dies auf dem Mißverständniß des Publicums, solche Bildnisse „schön" zu nennen, in welchen sich die abstracte, vom Künstler dargestellte Eigenschaft am reinsten und glücklichsten verkörpert zeigt.

Verlassen wir nun die Proportionen und fragen wir, was außer ihnen noch zur Schönheit gehört, dann müssen wir sagen, daß zur Form auch das Leben kommen muß. Körperschönheit ist ein biologischer Begriff, Form und Leben müssen sich auf das Innigste durchdringen, um eine wohlthuende und vollendete Harmonie herzustellen. Die moderne Kunst fühlt dies wohl, wenn sie sich auch

nicht recht klar darüber ist, und aus dem Wunsch, das Leben der Statuen zu erhöhen, greift man wieder zur Bemalung derselben; denn zum Leben gehört Farbe. Wenn ich über diese Bestrebungen meine persönliche Ansicht äußern darf, so würde ich es freilich lieber sehen, daß man von der polychromen Behandlung abstünde. Wirklich lebendig werden die Statuen doch nicht, und die Kunst darf mit dem zufrieden sein, was sie auch ohne Bemalung erreichen kann. Wer die herrliche Figur des Dornziehers von Eberlein in ihrer gewagten und doch so sicher durchgeführten Stellung (auf der Jubiläums-Ausstellung) gesehen hat, der wird gewiß das Leben nicht vermißt haben und froh gewesen sein, daß der schöne Marmor nicht geschminkt war. Lassen wir aber die Nachbildung bei Seite und sehen uns nach dem Original selbst um, so ist es vor Allem der Blutgehalt des Körpers, welcher eine Rolle spielt. Die Wangen müssen rosig gefärbt sein; weder marmorne Bläße noch plebejische Röthe des Gesichtes kann für schön gelten. Zum richtigen „Incarnat" gehört aber auch ein Gehalt der Körperoberfläche an körnigem Pigment. Es darf niemals fehlen, auch die Haut der hellfarbigsten jungen Dame läßt es nicht vermissen; der gelbliche Ton, welchen es erzeugt, gehört entschieden zur Schönheit. Fehlt das Pigment vollständig, wie bei den Albinos, dann zeigt die Haut etwas Mehliges, Gipsernes, was nicht angenehm berührt. Auf der anderen Seite kann freilich der Pigmentgehalt auch etwas viel werden, wie bei den Negern; doch möchte ich nicht behaupten, daß eine dunkle Haut die Schönheit beeinträchtige, wenigstens erinnere ich mich sehr gut, mit welchem Wohlgefallen alle Welt die prachtvoll gebauten braunen Nubier betrachtete, welche sich vor einigen Jahren in Deutschland zur Schau stellten. Nicht die Farbe der dunklen Rassen ist es, welche uns gelegentlich abstößt, sondern deren fremdartige Gesichtsbildung, die breiten Backenknochen, die gewulsteten Lippen, kleine und gestülpte Nase, welche mit unseren an der griechischen Antike gebildeten Begriffen von Schönheit nicht stimmen wollen. Ebenso wenig, wie die Hautfärbung, ist die Farbe der Haare für die Schönheit von Belang; Blondinen und Brünetten können gleicher Weise um den Preis concurriren. Nur der Glanz, die Länge und Fülle des Haares ist ausschlaggebend, und man sieht auch hier wieder, wie sehr die Schönheit Maß zu halten liebt. Allzuspärliches und allzu üppiges Haupthaar fallen ebensowenig in das Bereich des Schönen, wie ein allzu dünner oder langer Bart, und es ist eine Geschmacksverirrung, wenn man Flechten, welche die Trägerin fast zu Boden zu drücken scheinen, noch für schön hält.

Das, was bisher besprochen wurde, kann der Körper für sich allein zu seiner Schönheit beitragen; um nachhaltiges Wohlgefallen zu erregen, muß demselben aber auch eine Seele innewohnen, welche instinctiv und bewußt in die vollendete Form erst den idealen Inhalt gießt. Ein Mensch mag so schön sein wie er will, wenn ihm die Dummheit auf dem Gesicht geschrieben steht, oder wenn er sich bewegt wie eine Gliederpuppe, dann stößt er doch nur ab. Um mit Letzterem zu beginnen, so muß die Bewegung graciös, d. h. nicht eckig, sondern gerundet sein, was jeder Tanzsaal, jede Schlittschuhbahn beweist. Wie unangenehm fällt es auf, wenn ein hübsches junges Mädchen von guter Figur auf dem Eis mit beiden Armen rudert und vorgebeugt dahinkeucht, anstatt in schöner

Stellung und mit erhobenem Haupt über die glatte Fläche zu fliegen. Doch ich will keine Beispiele häufen, da ich annehmen darf, daß der Leser gleich mir davon überzeugt ist, daß ohne Grazie keine vollendete Schönheit denkbar ist, und habe nun noch daran zu erinnern, daß auch der Ausdruck ein geistiger sein muß, um das Bild abzurunden. Ausdruck und Grazie aber stehen einander ungemein nahe, ja, sie fließen vollkommen in einander; braucht man doch zur Begleitung des gesprochenen Wortes stets die Hände, zuweilen selbst den ganzen Körper; und sind die Gesten linkisch, dann helfen sie der Rede nicht, sie stören nur. Der für den Ausdruck wichtigste Körpertheil ist freilich das Gesicht, in welchem wieder die Grazie am wenigsten Gelegenheit hat, sich zu entfalten. Im Gesicht aber wirken alle vorhandenen Mittel zusammen, um den Ausdruck zu bestimmen, ihn geistvoll und schön, kalt oder häßlich erscheinen zu lassen, und ich möchte gerade ihn die Krone der Schönheit nennen. Wollte man dabei etwa den Einwurf machen, daß der Ausdruck dem Wechsel unterworfen sei, daher nicht die Bedeutung haben können, welche ich ihm zuschreibe, dann darf ich darauf entgegnen, daß nur der Ausdruck des Affectes wechselt, nicht aber der des Geistes; mir wenigstens ist kein Fall erinnerlich, in welchem es ein geistloser Mensch verstanden hätte, auf die Dauer ein geistreiches Gesicht zu machen. Erst wenn der Wunsch nach geistigem Ausdruck befriedigt ist, dann sieht man sich noch nach Anderem um und verlangt nun auch, in seiner Gesellschaft das Anziehende zu finden. Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit sind es, welche sich noch auf einem schönen Antlitz spiegeln müssen, um es so anziehend zu machen, daß wir ungern den Blick von ihm wenden, und nur einem Menschen, in welchem dies Alles vereinigt ist, kann man den Preis vollendeter Schönheit zuerkennen. Das griechische Volk ging ja so weit, daß es die körperliche und geistige Schönheit gar nicht zu trennen vermochte. Es erfand in der καλοκαγαθια, der „Gutschönheit", wie ich es übersetzen möchte, ein besonderes Wort für den gemeinsamen Begriff. Ihm galt in durchaus richtiger Logik nur Der für wahrhaft schön, welcher körperlich und geistig harmonisch gebildet war. Wir sind toleranter geworden und trennen den körperlichen und geistigen Begriff so viel als möglich von einander. Es ist dies erfreulich; denn die Griechen konnten auch grausam sein und die geistige Schönheit übersehen, wenn ihr die körperliche als Begleiterin fehlte. Wollten wir heutzutage nur diejenigen Leute wirklich hoch stellen, welche beide Arten der Schönheit in sich vereinigen, dann müßten wir oft lange suchen; unsere modernen Menschen sind derart, daß wir in den Ansprüchen an sie wohl bescheiden werden müssen, und daß wir uns am Anblick eines schönen Körpers schon freuen, wenn auch der Geist nicht mit ihm Schritt hält. Bietet sich uns aber die Gelegenheit, dann stimmen auch wir gern mit den Griechen überein, und dem apollogleich erscheinenden jungen Goethe mit seinem zündenden Geist flogen längst die Herzen zu und folgten die Blicke in Bewunderung, ehe er sich seinen unsterblichen Namen geschaffen hatte.

In der Anschauung von dem, was man im geistigen Ausdruck der Schönheit am höchsten stellen soll, hat sich übrigens seit der griechischen Zeit ein gewisser Umschwung vollzogen. Die besten Statuen des Alterthums beweisen, daß man damals den höchsten Ausdruck der Schönheit im seelischen Gleichgewicht,

in der strengen classischen Ruhe und der Selbstgenügsamkeit fand; der Dargestellte beschäftigte sich gewissermaßen nur mit sich selbst, während er die Außenwelt übersah (ich erinnere nur an den „Schaber," den Augustus, beide im Braccio nuovo des Vaticans, und die Juno Ludovisi). Wir stehen heute nicht auf diesem abstracten Standpunkt, sondern ertheilen dem Gesicht die Palme zu, welches den liebenswürdigsten Ausdruck zeigt, das heißt also, welches dem Beschauer am angenehmsten entgegenkommt, sich am meisten bewußt ist, was es den übrigen Menschen schuldet. Diese veränderte Anschauung drückt sich auch schon in der gänzlich verwischten Bedeutung des Wortes „schön" aus, wie sie sich besonders im Norden unseres Vaterlandes herausgebildet hat, wo eine Birne zwar „schön" schmeckt, ein junges Mädchen aber „reizend" ist. Man zeigt damit, daß man nicht mehr an das Ideale der Schönheit denkt, sondern nur an den Eindruck, welchen ein schönes Wesen auf die Sinne der Umgebung macht. —

Die interessante Schlußfrage ist nun nach dem letzten Grund der Körperschönheit: hängt sie auf das Innigste mit dem Seelenleben und den Geistesfähigkeiten zusammen oder nicht? Diejenigen, welche wie Lavater, Carus, Carrière und Andere jeden Körpertheil in gewissen Zusammenhang mit irgend einer seelischen Eigenschaft bringen, welche z. B. sagen, daß borstiges Haar eine starre Persönlichkeit, daß eine spitze und dünne Nase „trockene Spürkraft, ohne Schwung, mehr auf Verneinung als auf begründendes Erkennen gerichtet" andeute: diese müssen einen solchen Zusammenhang offenbar annehmen; sie müssen glauben, daß die körperliche Bildung vom geistigen Leben, oder dieses von jener so vollkommen beherrscht werden, daß beide gewissermaßen das Spiegelbild von einander darstellen. Wäre das richtig, dann könnten wir den criminellen Theil der Jurisprudenz sogleich ad acta legen und die Aburtheilung der Angeklagten den Physiognomikern überlassen; aber leider ist dem nicht so. Wir müssen constatiren, daß sich die Natur um den Geist in keiner Weise kümmert, wenn sie den Körper bildet, und daß sie ganz allein die physiologische Function im Auge hat, wenn sie eine Nase oder einen Mund formt. Ueber das Entstehen der zahllosen individuellen Verschiedenheiten hat uns Darwin neue Gesichtspunkte von gewaltiger Tragweite eröffnet, und um darzuthun, daß sich Körpereigenthümlichkeiten in gleicher Weise bei den verschiedensten Menschen wiederfinden, genügt es, an die charakteristische Nase der Bourbonen, an die bekannte Unterlippe der Habsburger zu erinnern. Sie kehren mit größter Hartnäckigkeit seit Jahrhunderten bei guten und schlechten, genialen und unbegabten Mitgliedern der beiden Herrscherfamilien immer wieder. Trotz der so fest haftenden Erblichkeit körperlicher Eigenthümlichkeiten im Einzelnen kann aber doch ein Volk im Ganzen in ästhetischer Beziehung für sich sorgen. Es muß nur der öffentlichen Gesundheits- und Körperpflege stete Aufmerksamkeit widmen, was dadurch geschehen kann, daß es sich die Zeit gönnt, die aufreibenden Geschäfte des kaufmännischen Standes, die dumpfe Luft der Bureaus und Gelehrtenstuben, die ungesunden Werkstätten und Fabrikräume für nicht allzu kurze Zeit mit Bedingungen zu vertauschen, welche es die Leiden der Civilisation vergessen und es wieder zur freien Bewegung des Naturzustandes zurückkehren lassen; denn für diese ist der Mensch nun einmal geschaffen. Sind die Turnplätze und Schwimmschulen nur immer

gut besucht, findet man auf der Eisbahn stets eine fröhliche Menge, wird das Ballspiel von der Jugend beiderlei Geschlechtes gepflegt, dann wird sich der Körper in schöner und harmonischer Weise entwickeln. Es wäre freilich falsch zu glauben, daß wir durch solche Maßregeln in einem Menschenalter ein körperlich und geistig vollkommenes Geschlecht heranziehen könnten; es muß manche Generation vergehen, ehe die Sünden, welche das deutsche Volk an sich selbst begangen hat, getilgt sind, ehe wir die Nachwehen der dumpfen Schwüle mehrerer Jahrhunderte verwunden haben. Ist dies aber einmal der Fall, dann dürfen wir bei den trefflichen Anlagen, welche die gütige Mutter Natur in unsere Nation gelegt hat, mit Sicherheit erwarten, daß sie in geistiger wie körperlicher Vollkommenheit keinem anderen Volke nachsteht, sondern, im Gegentheil, die meisten noch übertrifft.

Nur nicht lesen!

Eine Controverse

von

Bertramin.

Il faut traiter légèrement les choses sérieuses. et sérieusement les choses légères.

Comte d'Haussonville.

I.

Im wehenden Grase.

„Schon wieder ein Buch in der Hand, gnädigste Cousine!" rief der Baron von Wiefried, indem er zu einer jungen Dame trat, die, halb an eine Birke gelehnt, im Grase ruhte; das Kleid so matt-weiß wie die Rinde des Baumes, und die Locken so lose und zierlich wie die Zweige, die sich über ihrem Haupte wiegten.

Sie sah zu ihm auf, mit freundlichem, aber wie zerstreuten Lächeln. Seine Stimme klang voll und weich in den warmen Sommertag hinein, aber ihre Gedanken schienen noch in dem Buche zu weilen, welches vor ihr aufgeschlagen ruhte; man konnte es dem Ausdruck ihrer Augen ansehen, daß sie nur den Ton, nicht den Sinn seiner Worte erfaßt hatte.

„Ich glaube, liebe Cousine," sagte er jetzt, auf sie herabschauend, „Sie halten mich für einen ganz gewöhnlichen Maikäfer, der eben vorüberschwirrt, denn Sie haben auf meine Worte ebenso wenig geachtet, als wenn ich sie Ihnen vorgesummt hätte."

„Und warum sollte ich Sie für etwas Anderes halten?" antwortete sie, aus ihrer Zerstreutheit erwachend. „Sie haben einen braunen Rock an — ganz wie ein Maikäfer — Sie kommen plötzlich angesummt und angebrummt — ganz wie ein Maikäfer — und stören mich im Lesen — ganz wie ein Maikäfer."

„Hätte ich nur auch einen Panzer wie er!" lachte der junge Mann, halb ärgerlich.

Seine verdrießliche Miene amüsirte sie. Sie hatte das Buch geschlossen und spielte mit dem elfenbeinernen Papiermesser.

„Ich weiß, Sie hören nie auf mich, aber haben Sie mich diesmal gehört oder nicht? — Was sagte ich Ihnen?"

„Ich glaube, Sie sprachen — vom Wetter —"

„Im Gegentheil" — sagte er. Es war sein Lieblingsausdruck, wenn er verstimmt war.

„Wovon könnten Sie sonst wohl gesprochen haben?" fragte sie mit unschuldiger Miene.

„Von Ihrer Malice vielleicht, chère cousine."

„Und deshalb kommen Sie her, in meine reizende Waldeinsamkeit, und stören mich in einer, vielleicht sehr spannenden Lectüre? Das ist ja ganz perfide von Ihnen!"

„Ich dachte gleich, es sei ein Roman," bemerkte Raymond, und nickte ruhig mit dem Kopfe, als wenn er das Ende der Welt vorhergesagt hätte, und es nun auf die Minute eingetroffen wäre. „Na — tür — lich — ein Roman!" und er verschränkte seine Arme und schaute mit ingrimmiger Ergebung in die blaue Luft, in welcher leise, milde Wölkchen hinglitten und zerflossen.

„Und wenn es ein Roman wäre, was finden Sie daran so Schreckliches?" fragte das junge Mädchen. „Erwarteten Sie etwa einen Essay über Nationalökonomie oder eine Abhandlung über die Einbalsamirung der Mumien? Vielleicht würden Sie das nützlicher finden, aber das würde ich mir gar nicht getrauen, an einem so herrlichen Sommertage mit in den Wald zu nehmen; ich müßte befürchten, daß alle Blumen um mich her verdorrten und alle Singvögel verstummten. Soll ich etwa einen großen Folianten mit Haken und Beschlägen unter den Arm nehmen und mit ihm spazieren gehen, oder vielmehr *er* mit *mir*? Soll ich ihn auf diese sanften kleinen Gräser legen, in all' seiner pedantischen Schwere, und darin studiren? Ist es *das*, was Sie für mich passend fänden, Herr Vetter?"

Er antwortete nicht und fuhr fort, mit verschränkten Armen nach irgend einer rächenden Erscheinung am Himmel zu spähen.

„Lieber will ich gar nichts thun, wenn ich in den Wald gehe," sprach sie weiter, „und mir aus den Blättern und Blumen, Thautropfen und Schmetterlingen selbst eine Geschichte herausbuchstabiren oder eine Chronik der Vergißmeinnicht erlauschen, mit einer schauerlichen Mückenmordgeschichte darin. Wissen Sie, wenn man sich erst in die Tragödien vertieft, die im Moose vor sich gehen, so ist jeder Roman dagegen eine Geschichte zum Einschlafen."

Sie ließ ihre Hand durch die weichen Gräser streifen, deren Halme ihr geschmeidig wie grüne Wellen durch die Finger glitten.

„Deshalb, mein lieber Vetter und — Störenfried," fuhr sie lächelnd fort, „lassen Sie mich und mein armes Buch jetzt in Ruh' — es ist das Einzige, was Sie für die friedliche Annehmlichkeit dieses Augenblicks zu thun vermögen." Und damit kehrte ihr Blick zu dem Buche zurück, in dessen Spalten sie sich scheinbar oder auch im Ernst vertiefte.

Es entstand eine Pause. Beide verblieben in ihrer Stellung und in ihrem Schweigen. Es war gar schön im Walde oder vielmehr am Waldessaume. Drüben lag das Schloß, vom dunklen Laube des Parks umgeben; es glitzerten die Wellen eines kleinen, aber eiligen Baches; die Kornfelder standen unbewegt, draußen, in der sie reifenden Sonnengluth; Fruchtbäume und italienische Pappeln

bezeichneten dazwischen in langen Reihen die Wege, die von verschiedenen Seiten zum Schlosse führten. Auch an dem Abhange eines kleineren Berges, dem Ausläufer der fernen Gebirgskette, zogen sich Getreideflächen entlang und hinauf, nach und nach aus gesättigtem Gelb in weiche unbestimmte Farben übergehend, bis zum Horizont; dort schienen die Aehren sich wie müde an den blauen Himmel anzulehnen. Eifrige Wachtelrufe tönten herüber und wurden von den Sängern im Wald erwidert.

„Sie jagen mich also fort, Helene?" sagte der Baron plötzlich.

Keine Antwort.

„Dann erlauben Sie mir, daß ich mich etwas zu Ihnen setze," und er warf sich nicht weit von ihr ins Gras.

Sie schwieg, allein eine leichte Unruhe malte sich auf ihren Zügen.

„Wie nachdenklich schauen Sie drein, Cousine! Sind es die Schicksale Ihrer Heldinnen in dem rothen Buche da, welche Sie so beschäftigen, und deren Leiden Sie sich so zu Herzen nehmen?"

Helene senkte die Augen, und ihre Wangen überflog eine kaum merkbare, haftige Röthe. Nach einer abermaligen Pause, während welcher er umsonst auf eine Antwort gewartet, begann er:

„So wie ich da liege, komme ich mir nicht mehr wie ein Maikäfer vor, wohl aber wie eine mäßig große Raupe, die Ihnen zu Füßen kriecht, Species unbekannt, und der Blick, mit dem Sie mich eben forschend ansahen, Helene, schien ungefähr zu sagen: Nährt sie sich von Kohlblättern oder von was sonst?"

Helenens Augen blieben standhaft auf das Buch gerichtet, aber sie mochte wohl mehr hören, als sie sich den Anschein gab. Er ließ sich durch ihr Schweigen nicht abschrecken und begann von Neuem und mit einem gewissen Pathos:

„Wenn ich es gewagt habe, theuerste Cousine, Sie in dieser heiligen Waldesstille aufzusuchen, so sind es dreierlei Gefühle, die mich herzogen." —

„Dreierlei Gefühle!" fragte Helene, „ich wußte gar nicht, daß Sie einer solchen Menge von Gefühlen fähig wären!"

„Mein Gefühl ist nur eins, aber es ist, wie soll ich sagen, dreifarben."

„Vielleicht schwarz-roth-gold?"

„Wohl möglich. Lassen Sie mich sehen: Erstlich vertrieb mich die schwarze Langeweile vom Schloß. Der Papa hält sein Schläfchen, die Mama legt mit Tante Gundula grande patience; bis zur Fünfundzwanzigsten hielt ich es aus und bin stolz darauf, aber dann ergriff ich die Flucht. Zweitens trieb mich die brennendrothe Neugier herüber, um zu wissen, was Sie so eifrig lesen, und endlich — ja — endlich fesselt mich die gelbe Eifersucht auf diesen papiernen Rivalen, der Sie schon seit einer Stunde unserer Gesellschaft entzieht. Da haben Sie meine Tricolore."

„Mit anderen Worten, es trieb Sie die Langeweile her, und Sie fürchten nicht, mir das zu gestehen . . . ."

„Wenn es die Wahrheit wär', ich würde mich nicht fürchten, es einzugestehen. Sie wissen, Helene, bei mir finden Sie immer Wahrheit, die Ihre Romane Ihnen freilich nicht zu bieten haben."

„Glücklicherweise — deshalb sind sie auch so angenehme Gesellschafter."

„Und ich ein so unangenehmer. Gut. Das ist wenigstens aufrichtig. Also Sie wollen nie die Wahrheit hören?"

„Nie? — Das wäre zu viel gesagt. Aber immer in den Spiegel der Wahrheit zu sehen — — —"

„Ja, ja, in den schaut man seltener. Es ist vielleicht der einzige, an dem eine Frau vorüberzugehen vermag, ohne einen Seitenblick hineinzuwerfen!"

„Und die Männer erst!"

„Ich, mein Fräulein, ich schaue nie in einen Spiegel; meine Cravatte thut es für mich."

„Und Sie benutzen die Gelegenheit."

„Halten Sie mich für einen Spiegelhelden?"

„Nein, das thue ich nicht," sagte sie treuherzig, „die Eitelkeit steht nicht auf der Liste Ihrer Fehler."

„Ist die Liste sehr lang?" fragte der Baron lachend.

„Wollen Sie sie hören?" entgegnete sie.

„Hüte Dich vor der Arglist des Weibes," declamirte der Baron. „O, die Frauen, die Frauen! da bin ich hergekommen, um dieser jungen Romanheldin den Text zu lesen und ihr eine eindringliche Strafpredigt zu halten, und nun steh' ich da als Angeklagter, und es wird mir ein Verzeichniß aller meiner Fehler in Aussicht gestellt. Danke sehr. Das Klügste ist, ich ergreife wiederum die Flucht."

Und damit sprang der junge Mann auf, schüttelte sich Laub und Moos aus den Kleidern und eilte den Abhang hinunter zur Wiese.

Helene rief ihm lachend nach:

„Eilen Sie, Sie kommen noch gerade recht zur Sechsunddreißigsten —!"

Ob er sie noch gehört, blieb ungewiß, denn mit großen Schritten hatte er bald die sonnendurchglühte Wiese erreicht und war hinter einer Gruppe von Bäumen verschwunden.

Helene athmete auf. Der lächelnde Ausdruck ihres Gesichtes war einem ernsten, fast traurigen Zuge gewichen. Träumerisch schaute sie hinaus in die Ferne.

Um sie her wehte und webte es sommerlich heiß. Süße Düfte stiegen aus den üppig bunten Waldkräutern, die ringsumher standen, hier und da lugte noch eine verspätete Erdbeerblüthe hervor, oder eine blaue Glockenblume neigte sich freundlich über einen kleinen braunen Pilz.

Plötzlich wurde sie aus ihren Träumen durch ein Geräusch geweckt und schrak zusammen; dicht neben ihr knisterte es im Gebüsch, und neben ihr stand — Raymond.

„O, wie erschrecken Sie mich!" rief sie hocherröthend.

„Helene," sprach er, „ich vergaß die Hauptsache; nennen Sie mir das Buch, welches Sie lasen, es war der Zweck meines Besuches. Sie kennen ja meine Neigung zum Großinquisitor in dieser Hinsicht, und ich will doch nicht ganz umsonst mich den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt haben."

„‚Ganz umsonst', ist sehr schmeichelhaft für mich," sagte sie ruhig; „aber wie nun, wenn ich Ihnen den Titel des Buches nicht nenne?"

„So lese ich ihn mir ab!“ erwiderte er und beugte sich zu ihr.

„Versuchen Sie es!“ rief sie und bedeckte rasch mit den Händen die goldenen Buchstaben auf dem rothen Einband. „Können Sie mir vielleicht durch die Finger lesen?“

„Beinahe!“ sagte er, und sah bewundernd auf die zarten Hände mit den blau durchschimmernden Adern. „Aber ich will es nicht. Gibt es doch schon so Viele, die Ihnen durch die Finger sehen!“

„Ein Wortspiel! die hasse ich!“

„Und ich hasse dies ewige Lesen!“

„Ich lese nur erlaubte Bücher —“

„Es gibt keine erlaubten Bücher, sie sind alle unerlaubt!“

„Hört, hört!“

„Den Frauen gegenüber, alle! Welches Buch, von Menschenhand geschrieben, würde nicht vortheilhafter ersetzt durch den lebendigen Umgang mit Menschen!“

„Mit Cousins namentlich!“ schaltete sie neckend ein.

„Oder durch eine nützliche oder auch bloß angenehme Thätigkeit, oder durch einen Versuch, selbst zu denken. Gestehen Sie, Cousine.“

„Gestehen Sie, Cousin, daß Sie die Paradoxen lieben.“

„Helene, es ist nicht das erste Mal, daß wir über dieses Thema in Streit gerathen; lassen Sie uns ein für allemal zu Ende damit kommen. Der Moment ist günstig, hören Sie mich an.“

Er sprach mit einer gewissen Feierlichkeit, indem er sich neben ihr niederließ.

„Sehen Sie dort,“ sagte er, und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf die blühenden Wiesen, „sehen Sie die Lilien auf dem Felde, denen sollen die Frauen gleich sein. Es steht von ihnen geschrieben: Sie säen nicht, sie ernten nicht . . .“

„Und sie lesen auch nicht, wollen Sie sagen; wer weiß!“ und Helene zuckte schelmisch die Achseln.

„Je weniger die Frauen lesen, desto liebenswürdiger sind sie,“ fuhr er fort, ohne ihre Bemerkung zu beachten; „die Frauen sollen sein wie die Blumengärten, an deren ursprünglicher Lieblichkeit wir unseren Geist erfrischen und erquicken. Glauben Sie mir, auf Ehrenwort, alles Unglück in der Welt ist dadurch entstanden, daß die Frauen zu viel und zu unrechter Zeit gelesen haben! — Bei den Frauen höherer Stände, die nicht einmal die Entschuldigung haben, in leichter Lectüre sich von den prosaischen Kämpfen des Daseins erholen zu wollen, ist das Lesen die achte Todsünde, und wäre ich Fürst, so sollte es in meinem Lande von Staatswegen verboten sein, ein Buch in den Hausstand einzuführen, sobald das Mädchen anfängt, einen Wirkungskreis zu haben. Denn was ist die Aufgabe der Frau? — Ihr Leben und ihre Liebe Anderen zu widmen, und dies ist unmöglich, sobald sie die eine Hälfte des Lebens verschläft und die andere verliest. Das Leben unserer jungen Damen heutzutage ist nicht viel mehr als ein Müßiggang. Wie Wenige gibt es, die lesen, um sich zu belehren und besser zu werden!“

„Vielleicht mehr, als Sie denken,“ sagte Helene und erröthete. „Ich zum Beispiel gehöre dazu, wenn Sie mir es auch nicht zutrauen.“

„Und Sie gerade brauchten es nicht,“ rief er ungestüm; „wer von Gott gesunden

Menschenverstand erhalten und das Herz am rechten Fleck hat, der braucht seine Gefühle nicht in die Schule gehen zu lassen. Denn weiter ist sie nichts, unsere Damenlectüre, als eine ‚Erziehungsanstalt für Gedanken höherer Stände', in welcher die Gefühle unserer Mädchen und Frauen in eine und dieselbe Form und Uniform gezwängt werden, bis sie die vorschriftsmäßige tenue haben. Die Bücher wollen unsere Frauen belehren, wie sie fühlen sollen, und das ist mir unerträglich. Lieber sollen sie gar nichts fühlen als nach Vorschrift. Nach und nach setzen sich diese ‚angelernten Empfindungen' in dem Herzen fest, und ein Mädchen weiß bald nicht mehr, ob das, was sie fühlt, aus ihr selbst kommt oder aus dem zuletzt gelesenen Roman. In einer gegebenen Situation wird sie unwillkürlich sprechen und handeln wie eine ihrer Heldinnen in ähnlicher Lage; schlimm genug, wenn ihr Vorbild excentrisch und albern gehandelt, aber fast noch schlimmer, wenn sie eine edle Regung copirt, mit ihrem eigenen Herzen Comödie spielt und Gastrollen gibt als junge Heldentochter — oder als Opfer der Freundschaft — oder als verkannte Großmuth. — Was glauben Sie, Helene, wie uns jungen Leuten zu Muthe ist, wenn wir uns bei jeder Regung und Bewegung eines Mädchens, welches uns gefällt, sagen müssen: Was ist Natur, was ist angelernt? — Nur ein durchweg mittelmäßiges Mädchen entgeht dem Verdachte, tendenziös zu sein. Aber sobald eine junge Dame durch irgend Etwas sich auszeichnet, glaubt man, eine Absicht zu merken — und wird verstimmt. Ist sie häßlich und reicht sie uns den mit kundiger Hand bereiteten Thee und die selbst geschnittenen Butterbröte, so denken wir: Aha, ‚die vollkommene, junge Hausfrau, in Leinwand gebunden, mit einer Anleitung zum Selbstfärben.' Ist sie eine gewandte Salondame und singt oder spielt eine Mazurka von Chopin, so überfliegen wir im Geist alle die Romane, welche das Motto führen: ‚Ehen werden am Clavier geschlossen', und sagen uns nicht ohne Wehmuth: ‚Sie schlägt auf die Tasten und meint Dich!' — In einem Wort, man gebe einer Anzahl von jungen Damen, zwischen sechzehn und zwanzig Jahren, dieselben Bücher zu lesen, so gleichen sich ihre Herzen in kurzer Zeit wie eine Spieldose der anderen, und wiederholen dieselben Melodie, in demselben Tacte und derselben Tonart. Wir sind ja nicht sicher," fuhr er fast ingrimmig fort, „daß im heiligsten Momente der Herzensvereinigung unsere Erkorene uns nicht nach einem vorherbestimmten Rhythmus in die Arme fällt!"

„Sie müssen sehr traurige Erfahrungen gemacht haben," sagte Helene leise. Sie hatte mit wachsender Erregung seinen Worten gelauscht, und mit Mühe bekämpfte sie ihre Thränen.

„Sehr traurige!" . . . entgegnete er, und ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust. „Doch Gott sei Dank, ich wurde gerettet zur rechten Zeit."

Helene warf ihm einen schnellen, forschenden Blick zu.

„Doch sprechen wir nicht davon," sagte er abwehrend mit gepreßter Stimme.

Sie sah, wie schmerzlich diese Saite noch in ihm vibrirte, und zwang sich, heiter zu scheinen.

„Von Ihrer Grausamkeit gegen Frauen wollen wir sprechen" — rief sie scherzend. „Wie hart Sie uns beurtheilen, Raymond! Wenn ich das meinen Freundinnen sage, so wird keine von uns mehr wagen, ein Wort vor Ihnen

auszusprechen. Und Sie sollen sehen, wie es Ihnen auf dem nächsten Ball ergeht! Ueberall, wo Sie herantreten, wird es stumm — ringsum, und bald unterhält man sich nur noch in der Fingersprache vor Ihnen. Denn wer steht uns dafür, daß Sie uns nicht des Plagiats beschuldigen, wenn wir mit tiefer Verbeugung Ihnen melden: ‚Bedauere sehr, der Cotillon ist schon versagt.‘ Ich fürchte allerdings, daß dieses in mehr als einem Romane vorkommt! Oder gar: ‚Seien Sie so gut, und lassen Sie mir etwas Eis reichen.‘ Sie sind im Stande und fragen uns, zwischen der dritten und vierten Tour, mit finster forschenden Blicken: Sagten Sie nicht vorhin, ‚und‘ — mein Fräulein, das Wort habe ich schon irgendwo gelesen!“

Während sie sprach, schwanden die unmuthigen Falten auf seiner Stirn; er lächelte, und sie sah, es war ihr gelungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Helene, mit Ihnen ist nicht zu disputiren; ich führe eine ehrliche Klinge, und Sie kommen mit hunderttausend Nadelstichen. — Antworten Sie mir ernsthaft; ist es wahr oder nicht, daß die Unnatur, das Widerwärtigste in einem Mädchen, sich durch die Bücher am ehesten in ihr Herz einschleicht?“

„Aber Raymond, wer hätte denn jemals geschmacklose oder schlechte Lectüre vertheidigt; das versteht sich von selbst. Sie dürfen nur nicht übertreiben und müssen dem rechten Buch den rechten Platz zugestehen im Leben der Frau.“

„Es gibt keinen Platz im Leben der Frau für das Buch,“ rief Raymond erregt, „und wo es ihn einnimmt, da ist es Usurpation. Ich lobe mir die Frauen des Mittelalters, wie sie, am Rocken sitzend, sich damit begnügten, die Legenden der Heiligen oder die Heldenthaten ihrer Ahnen sich vorerzählen zu lassen, sich an diesen Beispielen begeisternd. Später, wenn der Hausherr zurückkehrte, und beim Scheine des flackernden Kaminfeuers seinen Frauen berichtete, was er draußen am Hoflager erlebt und gehört, von der jüngsten Waffenthat oder dem letzten Preisringen, nun, so wußte er, was er in die Seelen seiner Lieben streute, und pflegte selbst ihr Wissen und Verstehen. Das war das allein Richtige, und in dieser Weise soll es in meinem Hause hergehen. Hier haben Sie mein Glaubensbekenntniß: den Frauen soll Alles, was zur Bildung des Herzens und Geistes nothwendig ist, durch ihren Mann oder durch Tradition gelehrt werden. Alles Andere ist vom Uebel, und das Buchstabiren dessen vornehmste Wurzel.“

„Vortrefflich, Raymond, sehr zweckmäßig und allerliebst. Hätten Sie mir doch diese Rede vor Jahren gehalten, als ich an dieser nämlichen Stelle saß und unter heißen Thränen a — b — ab studirte — denn ich hatte eine entschiedene Abneigung gegen die krausen Dinger; ach, wie dankbar wäre ich Ihnen damals gewesen! — Jetzt bleibt mir nichts übrig, als mein ABC so schnell als möglich zu vergessen. Aber da fällt mir ein, wie soll ich ein Muster von Häuslichkeit sein, und weiß doch nicht zu lesen noch zu schreiben; wie soll ich denn meine Haushaltungsbücher führen, oder gehören die auch zu den ‚Verbotenen?‘ Denken Sie nur, eine Küchenrechnung per Tradition! Ich glaube kaum, daß es gehen würde, aber man gewöhnt sich wohl an Alles!“

„Das sind Details,“ entgegnete er, „wir sprechen jetzt vom Princip der Tradition!“

„Sprechen wir vom Princip der Tradition. Also: mit den Legenden bin

ich ganz einverstanden, die sind prächtig, und ich habe mich immer ganz besonders angezogen gefühlt von diesen alten Missals und Chroniken, mit ihren steifen, frommen Initialen. Papa hat ein solches altes Buch, in welchem ein Mönch über die Sünden der Welt wehklagt und über ‚allerley abschevelige Hoffart' predigt. Der Mönch wird wohl Raymond geheißen haben," sagte sie lächelnd; „aber um ernsthaft zu reden, glauben Sie wirklich, Cousin, daß es uns Frauen so hart ankäme, überhaupt nicht lesen zu dürfen?"

„Und wie hart! Wenn Frauen lesen, so thun sie es mit einem Eifer, der alle anderen Interessen in den Schatten stellt. Sie lassen Alles um sich herum stehen und liegen; ihre Kinder wimmern unter Trümmern — ihre Mägde rennen — ihre Häuser brennen, und ihre Männer verhungern. Sie selbst, Helene, wenn man Ihnen das Lesen nur für vierundzwanzig Stunden verbieten wollte, Sie könnten es nicht ertragen."

„Das ist eine mehr als gewagte Behauptung."

„Machen wir den Versuch! Traf ich Sie nicht eben wieder mit einem Buch in der Hand? Beweisen Sie es mir, wenn auch nur einen Tag lang, von dem die größere Hälfte noch dazu verstrichen ist, daß Sie der Versuchung, zu lesen, widerstehen können."

„Ich gehe auf den Vorschlag ein. Sie dürfen mich auf die härteste Probe stellen!"

„Top, angenommen, Helene! Bis heute um Mitternacht gilt die Wette, und jede Kriegslist wird erlaubt!"

In diesem Augenblick ertönten vom Schlosse herüber zwei Glockenschläge.

„O weh!" rief Helene, „da ist schon das letzte Mittagszeichen, wir haben das andere ganz überhört. Sehen Sie, Raymond, beinahe hätte ich Sie verhungern lassen, und habe doch nicht gelesen. Lassen Sie uns aufbrechen."

Er reichte ihr beide Hände, und sie sprang leicht auf; dabei entglitt ihr aber das Buch, und eben bückte sich Raymond danach, als sie hastig ihren zierlichen Fuß darauf stellte und erregt ausrief:

„Nimmermehr! Ich verbiete es Ihnen!"

„Warum?" entgegnete er, „lassen Sie es mir als Pfand."

Helenens Wangen überflog ein tiefes Roth; peinlichste Verlegenheit malte sich auf ihren Zügen, doch, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, rief sie:

„Nein, ich gebe es Ihnen nicht. List gegen List, Aug' um Aug', und Buch gegen Buch. Die Wette sei gegenseitig. Auch Sie dürfen heute den ganzen Tag nicht lesen, und ich wette, daß Sie verlieren!"

„Wie unvernünftig, Helene, Sie verlieren bestimmt!"

„Das wollen wir sehen! Schlagen Sie ein, Cousin?"

„Ich schlage ein, aber — Sie verlieren doppelt heute Abend!"

„Das ist meine Sache! Und nun lassen Sie uns gehen."

Sie hob das Buch mit rascher Bewegung vom Grase, indem sie den Titel seinem forschenden Blicke entzog, und Beide gingen raschen Schrittes über die Wiese, dem Schlosse zu, welches im Scheine der sich neigenden Sonne vor ihnen lag.

Von wem war das Buch? — — — — —

II.

Im Salon.

Nach einer Abwesenheit von acht Jahren war Raymond vor ungefähr zwei Wochen zurückgekehrt. Eine große Wandlung hatte sich in ihm vollzogen: als eifriger Verfechter für die geistige Hebung der Frau war er von dannen gezogen — als ein entschiedener Gegner derselben kehrte er heim.

Ein schönes Weib, geistreich aber herzlos, traf die Verantwortung dafür. Von nun an war jede gebildete Frau in seinen Augen eine klingende Schelle.

Unsere Ansichten sind oft nur Widerschein der Situation. Raymond machte kurz entschlossen derjenigen ein Ende, welche ihn, dem schönen Irrlichte nach, in ein Wirrsal von Conflicten gelockt hatte. Er eilte „nach Hause", wie er Helenens Vaterhaus stets genannt, in welchem er, der elternlose Knabe, mit Helenen aufgewachsen war.

Als nun Helene wieder vor ihm stand, entsann er sich plötzlich mit Schrecken, wie er selbst beim Abschiede sie ermahnt hatte, sich mit Fleiß den Wissenschaften zuzuwenden. Nun hatte er seit seiner Rückkunft zu ergründen gesucht, ob sein Rath befolgt worden und Früchte getragen hatte. Doch — dem Himmel sei Dank! — es schien nicht so; vielmehr hoffte er, als früherer Spiel- und Studiengenosse, seine Frauenaufklärungsmethode, in negativem Sinne, bei seiner Cousine mit besserem Erfolg durchführen zu können, und mit dem letzten Buche, das fühlte er, würde der einzige Grund schwinden, der ihn verhinderte, in Helene die eigentliche und einzige „Frau seiner Träume" zu sehen.

Auch heute war er auf einer Schmetterlingsjagd nach Büchern Helenen gefolgt. Das Buch — das fatale rothe Buch — glich so entsetzlich denjenigen, welche er in dem Boudoir des Irrlichts erblickt, und — es wurde ihm um seinen Erfolg bange! Ein Buch, welches man versteckte — vor ihm versteckte! Helene verbotene Bücher lesend! Bücher, deren Titel sogar sie sich weigerte, ihn sehen zu lassen! Auch sie also! .... Bei so klaren ernsten Augen — bei so kindlich lächelnden Lippen — und dennoch! — Vielleicht ein naturalistischer, französischer Roman, oder ein nicht minder naturalistischer, obgleich lyrischer, deutscher Dichter? Ueber die noch schrecklichere Vermuthung, es könnte ein wissenschaftliches Werk sein, beruhigte ihn der elegante Einband mit Goldschnitt.

Was es aber war, mußte er wissen, um jeden Preis, und fast reute es ihn, sich auch seinerseits durch den Schwur bis Mitternacht gebunden zu haben. Er war ungeduldiger Natur, ein Erbfehler, für den er nichts konnte. In seiner Familie war man immer ungeduldig gewesen, sei es nun, daß es sich um die Erstürmung einer Festung oder um das „Ja" oder „Nein" einer schönen Frau handelte.

So saß Raymond heute schweigsam und „ungeduldig" auf seinem altgewohnten Platze an der Mittagstafel; die Kerzen glänzten, ihre Strahlen spiegelten sich in den Rubinen seines Bordeauxglases, und in ihrer Kreuzung schien er eifrig den Plan, wie er seine Wette gewinnen wolle, zu studiren. Während des Diners konnte nicht viel dafür oder dawider geschehen. Es gab da nichts unwiderstehlich Interessantes zu lesen, es sei denn, daß man das Menu dazu rechnete. Aber

selbst dieses mußte Helenen als Scherzwaffe dienen. Mit unschuldiger Miene reichte sie den kleinen goldgeränderten Carton ihrem Cousin; doch entweder war Raymond kein Gourmet, oder zu sehr auf seiner Hut: der Anschlag mißlang. Er erwiderte darauf die Plänkelei mit einer anderen, und ersuchte seine Cousine ihm die Devise zu entziffern, welche unter dem Wappen eines antiken, seiner anderen Nachbarin, dem Freifräulein Gundula, gehörigen Serviettenringes angebracht war.

„O, bemühen Sie sich nicht," sagte Helene mit ausgezeichneter Höflichkeit, indem sie ihm den Ring zurückgab, „ich kenne die Devise auswendig."

„Und wie heißt sie?"

„Ich lebe in der Vergangenheit, ist Tante Gundula's Devise, mein Herr."

„In der Vergangenheit!" wiederholte Raymond, und sah dabei das alte Freifräulein etwas aufmerksamer an, als er es bisher gethan; denn Tante Gundula war eine von jenen unscheinbaren Persönlichkeiten, die man sieht, und doch nicht sieht.

Verwundert fragte er sich: Wie mag wohl Tante Gundula's Vergangenheit aussehen? Kann man eine eigene Vergangenheit haben, wenn man so „impersonelle" ist wie das alte Fräulein, und nur für Andere zu leben scheint? Und da er sie nun, so zu sagen „zum ersten Mal" anschaute, schien es ihm, als ob in ihren Augen in der That Etwas läge, was wie eine Vergangenheit aussehen konnte — — aber was für eine?

Das Freifräulein Gundula, eine nahe Verwandte des Hauses, versah die Pflichten der Hausfrau an Stelle der leidenden Gräfin. Obgleich diese bei der Tafel anwesend, leitete Tante Gundula die Ordnung derselben. Mit sichtlich erfreutem Lächeln erwiderte sie die Complimente, die über irgend ein besonders gelungenes „chaudfroid de volaille", oder einen „crême" an sie gerichtet wurden. Denn die Zusammenstellung des Menu gehörte in das besondere Gebiet dieses leise waltenden Hausgeistes, und diese Menus waren — man konnte fast sagen — kosmopolitischer Natur.

Im Uebrigen theilte Tante Gundula das Loos aller Geister, indem sie wie diese scheinbar keinen Raum einnahm und man, wie gesagt, gleichsam über sie hinwegsah. Und doch war Tante Gundula keineswegs eine unsympathische Erscheinung; ihre Toilette, einfach aber kleidsam, hob vortheilhaft die vornehme Gestalt hervor; eine originelle Kopftracht, die ihr etwas Nonnenhaftes verlieh, umrahmte das feine Gesicht. Sie erinnerte an ein byzantinisches Bild. Es war Styl in diesem Gesicht, aber ein andächtiger — kein Staffeleibild. Sie gehörte in eine Ecke des Zimmers mit einer brennenden Lampe davor. Man wandte sich an sie, wie man sich zu Heiligenbildern wendet, in Zeiten der Noth.

Tante Gundula's Existenz zerfiel wie die eines jeden rechtschaffenen Hausgeistes in zwei Hälften: eine sichtbare und eine unsichtbare, eine des Ueberallseins und eine des Verschwindens. Den wohlthuenden Einfluß ihres Wirkens im Hause empfand Jeder, und Jedem war sie zugänglich. Aber Abends, zu bestimmten Stunden, zog sie sich in ihre Gemächer zurück. Niemand hatte bisher erfahren können, womit sie sich da beschäftigte. Vielleicht wußten es nur der

heilige Augustin und der heilige Thomas von Aquino, deren Bilder in den zellenartigen Stuben hingen, und denen sie wohl ihre Geheimnisse beichtete; hier lebte sie „in der Vergangenheit". Ueber diese Vergangenheit waren die Leute im Unklaren; das Wallfahrten nach entfernten heiligen Orten und Klöstern ließ aber die Scharfsinnigen vermuthen, daß Tante Gundula irgend ein Gelübde abgelegt, oder irgend eine Sühne zu vollziehen hätte. Ihr eigentliches Thun und Treiben blieb Allen ein Räthsel.

Die Tafel war aufgehoben. Raymond küßte der Gräfin Tante die Hand und bot ihr den Arm; der Graf berührte zärtlich Helenen's Stirn. Ein Diener öffnete die Flügelthür, welche in den großen Familiensalon führte. Nachdem Raymond die Gräfin auf ihren Platz im Salon, am Kamin installirt hatte, begaben sich die Herren in das anstoßende Rauch- und Billardzimmer.

Das Ameublement eines modernen Salons hat eine gewisse Aehnlichkeit mit einer italienischen Oper. Es ist ein wechselndes Durcheinander von Solo- und Ensemblesätzen — von alleinstehenden Möbeln und zusammencomponirten Gruppen. Hier trifft man auf ein effectvolles Trio: der Tenor, ein hoher schlanker Stuhl im Troubadourstil — sein Rivale, der Bariton, ein etwas kurzathmiger Puff mit leicht erregbaren Quasten — die Primadonna, eine schmachtende Causeuse in Gobelin und kleidsamen Antemacassars von alter Guipure — dort ein Männerquartett sotto voce: vier schwarz canellirte Stühle um einen Whisttisch. — Weiterhin eine empfindsame Romanze oder Cavatine: ein Schaukelstuhl hinter einer chinesischen Wand, „Einsam bin ich nicht alleine!" — Auch an einem Duo Buffo fehlt es nicht, den zwei barocke Phantasiestühle miteinander zu singen scheinen. Endlich dort am Kamine das „Gran Finale"; eine Gesammtgruppe der verschiedensten Möbel in der Haupttonart.

Eine solche Gruppe befand sich auch in dem Salon des Schlosses. Ueber dem Kamine war anstatt des üblichen Spiegels eine durchsichtige Spiegelglasscheibe angebracht, die den Durchblick in das Rauch- und Billardzimmer gestattete. Auf diese Glasscheibe wies Raymond bedeutungsvoll, als er den Salon verließ, Helenen damit zu verstehen gebend, daß — wenn auch nicht zugegen — er den Feind doch im Auge behalte.

Nach einer kleinen Weile war Tante Gundula auch im Salon erschienen; sie schob ein Tischchen, mit einem darauf incrustirten Schachbrett florentinischer Arbeit, vor die Ottomane der Gräfin, um ihre allabendliche Aufgabe, sich von der Letzteren matt setzen zu lassen, zu erfüllen.

Helene begab sich an den Flügel, und nachdem sie einige Zeit präludirt, ging sie in die „Grillen" von Schumann über, denen dann die schmerzlichen Fragen des „Warum" folgten.

Bei den ersten Accorden hatte die Gräfin sich zurückgelehnt und war allmälig eingeschlummert. Helene verließ den Flügel, und mit dem ihr eigenen schwebenden Gang zur Tante eilend, legte sie ihre Arme um deren Hals und sagte mit leiser Stimme:

„Ach, Tantchen, ich bin sehr unglücklich!"

Es war ein eigenthümlicher Contrast zwischen dem frühlingsfrischen, rosigen

Antlitze Helenens, und dem ernst ausdrucksvollen Gesichte des Freifräuleins. Ein Greuze neben einem Giambellini.

Tante Gundula schaute theilnehmend zu der über sie Gebeugten auf und fragte: „Was ist geschehen, mein Kind?"

„Es ist gar nichts geschehen! Das ist eben das Unglück.... Es muß Etwas geschehen ... sonst ertrage ich es nicht länger...."

„Was erträgst Du nicht, Helene?"

„Ach, diese Verstellung! Ich bin es müde, zu scheinen .... es liegt nicht in mir — lieber will ich Alles gestehen und Alles verlieren, als so weiterleben!"

„Gegen wen verstellst Du Dich? Bist Du nicht wahr und offenherzig gegen Jedermann?"

„Ja ... gegen Jedermann, außer gegen Einen, und gerade Diesen — — —"

„Diesen", sagte die Tante, als Helene stockte.

„Nun ja, Diesen, ich meine Jenen!" Und sie nickte mit dem Kopfe gegen die Scheibe über dem Kamin, als gerade Raymond, mit dem Billardqueue bewaffnet, auf einen Augenblick vor derselben erschien — schweigend und mahnend wie der Geist im ersten Act von Hamlet.

Die Tante lächelte vor sich hin; sie schien ihre Gedanken zu haben, sagte aber nur: „Nun — und was ist es mit Raymond? Was hast Du ihm zu verheimlichen — ihm, Deinem Jugendgenossen, Deinem Vetter, mit dem Du doch stets ein Herz und eine Seele gewesen?"

„Ach, Tantchen, das ist es ja eben — wir sind es nicht mehr! Das heißt, wir würden es nicht mehr sein, wenn er Alles wüßte, und ich habe nicht den Muth, es ihm zu sagen!...."

„Was denn?"

„Daß ich nicht die ideale Frau bin, die er sich träumt!" seufzte Helene bekümmert.

„Und wie träumt er sich die?"

„Wie eine, die kaum lesen und schreiben kann. ‚Nur eine solche', sagt er, ‚kann ihren Mann glücklich machen. Eine Lilie auf dem Felde soll sie sein, ein Blumengarten ... Eine gelehrte Frau kann nicht liebenswürdig sein, eine gelehrte Frau kann nicht herzvoll sein! Sie ist ein Monstrum', und dieses Monstrum bin ich!"

„Hat er Dir das gesagt?"

„Nein, Tantchen, noch nicht; aber er wird es sagen, er muß es sagen, wenn er erfährt, welches meine Lieblingsbeschäftigungen gewesen, seitdem er uns verließ! Ach, wenn ich doch Alles wieder vergessen könnte! Ich gebe mir ja redliche Mühe .... aber ist es ehrlich, mich ihm gegenüber zu verstellen? Denke Dir, was für ein Gesicht er machen wird, wenn ich ihm sage: „Cousin, entschuldigen Sie, aber ich habe Plato's „Staat" gelesen, oder wenn ich ihm gestehe, ich hätte „die Summe des heiligen Thomas von Aquino" durchgenommen. Wenn ich es ihm auch mit noch so viel Schonung mittheilte, er wird sich dennoch mit Abscheu von mir wenden, so sicher wie man sich vor einem Meduſenhaupt abwendet."

Und sie schüttelte in Verzweiflung ihre Locken, die mit den Schlangen der Gorgone nur eine entfernte ringelnde Aehnlichkeit hatten.

„Ich habe es ihm eben nie recht machen können!“ seufzte sie weiter. „Früher — weißt Du noch, Tante, wie war er da anders! Wenn wir dort drüben am Waldessaume saßen und unsere Lection miteinander machten, so freute er sich, wenn ich Schritt mit ihm hielt. Damals hörte ich von ihm keine Predigten über zu viel Gelehrsamkeit bei den Frauen, „im Gegentheil“, wie er sagt, ich war nie fleißig genug; er schalt mich, und behauptete, wir Mädchen könnten nichts gründlich treiben, nur tändeln und spielen. Seinetwillen gab ich mir so viel Mühe, und als er fort war, lernte ich noch mehr um seinetwillen. Und hättest Du ihn nur diesen Morgen gehört, Tante, mir lief es eiskalt über den Rücken. Ich mußte mich zwingen, zu lächeln und zu scherzen. Ach, Tantchen, Tantchen!“ rief Helene jetzt, und warf sich stürmisch vor Tante Gundula auf die Kniee: „Weshalb hast Du mich zu Deiner Schülerin gemacht!“

Tante Gundula's blaue Augen leuchteten auf wie noch nie. Der heilige Augustin und der heilige Thomas in der Tante einsamem Kämmerlein hatten vielleicht sie so leuchten gesehen.

„Weil ich Dir einen Schutzgeist mitgeben wollte, geliebtes Kind, welcher Dich über alle Kümmernisse hinwegleiten sollte“, sagte sie, Helenen's Haupt zärtlich an sich drückend. „Sag', waren es nicht Wissenschaft und Kunst, die Dich getröstet seit jener Zeit, wo der Brief kam, der alle Deine Hoffnungen vernichtete?“

Helene strich das Haar aus dem mit Thränen überflutheten Gesichte, auch ihre Augen leuchteten, als sie ausrief: „Ja, die Kunst, die Wissenschaft ... ich wäre gestorben ohne sie!“

Sie war begeistert aufgesprungen, und die Arme wie sehnsüchtig einem holden schwindenden Luftgebilde nachstreckend: „Ach, wer einmal aus dieser Quelle getrunken, den verlangt immer wieder danach! Dieser Raymond, dieser Raymond!“ rief sie, indem sie unwillkürlich ihre kleinen Hände ballte und sie drohend gegen die Scheibe über dem Kamin erhob, hinter welcher der Gegenstand ihres Zornes sich dem Billardspiel hingab.

Doch bald ließ sie die Arme sinken, und mit entmuthigter Gebärde auf den Schemel niederknieend, legte sie den Kopf auf Tante Gundula's Schoß.

„Tantchen, nur Du kannst mir helfen; Du hast es in der Hand!“

„Wie meinst Du das?“

„Das meine ich so, einzig Geliebte, man muß den bösen Zweifler mit einem lebendigen Argument, mit einer unwiderleglichen Thatsache schlagen; mit einer „Thatsache an sich“, wie Schopenhauer sagen könnte. — Ich hoffe, Raymond hört mich nicht. — Dieses Argument bist Du! Diese Thatsache an sich — ist meine liebe Tante Gundula!“ und bittend schaute Helene zur Tante auf.

„Welche Thorheit!“ rief das Freifräulein, „Du denkst doch nicht daran, Raymond zu sagen ....“

„Daß Du die gelehrteste Frau des Jahrhunderts und zugleich das Ideal der Weiblichkeit bist! — Vielleicht glaubt er dann, ich könnte auch noch ....“ Helene stockte erröthend.

„Das wird er auch so schon herausfinden," meinte Tante Gundula lächelnd; „deshalb brauchst Du Deine alte Meisterin nicht preiszugeben."

— „So? — Tantchen, das meinst Du?" rief Helene sehr erregt. „Nun, ich sehe — was Du auch studirt haben magst — meinen Raymond kennst Du nicht. Glaubst Du, er könnte mich noch reizend finden, wenn ich ihm sage, daß ich Latein verstehe? Glaubst Du, er wird mich noch ansehen, wenn ich ihm kaltblütig mittheile: Mein lieber Cousin, sprechen Sie Ihre Geheimnisse nicht auf Griechisch vor mir aus! Hast Du die Spur von einer Hoffnung, daß er mich darnach noch gern haben könnte? Glaubst Du das wirklich? — Ich nicht! — Das Alles wäre ja aber noch nichts," fügte sie kleinlaut hinzu; „das könnte er mir noch vergeben; Griechisch und Latein vergißt sich ja leicht, aber — bedenke Tantchen, bedenke das Eine, das, was nicht mehr gutzumachen ist . . . . denke, welches Grausen ihn erfassen wird, wenn er erfährt, daß . . . ."

„Traf er Dich denn nicht diesen Morgen mit dem Buch in der Hand?" fragte das Freifräulein.

„Freilich, liebe Tante; nur mit Mühe konnte ich so viel Fassung bewahren, um mich nicht zu verrathen. Ich sah ihn kommen, aber schon hatte er mich erblickt, und ich hielt es für rathsam, mich in die Lectüre des Buches scheinbar zu vertiefen, in der Hoffnung, daß er mich ungestört lassen würde. Es kam aber ganz anders; er setzte sich zu mir, wir hatten ein langes Gespräch, und das Ende davon war — eine Wette!"

„Eine Wette, des Buches wegen?"

„Ja, er schlug mir die Wette vor, daß ich bis Mitternacht der Versuchung nicht widerstehen könnte, ein Buch zur Hand zu nehmen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, verlangte ich, er solle dieselbe Probe bestehen. Auf das Buch in meiner Hand, welches seine Neugierde zu reizen schien, gründete ich meinen Plan. Es war tollkühn, aber die Verzweiflung gab mir Muth. Früher oder später muß er es ja doch erfahren — unglücklich werde ich jedenfalls — ich habe also nichts zu verlieren. Dagegen, verliert er die Wette — nun — dann habe ich wenigstens eine Satisfaction und vielleicht — — —. Wie das enden wird? ich weiß es nicht. Ich weiß nur das Eine," fuhr Helene mit verhaltener Erregung fort, „verachtet er mich, wenn er Alles erfährt, — dann will ich nichts mehr wissen von diesem Wissen, das mich um mein Lebensglück gebracht! . . . Die Frau soll ein Blumengarten sein, hat er heute Morgen gesagt; nun gut, ich will es sein — und nichts als Blumengarten. Er hat Recht, er hat immer Recht — selbst wenn er Unrecht hat. Ich sehe es ein, wenn auch zu spät — nur ein Ausnahmswesen wie Du, geliebte Herzenstante, darf es sich gestatten, Priesterin der Wissenschaft zu sein. Die Wissenschaft ist die Feindin der Liebe — folglich ist die Liebe die Feindin der Wissenschaft — und ich fühle, ich beginne diese zu hassen!"

„Und eben schwurst Du, von dieser Quelle ewig trinken zu wollen!" warf das Freifräulein lächelnd ein.

Helene sah verwirrt nieder: „Ja — so denke ich in einem Augenblick und im nächsten schon nicht mehr; mein Herz flattert ängstlich hin und her zwischen

beiden Extremen, und ich fühle, wenn ich sie nicht vereinigen kann, so gibt es für mich kein vollkommenes Glück."

„Armes Kind!" seufzte das Freifräulein, „die Quelle in der Du Vergessen schöpftest, ist Dir eine Quelle neuen Grams geworden. Doch man soll nicht so schnell verzweifeln! Raymond ist jung, zu extremer Anschauung geneigt, umsomehr, als er noch unter dem Einflusse einer bitteren Enttäuschung steht. Er verwechselt die Dinge: Schwarze Augen und glänzendes Wissen haben ihn getäuscht, jetzt bildet er sich ein Ideal aus den Gegensätzen."

„Glaubst Du, daß er jetzt blaue Augen vorzieht?" fragte Helene eifrig.

Das Freifräulein lächelte. „Soviel ich davon beobachten konnte, ja — sie gefallen ihm sogar sehr gut."

„Nun, wenn ihm nur Etwas an mir gefällt," seufzte Helene, „das Andere wird sich dann vielleicht noch finden. — Ach, verzeihe!" rief sie und warf sich dabei stürmisch an die Brust ihrer Lehrerin, „verzeih', ich bin Deiner nicht werth! Du — ganz Entsagung — ganz den höchsten Idealen zugewandt — —. Sag', Tantchen, hast Du nie geliebt?"

Tante Gundula lachte herzlich. „Nein, Du thörichtes Kind, ich habe nie geliebt, das heißt, ich war nie verliebt. Ich habe herrliche Männer kennen gelernt und sie verehrt; ich habe ihre Gesellschaft als ein Glück empfunden; ich liebte sie als Verkündiger der Wahrheit; ich liebte diese Wahrheit in ihnen. Mein Herz schlug nur für diese Wahrheit, es vermochte bloß für diese zu empfinden, über diese — Jene vergessend, in Jedem ein Werkzeug meiner Vervollkommnung dankbar erkennend. Sie waren für mich die Vermittler zwischen der Wissenschaft und uns Armen, die von dieser bis jetzt ausgeschlossen!"

„Du liebtest die Wahrheit — die Wahrheit allein!" sagte Helene nachdenklich; „ach, Tantchen, wie bewundere ich Dich! Aber," fügte sie kleinlaut hinzu, „verzeihe mir, ich bin nur ein sterbliches Erdenkind; ich bin nicht fähig, so wie Du mein Glück einzig und allein unter den Fittigen jenes hohen Schutzgeistes zu finden. Ich habe Sonne nöthig, Leben — Liebe — Glück — ich kann ohne Raymond's Liebe nicht leben — selbst wenn wir uns ein wenig streiten sollten!"

Das Freifräulein drohte lächelnd Helenen mit dem Finger: „Ja, ja, ich weiß:

„Ach, was hilft mir all' das Lesen,
All' das Lesen, leis' und laut —
Wenn nicht ein geliebtes . . . . ."

— „Tante Gundula! Ich beschwöre Dich, kein Wort weiter!" rief Helene erschreckt.

„Ich habe nur ein wenig über die Schulter geschaut" — entschuldigte sich die Tante in neckischem Tone und fügte rasch hinzu: „Aufgepaßt! Hier kommt Dein gewesener, gegenwärtiger und zukünftiger Quälgeist, den meine Schülerin meinen Schutzgeistern vorzuziehen geneigt ist! Nun, ich wünsche ihn Dir von ganzem Herzen, wenn er Dich glücklich machen kann, Du Treulose!"

Die beiden Herren traten in den Salon; die Gräfin erwachte, und Tante Gundula sagte: „Gardez la Dame!"

III.
In der Leseecke.

„Nicht gelesen?“ fragte Raymond Helenen.

„Auch nicht das Stäubchen einer Broschüre haftet an meinen Fingern,“ antwortete Helene, ihre Hände weisend. „Sie brauchen mich noch nicht in Ihrer Kammer neben den anderen Sieben aufzuknüpfen, Vetter Blaubart!“

„Sie meinen also, Blaubart's Schlüssel . . .“

„Führte zu seiner Bibliothek, deren Eingang er seinen Frauen verwehrte. Er war Ihr Vorgänger, Raymond; er mochte wohl lesende Frauen nicht leiden!“

„Dann bin ich geneigt, Blaubart unter die Kalenderheiligen aufzunehmen. Der Blutfleck am Finger war . . .“

„Ein Tintenklecks!“

„Wenn Blaubart's Frauen Blaustrümpfe waren, so ist er zu entschuldigen. Romanschreibende Frauen gehören in der That in Blaubart's Cabinet.“

„Ein Glück für mich, daß ich keinen Roman geschrieben, sonst würden Sie wohl mich Ihrem neuen Kalenderheiligen zum Opfer bringen!“ sagte Helene und blickte fragend zu ihm auf.

„In der That! der Gedanke, daß Sie — Sie, Helene, unter die Schriftstellerinnen gehen könnten, wäre mir unerträglich!“

Helene fixirte Raymond. Es war, als ob sie etwas erwidern wollte, aber sie unterließ es. Nach einer kleinen Pause sagte sie dann lächelnd: „Werden Sie es auch unerträglich finden, wenn ich Sie auffordere, mir in meine Leseecke zu folgen?“

„Ich halte es sogar für meine Pflicht,“ erwiderte er mit einer ceremoniellen Verbeugung, und folgte seiner Cousine.

Die „Leseecke“ befand sich in dem thurmartigen Ausbau, welcher sich an den Salon anschloß, von diesem durch ein Blumengitter getrennt, in dem ein kleines, von Schlinggewächsen umrahmtes Fensterchen angebracht war: eine grüne, lebende Portière. An der einen Seite des kleinen Raumes, unmittelbar hinter dem Gitter, stand ein niedriger Eckdivan; vor diesem ein ebenfalls niedriger, sechseckiger, mit blauem Sammet überzogener Tisch, auf dem Bücher und Journale lagen. Einige bequeme Lehnstühle umgaben denselben. In dem freien Raume, zwischen Eckdivan und Wand, erblickte man — inmitten eines, mit blühenden Gewächsen gefüllten Blumenkorbes aus vergoldetem Flechtwerk — eine antike Statuette. An der gegenüberliegenden Wand hing ein meisterhaftes Oelgemälde, das Porträt der Gräfin; das Licht einer Wandlampe, an beweglichem Broncearme, concentrirte sich auf demselben und verbreitete zugleich in dem traulichen Gemache einen milden Schein, der die Farben der Möbel, Teppiche und Blumen harmonisch zusammenstimmte.

Die Leseecke war so liebenswürdig weiblich componirt, auf der japanischen Etagère standen so entzückende Elzevirausgaben, die Staffelei war von einer großen Mappe mit so interessanten Facsimilezeichnungen alter Meister besetzt, daß es dem gleichgültigsten Leser oder dem ausgesprochensten Bücherfeinde unmöglich gewesen wäre, nicht die Hand nach dem einen oder anderen auszustrecken.

Man konnte sich keinen behaglicheren Raum zum Lesen denken. Wenn der Familiensalon mit einer italienischen Oper zu vergleichen gewesen, so machte diese Leseecke den Eindruck einer feinsinnigen Kammermusik;

— „Voici la charmante retraite
De la félicité parfaite“

sang Helene, indem sie eintrat und ihrem Vetter ein persisches Doppelkissen als Sitz anwies. „Nehmen Sie Platz, Vetter Blaubart,“ sprach sie in muthwilligem Tone, „hier, in unmittelbarer Nähe Ihrer Feinde, der Bücher — das heißt, wenn Sie den Muth dazu haben. — Ich fürchte nicht! Sehen Sie und bewundern Sie mich: die neueste Nummer der „Mode illustrée“ — ich widerstehe ihr — nein, noch mehr, ich opfere sie Ihnen!“

Sie entfaltete lachend einige Nummern der zierlichen Zeitschrift und streute selbige neckisch über ihn aus. Die Blätter flatterten um ihn her; einige blieben ihm an der Schulter haften, andere glitten auf seine Kniee oder auf den Boden neben ihm.

„Wahrhaftig, Sie sehen aus wie ein Schneemann! Cousin! Unter Modejournalen begraben — wie befinden Sie sich dabei?“ fragte sie in maliciösem Tone.

Er hatte das Modejournalgestöber ruhig über sich ergehen lassen, jetzt aber sprang er auf, schüttelte sich, daß all die Blätter umherflogen, und indem er Helenens Hand ergriff und leicht küßte, sagte er: „Eine raffinirte Rache, Gnädigste; ich lasse gern Alles über mich ergehen — sogar Modezeitungen, wenn nur Sie dieselben nicht lesen.“

„Ist das aufrichtig?“ fragte Helene, „was würde denn aus den häuslichen Traditionen, wenn keine Modezeitungen wären?“

„Im Gegentheil! Das Modejournal ist ja der Gegensatz aller Traditionen — es läßt gar keine Vergangenheit aufkommen. Wenn Sie ein wenig mehr die Gewohnheit des Nachdenkens hätten, Cousine — wozu Ihnen das Lesen leider wenig Zeit zu lassen scheint — so würden Sie jenen unlogischen Satz nicht aufgestellt haben.“

„Woher sollen wir Frauen die Logik nehmen, ohne Logik zu studiren? Das ist doch unlogisch!“

Raymond räusperte sich.

„Die natürliche Anlage der Frau bedingt, daß sie mit dem Herzen denken soll; das reine, unverfälschte Gefühl soll der Leiter ihrer Gedanken sein — das ist mehr als Logik.“

Helene antwortete nicht gleich, dann aber sagte sie nach einigem Nachdenken: „Sie machen uns zu viel Ehre, Cousin! Das Frauenherz ist ein eigen Ding; etwas Schulung von dort“ — sie wies auf die Stirn — „hierher geleitet“ — sie zeigte aufs Herz — „könnte nicht schaden, vornehmlich bei uns Frauen: ein Lehrstuhl für Herzenslogik wäre uns oft vonnöthen.“

Raymond sah ihr lange in die Augen. „Hätte ich doch einem Cursus über „Gedankenlesen“ beigewohnt, denn diese Kunst haben die Frauen vor uns voraus — auch eine natürliche Anlage!“

„Ist denn diese Lectüre den Frauen gestattet?“ fragte sie lächelnd.

„Sie ist nicht nur gestattet, sondern wünschenswerth," antwortete er. „Ich setze voraus, Sie besitzen diese Kunst, Helene. Und weshalb? Weil Sie eben nicht wie andere Frauen Ihre natürliche Intuition durch künstliche Verstandesentwicklung — die ja jener nur im Wege steht — beeinträchtigt haben."

„Sehr verbunden," schaltete Helene mit einer leichten Verbeugung ein, „was für eine hübsche Umschreibung des Begriffes — ignorant!"

Raymond aber ließ sich nicht beirren und fuhr fort: „Alle jene sybillinischen Eigenschaften der Frau, welche sie zu einem höheren Wesen machen, zu jenem originell empfindenden, ahnungsvollen Geschöpfe, welches dort fliegt, wo wir am Stabe der Vernunft einherhinken — alle diese Eigenschaften sind bei einer Frau, die weder schreiben noch lesen kann, in viel höherem Grade entwickelt. Es ist meine Ueberzeugung, daß, je weniger eine Frau ihre Intelligenz mit künstlichem Wissen überbürdet, umsomehr würden ihre natürlichen Gaben, der individuelle Geist, der weibliche Instinct, zum Vorschein kommen. Die Frau ist dem Erdgeist viel näher verwandt als wir Männer, und es wäre daher nicht undenkbar, daß die Wissenschaft in jenen Fragen, die dem Verstande ein Räthsel sind, durch den Instinct der Frau gewinnen könnte. Das Ahnungsvermögen der Frau müßte aber erst seine ursprüngliche Reinheit und Kraft wiedererhalten, welche durch die sogenannte Bildung getrübt worden sind."

Jetzt war es an Helene, sich betroffen zu fühlen. „Ja, das Ahnungsvermögen leidet dabei!" sprach sie leise vor sich hin; laut fügte sie hinzu: „Fast fürchte ich mich vor diesen Gaben! Nicht immer möchte ich die Gedanken Anderer lesen können."

„Könnten Sie doch in den meinen lesen, wie ich nur Ihr Bestes im Auge habe!"

„Sehr viel Schmeichelhaftes würde ich wohl nicht in ihnen finden, fürchte ich," meinte Helene.

„Ich würde es für ein Unrecht halten, Ihnen Complimente zu machen, die denjenigen nicht gestattet sind, welchen Sie die Ehre erweisen, sie zu Ihren Freunden zu rechnen."

„Das ist ein liebes Wort," erwiderte Helene mit innigem Tone, indem sie ihm die Hand reichte, „ich danke Ihnen! — Nicht wahr, wir sind und bleiben Freunde?"

Er antwortete mit einem Händedrucke, behielt jedoch ihre Hand in der seinigen und sagte nach einigem Besinnen: „Freunde, aber unter einer Bedingung!"

„Die wäre?"

„Offen und wahr sein!" Er versuchte, ihr in die Augen zu schauen. „Helene, haben Sie etwas auf dem Gewissen? Gestehen Sie — jenes Buch, bei dessen Lectüre ich Sie heute Morgen überraschte — es ist ein schlimmes Buch?"

„O ja!" rief Helene mit Ueberzeugung, „ein sehr schlimmes Buch. Ich wollte, es wäre nie geschrieben!"

„Und solch ein Buch lesen Sie, Helene?" sagte Raymond vorwurfsvoll.

„Ich las nicht, ich blätterte nur darin . . . ." kam es zögernd von ihren Lippen.

„Warum Ausflüchte? — Sie kennen die Fabel von der Maus, welche nur ein wenig naschen wollte, und da fiel die Falle zu! — Es schmerzt mich, Helene, daß Sie mit Büchern Umgang pflegen, den offen einzugestehen Sie nicht den Muth haben!"

„Ich werde ihn haben," erwiderte sie fast tonlos, indem sie sich erhob, auf die Etagère zuschritt, von derselben den fatalen rothen Band herabnahm und ihn mit abgewandtem Gesichte und zusammengepreßten Lippen auf das Tischchen vor Raymond legte.

„Lesen Sie selbst und richten Sie mich, aber seien Sie barmherzig."

Er lachte hellauf. „Aha! Diesmal soll ich die Maus sein, Cousinchen? Nein! Nach Mitternacht recht gern, wenn Sie es erlauben, das heißt, wenn ich die Wette gewonnen und Sie dieselbe verloren haben; dann erbitte ich mir als Preis — das Geheimniß des Buches. Abgemacht? Ich habe außerdem als Vetter und Freund ein Anrecht darauf, nicht wahr?"

„Ja, Sie haben ein Anrecht darauf," sagte sie ernst und hielt mit offenem Blick den seinigen aus.

Nach englischer Sitte hatte sich Helene zur Mittagstafel mit frischen Blumen geschmückt. Lose gesteckte Blüthen und Blätter zierten ihr das Haar und die linke Schulter. Raymond's Blicke wanderten von dem einen Bouquet zu dem anderen.

„Welch reizende Waldblumen! Sie machen sich vorzüglich auf Ihrer weißen Toilette! Aber wie kommt dieses stachlige dunkle Blatt darunter? Seit wann figuriren Dornen im Blumenschmuck einer jungen Dame?"

„Seitdem Cousins ihren Cousinen Kriegserklärungen machen. Dieses Blatt ist ein Kriegsemblem. Ich trage es, bis der Kampf entschieden ist. Wünschen Sie nicht auch eins?" Sie löste ein Blatt und eine wilde Rose von ihrer Schulter und reichte sie ihm. Er befestigte Beides in seinem Knopfloch.

„Was ist die Parole dazu?" fragte er.

„Keine Rose ohne Dornen, das heißt . . ."

„Es gibt keine vollkommenen Cousins —"

„Und Cousinen," setzte Helene rasch hinzu.

„Was geschieht mit dem Emblem, wenn der Kampf zu Ende?"

„Dann legt der Besiegte dasselbe dem Sieger zu Füßen, als Zeichen seiner Unterwerfung."

„Vortrefflich, das Turnier kann also beginnen!"

Als habe die Vorsehung nur auf die Aeußerung dieses Wunsches gewartet, öffnete sich die Thür im Salon und hereintrat — kein Herold zwar, aber ein Diener mit der — Posttasche.

Die Ankunft der Post auf dem Lande ist ein Ereigniß, welches nur Derjenige zu würdigen versteht, der auf dem Lande gelebt, und zwar in einer Provinz, die dem Verkehr durch Bahnverbindung noch nicht erschlossen ist. Die Post trifft da nur ein- oder zweimal wöchentlich ein, und an Tagen, wo dieselbe ausfällt, fühlt man sich in der That so abgeschnitten von der Mitwelt, wie ein Schiff auf weitem Meere. Aehnlich dem freudigen Gefühl, mit welchem der Seefahrer das Festland erblickt, begrüßt der einsame Landbewohner das

Klingeln der Postglocken. Der Wagen fährt in den Hof, die Hunde schlagen an, es vergeht eine Weile, bis der Postillon sein Pferd angebunden, die verschlossene Posttasche in der Gesindestube abgeliefert hat, wo sie von dem damit Beauftragten geöffnet und ihr Inhalt der Herrschaft darauf eingehändigt wird. Gewöhnlich übernimmt der Hausherr dann selbst die Vertheilung der eingetroffenen Briefe u. s. w. an die einzelnen Mitglieder der Familie.

Schon Tage vorher haben die Ungeduldigeren unter denselben berechnet, von welcher Seite Briefe zu erwarten seien, und müssen nun allerhand Ueberraschungen erdulden. Oft ist gerade die erwartete Correspondenz nicht eingetroffen, und man ist gezwungen, die Ungeduld bis zur nächsten Post zu vertagen. Dagegen sind wiederum durch besondere Glücksfälle überraschend schnelle Antwortschreiben da. Diesen Vortheil aber hat die Post auf dem Lande für sich, daß die Correspondenz sich ansammelt, und indem sie Vieles bringt, Jedem Etwas bringen muß. Es lebe daher die Landpost und die guten Leute, welche den Landbewohnern fleißig schreiben!

Die Tagespresse, deren tägliches Erscheinen dem Städter zum Bedürfniß geworden — hier treffen gleich mehrere Nummern auf einmal ein, werden neugierig geöffnet und rückwärts gelesen, wobei man gewöhnlich die Entdeckung macht, daß zwischen der neuesten und ältesten Nummer kein bemerkenswerther Unterschied wahrzunehmen ist. Der Stundenzeiger der Geschichte rückt eben langsam vorwärts; nur der Secundenzeiger der Personalia scheint es eilig zu haben.

„Helene! Raymond! Wo bleibt Ihr?“ rief der Graf, welcher diesmal, wie gewöhnlich, die Vertheilung der Post übernommen hatte. „Mir scheint, Ihr leidet an Verplauderung! Raymond, Deine Revue — Briefe aus der Residenz — auch für Dich, Helene, ist Manches da — so kommt doch!“

„Wir können nicht — der Wolf steht hinter dem Zaun!“ — riefen lachend und wie auf Verabredung die früheren Schul- und Spielkameraden aus der Ecke hervor.

„Wir sind zu klug und weise,“ flüsterte Helene ihrem Vetter zu, „die Wette wird ewig dauern!“

Der Graf hatte unterdessen eine Zeitung auseinander gefaltet: „Hier sehe ich Deinen Namen, Raymond, bei Gelegenheit der Preisvertheilung auf der Merinoausstellung.“

„Welchen Preis?“ rief Raymond.

„Halt — das gilt nicht!“ unterbrach ihn Helene — „die Wette darf nicht umgangen werden!“

„Eine interessante Heirath! — Ein neues Buch!“ — ertönte abermals des Grafen Stimme. „Die Baronin Dreistern heirathet — rathet wen!“ . . .

Raymond horchte auf. Sein „Irrlicht“ verheirathet! Doch er bezwang sich und sagte: „Was war das Andere?“

„Das Andere ist ein Band Gedichte ‚Widersprüche‘ mit dem Motto ‚Im Gegentheil!‘ — Halt, das ist ja Dein geflügeltes Wort, Raymond; sind die Gedichte vielleicht von Dir?“ fragte der Onkel.

„Im Gegentheil — pardon — ich wollte sagen, es ist diesmal ein Anderer.“

„Der Andere ist diesmal eine Andere, und zwar eine aus unserer Welt, wie es scheint. Vielleicht die Baronesse Dreistern? Sie soll ja ein Schöngeist sein!"

„Das ist mir ziemlich gleichgültig!" antwortete Raymond laut. „Wenn nur Sie es nicht sind, Helene," wandte er sich fast leidenschaftlich zu seiner Nachbarin.

Eine tiefe Pause entstand. Der Graf war in seine Zeitung vertieft, die Gräfin und Tante Gundula setzten ihre unterbrochene Schachpartie fort, Raymond wartete verwundert auf eine Antwort, die immer nicht kam.

Helene saß bewegungslos da, den Blick in die Weite gerichtet, nur ein leises Zittern ging über ihre Gestalt.

„Helene, woran denken Sie?" fragte er endlich.

„Ich denke," erwiderte sie, und holte tief Athem, „daß Sie eine sehr schlechte Meinung von mir haben werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses Buch geschrieben und veröffentlicht habe; daß Sie aber eine noch viel schlechtere haben würden, und dies mit Recht, wenn ich es Ihnen verheimlichen wollte. Raymond, das Buch — ist von mir!"

„Von Dir . . . von Ihnen?" rief Raymond.

„Ja, Raymond, und nun will ich Ihnen alles Uebrige auch gestehen!" Sie stieß die Worte hastig und zitternd hervor. „Während Du — während Sie so lange fort waren, habe ich — ich weiß selbst nicht warum — kurz — ich habe viel und vielerlei gelernt. Erschrecken Sie nur nicht! — Ich verstehe etwas Latein — ach nein, ich kann nicht sprechen, wenn Sie mich dabei ansehen, — bitte, halten Sie diesen japanischen Schirm vor. — Nun also, Latein, dann etwas Griechisch — (Was macht er wohl für ein Gesicht hinter seinem Schirm?) ferner: Moralphilosophie — Aesthetik — Metaphysik — (aber, mein Gott, warum spricht er denn nicht? —) Botanik — indische Mythologie — (sein Schweigen wird immer unheimlicher!) — comparative Sprachstudien — Kirchengeschichte — die Summe der Theologie — Schopenhauer — Plato's ‚Staat' — — — Panschatantra . . . ."

Sie hielt erschöpft inne und wartete mit fieberhafter Spannung auf sein erstes Wort.

„An wen sind die Lieder gerichtet?" tönte es leise hinter dem Schirm hervor.

„Er schilt mich nicht?" dachte Helene verwundert.

„Das kann ich nicht sagen!" antwortete sie laut.

„Was für Lieder?"

„Liebeslieder!" seufzte Helene.

„Du hast also — Sie haben also — Sie sind also — sind die Lieder während meiner Abwesenheit entstanden?"

„Ja, Raymond, während Ihrer langen Abwesenheit!"

„Während meiner langen Abwesenheit!" wiederholte er nachdenklich. „Ja, ich blieb lange fort, sehr lange. — Wann haben Sie denn Denjenigen kennen gelernt, dem Sie diese Lieder gewidmet?" fragte er mit einer Stimme, der er versuchte, einen kalten ironischen Klang zu geben.

„Ich habe während Ihrer Abwesenheit Niemanden hier empfangen," antwortete das junge Mädchen.

„Aber Sie waren abwesend — Sie mußten Ihrer Gesundheit wegen in ein Bad reisen — wahrscheinlich haben Sie ihn dort getroffen?"

„Nein, dort habe ich ihn leider gar nicht getroffen!" erwiderte Helene vorwurfsvoll, und blickte gekränkt den japanischen Schirm an.

„Darf man den Namen des Glücklichen erfahren?" fragte Raymond mit noch kühlerem Tone.

„Des Glücklichen?" antwortete melancholisch lächelnd Helene. „Ich bezweifle, ob er sich für einen solchen hält — aber — nennen kann ich ihn nicht!"

„Also doch!" kam es dumpf von Raymond's Lippen, und seine Hand ballte sich krampfhaft.

Er war entschieden ungeduldigen Temperaments und glich in diesem Augenblick erstaunlich dem Porträt eines seiner Ahnherrn, welcher mit Sobieski vor Wien gestanden und mit einer Handvoll Soldaten die „Türkenbastion" im Sturm erklommen hatte.

Ein Moment der Unschlüssigkeit noch, dann fuhr Raymond auf, warf den Schirm in eine Ecke und rief: „Ich will ihn aber wissen — ich muß ihn wissen!"

„Da steht sein Name —" sagte Helene, auf die erste Seite des rothen Buches zeigend, indem sie ihr Köpfchen unter den überhängenden Zweigen einer Fuchsia zu verbergen suchte.

Der junge Mann griff hastig nach dem Buche: „An Raymond" las er ... und las nicht weiter. Er ergriff Helenens Hand und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

Helene neigte sich zu ihm.

„Nur nicht lesen!" sagte sie schelmisch bittend, indem sie ihm mit der freien Hand lächelnd drohte.

Raymond löste das stachliche Blatt mit der wilden Rose von seinem Rock und legte es Helenen zu Füßen.

„Verloren und gewonnen! Aber ... gibt es nicht noch einen anderen Raymond?"

„Im Gegentheil!" antwortete sie lachend. „Es gibt nur Einen solchen auf der Welt — glücklicherweise für uns arme Frauen! — Erhalte ich nun Absolution für dieses Buch?"

„Wir wollen es zusammen lesen" — sagte Raymond eifrig, legte das aufgeschlagene Buch vor Helene und blickte zugleich mit ihr hinein.

In diesem Augenblick erschien in dem Rahmen des grün umlaubten Gitterfensters über den Köpfen der beiden Liebenden Tante Gundula's freundlich lächelndes Antlitz:

„Ach! was hilft mir all' das Lesen,
All' das Lesen, leis' und laut —
Wenn nicht ein geliebtes Wesen
Mit mir in die Seiten schaut!"

declamirte das Fräulein. „Pagina 56! — Habt Ihr Euch versöhnt?"

„Er hat mir Alles verziehen" — sagte Helene — „sogar den Panschatantra!"

„Tout comprendre, c'est tout pardonner!" bemerkte Tante Gundula.

„Erlaubt, daß ich Euch gegenseitig vorstelle!" unterbrach sie Helene. „Tante Gundula — habe die Ehre — hier mein Quälgeist! — fürs ganze Leben? — Lieber Raymond — Freifräulein Gundula, Baccalaureus der Archäologie, mein bisheriger Schutzgeist und meine Lehrerin!"

„Archäologie? — Tante Gundula?" rief Raymond.

„Nun ja, mon neveu," sagte nicht ohne Malice lächelnd die alte Dame. „Das ist die Vergangenheit, in der ich lebe!"

Es war, als ob sie die Randglosse ihres Neffen zu ihrer Devise vorhin bei der Tafel errathen hätte.

„Siehst Du" — rief Helene triumphirend — „Wissenschaft und häusliches Genie — Archäologie und Speisezettel! Alles vereinigt! Tante Gundula liest Bücher und läßt uns doch nicht verhungern! Im Gegentheil! Hier liegt der Fall vor, es zu sagen! Was meinst Du zu diesem lebenden Argument?"

„Tante Gundula ist kein Argument" — entgegnete Raymond, indem er sich mit Anmuth verbeugte. „Sie ist unsere allverehrte Tante, an der ich von jeher so viel Tugenden zu bewundern hatte, daß ich für den Augenblick nicht weiß, woher noch mehr Bewunderung nehmen für die mir bisher verborgen gebliebenen, außerordentlichen Verdienste."

„Mon neveu, ich gönne Ihnen ja meine Helene, schmeicheln Sie nicht weiter! Es thut mir aber sehr leid, daß Sie mir meine Schülerin in diesem Augenblick entreißen, denn wir arbeiten jetzt Beide an einem sehr interessanten archäologischen Thema."

„Wobei Raymond jetzt unser Mitarbeiter wird, nicht wahr?" fragte Helene schmeichelnd. „Ich hoffe, Dir auch später bei Deinen Merinos . . . ."

„Hast Du die auch studirt, Helene?"

„Offen gestanden — nein! Von den Naturwissenschaften weiß ich etwa so viel, als ich im Robinson Crusoë gelesen. Seitdem habe ich aber immer den Wunsch gehabt, Lamas bei uns zu acclimatisiren."

„Erstaunlich praktische Lesefrüchte! Wir wollen diesen Plan reiflich überlegen. Es wird eben nicht schaden, wenn ich damit beginne, Dir Vorlesungen über Landwirthschaft zu halten. Eins mehr oder weniger — darauf kommt es jetzt nicht mehr an."

„Und wie gern werde ich Deine Schülerin! Beides vereinigt — beides vereinigt!" jubelte Helene und ergriff Raymond's und Tante Gundula's Hände.

Tante Gundula erwiderte zärtlich Helenens Händedruck. Dann legte sie die Hände der beiden jungen Leute in einander und verblieb eine kleine Weile wie in stiller Andacht. Darauf verließ sie das glückliche Paar in der Leseecke, und vom Flügel her ertönten die prachtvollen Arpeggien des Schubert'schen Liedes:

„Ich wollt' von Atreus' Söhnen,
Von Kadmos wollt' ich singen,
Doch meine Saiten klingen,
Nur Liebe — immer Liebe!"

Die Bildungsmittel der Reichspost- und Telegraphenverwaltung.

Altmeister Menzel hat in seinen Illustrationen der fridericianischen Zeit unter Anderem ein Stück Postgeschichte mit Stift und Pinsel geschrieben, das in unübertrefflichen Zügen das Stockscepterthum des vorigen Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Post zur Anschauung bringt; wir meinen das Doppelbild eines Feldpostmeisters und eines Feldpostillons aus der damaligen Zeit. Keuchend und mit verbissenem Grimme schleppt der Postknecht das ungefüge Felleisen weg, als ob er seinen ärgsten Feind beseitigen wollte, während der dicke Postmeister mit dem rothglühenden Angesichte uns keinen Augenblick im Zweifel darüber läßt, daß der ganze postalische Apparat, die „Fixigkeit" und „Accuratesse" nur von einem Urquell ausgeht: dem derben Rohrstock in der drohend erhobenen Rechten. Und doch war die damalige preußische Staatsposteinrichtung musterhaft, die Feldpost Friedrich's des Großen einzig in ihrer Art, so daß ein unter des großen Königs Regierung in Preußen reisender französischer Schriftsteller bemerken konnte: „Im preußischen Staate ist nächst der Schule die Post die ausgebreitetste Anstalt".

Die altpreußische Ueberlieferung ist von der Erbin der preußischen Post, der deutschen Reichspost, in Ehren gehalten worden; der Ausspruch des Franzosen gilt heute noch, und daß es nicht vermessen ist, von einer Allgegenwärtigkeit der Post zu sprechen, dafür sorgen die 18 700 Postanstalten, mit denen Deutschland den ersten Rang unter den europäischen Nationen einnimmt, und eine Postarmee von rund 86 000 Köpfen.

Wie die Post mit diesem fast drei mobile Armeecorps umfassenden Personale sich nach außen präsentirt, weiß Jedermann, da sie die weitesten Lebenskreise am unmittelbarsten berührt. Zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden, richtet sie ihre Anstalten auf den Bergesgipfeln, in den Badeorten, am Seestrande und in den abgelegensten Thälern ein; die Besucher der Ausstellungen finden zu ihrer Bequemlichkeit Postbüreaus vor, von militärischen Uebungsplätzen und Barackenlagern aus bildet sie das Bindeglied zwischen den detachirten Truppentheilen und den höheren Commandos, wie zwischen dem heimathfernen Rekruten und dem Elternhause.

Aber jenes Element von höchst ehrwürdigem Alter, welches der Wallenstein'sche Wachtmeister als dasjenige preist, „von dem alles Weltregiment hat ausgehen müssen", es ist seit langer Zeit verschwunden; an die Stelle der Faust mit dem geschwungenen Stock ist das belehrende Wort und die Feder, an die Stelle der knechtischen Furcht vor dem allmächtigen Gewaltmittel ist das rege Ehrgefühl getreten, das unsere Postarmee durchdringt von der höchsten Spitze bis zum untersten Handlanger.

Freilich ist diese Wandlung auf dem Gebiete der Post ebenso wenig mit einem Male erreicht worden wie auf allen anderen Gebieten unserer fortschreitenden Cultur, aber es ist ein überraschender Aufschwung in der geistigen Hebung des gesammten Personals von dem Augenblick ab erkennbar, da die bis dahin mehr nach den traditionellen büreaukratischen Gesichtspunkten geleitete Verwaltung der Post in die Hände

des jetzigen Generalpostmeisters überging. Dr. von Stephan erkannte mit richtigem Blick, daß die rasch zunehmende Bedeutung des Instituts, welchem man früher nur mechanische Leistungen zumuthen zu dürfen vermeinte, in erster Linie eine allgemeine geistige Hebung des Personals erheischte, um der Postverwaltung zu ihrer berechtigten Ebenbürtigkeit mit den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung zu verhelfen. Was in dieser Beziehung unter der Stephan'schen Aera geschehen ist, davon zeugen die Institutionen, welche im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte im Bereiche der Reichspost- und Telegraphenverwaltung zur Hebung der allgemeinen Bildung und gesammten geistigen Wohlfahrt ihrer Angehörigen geschaffen worden sind.

Vorweg muß hervorgehoben werden, daß der jetzige Chef der Verwaltung schon an die Vorbildung der Aufzunehmenden ziemlich hohe Ansprüche stellt. Die Reglements verlangen für die Candidaten der höheren Laufbahn das Zeugniß der Reife für die Universität von einem Gymnasium oder Realgymnasium; überdies geht man bei der Auswahl der Bewerber ziemlich wählerisch vor, so daß nur Abiturienten mit guten Entlassungszeugnissen auf die Annahme rechnen können. Von da ab beginnt für den sogenannten Eleven keineswegs ein akademisches Leben in dem heutigen vielfach mißverstandenen Sinne, sondern er hat, neben den durchaus nicht leichten Anforderungen des technischen Dienstes, seine wissenschaftliche Weiterbildung energisch zu betreiben, um in die höheren Prüfungen wohlgerüstet einzutreten.

Abgesehen von dem ersten, mehr auf die technische Ausbildung bezüglichen Examen, haben sich die Beamten einer zweiten Prüfung zu unterziehen, für welche ähnliche Anforderungen gestellt werden wie für die höheren, eine akademische Vorbildung voraussetzenden Prüfungen bei anderen Staatsverwaltungszweigen. Diese Prüfung besteht in der Ausführung eines praktischen Auftrages aus dem Gebiete des Post- oder Telegraphenwesens, d. h. aus der selbständigen Ausführung solcher Functionen, die in der Regel den höheren Beamten obliegen: Revision von Post- und Telegraphenanstalten, Feststellung des Bedürfnisses zur Einrichtung neuer Postanstalten, Regulirung wichtiger Postverbindungen auf Landwegen und Eisenbahnen, Führung von Untersuchungen bei vorgekommenen Verlusten durch elementare Ereignisse, Beraubungen u. s. w., Anfertigung von Entwürfen zur Einrichtung oder Verlegung von Telegraphenämtern und -Linien, selbständige Herstellung von Telegraphenlinien, Ausführung wissenschaftlicher Versuche, Prüfung von elektrischen Batterien, Feststellung des elektrischen Zustandes ober- und unterirdischer Leitungen, Untersuchung von Leitungsmaterialien u. dgl. m. Der Erledigung des praktischen Auftrages reiht sich eine theoretische schriftliche Ausarbeitung über zwei Themata an. Letztere umfassen eine wissenschaftliche Aufgabe aus irgend einem Zweige der allgemeinen Verwaltung der Post und Telegraphie, sowie eine mit begründeten Schlußanträgen zu versehende Darstellung aus geschlossenen Acten des Post- oder Telegraphendienstes, oder eine Ausarbeitung über eine Aufgabe aus dem Gebiete des Telegraphenbetriebes oder des Telegraphenbaues.

Zu diesen Arbeiten, der praktischen und den theoretischen zusammen, wird eine Frist von vier Monaten gewährt. Haben die schriftlichen Arbeiten den Anforderungen entsprochen, so folgt die mündliche Prüfung vor dem Prüfungsrathe zu Berlin. Diese Prüfung erstreckt sich über ein sehr weites technisches und wissenschaftliches Gebiet, denn man verlangt in ihr von dem Examinanden genaue Kenntniß der Hauptgrundzüge der Staatswissenschaft, Finanzwissenschaft und Volkswirthschaft, der Verfassung des Deutschen Reiches und der wichtigsten Reichsgesetze, der wichtigsten bei der Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens in Betracht kommenden Rechtsgrundsätze, besonders in Beziehung auf die Vertretungsverbindlichkeit der Verwaltung und ihrer Beamten, der Grundzüge des Gerichtsverfahrens, sowie der hauptsächlichsten Landesgesetze und der Grundzüge der Verwaltung desjenigen Staates, in welchem der Examinand beschäftigt ist; ferner verlangt man von dem dem höheren Telegraphendienste sich widmenden Beamten Kenntniß der reinen Mathematik und der Mechanik, Bekanntschaft mit der Physik und Chemie und besonders mit denjenigen Lehren, auf welchen die elektrische Telegraphie beruht und welche bei derselben sonst in Betracht kommen.

Dazu treten die technischen Anforderungen, und zwar auf dem Gebiete der Post: Postfuhrwesen einschließlich Pferdekunde und Wagenbau, Postcursangelegenheiten, Postbauwesen, Zeitungsvertrieb und Feldpost; auf dem Gebiete der Telegraphie: Anlage und Unterhaltung von Telegraphenlinien und -Anstalten, Telegraphen-Materialienkunde, Kenntniß der verschiedenen Telegraphenapparate, Geschichte und Entwicklung der Telegraphie, Batterien, Meßinstrumente; auf dem gemeinschaftlichen Gebiete der beiden Zweige: Umfang und Ressortverhältnisse der obersten Postbehörde und der Ober-Postdirectionen, Grundbestimmungen über das Post- und Telegraphenwesen, Personalverhältnisse, Grundsätze des Taxirungsverfahrens und des gesammten Expeditions- und technischen Betriebsdienstes, wobei zugleich die Einrichtungen der Post und Telegraphie im Auslande in Betracht kommen; endlich das, wenn auch in den Formen möglichst einfach gehaltene, so doch sehr umfangreiche und in die höhere Cameralwissenschaft übergreifende Kassen- und Rechnungswesen.

Da diese Prüfungsvorschriften nicht bloß auf dem Papier stehen, sondern in allen Stücken dem Prüfungsverfahren streng zu Grunde gelegt werden, so wäre die Erreichung des weit gesteckten Zieles geradezu unmöglich, wenn nicht die Verwaltung selbst Mittel und Wege zu einer systematischen Weiterbildung ihrer für die höhere Laufbahn bestimmten Beamten zu finden gewußt hätte.

Gehen wir auf diesen Bildungsgang näher ein, so begegnen wir zunächst dem Posteleven, wie er zur Erlernung des Dienstes einem geeigneten größeren Postamte zugetheilt wird. Nehmen wir an, der junge Mann sei mit ausreichenden Geistesanlagen, Zuverlässigkeit und überhaupt mit allen denjenigen moralischen Eigenschaften ausgestattet, welche gerade für die Beschäftigung im Postdienste erforderlich sind, wo der Beamte bei der Ausübung seines Berufes vielfach auf sich selbst angewiesen und großer Verantwortlichkeit ausgesetzt ist. Berechtigt der Eleve zu guten Erwartungen, so wird ihm nach und nach Gelegenheit gegeben, sich die nöthige Selbständigkeit im Dienste anzueignen; er wird in gewissen Zeiträumen an verschiedene Orte mit größerem Verkehrsumfange dirigirt, bis er in jedem Dienstzweige, namentlich auch in der Telegraphie, vollständig ausgebildet ist. Mit der Praxis geht die theoretische Ausbildung Hand in Hand. Diese wird gefördert durch die Unterrichtscurse, welche am Sitze einer jeden Ober-Postdirection, zuweilen auch bei größeren Verkehrsämtern eingerichtet sind. Die Ertheilung des Unterrichts erfolgt durch geeignete ältere Beamte der höheren Laufbahn, welche, wie die bisher gemachten Erfahrungen gezeigt haben, sich stets in genügender Anzahl bereit finden, das Lehramt als ein Ehrenamt zu übernehmen. Die Eleven sind verpflichtet, an den Unterrichtscursen theilzunehmen. Um allen Eleven die Theilnahme zu ermöglichen, werden sie an denjenigen größeren Orten, an denen Unterrichtscurse eingerichtet sind, zu Dienstleistungen herangezogen. Gegenstände des Unterrichts bilden besonders: die gesetzlichen Bestimmungen über das Post- und Telegraphenwesen, das Tarifwesen, die Verhältnisse der Post zu den Eisenbahnen, die Verfassung des Reichs und der Einzelstaaten, das Münz-, Maß- und Gewichtswesen, das Wechselrecht, ferner die Geschichte des Verkehrswesens, namentlich der Post und Telegraphie, die Verhältnisse der Reichspost zum Auslande, der Weltpostverein, der Telegraphenbetrieb in seiner einfacheren Gestaltung, Feldpost und Feldtelegraphie, die Geographie, besonders in ihren Handels- und Verkehrsbeziehungen, endlich die Anfertigung amtlicher Schriftsätze. In den Unterrichtsstunden stellt der Lehrer über einen vorher bezeichneten Stoff, mit welchem die Schüler durch Selbststudium sich vertraut gemacht haben müssen, Fragen, und hält darauf, daß die jungen Leute bei der Beantwortung sich eine genügende Sicherheit im freien Vortrage aneignen und sich einer correcten Redeweise und fließender Sprache befleißigen. Um das Verständniß der besprochenen Gegenstände durch Beispiele zu fördern, werden Posthaltereien, Wagenbauanstalten, Telegraphenbau-Werkstätten u. a. m. besichtigt, ferner Zeichnungen von Landkarten, Eisenbahnverbindungen, Postdampfschiffslinien angefertigt, auch Skizzen von Posthäusern, einzelnen Postdiensträumen und Telegraphenbetriebsstellen entworfen;

es werden endlich Kassenabschlüsse, Abrechnungen u. dgl. m. aufgestellt und die gefertigten Arbeiten gründlich durchsprochen.

Nachdem der Eleve die Secretärprüfung bestanden hat, tritt er in die Reihe der Postpraktikanten über, verbleibt indessen auch in dieser Stellung noch im Vorbereitungsdienst für die höheren Stellen der Postverwaltung. Zur Erlangung der Befähigung für diese Stellen gewährt ihm die Verwaltung insofern eine wesentliche Hilfe, als sie die Bestimmung getroffen hat, daß die Praktikanten vor der Ernennung zum Postsecretär längere Zeit außerhalb ihres Heimathsbezirkes, und zwar in solchen Orten beschäftigt werden, wo die Verschiedenartigkeit und die Bedeutung des Verkehrs ihnen Gelegenheit gewährt, die eigene Kraft unter schwierigeren Verhältnissen zu erproben. Daneben aber ist den Praktikanten, welche den in ihrer bisherigen Laufbahn an sie gestellten dienstlichen und wissenschaftlichen Anforderungen entsprochen haben, Gelegenheit geboten, auf der in Berlin bestehenden besonderen Fachschule für die höhere Post- und Telegraphenlaufbahn eine akademische Vorbereitung zum höheren Verwaltungsexamen zu erlangen. Die Einberufung zu dieser Schule erfolgt auf Vorschlag der Ober-Postdirectionen und einer aus drei vortragenden Räthen des Reichspostamts gebildeten Studiencommission in der Weise, daß höchstens dreißig Beamte zwei Semester hindurch, und zwar in den Wintermonaten — 1. October bis 31. März — die Vorlesungen in zwei neben einander bestehenden Cursen besuchen. Die zur Schule einberufenen Beamten haben im Laufe des Februar Clausurarbeiten zu fertigen, durch welche der Nachweis geführt werden soll, daß sie das bis dahin Vorgetragene sich zu eigen gemacht haben; ferner findet für jeden der beiden Curse Ende März eine mündliche Prüfung statt. Diejenigen Besucher des ersten Cursus, welche nach dem Ergebniß dieser Prüfungen nicht im Stande gewesen sind, dem Unterrichte mit Nutzen zu folgen, oder welche wegen Mangels an Aufmerksamkeit und Eifer den Erwartungen nicht entsprochen haben, werden vom Besuch des zweiten Cursus ausgeschlossen; dagegen wird denjenigen Besuchern der Schule, welche auch den zweiten Cursus mit Erfolg durchgemacht haben, der Besuch der Vorlesungen als Nachweis der Befähigung zur Ablegung der höheren Verwaltungsprüfung angerechnet. Der Lehrplan umfaßt im Wesentlichen folgende Gegenstände: Staatswissenschaft, Volkswirthschaft, Finanzwissenschaft, Verfassung des Deutschen Reiches mit Uebersicht über die wichtigsten Reichsgesetze, Organisation der Reichsbehörden, Staats- und Verwaltungsrecht, Grundzüge des Völkerrechts; die gesetzlichen Grundbestimmungen für das Post- und Telegraphenwesen, die wichtigsten bei der Verwaltung der Post und Telegraphie in Betracht kommenden Rechtsgrundsätze, Gerichtsverfassung und Grundzüge des Gerichtsverfahrens, Verkehrsgeschichte und Handelsgeographie, Verträge mit dem Auslande, Weltpostverein, internationaler Telegraphenvertrag, hauptsächlichste internationale Verbindungen, seminaristische Uebungen im Anfertigen von Abhandlungen über die vorstehend aufgeführten Gegenstände; Anlage und Unterhaltung von Telegraphenlinien und Telegraphenanstalten, Telegraphen-Materialienkunde, Telegraphenapparate, geschichtliche Entwicklung derselben, Gewerbekunde, Uebungen im Skizziren von Apparaten und Grundrissen von Gebäuden; reine Mathematik, Uebungen im Lösen mathematischer Aufgaben, namentlich solcher, welche im praktischen Telegraphendienste vorkommen können; Mechanik und Statik, Physik, Chemie, Metallurgie.

Wie man sieht, tritt bei dieser Lehranstalt das eigentlich akademische Princip vorläufig noch etwas zurück vor der schul- und beamtenmäßigen Disciplin; allein schon der Umstand, daß man als Lehrkräfte nicht Mitglieder der höheren Beamtenwelt allein auserlesen hat, sondern auch Professoren von Hochschulen und hervorragende Fachgelehrte heranzieht, läßt neben anderen Anzeichen die Vermuthung nicht unberechtigt erscheinen, daß die Begründung einer Post- und Telegraphen-Akademie im vollen Sinne des Wortes nur eine Frage der Zeit ist, so daß bald auch die Post- und Telegraphenbeamten, wenigstens in den höheren Stellen, sich ausschließlich aus der akademisch vorgebildeten Jugend ergänzen werden, wie es de facto, wenn auch ohne den akademischen Frühschoppen, schon jetzt der Fall ist.

Von den übrigen Bildungsmitteln, welche die oberste Postbehörde ihren Beamten zur Verfügung stellt, verdienen in erster Reihe die Büchersammlungen bei der Centralbehörde und bei den Ober-Postdirectionen genannt zu werden.

Diese geistigen Schätze waren in ihrer jetzigen Gestalt noch im Jahre 1870 eine unbekannte Erscheinung. Dem Namen nach bestand von jeher bei den Ober-Postdirectionen eine ähnliche Einrichtung, dieselbe war jedoch nur für die eigensten Bedürfnisse der Verwaltung bestimmt und durchaus nicht darauf berechnet, den Beamten zur Förderung ihrer Ausbildung zu dienen. Wie ängstlich dies vermieden wurde, beweist schon der Passus in den damaligen Bestimmungen, daß nur solche Werke käuflich zu beschaffen seien, „welche in dem Geschäftsverkehre der Ober-Postdirectionen sich als unentbehrlich ergeben und deren leihweise Besorgung nicht zureichend oder nicht geeignet sein sollte." Dieser Anschauung entsprachen auch die Mittel, welche man damals den Ober-Postdirectionen zur Befriedigung des literarischen Bedürfnisses ihrer Beamten zur Verfügung stellte, nämlich — dreißig Thaler jährlich; dafür waren aber auch noch die Zeitschriften zu halten, „welche unmittelbar für die Verwaltung des Bezirks nothwendig sind", d. h. also auch die bei den größeren Postanstalten nöthigen Zeitungen, Verordnungsblätter und Adreßbücher. Daß hiernach von den dreißig Thalern für sonstige Anschaffungen nicht viel übrig geblieben sein kann, liegt auf der Hand. Ebenso leicht läßt sich aber auch begreifen, daß die derartig beschafften Büchersammlungen dem Bedürfnisse nicht genügen konnten. Denn je mehr das Postwesen im Wege der Gesetzgebung und des intensiv arbeitenden Verwaltungsapparats an Vielseitigkeit und Umfang gewann, und je bedeutsamer die Ziele wurden, welchen man, unter dem frischen Hauche eines neuen Postregiments, auf nationalem wie internationalem Gebiete zuzustreben begann, desto mehr kam es darauf an, den Gesichtskreis der Beamten zu erweitern und auch andere verwandte Zweige des Verkehrs- und des gesammten Staatslebens ihrer besseren Erkenntniß zu erschließen. Da man unter der früheren Verwaltung an die Beamten der höheren Laufbahn schon ziemlich bedeutende, wenn auch in den großen Zügen mehr büreaukratische Anforderungen stellte, so machte sich bereits damals der Mangel guter Bibliotheken für diejenigen Beamten recht fühlbar, welche die höhere Prüfung ablegen wollten und dabei vielleicht noch das Mißgeschick hatten, in einer kleinen Stadt beschäftigt zu sein, wo ihnen jede Gelegenheit abgeschnitten war, sich über die einschlägige Literatur zu unterrichten. Die natürliche Folge war, daß mit den erhöhten Anforderungen die Zahl der Aspiranten für den oberen Verwaltungsdienst abnahm.

Es handelte sich somit um die Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses, als im Jahre 1870, unmittelbar nach Uebernahme der Postverwaltung durch Herrn von Stephan, der Plan gefaßt wurde, das Bibliothekwesen vollständig umzugestalten, oder, besser gesagt, neu zu schaffen. Die Büchersammlungen sollten fortan nicht nur den eigenen amtlichen Zwecken der Ober-Postdirection, sondern, indem sie sämmtlichen Beamten gleichmäßig zugänglich gemacht wurden, hauptsächlich dem Zwecke dienen, die wissenschaftliche wie die Berufsausbildung der Beamten zu fördern und deren Interesse namentlich für diejenigen Zweige der Literatur fortgesetzt rege zu erhalten, welche mit der fortschreitenden Entwicklung des Verkehrswesens im Zusammenhange stehen oder hervorragende Seiten des Culturlebens berühren. Späterhin, im Jahre 1879, ging man sogar dazu über, die Bibliotheken den Unterbeamten, auf welche sie bis dahin im Wesentlichen nicht berechnet waren, zugänglich zu machen. Es war hierbei die Erwägung maßgebend, daß diese Kreise, welche einen so großen und wichtigen Bruchtheil des Gesammtpersonals ausmachen, fast ausschließlich auf die dürftigsten Erzeugnisse der Tagespresse und der Hintertreppen-Literatur angewiesen waren und in dem Verlangen nach Lehr- und Belehrungsstoff nicht selten zu Schriften ihre Zuflucht nahmen, welche ihnen weder Belehrung noch angemessene Unterhaltung bieten konnten.

Welche Ausdehnung die Büchersammlungen im Laufe der Zeit erfahren, beweist die Thatsache, daß, ohne Hinzurechnung kleinerer Broschüren, amtlicher Verzeichnisse u. s. w., die Anzahl der vorhandenen Werke, welche bei der Neuorganisirung der Bibliotheken

im Jahre 1870 auf etwas über 6000 gestiegen war, im Jahre 1880 bereits 40 000 betrug und gegenwärtig bereits ein halbes Hunderttausend überschritten hat. Die Erweiterung erstreckt sich, abgesehen von der bedeutenden Vermehrung von Werken der Verkehrs- und Staatswissenschaft, nicht zum geringsten Theile auf Bücher geographischen, geschichtlichen und naturgeschichtlichen Inhalts, Materien, welche bis zum Jahre 1870 fast gar nicht vertreten waren. Auch gediegenen Werken der schönwissenschaftlichen Literatur, die früher grundsätzlich ausgeschlossen waren, ist der Einzug in die Büchersammlungen der Postverwaltung nicht länger verwehrt.

Von noch erheblich größerer Bedeutung, sowohl was die Reichhaltigkeit der Sammlung als auch den wissenschaftlichen Werth derselben betrifft, ist die Bibliothek des Reichspostamts in Berlin, welche zum Gebrauche aller in der Reichshauptstadt und Umgegend beschäftigten Post- und Telegraphenbeamten bestimmt ist, jedoch auch den Beamten in der Provinz zugänglich gemacht wird. In ungefähr 20 000 Bänden finden sich hier die gesammten Staatswissenschaften, das Verkehrswesen, Erdbeschreibung und Völkerkunde, die Naturwissenschaften, die Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, die Gewerbe- und Baukunde, vertreten durch die hervorragendsten Namen, ferner auch die besten literarischen Erzeugnisse der früheren Culturepoche wie der Jetztzeit. Ein Zweig der Bibliothek, welcher bei seiner Bedeutung für das Studium der Verkehrswissenschaften besonders gepflegt wird, ist derjenige für Sprachenkunde. Durch ihn werden die Mittel zum Studium von nicht weniger als sechsundzwanzig lebenden und todten Sprachen geboten, darunter: arabisch, chinesisch, japanisch, nubisch, feuerländisch, neugriechisch, serbisch, ungarisch und rätoromanisch.

Die mit der Bibliothek verbundene Kartensammlung mit nahe an 20 000 Blatt gibt nicht allein ein beinahe vollständiges Bild von der topographischen Beschaffenheit aller Gebiete der bewohnten Erde, sondern auch von der Entwicklung der geographischen Anschauungen und der kartographischen Technik.

An die Bücher- und Kartensammlung schließt sich ein eigenartiges Museum an, unseres Wissens das erste seiner Art: das in weiteren Kreisen bekannte „Reichs-Postmuseum" im Central-Postgebäude, Leipzigerstraße 15 zu Berlin, welches an gewissen Tagen dem allgemeinen Verkehre geöffnet ist und eines überaus reichen Zuspruches sich erfreut. Zu diesem Museum ist anfangs der siebziger Jahre auf die persönliche Anregung des General-Postmeisters von Stephan und unter werkthätiger Betheiligung desselben der Grund gelegt worden. Dabei war es dem Schöpfer des Weltpostvereins gelungen, auch das Ausland zur Bethätigung eines praktischen Interesses für diese Sammlung zu bewegen, während schon von allem Anfange an, als der Zweck derselben kaum bekannt geworden war, die inländischen Staats- und städtischen Behörden, Akademien, Gelehrte, Künstler und zahlreiche Private darin wetteiferten, werthvolle und interessante Beiträge zur Verfügung zu stellen. Viele zerstreut im Privatbesitz befindliche Einzelstücke, alte bildliche Darstellungen, seltene Druckschriften, Briefe, Urkunden, Karten, Holzschnitte, Stiche u. dgl. haben hier eine Stätte gefunden, an der sie gebührend geschätzt und verwerthet werden und zugleich vor den Zufälligkeiten wechselnden Besitzes geschützt sind. Außerdem sind durch die freundliche Unterstützung fremdländischer Postverwaltungen, sowie mehrerer im Auslande befindlichen Vertreter des Reiches und vieler Reichsangehöriger, dem Museum geschlossene Sammlungen von großer Reichhaltigkeit aus China, Japan, Indien, Aegypten, Italien und anderen Ländern zugegangen.

Nach der Vereinigung der Telegraphie mit der Post wurden auch die von der früheren preußischen Telegraphenverwaltung gesammelten Apparate, Modelle u. s. w. dem Museum einverleibt, so daß die Sammlung ein plastisches Bild der Entwicklung des Weltverkehrs und seiner Mittel von den Uranfängen an liefert und zugleich dem Techniker und der physikalischen Wissenschaft eine reichhaltige Quelle des Studiums bietet. Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten der überaus reichhaltigen Sammlung, die überdies fast täglich Bereicherungen erfährt, an dieser Stelle einzugehen, zumal das Museum, wie bemerkt, Jedermann offen steht; es seien daher nur die Hauptzüge desselben erwähnt.

Als Einleitung in das eigentliche Verkehrswesen dient die Abtheilung, welche den Besucher mit den Grundlagen des Fernverkehrs: mit der Entwicklung der Schrift und der Geschichte des Schriftthums bekannt macht und welche ihren Stoff hauptsächlich der Zeit der alten Aegypter und Assyrer, der Perser, Hebräer und anderer Culturvölker der altersgrauen Vorzeit entnommen hat. Neben Facsimilenachbildungen altägyptischer Hieroglyphen, Papyrusblättern und Thontäfelchen mit ninivitisch cursiver Keilschrift finden wir weiterschreitend einige aus Blei hergestellte Orakelplättchen mit griechischen Inschriften, Brieftäfelchen aus altrömischer Zeit, ein Modell des bei Plutarch beschriebenen lakedaimonischen Stabbriefes (Skytale) nebst antikem Schreibgeräth, Griffeln Farbehältern u. s. w. — Von der alten Zeit hinweg in die beschauliche Ruhe der Klöster führt uns eine reiche Auswahl von Handschriften, unter denen namentlich die getreuen Nachbildungen hochinteressanter und zum Theil künstlerisch bedeutender Miniaturen aus der sogenannten Hamilton-Sammlung Anspruch auf Beachtung machen. Diese mit Genehmigung des preußischen Cultusministers eigens für das Postmuseum angefertigten Nachbildungen rühren aus der Reichsdruckerei her und liefern hiermit, da dieses Institut bekanntlich dem Ressort des General-Postmeisters angehört, zugleich den Beweis, welch' weite Kreise das Geistesleben in diesem Ressort bereits gezogen hat.

Von Stufe zu Stufe verfolgen die Sammlungen des Postmuseums sodann die Geschichte des Schriftthums bis zu der heutigen, den eigentlichen Uebergang zum Begriff des Verkehrswesens bietenden kosmopolitischen Form des Briefes und seiner Abarten. Daß neben dem Briefe in seinem internationalen Gewande auch der Laufpaß nicht fehlt, der ihm den Flug über die ganze Erde vermittelt, ist selbstverständlich. Die Kasten und Tafeln, die Schränke und Mappen, die eine fast vollständige Sammlung aller existirenden Briefmarken, Postkarten und anderer Postwerthzeichen aller Art bergen, bilden das Entzücken der Philatelisten, wie sie sich mit einem eben nicht schönen Fremdwort nennen, die das Sammeln von Briefmarken als ein ernsthaftes Geschäft oder eine zeitgemäße Mode betreiben. An den Brief und seine Geschichte schließen sich hier die Geschichte und die Entwicklung des Straßenbaues bis zur modernsten Form der Eisenbahn mit ihren verschiedenen Motoren, dort die Träger des Verkehrs in der Gestalt von Boten zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, zu Wasser und zu Land aus allen Ländern des Erdballs, aus den verschiedensten Zeiten und in den mannigfaltigsten Gestalten und Formen, dann weiter die Bauten der Post, ihre Werkzeuge und Hilfsmittel u. s. w. Die Abtheilung für Telegraphie verdankt ihre Entstehung eigentlich einem Zufalle. Als nämlich das Deutsche Reich auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 unter vielem Anderen auch durch eine historisch geordnete Sammlung der von deutschen Erfindern herrührenden Telegraphenapparate vertreten war, ward der Wunsch rege, dieses werthvolle Material zusammenzuhalten. Die zu diesem Zwecke mit den Eigenthümern der einzelnen Gegenstände angeknüpften Unterhandlungen führten zur Erwerbung der Originale oder wenigstens getreuer Nachbildungen, und diese dem Postmuseum einverleibte Sammlung wurde späterhin und namentlich nach der erfolgten Vereinigung der Telegraphie mit der Post durch eine große Anzahl historisch interessanter oder für den technischen Betrieb und die bauliche Construction wichtiger Gegenstände vermehrt, so daß sie jetzt eine Uebersicht über die gesammte Telegraphie, von den Feuerzeichen der Perser bis zu den neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik, gewährt.

Ein ferneres Zeichen des innerhalb der Postverwaltung zur Geltung gekommenen geistigen Lebens stellt sich so zu sagen schwarz auf weiß auch weiteren Kreisen in einem literarischen Unternehmen dar, das, von kleinen Anfängen im Jahre 1871 ausgehend, sich im Laufe der Zeit zu wissenschaftlicher Bedeutung emporgeschwungen hat: das Archiv für Post und Telegraphie. In jenem Jahre erschienen zuerst als nichtamtliche Beigabe zum Amtsblatte der Reichs-Postverwaltung kleine Mittheilungen, die sich zunächst auf den Abdruck von Actenstücken und Aufsätzen aus dem Bereiche der Staatswissenschaften, der Volkswirthschaft, des Verkehrslebens, der Geschichte und

Geographie beschränkten. Im Jahre 1873 wurde das „Postarchiv" begründet, welches jene Mittheilungen in erweitertem Maße und in Form von besonderen Beiheften zum Post-Amtsblatt fortsetzte. Hierbei zeigte es sich bald, daß in den Kreisen der Postbeamtenschaft nicht allein ein reges Interesse für das Gebotene sich geltend machte, sondern daß in denselben auch genügende Kräfte vorhanden seien, an dem Unternehmen thätigen Antheil zu nehmen. Dies wiederum verfehlte nicht, auch auf weitere, der Postverwaltung ferner stehende literarische Kreise zu wirken, so zwar, daß die seit dem Hinzutritt der Telegraphie als „Archiv für Post und Telegraphie" monatlich zweimal erscheinenden Hefte gegenwärtig in Fachzeitschriften wie in der Tagespresse gern citirt und benutzt werden. Die Redaction wird von zweien, der höheren Laufbahn angehörenden Postbeamten geführt, welche den ihnen sowohl aus Collegenkreisen als von Gelehrten und Schriftstellern zugehenden Stoff zu sichten und entsprechend zu bearbeiten haben. Die Auflage beträgt bereits 14000 Exemplare. Jeder Jahrgang umfaßt gegenwärtig im Durchschnitt 100 bis 120 größere Aufsätze und etwa 150 kleinere Mittheilungen, welche nicht allein das gesammte Verkehrswesen der Gegenwart und Vergangenheit, sondern auch andere wissenschaftliche Gegenstände von allgemeinem Interesse behandeln. Außerdem werden die wichtigsten neueren literarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Post, der Telegraphie und des Eisenbahnwesens, der Elektricität, Physik, sowie der Geschichte und Geographie besprochen.

Im Allgemeinen findet, wie bei der dienstlichen, so auch bei der wissenschaftlichen Ausbildung der Grundsatz volle Geltung, daß neben der theoretischen die praktische Bildung nicht vernachlässigt werden dürfe. Es kommt der Beamtenschaft hierbei der Umstand zu statten, daß der gegenwärtige Chef der Postverwaltung den Werth praktischer Bildung aus persönlicher Erfahrung kennen gelernt hat. Der Dienst der Post- und Telegraphenbeamten an sich bietet schon reichliche Gelegenheit, ihnen eine gewisse Weltbürgerlichkeit zu verschaffen, da derselbe, namentlich für die jüngeren Beamten, mit einem häufigen Ortswechsel verbunden ist, der sie in alle Gebiete des Deutschen Reiches, von den Küsten der Nord- und Ostsee bis zum schwäbischen Meer, von den polnisch-russischen Grenzwäldern bis zu den Vogesen führt, leider freilich noch immer mit Ausschluß des schönen Bayernlandes und der von den schwarz-rothen Grenzpfählen umschlossenen schwäbischen Gaue. Wenn auch der Genuß der Kunstschätze in der bayerischen Hauptstadt und des reichen in den alterthümlichen Städten und Städtchen des Südens aufbewahrten geschichtlichen und wissenschaftlichen Materials den Beamten der deutschen Reichspost zu gönnen wäre (ebenso wie jenen „reservirten" Herren im Süden das Leben in der Reichsmetropole und an den deutschen Seeküsten genuß- und lehrreich sein würde), so haben sie auch ohnedies reichliche Gelegenheit, ein Stück Welt zu sehen und wissenschaftlich und gesellschaftlich sich einen gewissen Weitblick anzueignen. Mit dem Erstarken der Machtstellung des Reiches nach außen und der Entwicklung seiner internationalen Handelsbeziehungen geht überdies eine Ausbreitung der deutschen Reichspost Hand in Hand, die ihre Angehörigen in ferne Länder der Erde führt. Abgesehen von einigen Grenz-Postanstalten auf ausländischem Gebiete nimmt beispielsweise das deutsche Postamt in Constantinopel eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle unter den dortigen fremdherrlichen Postanstalten ein. Die Eröffnung der ostasiatischen und australischen Postdampferlinien hat neuerdings zur Einrichtung eines deutschen Postamts in Shanghai geführt, und der Erwerbung von Colonien auf dem Fuße folgend, erfüllen deutsche Postanstalten ihre Culturaufgabe in den deutschen Schutzgebieten. In Kamerun, in Klein-Popo, in Apia, in Otyimbingue (südwestafrikanisches Schutzgebiet) breitet der Reichsadler seine Fittige über deutsche Verkehrsstätten aus. Ein vortragender Rath des Reichs-Postamts weilt seit Beginn dieses Jahres als Landeshauptmann in den Gebieten der deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft, in denen bereits vier deutsche Postämter dem Verkehre übergeben sind.

Vorbei sind die Zeiten, da wir Deutsche, und nicht mit Unrecht, als träge Nachzügler bezeichnet werden durften; berechtigter Stolz darf unsere Brust schwellen, nach-

dem wir durch ernste Arbeit mit unserem Verkehrswesen die Stelle im Vortrabe der Nationen eingenommen haben. Weit über Europa's Grenzen hinaus ist der Ruf der deutschen Post gedrungen und hat den Namen ihres genialen Schöpfers zu einem der volksthümlichsten gemacht. Nicht mehr sind es ausschließlich englische oder amerikanische Muster, denen die in fernen Welttheilen erstehenden Culturstaaten ihre Verkehrseinrichtungen nachbilden zu müssen vermeinen, sondern mehr und mehr wendet sich ihr Blick nach Deutschland. Monate lang sind höhere japanische Post- und Telegraphenbeamte zum Studium der deutschen Einrichtungen hier in Berlin gewesen; das Königreich Siam hat sogar einen deutschen Postbeamten zur Organisirung des Postwesens sich ausgebeten. Diesem ist, nachdem er seine Aufgabe gelöst, ein deutscher Telegraphenbeamter gefolgt, welcher mit zwei Gehülfen die Telegraphie in jenem fernen Reich nach deutschem Muster organisirt hat.

Außer diesen Beamten, welche der Chef der deutschen Reichspost als Lehrer über die Grenzen des Heimathlandes hinaussendet, gehen alljährlich Beamte auf kürzere Zeit ins Ausland, um bei der Centralbehörde im fremden Lande den Dienst kennen zu lernen und zugleich Fertigkeit in fremden Sprachen zu gewinnen. Endlich bietet aber eine der Reichspost- und Telegraphenverwaltung eigene Einrichtung, die Kaiser Wilhelm-Stiftung, welche ihr durch Gesetz vom 20. Juni 1872 von Reichswegen zugewendet worden ist, neben anderen wirksamen Mitteln zur Hebung des sittlichen und materiellen Wohles der gesammten Postbeamtenschaft, auch solche zu Reisestipendien, durch welche alljährlich besonders befähigte Beamte in den Stand gesetzt werden, durch Reisen und zeitweiligen Aufenthalt in fremden Ländern sich mit den Verkehrseinrichtungen des Auslandes bekannt zu machen. Mit Hilfe dieser Stipendien sind bis jetzt folgende Länder von deutschen Post- und Telegraphenbeamten bereist worden: Holland, Belgien, die Schweiz, Dänemark, Schweden und Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, die Vereinigten Staaten von Amerika, Britisch Indien, die Türkei und Aegypten. Es ist anzunehmen, daß bald die Karte des Reisegebietes der deutschen Postbeamten so weit ergänzt sein wird, daß kein Culturland der Erde auf derselben mehr fehlt.

Rechnet man hierzu noch die zahlreichen dienstlichen Anlässe, wie Conferenzen, Vertragsabschließungen u. a. m., welche die Beamten der Post in die bedeutendsten Handels- und Verkehrsplätze des Reiches, bald in andere Hauptstädte Europa's führt, so dürfte die Behauptung nicht zu gewagt erscheinen, daß unter der Stephan'schen Aera des deutschen Postwesens den Beamten dieses Ressorts eine Gelegenheit zur Erlangung weltmännischer Bildung gegeben ist, wie sie, den diplomatischen Dienst etwa ausgenommen, kaum irgend eine andere Verwaltung bietet.

F. Hennicke.

Oberösterreich und seine Dichter.

Von

Adalbert Horawitz.

Ein Land voll blauer Seen, heller grüner Gewässer und herrlicher Wälderpracht, behütet von hohen Bergen, — von denen mancher schneegekrönt ist — so liegt das „Ländl", wie der Oberösterreicher seine Heimath nennt, als ein beseligendes Paradies vor dem Naturfreunde. Wer es kennt, dieses Land, in dem die Natur so überreich und machtvoll geschaffen, in dem die Menschen bisher noch weniger durch Waldverwüstung und Fabrikanlagen gesündigt als anderswo — wer es kennt, wird stets dahin streben. Von Ferne schon grüßen Traunstein und Priel wie alte Vertraute, und wenn man d'rinnen ist, so recht im Herzen jener unvergleichlichen Wälder, und wenn man in jenen Gewässern und der kräftigenden Bergesluft Stärkung sucht und gefunden hat, dann segnet man dieses Land, verläßt es mit schwerem Herzen und — verspricht wiederzukommen. Das fühlen zahlreiche Touristen, deren Weg Jahr für Jahr an den Traunsee, an den von Wolfgang oder von Hallstatt oder zum alten Iscula (Ischl) führt, wo schon die römischen Colonisten ihre Villen angelegt hatten. Aber nicht bloß der an Duft, Frische und herrlicher Vegetation überreiche Boden des Salzkammerguts fesselt; auch die Menschenart gewinnt uns mälig unsere Theilnahme, unsere Liebe ab. Allerdings, es ist harte Art, nicht ganz leicht zu behandeln, germanischer Trotz und germanische Reckenhaftigkeit stark versetzt mit der vielleicht aus turanischen Grundschichten aufquellenden hellen Lebenslust und mit dem durch die Gegenreformation anerzogenen festen Halten an Satzungen und Anschauungen der katholischen Kirche, wiewohl Kinderlehre und Volksschulunterricht nachweislich auf protestantische Einrichtungen der Reformationszeit zurückzuführen sind.

Leider muß in Oberösterreich wie in Polen eine förmliche Vernichtung der protestantischen Schriften stattgefunden haben; nichts ist so schwer, als unparteiische Berichte aus jenen Tagen zu gewinnen; viel verdarben auch die Kriegsgreuel und die Auswanderung. Wenn also die geschichtliche Darstellung des geistigen Lebens Oberösterreichs im Reformationszeitalter vielleicht immer ein frommer Wunsch bleiben wird, so ist es doch — mit völligem Absehen von den zahlreichen Localgrößen — gar nicht schwierig, auch nach der Gegenreformation eine Reihe von weitbekannten Namen anzuführen, deren Träger aus dem „Ländl" stammen. Von Valentin Prevenhuber, dem Historiker, bis zum wackeren Franz Kurz, dem weitsichtigen, höchst anregungsreichen Joseph Chmel und dem fleißigen A. Czerny (die drei letzten Capitulare von St. Florian), von dem Philologen Bernegger, der allerdings, wie Prevenhuber, auswandern mußte, bis zu dem Germanisten Heinrich Brunner in Berlin, von Franz Süßmayer, dem Vollender des Mozart'schen Requiems, bis zu Anton Bruckner zieht sich eine lange Kette treuer, wenn auch weniger bekannter Arbeiter, zu denen die Klöster ein

achtbares Contingent stellten. Geradezu überreich ist das Land an Dichtern. Ich will nur den jüngsten Blüthenstrauß, den der Stelzhammer-Bund uns beschеert, zum Beweise vorlegen[1]). Der Duft, der ihm entquillt, ist der Duft seiner Wälder. Jetzt rauscht es aus diesen Liedern, wie das Brausen heimischer Wasserfälle, dann hüpft wieder eine neckische Welle der andern nach, und dort flüstert ein einsamer Waldesborn seine ganz eigenthümliche Tonweise.

Den Männern aber, die seit Jahren mit großer Mühe und nach schweren materiellen Opfern diese Lieder ihrer Heimath herausgaben, ist nicht genug zu danken für das segensreiche Werk, das sie begonnen. Sie haben der eigenen Heimath und ihren Kindern den Reichthum ihres volksthümlichen Liederschatzes erschlossen und sind bemüht, an die Stelle von Gassenhauern und aus der Reichshauptstadt sich leider immer mehr einschleichender häßlicher Pöbellieder einfache, aber volksthümliche Weisen zu setzen. Sie haben aber auch den Erweis gebracht, daß ein Volk, das so zu dichten vermag und dem die Poeten so zahlreich und kräftig heraufwachsen, ein Volk von unverwüstlicher Lebenskraft ist, ein Stamm, dem noch manches edle Reis entsprießen wird.

Es sind sechsunddreißig Dichter aufgeführt. Wohl verlohnt es sich da zu fragen, aus welchen Lebenskreisen sie stammen. Am meisten sind die Geistlichen vertreten, dann die Beamten, dann die Aerzte und Lehrer, denen sich auch zwei Professoren der neueren Zeit anschließen.

Die Krone aller Poesien bilden zweifellos die von Stelzhammer. Franz Stelzhammer, Sohn eines Kleinbauern in Großpiesenham, wurde am 29. November 1802 geboren, am 14. Juli 1874 ist er gestorben. Ein Mann von Universitätsbildung, hat er doch sein Volk wie Wenige verstanden und wie Wenige dessen Wesen in seinen Gedichten zum Ausdruck gebracht. Frei wollte er sein, frei schaffen; eine Stellung hat er weder gesucht noch angenommen, lebte nur seiner Dichtkunst und ist der eigentliche Stammesdichter Oberösterreichs in unseren Tagen geworden. Unschwer vermögen wir in ihm den herrlichsten Zug österreichischer Lyrik, der in Walther von der Vogelweide wie in Lenau erscheint, zu erkennen: die sinnige Verbindung der in wenigen Strichen prächtig ausgeführten Naturschilderung mit der Beziehung auf das menschliche Herz. Man nehme z. B. das hier mitgetheilte „Frühlingsgsangl" voll Freude an der Welt, mit dem Schlusse, der an Hans Sachs erinnert:

Umádum
Kroicht s Keferl um.
A Löbn is, a herrligs,
Wer á Herz hat, án ehrligs
An ehrligs, á ganzs;
Wers nöt hat, das is trauri,
Wers nöt kriagt, den bedaur i,
So wahr i hoaß Franz!

In rührender Weise kehrt stets in Stelzhammer's Gedichten die Erinnerung an die Mutter (das Müaderl) wieder. Wenn er sie schildert, wie sie die Kinder mit Wiegengesängen einschläfert, wie sie ihnen Gebete lehrt und gute Lehren gibt, oder die Härte des Vaters mildert, kurz, was er aus diesem Bereich auch schildern mag, es ist durchdrungen von dankbarer, wahrhaft heiliger Liebe zur Mutter:

'a Müadán eahn Herz
Is án ewigá Brunn,
Und so warm gehts dávan,
Wir im Mai vo dá Sunn.

Und dann die herzigen Wiegenlieder und die tiefempfundenen Liebesschmerzen, die den Inhalt des „Schwarzen Herzen" bilden und die behagliche Ausmalung des Lebens der

[1]) Aus dá Hoamát. Volksausgabe ausgewählter oberösterreichischer Dialektdichtungen. Herausgegeben von Dr. H. Zötl, Dr. A. Matosch und H. Commenda. (Mit Bildern und Musikbeilagen von Hans Schnopfhagen und F. S. Reiter.) Zweite vermehrte Ausgabe. Linz, Joseph Wimmer. 1888.

Kleinen mit ihrer genügsamen Zufriedenheit, die gnomischen Sprüche — das Alles hätte Stelzhammer schon berühmt machen müssen, wenn er auch nicht die epischen Werke: „D' Ahnl" und „Da Soldatnvöda" geschrieben.

Gewiß das Hauptverdienst vorliegender Publication besteht darin, daß sie durch das, was sie von Stelzhammer gab, den Wunsch erweckt, Alles von ihm kennen zu lernen: ich bin überzeugt, daß jeder Leser der „Hoamát" sich gern zu Stelzhammer's Werken wenden wird. — An diesen Poeten aus dem Volke schließen sich diejenigen Volksdichter an, die am meisten an die wandernden Sänger des Mittelalters erinnern. Es ist natürlich eine sehr gemischte Gesellschaft, in die wir treten. Da finden wir Sebastian Haydecker, der Bauernknecht, Kellner, Hausknecht, Regenschirmmacher, Krämer nacheinander gewesen und in allerliebster Weise Land und Leute besingt. Da ist der Gemeindeschreiber Sylvester Wagner, eine freie Natur, die sich über die „Viecha ärgert, dö's Licht nöt vatragen," für seine Berge schwärmt, mitunter aber auch sehr elegische Töne anschlägt. Da sind der hochbetagte, noch immer dichtende Bauer Johann Kirchmaier, der leider verschollene ehemalige Seifensieder Johann Georg Mayr, ein wahrer Dichter voll von innerem Leben! Ein flottes Goliardenlied singt er, ein Programm seines Daseins: „Bi frei wia dá Vogl, Mir fötzt nix a Ziel, I kann bleiben, wori mag, I kann hin wori will" u. s. w. Aber es fehlt nicht an dem schmerzlichen Rückschlag. In dem reizenden Gedicht: „Bácherl, so hell und blau," das selbst schon Musik ist, ruft er aus: „Und so wia 's Bácherl grad, Bi oft i, is's nöt schad? Han koan Rast und koan Ruah, is trauri gnua." Wohl erkennt er, daß es dem gut gehe, der dem Mantel nach dem Winde zu kehren weiß, aber ihm ist „'s Schmeicheln und 's Heucheln ámal schan nöt gäben." Eine ganz interessante Erscheinung! Schade, daß man gar nichts mehr von ihm erkunden kann; ist er verkommen oder lebt der Greis im Elend, während wir uns an seinen Gedichten erfreuen? — Ein glücklicheres Loos erblühte dem Decorationsmaler Schönberger, der in Gedichten wie „Insáne (Unsere) Schutzengel" und „Ihr Bildl" eine zarte, feine Empfindung bekundet.

Selbstverständlich waren durch lange Jahre die geistigen Beherrscher Oberösterreichs, die katholischen Priester, vorzugsweise die der berühmten Stifte Kremsmünster, Lambach, St. Florian, Schlögl, Reichersberg auch der Poesie nicht ferngeblieben. Ich möchte zwei Gruppen unterscheiden. Die eine vertritt die besten Seiten; es ist eine Fülle von edlen, innigen, echt christlichen Gedanken in gelungenster Form, welche uns diese weitaus größere Gruppe bietet, die andere ist die Kehrseite Stelzhammer's. Denn wie dieser den Höhepunkt oberösterreichischen Könnens auf dem Gebiete der Dichtkunst bezeichnet, so ist in den Dichtungen der Innbach, Koplhuber und Pailler, wenigstens in denen, die in der „Hoamát" mitgetheilt sind, der derb bajuwarische Ton angeschlagen[1]). Verweilen wir nur bei der ersten Gruppe. Der hochverdiente M. Lindenmayr lebt noch ganz in den patriarchalischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts, dennoch schildert er in der leichten Umhüllung der Satire das Bauernelend jener Tage kräftig genug. —

Selten wird ein Priester Liebeswerben, Familienglück und das Behaben eines bescheidenen Haushaltes so warm und traut im Gedichte vorgeführt haben, wie Eduard Zöhrer. Wie ist das so lieb erzählt. Die Mutter, die mit ihrem Bübchen die Prolegomena der Weihnachtsbescheerung durchmacht, oder die Mutter, die ihrem Kinde die Nachtmahlzeit reicht, es einschläfert und segnet — lauter gewöhnliche Dinge, aber wie behandelt! Oder der prächtige Schluß des „Nachtmahl im Winta": „Sán gsund, habn koan Noth nöt, á Gwissen á guats; Was braucht má zán Glück nu? I moanát: „As thuats". M. Holter bringt in seiner „Heili (heiligen) Nacht" wahrhaft himmlische Klänge vom Wohlthun und seinem Segen. Aus der Kinderwelt nimmt der Kinderfreund Ferdinand Margelik meist seine Stoffe, doch auch Anderes weiß er mit Innigkeit zu erfassen, z. B. den Vergleich der verschiedenen „Gelts

[1]) Die Aufnahme dieser Stücke halten wir für nicht besonders gelungen, das Buch soll doch auch volksbildend wirken.

Gott" (Vergelt es Gott), die durch das Geltsgott der sterbenden Mutter an ihren braven Sohn alle überboten werden oder die Schilderung zweier sehr verschiedenen Leichenbegängnisse. Edle Religiosität und feine Empfindung zeigen die Gedichte von Alex. Oberneder; seine Verspottung der medicinischen Diagnosen ist ergötzlich; die Erklärungen des „Adamvöda," wie die sociale Frage entstand, von N. Hanrieder, nicht minder humoristisch. Aber der Meister aller geistlichen Dichter Oberösterreichs ist der greise Dechant von Waldneukirchen, Robert Purschka. Ueber seine Leistungen kann ich hier nur wiederholen, was ich an einem anderen Orte gesagt: „Purschka's Buch ist die glänzendste Verherrlichung des Seelsorgeberufes, wenn er in christlichem Sinne geführt wird . . . mit Purschka's Anwendung der religiösen Momente wird sich Jeder einverstanden erklären müssen. Man kann dem Volke nicht reicheren Segen, sichereren Halt gewähren, als es dadurch geschieht, daß man es stets auf die moralischen Gedanken des Christenthums verweist, daß man ihm predigt: „Rechtthun bringt Zufriedenheit und ruft Gott als Helfer in jeglicher Gefahr herbei" u. s. w. Das aber sind die Grundsätze, welche in Purschka's Gedichten inmitten aller denkbaren Situationen des Dorflebens ausgesprochen werden . . . . Mit Bewunderung und tiefster Herzensrührung wird man stets seine Dichtungen lesen — sein Name wird währen, so lange die Berge seines Vaterlandes stehen und dessen Ströme fließen" [1]).

Mit den Priestern sollen oder sollten wenigstens die Lehrer gehen, wenn es eben möglich wäre — neben den dichtenden Priestern finden wir ungewöhnlich wenig Lehrer vertreten, nur drei, aber wohl läßt sich das Sprüchwort hier anwenden: Senatus non frequens, tamen bonus. Es ist wahrhaft erquickend zu gewahren, wie innig und zart die poetischen Leistungen dieser armen Magister sind; nirgends ein gemeiner Gedanke, Alles von vornehmem Geiste. Wer hat kräftigere Bilder vom Almfahren, Heimtreiben, von der ganzen Almwirthschaft entworfen, als Anton Schoßer, und kaum wird es ein rührenderes Gedicht geben, als die kranke „Schwoagerin" (Sennerin), in welchem der Jäger die Sieche zu trösten sucht, ihr die Herrlichkeit der Natur vor Augen führt und darauf die resignirten Worte der sich über ihren Zustand nicht täuschenden Kranken hört: „I steh nimmá auf, meine Kaiberl und Küah kriagn a andre Schwoagrin, Ös geht má schan für" (Ich ahne es schon). Oder Joseph Theodor Fischer, der mit Feuchtersleben, Lenau und Franz Schubert verkehrte, dessen prachtvolles „Waldlied" wir allen Componisten empfehlen, dessen „Gut und Liab is zwoaráloa", dessen „'s Wasserl", dessen „Lánzing" (Frühling) so sehr gemüthvoll sind. Wie treffend ist sein in humoristische Fassung gekleideter „Guatá Rath für d' Weiba".

Engá Trachten, Thoan (Thun) und Dichten
Müaßts vor alln auf d' Wirthschaft richten,
Denn zu den sádS Weibá worn.
. . . . . .
Lustbarkeiten, schene Gwándá,
Spitzen und Garnir und Bándá
Bringan a koan Braot in's Haus u. s. w.

Der Dritte ist Karl Kellnarn (Achleitner). Es ist besonders die Liebe zum Wald, die in diesem Dichter lebt: „Dá Wald is á Kirá (Kirche), Großmächti und weit, Gehst mit'n Load (Leid) in dö Kirá, Kehrst hoam mit dá Freud."

Auch die drei dichtenden Aerzte gehören zu den feinsinnigeren des „oberösterreichischen Parnaß". Da ist z. B. Joseph Moser mit seinem rührenden „Hoamweh", welches wie bei den Schweizern auch in den Oberösterreichern sehr rege ist, mit seinem „Gmôanboten", und vor Allem mit der erschütternden Erzählung „Dá Kohlápedá", in welcher der Niedergang einer Lawine und die Zerstörung alles Familienglückes durch dieses Naturereigniß in ergreifender Weise geschildert wird. Da ist ferner Karl Puchner, der wie ein Priester dem Volk in lustigen Erzählungen

[1]) Münchner „Allgemeine Zeitung" vom 25. Januar 1887. Das Buch Purschka's erschien unter dem Titel: „Bilder aus dem oberösterreichischen Dorfleben". I. Bd. Linz, Joseph Wimmer.

Moral predigt, und der wackere Dr. Anton Gartner, dessen Liedern kein Geringerer als Adalbert Stifter Pathe stand, dem das Singen Lebensbedürfniß war. Nur eines will ich erwähnen, sein reizendes Gedicht: „Má Musi" (Meine Musik), in dem er als die wohlfeilste und erquickendste Musik die Klänge eines Sommerabends nennt: all' die Vogelstimmen und das Abendgeläut und die Stimmen froher Menschen — „I kanns ga nöt saá (sagen) Was i allsfanná (da Alles) gspür (empfinde): A Schall und koan Wort Und schier dennár (doch) á Röd, Vástehn kann más deutli, Abár auslögn halt nöt." —

Unter den vier poetischen Beamten gebührt jedenfalls Karl Adam Kaltenbrunner (1804—1864) die Palme. Bilder aus dem Volksleben, in denen auch der rohe Stumpfsinn des Bauern, dem an den Pferden mehr als am Leben des Knechtes liegt, satirisch gegeißelt wird, wechseln mit tiefempfundenen Stimmungsbildern (Mach's Kreuz! Beim Sternschein, dá Hollábám, allerliebst, beim Bacherl). Es war kein übler Einfall der Herausgeber, in unseren Tagen des Nationalitätenhaders die patriotischen Verse Kaltenbrunner's abzudrucken:

Hergott zu der Gschicht muaßt Du finden án Reim!
Denn wenn's á so fortwährt, geht alls aus'n Leim.
I valaß mi auf Di und vátrau áf sonst nix
Abá sam Di nöt lang — nimm in Scheckl (Prügel) und wichs's! (hau sie!)
Eh wern ma nöt inna (werden es nicht verstehen), wia schen und wia rár
Wia freundli und guat als 's in Oestareich wár.

An Kaltenbrunner reihen sich der witzige Rudolf Jungmeier; ein oberösterreichischer Scheffel, der das Bier mit wirklichem Behagen besingt: Ludwig Luber und Gustav Fobbe, der sich in heiteren Stücken gefällt.

Sehr beachtenswerth ist die neue Generation, Jung-Oberösterreich, lauter „studirte Leut", wie man in ihrer Heimath sagt, in der That: zwei Professoren, vier Doctoren und ein Bildhauer. Alle aber sind sie von einem Grundgedanken durchdrungen: von derselben unzerreißbaren Liebe zum Vaterlande wie die Alten. Ihre höhere Bildung wirkt nicht störend; nichts da von Reflexionspoesie oder Salonburschenthum, Alles ungekünstelt und treu, echt oberösterreichische Art. L. Hörmann, der Bildhauer, freut sich an ländlicher Gnomik voll kerniger Gedanken, Ph. H. Reitzenbeck nicht minder, aber er weiß auch in kräftigster Weise glücklicher Liebesempfindung Ausdruck zu geben, Dr. Krakowitzer gehört zu den Schwankerzählern im Sinne des sechzehnten Säculums, ungemein fein und innig sind die Bruchstücke aus dem „Mias" (Moos) von Dr. Heinrich Heidlmair, voll von Freude am schönen Vaterland die Lieder von Dr. Hans Zötl, der sich so große Verdienste um das Zustandekommen dieser Publicationen erwarb (sein Dichtername ist Hans Kurz). Als Dramatiker ist Franz Keim in deutschen Landen ebenso bekannt, wie durch seine politischen „Sturmgesänge", zu dieser Sammlung hat er zwei wunderliebe Gedichte „An sein Ländl" und „'s Traunstoan Hoamweh" beigesteuert. Weitaus der Meister unter der jungen Generation aber ist Dr. Anton Matosch (geboren am 10. Juni 1851 in Linz), ein Gelehrter von seltener Begabung auf dem Gebiete der Philosophie und gegenwärtig Bibliotheksbeamter. Wer so Einfaches, wie den Traum einer alten nach ihrem Manne sich sehnenden Wittwe, oder den Gang tiefgebeugter Eltern zum Grabe ihres verunglückten Sohnes so zu schildern weiß, wie es Matosch thut, der ist, und hätte er sonst gar nichts geschrieben, ein echter Dichter. Diese zwei Cabinetsstücke: „D' Ahnl beim Launeln" und „Der Mörtl am Allerseelentag", haben überall Probe ausgehalten; ich habe sie hochgebildeten Damen vorgelesen, ernsten Männern und Studenten, und überall haben sie Rührung erzeugt. — Den größten Triumph aber feierte Matosch's Muse vor Holzknechtsleuten am Hallstättersee. Da las ich den „Mörtl am Allerseelentag", und als ich zu der Stelle kam, wo die Mutter die geweihte Erde für ihren im Abgrund liegenden Sohn bringt, da ward es todtenstill — als ich zu Ende war, sah ich in lauter sprachlose tiefergriffene Gesichter, es war lange Zeit kein Gespräch anzuknüpfen. Aber auch der kernige Humor der Heimath, die trauliche Sprache des Volkes stehen diesem Dichter jederzeit zu Gebote.

Vielleicht zu lange habe ich meine Leser bei Einzelnen und beim Einzelnen aufgehalten. Doch ich wollte einen Blick in die reiche Vielgestaltigkeit oberösterreichischen Lebens, in die Fülle seines dichterischen Schaffens eröffnen. Ich wollte den Wunsch im Deutschen Reiche erwecken, auch die Nachfahrer des Kürenberger kennen zu lernen. Ich wollte dazu anregen, die Lectüre der oberösterreichischen Poesien mit dem gleichen, sich selbstbelohnenden Eifer zu pflegen, wie seit L. Gabillon's dankenswerthen Anregungen bei uns Fritz Reuter gelesen wird. Die sich aber in diese herzerfrischende Lectüre vertiefen, werden bald den Worten Matosch's beistimmen, der in seiner wackeren Einleitung schreibt: „Der Bergfegen, den die Freunde unseres Landes nur vorübergehend genießen, der Seele unseres Volkes ist er seit uralten Zeiten der wunderkräftige Athem, der sie jung und stark erhält in allem Wandel des Daseins." Und sie werden wohl auch mir beipflichten, wenn ich sage: Wer nur einige Monate unter dem wirklichen Volke Oberösterreichs gelebt hat, weiß, daß es deutsche Art ist, die hier zwischen Enns und Inn treue Wacht gehalten in der Ostmark des Reiches!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Kaiser Wilhelm II. ist von seiner Nordlandsfahrt glücklich in die Heimat zurückgekehrt. Man braucht nicht mit gewissen politischen Auguren das Gras wachsen zu hören und darf doch den ungemein friedlichen Charakter dieser Reise betonen. Wie verfehlt wäre es freilich, anzunehmen, daß etwa die bulgarische Frage bei der Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm II. mit dem Zaren gelöst oder daß ein Anschluß Rußlands an die Triple-Allianz vereinbart worden sei! Solche Lösungen und Vereinbarungen lassen sich nicht in wenigen Tagen improvisiren; vielmehr muß die Bedeutung der auf russischem Boden vollzogenen Entrevue vor Allem darin gefunden werden, daß der deutsche Kaiser gemäß seiner Ankündigung in der Thronrede zur Eröffnung des Reichstages in deutlichster Weise bekundete, wie die mit Oesterreich-Ungarn und Italien bestehenden Vereinbarungen ihm zu seiner Befriedigung die sorgfältige Pflege seiner persönlichen Freundschaft für den Kaiser von Rußland, sowie der seit hundert Jahren nicht gestörten friedlichen Beziehungen zu dem russischen Nachbarreiche gestatten, die seinen eigenen Gefühlen ebenso wie den Interessen Deutschlands entsprächen. Allerdings versuchten die Panslawisten den wahren Charakter der vom Kaiser Wilhelm II. abgestatteten Antrittsvisite zu entstellen, indem sie behaupteten, Deutschland habe sich erst jetzt und plötzlich zu einer friedlichen Politik entschlossen. Dieser völlig willkürlichen Behauptung gegenüber wurde aber von deutscher Seite mit Recht betont, daß die deutsche Politik durch den französischen Angriff im Jahre 1870 zur Vertheidigung genöthigt gewesen sei, ohne jedoch durch die erfolgreiche Abwehr des französischen Ueberfalles an dem Satze irre zu werden, daß selbst siegreiche Kriege für die Völker, welche sie führen, an sich kein Aequivalent für die Wohlthaten des Friedens bilden. Diese Ueberzeugungen leiten auch die Politik Kaiser Wilhelm's II. und veranlaßten ihn, seinem befreundeten Nachbarn in Petersburg den Antrittsbesuch zu machen, ohne damit gegenüber der russischen Politik irgend welche Wünsche und Forderungen unterstützen zu wollen. Das Hauptgewicht muß denn auch darauf gelegt werden, daß der deutsche Kaiser durch sein persönliches Auftreten nicht bloß an den Höfen von Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, sondern auch bei der russischen, schwedischen und dänischen Bevölkerung den günstigsten Eindruck gemacht, jede Spur von Mißtrauen beseitigt hat. Dieses Ergebniß der Kaiserreise darf im Interesse des Friedens als ein hochbedeutsames angesehen werden, wenn es auch genau dem in der Reichstags-Thronrede formulirten Grundsatze entspricht, daß Deutschland weder neuen Kriegsruhmes noch irgend welcher Eroberungen bedürfe, nachdem es die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, sich endgültig erkämpft hat. Deutschland wird den Männern, welche beim Erringen dieser Berechtigung an erster Stelle mitwirkten, allezeit dankbar sein. Dies gilt vor Allem in Bezug auf Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III., sowie auf den Fürsten Bismark und den Feldmarschall

Grafen Moltke, dessen in diesen Tagen vollzogener Rücktritt von dem Posten als Chef des Generalstabes der Armee derartige dankbare Gesinnungen besonders nahe legt. Ganz Deutschland begrüßte es deshalb mit freudiger Genugthuung, daß der greise Feldmarschall in Folge seiner Ernennung zum Vorsitzenden der Landesvertheidigungs-Kommission in voller Fühlung mit dem deutschen Heerwesen bleibt, das ihm die glänzendsten Blätter seiner Geschichte verdankt.

Bezeichnend ist, wie in Frankreich von Neuem der Versuch gemacht wurde, Verdächtigungen gegen die sonnenklar friedliche Politik Deutschlands auszustreuen. Daß der vom Kaiser Wilhelm II. dem Zaren abgestattete Besuch den „Revanchepolitikern" im höchsten Grade ungelegen war, kann nicht überraschen. Die Taktik, mit der sie den gegen ihre Bestrebungen geführten Schlag zu pariren oder doch wenigstens ihr Publicum zu täuschen suchten, war eine doppelte. Einmal sollte auf die öffentliche Meinung in Rußland in dem Sinne eingewirkt werden, daß die friedliche Initiative Kaiser Wilhelm's II. nicht viel zu bedeuten habe oder doch auf eigennützige Berechnungen zurückgeführt werden müsse; dann aber galt es wieder, die öffentliche Meinung in Oesterreich-Ungarn sowie in Italien in dem Sinne zu erregen, daß Deutschland trotz der Triple-Allianz Rußland für seine geheimen Zwecke benutzen wolle. Gelang es dann zum Ueberflusse noch, in England Mißstimmung gegen die deutsche Politik hervorzurufen, so konnte die Intrigue in großem Stile als erfolgreich angesehen werden. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch das gefälschte Schriftstück beurtheilt werden, welches eine Denkschrift des Fürsten Bismarck über einen vielbesprochenen Heirathsplan darstellen sollte, in Wirklichkeit aber nur den Verdruß über den von allen Friedensfreunden mit Beifall begrüßten Erfolg der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren widerspiegelte. Hätten die Fälscher des angeblichen Actenstückes das gute französische Sprüchwort beherzigt: „Qui trop embrasse mal étreint," so hätten sie zwar ihren phantastischen Zweck gleichfalls nicht erreicht, aber sie hätten vielleicht bei ihrem Publicum auf einen succès d'estime rechnen können.

In den officiellen Kreisen Rußlands ist der persönliche Eindruck, welchen Kaiser Wilhelm gemacht, ein viel zu nachhaltiger, als daß Combinationen, deren Zweck und Ziel allzu durchsichtig ist, an der herrschenden günstigen Auffassung auch nur das Geringste ändern könnten. In Oesterreich-Ungarn ist man dagegen über die wirkliche Bedeutung der deutschen Kaiserreise vollständig unterrichtet, so daß es einer „authentischen Interpretation" von französischer Seite sicherlich nicht bedarf, zumal da die feierliche Versicherung Kaiser Wilhelm's II., an dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn in deutscher Treue festzuhalten, sicherlich schwerer wiegt als völlig in der Luft schwebende Conjecturen. In Italien sind die gegen die deutsche Politik gerichteten Verdächtigungen ebenfalls ohne jeden Widerhall geblieben, obgleich die französischen Chauvinisten sich der Unterstützung der Ultramontanen erfreuten. Allerdings mußte es einen komischen Eindruck machen, wenn gerade französische Organe allen Ernstes versicherten, Kaiser Wilhelm II. könne nicht, ohne den Papst zu kränken, nach Rom kommen und dem Könige Humbert seinen Besuch machen. Inzwischen ist aber in positiver Weise bekannt geworden, daß der deutsche Kaiser noch im Laufe dieses Jahres seinen Bundesgenossen im Quirinal begrüßen wird; auch hat Papst Leo XIII. bisher stets so viel Verständniß für die realen politischen Verhältnisse an den Tag gelegt, daß es ihn nicht überraschen wird, wenn Kaiser Wilhelm II., ehe er im Vatican seinen Besuch abstattet, mit dem Souverän des Landes zusammentrifft. Hat der deutsche Kaiser doch bereits rückhaltlos darauf hingewiesen, daß Deutschland durch gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart mit Italien verbunden ist. Andererseits begreift man wohl, wenn unsere Bundesgenossen jenseits der Alpen es für bedeutsam erachten, daß Kaiser Wilhelm II. seinen ersten Besuch in der Hauptstadt des Königreiches und nicht an einem „neutralen" Orte macht. Ueberdies werden auch die Anhänger des Vaticans, abgesehen von den „Unversöhnlichen" und den französischen Republikanern, die sich in überraschender Weise plötzlich als die Schildknappen des Papstes gebärden, den deutschen Kaiser nicht verhindern wollen, dem Oberhaupte der katholischen Kirche seine Sympathien

persönlich zu bekunden, was doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur in der italienischen Hauptstadt geschehen kann.

Wenn in Italien mit Recht darüber gespottet wird, daß dieselben französischen Blätter, welche zu wiederholten Malen die Beseitigung des Cultusbudgets im französischen Staatshaushalte forderten, plötzlich Fürsorge für das Papstthum an den Tag legen, so fehlt es auch im Uebrigen nicht an Symptomen, aus denen erhellt, daß die Spannung zwischen Frankreich und Italien zugenommen hat. Mögen immerhin ernsthafte Verwicklungen zwischen den beiden Nachbarstaaten keineswegs zu befürchten stehen, so sind doch gewisse Gegensätze in diesen Tagen auch auf das diplomatische Gebiet hinübergespielt worden. Daß italienische Arbeiter mehrfach in französischen Städten gemißhandelt wurden, durfte nicht als ein bedenkliches Symptom gelten, zumal da die früher vielgerühmte französische Gastlichkeit auch sonst viel zu wünschen übrig läßt. Wenn dann an der französisch-italienischen Grenze Beamte bei einigen Zwischenfällen betheiligt waren, so fanden die letzteren doch rasch eine friedliche Lösung, so daß auch hier keine Gefahr drohte. Das Scheitern der Unterhandlungen über einen neuen Handelsvertrag veranlaßte den gegenwärtig noch fortdauernden Zollkrieg, der zwar auf beiden Seiten nicht ohne eine gewisse Erbitterung geführt wird, an sich aber durchaus nicht bedenklich erscheint. Seltsamerweise ist es die italienische Colonialpolitik, welche zu einem scharfen Notenwechsel Anlaß geboten hat. Nachdem die Italiener mit schweren Opfern an Blut und Geld sich in Massowah an der afrikanischen Ostküste festgesetzt haben, erließ der mit dem Obercommando betraute General eine Verordnung, durch welche alle Handeltreibenden und Grundeigenthümer einer Steuer unterworfen werden. Mit Berufung auf die Capitulationen verweigerte eine Anzahl Fremder, unter denen Griechen die überwiegende Mehrheit bildeten, die Entrichtung dieser Steuer, deren Ertrag für die Beleuchtung und die Unterhaltung der Straßen von Massowah bestimmt ist. Es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die griechischen Schutzbefohlenen des französischen Consulates, sowie die Franzosen, welche sich auf die Capitulationen beriefen, einen formellen Rechtsgrund zu ihren Gunsten geltend machen konnten, da die italienische Regierung unterlassen hatte, die Besitzergreifung Massowah's in der durch Artikel 35 der Generalacte der Congoconferenz vorgeschriebenen Form den Mächten anzuzeigen. Italien richtete zwar im Februar 1885 an die Großmächte bezügliche Depeschen, in denen jedoch, wie von französischer Seite hervorgehoben wird, die Besitzergreifung Massowah's nur als eine vorübergehende erscheint. Das französische auswärtige Amt konnte daher betonen, die italienische Regierung habe ausdrücklich erklärt, es wäre bei der Besetzung Massowah's nicht auf eine territoriale Erwerbung, sondern nur auf den Schutz des Eigenthums der italienischen Staatsangehörigen abgesehen.

Erst in den beiden Noten, welche Italien am 25. Juli d. J. an die Großmächte gerichtet hat, ist die endgültige Besitzergreifung Massowah's gemäß den Bestimmungen der Generalacte der Congoconferenz in aller Form verlautbart. Bemerkenswerth ist, wie der Leiter der auswärtigen Politik Italiens andeutet, daß die Griechen in Massowah nicht aus eigener Initiative handelten, wenn sie die Entrichtung der Steuer an die italienische Behörde ablehnten, vielmehr einer französischen Losung gehorchten. „Als auffallend," heißt es in der Note, „ist noch die Thatsache zu bemerken, daß alle Griechen, welche jetzt, einem Drucke und Einflüssen gehorchend, die wir zu brandmarken uns enthalten, die Zahlung der Localsteuer verweigern, unlängst erst die italienischen Gerichte in Anspruch genommen und ohne Widerspruch deren Entscheidungen sich unterworfen haben. Beachtenswerth ist ferner, daß die griechische Regierung, ehe sie in dieser Frage der Anschauung Frankreichs sich anschloß, als Grundlage ihrer Beschwerden keineswegs die Capitulationen anrief." Obgleich der Zwischenfall in Massowah allem Anscheine nach keine ernsten Folgen haben wird, mußte doch der scharfe Ton auffallen, in welchem der italienische Conseilpräsident der Eifersucht erwähnte, mit welcher Frankreich die Fortschritte Italiens verfolgte. Selbst wenn die italienische Regierung sich ein formelles Versehen hinsichtlich der Anzeige der

Besitzergreifung zu Schulden kommen ließ, wäre es doch loyaler gewesen, in vertraulicher Weise dieses Versehen zur Sprache zu bringen. Die französische Regierung wird jedoch durch die entschiedene Sprache des italienischen Conseilpräsidenten belehrt worden sein, daß die Zeit vorüber ist, in welcher die lateinische Schwesternation ihr politisches Verhalten den Wünschen der Republik anpaßte. Wie am Mittelländischen Meere muß letztere jetzt überall mit der Thatsache rechnen, daß Italien als völlig gleichberechtigte Großmacht um so mehr über bedeutende Machtmittel verfügt, als es in dem Bündnisse mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Bürgschaft und Schutzwehr gegen einen Angriffskrieg besitzt, der seinen Territorialbestand gefährden könnte.

Die französische Republik hat überdies Grund genug, den inneren Verhältnissen größere Aufmerksamkeit zu widmen, als planlos in die Ferne zu schweifen, um, auf die Gefahr hin, schließlich doch nachgeben zu müssen, den Italienern an der Ostküste Afrika's im günstigsten Falle eine kleine diplomatische Schlappe zu bereiten. Allerdings bedeuten die dem General Boulanger zugeschriebenen Bestrebungen, wie an dieser Stelle von Anfang an ausgeführt wurde, keine ernsthafte Gefahr für die republikanischen Einrichtungen. Der Umstand aber, daß ein Mann mit so geringen Fähigkeiten wie der frühere französische Kriegsminister die öffentliche Meinung seines Landes geraume Zeit hindurch irre führen konnte, daß er ferner auch jetzt noch nicht darauf zu verzichten braucht, seine Candidatur für die bevorstehenden Ersatzwahlen zur Deputirtenkammer aufzustellen, legt vollgültiges Zeugniß dafür ab, wie der Mangel an heilsamen Reformen in volkswirthschaftlicher Hinsicht, sowie auf den übrigen Gebieten der Wirksamkeit des Staates den republikanischen Einrichtungen in Frankreich viele Widersacher zugezogen hat. Ohne behaupten zu wollen, daß die französische Bevölkerung der Republik müde geworden ist, darf man doch auf die mannigfachen Merkmale hinweisen, aus denen eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit den bestehenden Institutionen hervorgeht. Die jüngsten Ruhestörungen und Arbeitseinstellungen in Paris sowie in den Départements lassen ebenfalls auf innere Mängel der Staatsmaschine schließen, wenn es auch der Regierung bisher gelungen ist, der Straßentumulte Herrin zu werden. Die Vorgänge in Amiens beweisen allerdings, welche Ausschreitungen von Seiten der Arbeiter zu befürchten stehen, falls nicht rechtzeitig mit aller Energie gegen die Ruhestörer eingeschritten wird. Daß ein Fabrikgebäude geplündert und in Brand gesteckt werden konnte, mußte den französischen Behörden als eine ernste Warnung erscheinen.

Der Präsident der Republik, Carnot, hat sich zwar bisher als ein ebenso maßvoller wie zielbewußter Staatsmann erwiesen; dagegen krankt das radicale Ministerium Floquet an seinen Existenzbedingungen. Ursprünglich auf die Unterstützung des ultraradicalen Pariser Gemeinderathes angewiesen, hat Floquet während seiner aufsteigenden Laufbahn stets Fühlung mit einer Körperschaft zu bewahren gesucht, in welcher selbst die Parteigänger der Commune das letzte Wort ihrer politischen Weisheit nicht ungesprochen zu lassen brauchen. Durch seine Beschlüsse über die Arbeitszeit und den Arbeitslohn der von der Stadt Paris beschäftigten Arbeiter hat nun der hauptstädtische Municipalrath den ersten Anstoß zu der jüngsten Strikebewegung gegeben. Die Erdarbeiter verlangten auf den verschiedenen Baustellen Normallohn und Normalarbeitstag, ja, sie begnügten sich selbst dann nicht, wenn der eine und der andere Patron auf ihre Forderungen eingingen, verlangten vielmehr die allgemeine Einführung der vom Gemeinderathe anerkannten Sätze. Es konnte nicht überraschen, wenn einige ultraradicale Mitglieder des letzteren die Gewährung einer Unterstützung für die Familien der am Strike betheiligten Arbeiter beantragten, und die mit der Prüfung des Antrages betraute „commission du travail" die in den einzelnen Arrondissements von Paris zu vertheilende Summe im Ganzen auf 10 000 Francs festgesetzt wissen wollte. Ganz zutreffend hob ein Mitglied des Gemeinderathes hervor, daß letzterer seine Verantwortlichkeit an den Arbeitseinstellungen nicht ablehnen könne. Nachdem der Seine-Präfect den Standpunkt der Regierung in der Angelegenheit entwickelt hatte,

wurde der Antrag auf Gewährung einer Unterstützung von Seiten der Stadt Paris mit 40 gegen 28 Stimmen abgelehnt. Es empfiehlt sich aber um so mehr, auf derartige Vorgänge im Hôtel de Ville hinzuweisen, als das frühere Stadthaus zu wiederholten Malen der Schauplatz der „grandes journées" der Revolution gewesen ist. Diesmal siegte also zunächst, wenn auch nur mit einer nicht allzu großen Mehrheit, die vernünftige Anschauung; selbst radicale Mitglieder des Gemeinderathes konnten sich nicht verhehlen, welche Consequenzen sich daraus ergeben würden, wenn officiell gewissermaßen eine Prämie auf solche Arbeitseinstellungen gesetzt würde, zumal da auch andere Kategorien der arbeitenden Bevölkerung bei einem Strike dieselben Unterstützungen hätten beanspruchen können.

Unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Anarchisten jetzt bereits den Versuch machen, die gegenwärtige Arbeiterbewegung, welche nicht auf die Erdarbeiter beschränkt blieb, für ihre staats- und gesellschaftsfeindlichen Zwecke auszubeuten. In einer Versammlung des „parti possibiliste" erklärte der „citoyen" Chabert, ein aus seinen Sympathien für die Commune kein Hehl machendes Mitglied des hauptstädtischen Gemeinderathes, daß dieser nur deshalb die Unterstützung abgelehnt habe, weil die „bourgeois" gefürchtet hätten, der Strike der Erdarbeiter könne der Vorläufer einer allgemeinen Arbeitseinstellung sein. In derselben Versammlung brachte ein anderer Vertreter der Hauptstadt, das Mitglied des Gemeinderathes, Réties, das Programm der Commune noch drastischer zum Ausdruck, indem er ausführte, daß das radicale Ministerium Floquet und die „Société des Droits de l'homme" noch nichts für die französischen Arbeiter gethan hätten, daß aber die rothe Fahne der Revolution die sociale Emancipation herbeiführen werde. Der „citoyen" Defricourt erweiterte dieses Programm dann im communistischen Sinne, indem er betonte, die Arbeiter sollten von Niemandem etwas verlangen, sondern sich organisiren, um in dem ihnen geeignet erscheinenden Augenblicke Alles dasjenige zu nehmen, dessen sie bedürften. Es erscheint aber geboten, derartige Kundgebungen nicht zu unterschätzen, um zu zeigen, welche Elemente, welche bisher in der Oeffentlichkeit gar nicht genannte Männer auftauchen würden, sobald ein neuer Versuch, die Commune zu verwirklichen, gemacht werden sollte. Die Mehrheit des Pariser Gemeinderathes ist allerdings inzwischen vor den Consequenzen ihres früheren Verhaltens zurückgeschreckt; falls aber die Regierung sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigen sollte, so könnte es geschehen, daß jener die Geister, die er rief, nun nicht mehr los wird.

Welche Gefahren die gegenwärtige Bewegung in Frankreich birgt, ließ sich auch bei der Beerdigung des „Communegenerals" Eudes am 8. August deutlich erkennen. Mögen immerhin die Erdarbeiter und die übrigen am Strike betheiligten Kategorien zunächst keineswegs von anarchistischen Tendenzen geleitet worden seien, so steht doch fest, daß die anarchistischen „Meneurs" diese Bewegung für ihre Zwecke auszubeuten wissen. Der „Radicalismus" des Ministeriums Floquet und die noch intensiver roth gefärbte Politik des Pariser Gemeinderathes sind für die Blanquisten ein längst überwundener Standpunkt, so daß deren Führer Eudes in der Versammlung, in welcher er dann vom Schlage getroffen wurde, die Nothwendigkeit des allgemeinen Strike damit begründete, daß diejenigen, welche „mit der Reaction und dem Gemeinderathe" ein Bündniß geschlossen haben, das „Geschrei der Unglücklichen" nicht hören wollen. Es genügt jedoch, auf die verbrecherische Vergangenheit des „Commungenerals" Eudes hinzuweisen, dem ein großer Theil der im Mai 1871 zu Paris verübten Schandthaten, insbesondere der Brandstiftungen, zur Last fällt, um über das Interesse aufzuklären, welches der Führer der Blanquisten in Wirklichkeit an den Arbeitern nahm. Dies verhinderte jedoch nicht, daß neben den Anarchisten und Communards auch viele im Strike befindliche Arbeiter an der Beerdigung des „Generals" theilnahmen, bei der es an blutigen Zusammenstößen zwischen diesen Elementen und der bewaffneten Macht nicht fehlte. Charakteristisch für die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich ist auch der Umstand, wie beinahe in jeder der verschiedenen Parteien ein „General" im Vordergrunde steht, als ob die vielfach herrschende Unzufriedenheit auch darin zum

Ausdrucke gelangt sei, daß man sich nach einer „forte épée“ umschaut. Zum Glücke für die Republik sind alle diese „starken Degen“ — vielleicht mit Ausnahme des orléanistischen Generals, des Herzogs d'Aumale — sehr problematischer Art. Daß mit dem „Communegeneral“ Eudes sich bei dessen Lebzeiten in Wirklichkeit nicht viel anfangen ließ, haben die Parteigänger selbst erfahren, als ihr Kriegsheld in der Stunde der Gefahr seine goldstrotzende Uniform mit Civilkleidern vertauschte und mit seiner Beute nach der Schweiz entwich. Der bonapartistische General Du Barail, welcher gegenwärtig die imperialistische Wahlbewegung leitet, gilt ebenfalls als ein Mann, dem im entscheidenden Augenblicke die erforderliche Energie mangelt. General Boulanger, der am meisten genannte, hat mit „General“ Eudes, wie bekannt, die Vorliebe für Verkleidungen gemein; seine Popularität nimmt jedoch auch in der Provinz keineswegs zu. In der Hauptstadt selbst wird er seit dem mit Floquet bestandenen Zweikampfe, in welchem der Advocat den „Zukunftsdictator“ kampfunfähig machte, noch weniger ernst genommen als früher. Dies wäre allerdings noch kein Grund, daß der General nicht in dem einen oder dem andern Département von Bonapartisten und Royalisten wieder zum Abgeordneten gewählt werden sollte, um die Republik zu discreditiren und in der Deputirtenkammer die alte Comödie zu insceniren, deren unfreiwillig lustige Person Boulanger selbst ist.

Sicherlich sind die jüngsten Vorgänge in Frankreich nicht geeignet, für die Pariser Weltausstellung im nächsten Jahre günstige Stimmung zu machen; auch wird es schwer fallen, nach den zahlreichen Ablehnungen von Seiten monarchischer Staaten den Charakter der „exposition universelle“ festzuhalten. Gelingt es jedoch den Franzosen, im Gegensatze zu den letzten Ruhestörungen, im eigenen Lande Frieden zu halten, so wäre es immerhin möglich, daß Paris, wenn es auch nicht mehr dieselbe Anziehungskraft wie früher auszuüben vermag, doch im Stande ist, den fremden Besuchern zu zeigen, welche Fortschritte die französische Kunst und Industrie gemacht haben. Daß Frankreich, abgesehen von einigen kleinlichen Reibungen, auch im nächsten Jahre eine friedliche auswärtige Politik anstreben wird, dafür bürgt noch mehr als der allen kriegerischen Unternehmungen abholde Charakter des Präsidenten der Republik, Carnot, die Macht der Verhältnisse, insbesondere der von Deutschland mit Oesterreich-Ungarn und Italien geschlossene Friedensbund.

Hervorgehoben zu werden verdient, wie auch der englische Premierminister, Lord Salisbury, bei dem vom Lordmayor von London zu Ehren des Cabinets veranstalteten Banket der Zuversicht Ausdruck lieh, daß die Sicherung ununterbrochenen Friedens das Ziel aller Mächte sei. Wenn der Leiter der auswärtigen Politik Großbritanniens in diesem Zusammenhange auch auf Bulgarien hinwies, so begründete er seine Auffassung mit dem Hinweise auf die vorherrschende Ueberzeugung, es wäre das Beste, den jungen Balkanstaat sich selbst zu überlassen. Allerdings werden die russischen Politiker den englischen Premierminister kaum als ihren legitimirten Wortführer gelten lassen, wenn er sich nicht darauf beschränkte, im Namen der englischen Regierung zu versichern, daß diese nur die Freiheit und Unabhängigkeit Bulgariens wünsche, sondern auch hervorhob, Rußland erstrebe wohl, als höchste Genugthuung für die Tapferkeit seiner Soldaten, die für die Freiheit dieses Landes bluteten, ein blühendes, zufriedenes Bulgarien. Der Maßstab für die Zufriedenheit des letztern Staates ist eben in Rußland ein wesentlich anderer als derjenige des leitenden englischen Staatsmannes. Volle Anerkennung verdienen die Ausführungen Lord Salisbury's über die Ergebnisse der Kaiserzusammenkunft in Peterhof. Aeußerte der englische Premierminister doch die Ueberzeugung, daß die Unterredung zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren letzterem, der sich stets offen und ehrlich dem Interesse des Friedens widmete, die Kraft verliehen werde, seinem Volke dieselbe Politik aufzuerlegen sowie die Bildung einer großen Friedensliga zu empfehlen, die von keiner Macht gebrochen werden könnte.

Literarische Rundschau.

Indiens Literatur und Cultur.

Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung. Ein Cyklus von fünfzig Vorlesungen, zugleich als Handbuch der indischen Literaturgeschichte, nebst zahlreichen, in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Proben aus indischen Schriftwerken. Von Dr. Leopold von Schroeder. Leipzig, H. Hässel. 1887.

Unser Wissen von der Entwicklung der indischen Literatur zu einem umfassenden, in sich zusammenhängenden Bilde zu gestalten, ist eine Aufgabe, die sich die Sanskritforschung unserer Tage wohl stellen durfte und mußte. Weber's „Vorlesungen über indische Literaturgeschichte" (in zweiter Auflage 1876 erschienen), für den philologischen Forscher von allerhöchster Wichtigkeit, wenden sich in erster Linie nur an solche Leser, denen eine gewisse Anschauung von Form und Inhalt der indischen Literaturwerke schon zu Gebote steht. Max Müller's glänzende „History of Ancient Sanskrit Literature" (1859) beschränkt sich auf die Schilderung des ersten großen Abschnitts der indischen geistigen Entwicklung, die Zeit des Veda: und wie viel haben die nahezu dreißig Jahre, welche seit dem Erscheinen jenes Werkes verflossen sind, zur Kenntniß und dem Verständniß des Veda hinzugebracht! Unter der jüngeren Generation von Arbeitern auf diesem weiten und sich immer mehr erweiternden Gebiete steht Leopold von Schroeder in der ersten Reihe. Die Wissenschaft verdankt ihm die Publication einer neu ans Licht gezogenen Redaction des Yajurveda: die musterhafte Lösung einer ebenso schwierigen und umfassenden wie wichtigen Aufgabe. Und er ist einer jener Forscher, deren Phantasie, ohne den Zügel wissenschaftlicher Besonnenheit abzuwerfen, in den Denkmälern des Alterthums die Formen und Farben lebendigen Lebens zu erkennen weiß. So wird sein vorliegendes Werk, das von den Anfängen der vedischen Zeit den Gang der indischen Cultur und Literatur durch Alterthum und Mittelalter hindurch verfolgt, von dem engen Kreise der Fachgenossen wie von dem weiteren aller Derer, die nach Orientirung über diese so reiche wie seltsame Civilisation verlangen, mit wärmstem Danke entgegengenommen werden. Ausgedehnte Belesenheit in den indischen Texten selbst wie in den meisten Gebieten der bezüglichen philologischen Literatur, freigebige Mittheilung gewandt übersetzter Textstücke, nicht zum Mindesten aber die Entsagung, welche auch den für Darsteller und Leser minder und mindest anziehenden Gebieten des Stoffes ihr Recht werden läßt, empfehlen das Werk v. Schroeder's in gleicher Weise. Neue Ergebnisse der Forschung zu bieten, ist es offenbar nicht, was sich der Verfasser in erster Linie zum Ziel gesetzt hat; für ihn handelt es sich vielmehr um den lebendigen und umfassenden Ueberblick über das Erreichte. Bei der Ausdehnung aber des zu behandelnden Gebietes kann es nur natürlich erscheinen, wenn an einzelnen Punkten sich dem Leser die Frage aufdrängt, ob nicht auch schon auf Grund der bisher gewonnenen Ergebnisse von diesem und jenem literarischen Denk-

male, von dieser und jener Entwicklungslinie ein schärferes Bild erreichbar gewesen wäre. Es sei, um zu exemplificiren, auf die Erörterungen hingewiesen, die Schroeder dem Sâmaveda — dem Veda der Opfergesänge — widmet (S. 167—169), oder es sei bemerkt, daß in den auf den Rigveda bezüglichen Darlegungen die tief eingreifenden Forschungen Abel Bergaigne's, so viel Referent sieht, nicht berücksichtigt worden sind. Die Kritik müßte sich aber mit aller Entschiedenheit dagegen verwahren, daß Ausstellungen wie diese auf mehr als auf Einzelheiten in der großen und schönen Arbeit Schroeder's bezogen würden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Gliederung des Werkes, wie sie durch die Natur der Sache vorgezeichnet war. An der Spitze steht selbstverständlich der Veda: der große Complex, der die gesammte Literatur des indischen Alterthums umschließt, Hymnen, Lieder, Opfersprüche, Ritual und rituelle Symbolik, daneben die Anfänge der erzählenden Poesie und der philosophischen Speculation. Mit aller Schärfe stellen die Darlegungen Schroeder's den Rigveda und die jüngeren Veden in Gegensatz zu einander: dort Einfachheit, Ursprünglichkeit, frische Kraft des Denkens und Dichtens, hier dumpfe Monotonie, formelhafte Starrheit, pfäffische Fratzenhaftigkeit. Man wird doch, so fein Schroeder den weiten Abstand der beiden Zeitalter zu charakterisiren gewußt hat, zweifeln, ob mit jenem Gegensatz von Gesundheit und Krankheit ganz der richtige Ausdruck getroffen ist, ob es sich nicht vielmehr nur um zwei verschiedene Stadien der Krankheit handelt, die den indischen Geist ergriffen und langsam seine Kraft verzehrt hat. Läßt nicht schon der Rigveda die deutlichen Züge des beginnenden Leidens, der Erstarrung, der Entfremdung von der lebendigen Wirklichkeit erkennen? Ist er wirklich das Werk frischer Unmittelbarkeit, für das er genommen wurde und von Vielen noch genommen wird? Doch wir können dieser Frage hier nicht näher treten; wir müssen die Darstellung Schroeder's durch den weiteren Verlauf ihres Weges begleiten. Auf die vedische Zeit folgt, was man das indische Mittelalter nennen kann. Hier steht die große Gestalt Buddha's im Vordergrunde. In eingehender und stimmungsvoller Schilderung macht uns Schroeder mit den Gedankenkreisen und Lebensformen bekannt, in welchen sich der alte Buddhismus bewegte. Schwere Aufgaben hatte die Darstellung in den dann folgenden Abschnitten zu überwinden: die großen religiösen Neubildungen des Brahmanismus, der Cult von Vischnu und Shiva, und dann die von der Forschung noch so wenig berührten, man kann fast sagen unentdeckten Urwaldsweiten des indischen Riesenepos, des Mahabharata. Den Schluß des Werkes macht ein nach den verschiedenen Dichtungsgattungen resp. wissenschaftlichen Zweigen geordneter Ueberblick über Lyrik, Drama, philosophische, grammatische, juristische ꝛc. Literatur des indischen Mittelalters. Daß auch bei Gebieten, über die sich gegenwärtig so wenig sagen läßt, wie die Musik und bildende Kunst der Inder, der Verfasser doch nicht unterlassen hat zu geben, was eben zu geben möglich war, ist mit besonderem Dank anzunehmen.

H. O.

Der russische Nihilismus.

Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Oldenberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Innerhalb der ziemlich umfangreichen deutschen Literatur, welche die russische nihilistische Bewegung zum Gegenstande hat, nimmt das vorliegende kleine Buch unzweifelhaft die erste Stelle ein. An Gründlichkeit hinter dem bekannten Thun'schen Werke nicht zurückstehend, hat es vor demselben zwei entscheidende Vorzüge voraus: diejenigen tiefer gehender Motivirung der gesammten Erscheinung und lebensvollerer Darstellung.

Statt sich in herkömmlicher Weise in theoretisirenden Untersuchungen über die verschiedenen Arten und Erscheinungsformen des Nihilismus zu verlieren und die sog. „Phasen" der Entwicklung desselben langathmig abzuhandeln, faßt der Verfasser den gesammten Gesellschaftszustand ins Auge, welchem die nihilistische Giftpflanze entsprossen ist, und leitet aus dem Gange der neuesten russischen Staats- und Gesellschaftsgeschichte die Wandlungen ab, welche die extreme russische Revolutionspartei durchzumachen gehabt hat. Das Aperçu aber, welches Herr Oldenberg über russische Menschen und Zustände zu gewinnen gewußt, stellt sich als allenthalben zutreffend dar. Mit sicherem Griff hat er den Kern der Sache erfaßt, und in überaus geistreicher und feinsinniger Weise seine Schlußfolgerungen gezogen. Tact ist bekanntlich ein Ding, das sich weder definiren noch planmäßig erwerben läßt: daß dem Verfasser der vorliegenden Schrift die wesentlich auf Tact gegründete Fähigkeit beiwohnt, sich in ein fremdes Volksgemüth zu versenken und die Schwingungen nachzuempfinden, welche sich in den Seelen mißleiteter moderner Russen vollziehen, das hat ihn in den Stand gesetzt, die russische nihilistische Bewegung nicht nur in ihrem Wesen zu verstehen, sondern in gereifter, von Schönfärberei und Pharisäerthum gleich weit entfernter Weise zu beurtheilen. An mehr als einer Stelle beweist er bei diesem Urtheil eine Schärfe und Feinheit, die selbst intimen Sachkennern Verwunderung, oder richtiger — Bewunderung abnöthigen wird. Dahin gehört u. A. die außerordentlich zutreffende Bemerkung, die neuerdings offenbar eingetretene Verminderung und Verschlechterung des „revolutionären russischen Rekrutenmaterials" sei darauf zurückzuführen, daß der radicalen Propaganda der moralische Rückhalt entzogen worden, den dieselbe früher „an einem nicht unerheblichen Theile der gebildeten Classen fand, und der Nihilismus regelmäßig die Unterströmung allgemeiner politischer Bewegungen gewesen ist." Ebenso richtig ist der folgende, von ungewöhnlichem Verständniß der russischen Art zeugende Ausspruch, „daß ein geglücktes Attentat den Nihilismus unter begünstigenden Umständen wieder in die Höhe bringen könnte". — Unstreitig gehört der Verfasser zu den Bevorzugten, die nicht nur zu schreiben, sondern auch zu lesen verstehen; die letztere Kunst aber wird in unseren Tagen literarischer Ueberproduction sehr viel seltener geübt als die erstere. Nach eigener Andeutung des Verfassers ist dessen Buch nämlich aus zweiter Hand, d. h. ohne Bekanntschaft mit der russischen Sprache und Originalliteratur gearbeitet. Das will besagen, der Verfasser habe mit glücklichem Instinct zuverlässige von unzuverlässigen Zeugnissen unterscheiden und diejenigen Zeugen ausfindig zu machen gewußt, von denen sich wirklich lernen ließ.

Das vorliegende Buch ist eine Erstlingsschrift und, wie es heißt, das Werk eines zweiundzwanzigjährigen Studenten. Wer bei solcher Jugend so Tüchtiges zu leisten vermocht hat, darf Anspruch darauf erheben, den Schriftstellern zugezählt zu werden, die man ohne Schaden für ihre fernere Entwicklung loben und tadeln darf. Bulwer hat einmal gesagt, daß es Leute solchen Schlages immerdar weit bringen, wenn sie zwei Grundsätzen folgen: „Nie dasjenige, was man durch Arbeit erlangen kann, dem Talent zu überlassen" und „nie Etwas lehren zu wollen, auf dessen Verständniß man nicht ein Studium verwendet hat". Diesen goldenen Worten darf ein drittes hinzugefügt werden, welches ein vorzüglicher Schriftsteller dem Schreiber dieser Zeilen einmal gesagt hat: „Prüfe jeden Satz darauf, ob dieselbe Sache sich nicht noch einfacher ausdrücken läßt".

Möchte Herrn Oldenberg beschieden sein, die Erwartungen zu erfüllen, zu denen sein Buch berechtigt.

Sz.

ξ. **Alphonse Daudet,** L'Immortel. Mœurs parisiennes. Paris, Alphonse Lemerre. 1888.

Man führt den Zerstörungstrieb der Kinder auf wissenschaftliche Neugier, zurück. Alles, was sich fassen läßt, wird daraufhin untersucht, ob es sich zerbrechen lasse. Wir erleben eine ins Colossale gehende Bethätigung dieser Art heute bei den Franzosen. Frankreich scheint wenig Dinge und Ideen zu besitzen, die diesem Triebe nach Untersuchung noch Widerstand zu leisten im Stande wären. Nur eins hatte man bisher verschont: die Wissenschaft. An diese und an ihre Diener wurde geglaubt. Die Akademie der Wissenschaften in Paris, als Gegenstand einer kindlichen Verehrung von Seiten der Nation, war das hohe, man kann wohl sagen, angebetete Symbol dessen, was doch auch in Frankreich als unangreifbar galt. Hier war echtes Verdienst zu finden, die Erlaubniß gegeben, sich berühmt zu fühlen, der letzte Zweifel über den geistigen Werth eines Mannes hier beseitigt. Die Fremden sahen Manches wohl lächelnd mit an, was bei den öffentlichen Sitzungen geschah, kein deutscher, englischer, amerikanischer Gelehrter aber, der nicht stolz gewesen wäre, zu diesen Auserwählten sich gleichfalls zählen zu dürfen. Leere Eitelkeit und Thorheit läuft ja überall mit, wo die Weisen einherziehen, und immer ist es Unwürdigen gelungen, sich unter die Würdigen einzuschleichen. Wo aber wäre das jemals ausgeblieben, wenn Korporationen sich aus eigner Wahl ergänzen? Wer wollte den Franzosen hier zum Vorwurfe machen, was von jeher überall geschehen ist?

Und nun ein französisches Buch, das auch die Akademie antastet! Wie eine lange Reihe von Affen sollen ihre Mitglieder beim Begräbnisse eines Collegen der Leiche gefolgt sein. Spott und Schande wird über das Institut ausgegossen. A. Daudet unternimmt es, einen Roman durch diese Tendenz interessant zu machen, der es ohne sie kaum wäre. Man denke sich eine Menagerie aus rändigen Hyänen, zahnlosen Tigern, rheumatischen Affen ꝛc.: so etwa kommt Einem die Gesellschaft vor, die hier als Repräsentant des heutigen „Sittenlebens von Paris" uns vorgeführt wird.

Wir wollen weder bedauern noch prophezeihen, noch überhaupt ein abschließendes Urtheil aussprechen. Wir registriren das Erscheinen dieses Romans nur als Thatsache. Länger als zwei Jahrhunderte hindurch ist an dem gewaltigen und gerechten Ruhme zusammengetragen worden, der die französische Akademie bedeckte, und heute wird auch das mit Petroleum begossen und angesteckt. Wie man unter der Commune die Vendomesäule umgestoßen hatte. Wie man unter der ersten Revolution die Gräber der Könige zerstörte, ohne die Frankreich weder als Land noch als Volk vorhanden wäre.

Daudet schreibt frisch und lebendig. Er weiß die Witterungsumschläge der großen Stadt trefflich darzustellen, die Mischung von Gestank und Parfüm, die ihre Straßen belebt. Selbst der Ausländer fühlt sich als Pariser, solange er diese kleinen Capitel durchfliegt. Daudet ist gutmüthig: er weiß herzlich zu lachen und zu weinen, und die Thränen, die er mit Beidem entlockt, sind echt. Daudet schreibt ein Französisch, das man wachsen zu hören glaubt; so unmittelbar springen seine Sätze auf, so angefüllt vom Dufte des Augenblickes ist jede Phrase, jedes Wort. Was aber hilft das Alles, wenn es mit jener innern greisenhaften Gefühllosigkeit gegen das gepaart ist, was den Stolz eines Volkes ausmacht? Lägen die Dinge so, wie Daudet sie schildert, so hätte er schweigen müssen. Aber sie liegen nicht so. Jenes lebendig scheinende Dasein, das sein Roman schildert, ist, ganz aus der Nähe betrachtet, ein Tanz, den Gespenster im vollen Sonnenscheine tanzen, eine im Frühlingsglanze der Wirklichkeit schimmernde todte und kalte Lüge.

ν. **Die Fronica.** Ein Beitrag zur Geschichte des Christusbildes im Mittelalter. Von Karl Pearson. Straßburg, Karl J. Trübner, 1887.

Die schöne Legende von dem Schweißtuch der heiligen Veronica gehört zu den verbreitetsten christlichen Sagen des Mittelalters, und die bildende Kunst, zu der sie von vornherein innige Beziehungen besaß, hat ihr bis auf den heutigen Tag Bekanntheit und Beliebtheit gesichert. In einer gelehrten und feinsinnigen Abhandlung über die Sage vom Ursprung der Christusbilder hat Wilhelm Grimm die Geschichte unserer Legende und die künstlerischen Anregungen, welche von ihr ausgingen, behandelt, und diese Arbeit ist auch die Grundlage für das Buch geworden, in dem uns ein englischer Kunstfreund die Ergebnisse seines Sammeleifers in deutscher Sprache vorlegt.

Freilich, der Versuch, die Veronicalegende losgelöst von der nahverwandten, aber ältern Abgarsage für sich zu behandeln, verräth den Dilettanten, und überdies ist dem Verfasser alles das entgangen, was deutsche Theologen (Lipsius, Tischendorf) und Germanisten (Creizenach, Schönbach) sowie der Italiener Graf seither an Material und kritischen Erörterungen über die ältere Legende beigesteuert haben. Gleichwohl ist die Zusammenstellung der literarischen Quellen und Zeugnisse wie der bildlichen Darstellungen des Veronicatüchleins — man nannte eine solche kurzweg „Fronica" — überraschend reichhaltig und recht werthvoll. Sie liefert ein umfassendes Bild von der Bedeutung dieser Erzeugnisse in der alten Literatur und Kunst, in der kirchlichen Liturgie und im Ablaßwesen, und sie erbringt dem Verfasser ein unanfechtbares Resultat. Diejenige Darstellung der Legende nämlich, welche uns durch die Malerei am geläufigsten ist, verdankt erst einer späten Umformung ihr Dasein: nicht vor dem 15. Jahrhundert dringt die Auffassung durch, daß Veronica dem Heiland auf dem Wege zur Kreuzigung ihr Tüchlein gereicht und es mit dem Abdruck seines schmerzerfüllten Antlitzes zurückerhalten habe. Nach der älteren Legende war Veronica identisch mit der blutflüssigen Frau des Evangeliums, das Abbild des Christuskopfes war demgemäß ohne den Ausdruck des Schmerzes und erscheint in der Wiedergabe zumeist als jener conventionelle, byzantinische Typus, der uns heute so fremdartig anmuthet.

Erst eine Zeit, welche die Passion immer nachdrücklicher in den Vordergrund des öffentlichen Gottesdienstes wie der Einzelandacht rückte, vollzog jene Verschiebung, in deren Gefolge wir schließlich den menschlich hoheitsvollen Christus mit der Dornenkrone auf den „Froniken" Albrecht Dürer's erhalten. Die anziehende Studie ist von 19 Lichtdrucktafeln begleitet, welche die verschiedenen Etappen der legendarischen und künstlerischen Auffassung an charakteristischen Darstellungen vergegenwärtigen: ein wahrer Juwel darunter ist die altkölnische — hier allzu bestimmt dem Meister Wilhelm zugeschrieben — Fronica der Londoner National-Galerie auf Tafel IV.

γε. **Das Buch Weinsberg.** Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. 2. Band. Leipzig, Alfons Dürr. 1887.

Wir haben den ersten Theil dieses Werkes im Juliheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahre 1887 kurz gewürdigt und können das damals gespendete Lob nur wiederholen. Höhlbaum hat uns damit einen wahren Schatz zugänglich gemacht und eine Aufzeichnung vorgelegt, die zwar nicht auf gleicher Stufe steht mit der Zimmerischen Chronik — wie das übereifrige Recensenten behauptet haben —, aber doch sofort hinter ihr in zweiter Reihe kommt. Ueberall ist ein reizendes Ineinander privaten bürgerlichen Lebens, persönlicher Erlebnisse und gewaltiger, welterschütternder Ereignisse, wie sie sich in der Seele des Kölner Rathsherrn spiegelten. Weinsberg's Bericht klärt uns, wie Höhlbaum mit Recht hervorhebt, bündig darüber auf, wie es kam, daß Köln in den Jahren von 1550—80 „seine beherrschende Stellung im Reiche allmälig verlor und zu einem behaglichen, aber ruhmlosen Dasein in kirchlichen, staatlichen und commerciellen Beziehungen herabstieg"; der biedere, aber im Ganzen doch schwunglose, auf das Nächste gerichtete, am Alten hängende Geist der Bürgerschaft tritt uns anschaulich entgegen. Weinsberg war guter Katholik; aber er war kein Fanatiker, wie das der äußerst interessante Bericht über die „erschrockliche Mordere i in Frankreich", d. h. über die Bartholomäusnacht, auf S. 239—242 deutlich zeigt. Daß Coligny, „der Ammiral, ein alter Mann", in seinem Bett ermordet wird, kurz nachdem allgemeine Amnestie verkündet ist, und der König ihm seinen theilnehmenden Besuch gemacht hat, begleitet Weinsberg mit den Worten: „daß heißt eine französische Hochzeit gehalten, heißt sich dem König widerstreben, heißt legem oblivionis machen und Glaub halten"; und die Nachricht, daß päpstliche Heiligkeit eine Münze hat prägen lassen, darauf ein mit dem Schwert zuschlagender Engel und die Schrift war: vindicta dei, begleitet der wackere Mann mit den Worten: „Wie es sei, ist über meinen Verstand über solche hohe Leute zu urtheilen; aber man hat in vielen Landen allerlei Rede gehabt unter katholischen und andern Religionsverwandten." An den Schluß hat Höhlbaum S. 369—383 aus Weinsberg's „Senectus" einen Abschnitt gestellt: „Von der gegenwärtigen Zeit 1. Januar 1578", welcher eine lehrreiche Umschau darbietet und den religiösen Standpunkt des Verfassers zusammenfaßt. „Gott hab Lob und Dank, daß ich noch bei der alten katholischen Religion, die meine Voreltern gehabt und bei meiner natürlichen Oberkeit verblieben, bin erhalten . . . Ich beforg, die fremden neuen Religionen der Augsburgischen Confession, Calvinisten, Hugonisten, Gausereien (Geusen), sulten einreißen. In unserem Haus Weinsberg haben wir solche, die den Jesuiten anhängig sind und gar wider die andern alle sind mit mehr Eifer Katholische. Ich will bei dem Alten bleiben, den Mittelweg wandeln und bitten, Gott wolle alle Dinge in Frieden verrichten lassen."

ϰ. **Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau.** Von Julius Lippert. 2 Bände. Stuttgart, Ferdinand Encke. 1887.

Der Verfasser ist empirischer Realist und steht den materialistischen Ethikern und Culturhistorikern nahe, welche die Lehre Darwin's auf dem Gebiete der Culturgeschichte vertheidigen. Er geht nicht aus von Recht- und Gesellschaftswissenschaft, nicht von Psychologie und Ethik; aber er erkennt auch, daß das Gesetz Darwin's, das sich herleitet von der Betrachtung des organischen Lebens der niederen Gebilde, nicht ohne Weiteres auf die menschliche Gesellschaft angewandt werden kann, und somit keineswegs hinreicht, das, was wir die Geschichte der Menschheit, nennen, zu erklären.

Lippert's Buch hat das große Verdienst, die neuen Errungenschaften der Anthropologie, Ethnologie und Ethnographie mit denen der Sprachforschung und unter vertiefter Erkenntniß von den Anfängen der gesellschaftlichen Verfassungen zum ersten Mal zu einem umfassenden einheitlichen Bilde zu gestalten, während die bisherigen entsprechenden Versuche regelmäßig in Specialschilderungen ausliefen.

Gewiß hat Lenormant in seinen kulturhistorischen Aufsätzen, Bagehot in seinem Ursprung der Nationen, Spencer in seiner Sociologie, Peschel in seiner Völkerkunde, außerordentlich Bedeutendes geleistet, und andrerseits ist es heute noch nicht möglich, eine abschließende Culturgeschichte der Menschheit zu schreiben. Aber es ist schon verdienstlich, alle die getrennten Wissensgebiete, die man durchforschen muß, um zu einem endgültigen Urtheil, wenigstens über einzelne Momente der Culturgeschichte, kommen zu können, wirklich durchforscht zu haben und in einer so durchaus würdigen und wissenschaftlichen Weise die dabei gewonnenen Resultate zu verarbeiten, wie Lippert es hier gethan.

Unser Verfasser will uns in seinem Werke nicht katalogisirend die verschiedenen Völker in ihrer speciellen Entwicklung hinter einander schildern. Was er geben will, ist vielmehr eine zusammenhängende Darstellung der verschiedenen Menschenstämme, die wir Racen nennen; eine Schilderung ihrer Verbreitung über die Erde. Er berichtet, wie die Menschen ihr erstes Werkzeug, ihre erste Waffe fanden, wie sie lernten, das Feuer zu benutzen, sich zu kleiden, sich zu nähren, sich die Thier- und Pflanzenwelt unterthänig zu machen. Diesen Untersuchungen gesellen sich Betrachtungen über die gesellschaftlichen Einrichtungen, über die Entstehung der

Religionen und über die Religionen als sociale Factoren hinzu. Auf der ganzen, damit gewonnenen Unterlage baut der Verfasser eine Geschichte der Staatenbildung und des Rechtswesens auf, um schließlich über die Erlösungsreligionen und die Beherrschung der Natur durch die Menschheit in seinen Schlußkapiteln zu reden.

Aehnlich wie Bagehot die ganze Entwickelung des Menschengeschlechts zu höherem Können aus der Anpassung, der Angewöhnung und Vererbung erklärt, von unten nach oben construirend, geht auch Lippert zu Werke. Nur sind bei ihm absolut neu und überraschend die Rückblicke, die Art und Weise, wie er aus den Sitten, Gewohnheiten der Cultur u. s. w. spät abliegender Zeiten, Licht wirft auf den Ursprung, indem er uns zeigt, wie in jenen späten Zeiten überall noch Rudimente der Urzustände zu beobachten sind, sei es in irgend einem Namen, sei es in irgend einem Gebrauch, in irgend einer Religionsvorstellung, in irgend einem Rechtssatz.

Niemand wird das vorzügliche Buch aus der Hand legen, ohne in ihm eine Fülle der Belehrung und eine starke Anregung zum Selbstdenken gefunden zu haben.

ια. **Musikalisches Skizzenbuch** (der „Modernen Oper" 4. Theil). Neue Kritiken und Schilderungen von Eduard Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1888.

Bei der Anzeige dieses neuen Buches von Hanslick kann man sich auf die Bemerkung beschränken, daß es hinter den früheren Publicationen des geistvollen Verfassers nicht zurücksteht. Man liest es von der ersten bis zur letzten Seite mit immer regem Antheil; überall offenbart sich ein reiches Wissen, ein geläuterter Geschmack, ein klares Urtheil und eine meisterhafte Darstellungskunst. Unter den hier besprochenen Wiener Opernnovitäten der letzten fünf Jahre ist es zunächst die Studie über Wagner's Tristan und Isolde, welche diese Vorzüge wiederum glänzend bewährt. Hanslick's Stellung zu Wagner, dem Dichter und Componisten, ist bekannt; er leugnet die Bedeutung Wagner's durchaus nicht, bekämpft aber das Ungesunde und Unkünstlerische in seiner Richtung mit allem Freimuth. Das verzeihen ihm die Heißsporne unter den Wagnerianern nicht. Der Meister selbst hat zu der Zeit, als er „den Leuten noch dankte, die ihn grüßten", es sich angelegen sein lassen, den damals noch jungen Kritiker zu sich herüberzuziehen; als das aber fehlschlug und Hanslick fortfuhr, eine eigene Meinung zu haben, da rückten etliche tapfere Männer aus Wagner's Gefolge gegen ihn vor. Sie suchten den fatalen Gegner zuerst mit spielendem Humor, hernach mit grobem Geschütz unschädlich zu machen, — haben ihm aber nicht einmal die gute Laune verderben können! Das bezeugt wiederum der vorliegende Band. Er enthält noch Aufsätze über Rubinstein's Nero, Marschner's Vampyr (für Wien Novität!), Neßler's Trompeter von Säkkingen, Goldmark's Merlin u. s. w., sowie über mehrere neu inscenirte ältere Opern. Die folgenden Abschnitte handeln von „Sängern und Sängerinnen" und von Künstlerjubiläen. Die „Todtenkränze" sind Liszt, Hiller und Vesque von Püttlingen (pseud. J. Hoven) gewidmet und von schlagender Charakteristik. Den Schluß bilden sehr eingehende Theater- und Musikbriefe aus London, ein Bericht über das Bonner Musikfest von 1885, und einer aus Mailand über Verdi's neue Oper Othello, — alle bergen werthvolles musikhistorisches Material und gewähren in ihrer mustergültigen Form die fesselndste Lectüre.

ε. **Führer durch den Concertsaal** von Hermann Kretzschmar. I. Abtheilung: Sinfonie und Suite. II. Abtheilung, I. Theil: Kirchliche Werke. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1888.

Dieses Werk ist ein werthvolles Geschenk für den denkenden und musikalisch genügend vorgebildeten Theil des Publicums, während es für die nachwachsende Generation, insbesondere für Musikstudirende beider Geschlechter die Versuchung zu superklugen Bemerkungen, zum „Schwören auf Magister Kretzschmar's Wort" darstellt. Die Analysen der Orchester- wie auch der Chorwerke, ursprünglich allem Anschein nach Originalbesprechungen von Aufführungen entnommen, oder doch im Wesentlichen aus solchen bereichert, lassen den erfahrenen, urtheilsfähigen Musiker überall erkennen, ohne indessen von Einseitigkeit, Irrthum und verwunderlichem Mangel an Bekanntschaft mit den Grundlagen der Musikwissenschaft völlig frei zu sein. Die Einseitigkeit implicirt keinen Vorwurf; jedes gediegene Urtheil wird bei aller Sachlichkeit doch immer einseitig ausfallen. Die ausschließende Gegensätzlichkeit z. B., in welcher die radicalen Anhänger Wagner's allen andern Componisten gegenüber verharrten, die nicht Liszt, Berlioz oder nach ihnen geartet und genannt sind, ist ebenso wenig völlig unberechtigt, wie der Bach-Mozart-Standpunkt. Kretzschmar aber gilt in der musikalischen Welt für einen Champion der Classiker und sucht doch in seinem Buche sich mit den Neuromantikern anzufreunden. Er bewundert, ohne zu lieben. Diese subtile verhüllte Form der Ablehnung ist für das große Publicum vielleicht paßlich, weil unverständlich, aber doch auch recht mißverständlich. So erzieht man nicht gerechte und klare, sondern oberflächliche Beurtheiler. Ein Irrthum ist es gewiß, wenn Kretzschmar bei Besprechung der E-moll-Sinfonie von Brahms das Hauptthema, welches durch das ganze Finale variirt wird, gar nicht, statt desselben aber Nebenthemen anführt, abdruckt und kritisirt. Eine Lücke im Wissen verräth es, wenn z. B. bei Besprechung von Grell's Messe für 16 Stimmen gesagt wird: „Nebenbei sei bemerkt, daß das Credothema mit dem in der H-moll-Messe S. Bach's gleichlautend ist." Hier vermuthet der Laie den Vorwurf einer unberechtigten Entstehung, während Grell wie Bach selbst, wie Palestrina und die Mehrzahl der Messe-Componisten des 16. Jahrhunderts die uralte mixolytische Priesterintonation aus dem cantus gregorianus aufnahmen, lediglich zu dem Zwecke, um die reine, nicht römische Katholicität seiner Messe zu betonen.

ια. **Johann Georg Kastner,** ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken von Hermann Ludwig. Mit einer Porträtradirung Kastner's,

Abbildungen in Lichtdruck, Facsimiles ꝛc. 2 Theile in 3 Bänden. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die drei stattlichen, mit zahlreichen artistischen Beilagen geschmückten Bände führen uns die Lebens- und Bildungsgeschichte eines ausgezeichneten Musikers vor, der freilich in Deutschland kaum mehr als dem Namen nach bekannt ist, der aber wohl verdient, in seiner Bedeutung für das Musikleben in Frankreich allgemeiner gewürdigt zu werden. Der Verfasser (mit seinem eigentlichen Namen: von Jan in Straßburg) hat sich seiner Aufgabe mit ganzer Liebe und Hingebung unterzogen und dem elsässischen Künstler ein würdiges Ehrendenkmal gestiftet. Sein Buch ist auf einem reichhaltigen, mit großem Geschick verwertheten Quellenmaterial aufgebaut und darf als eine werthvolle Bereicherung der musikalischen Literatur bezeichnet werden.

Wir geben in Kürze den Inhalt des Buches. Der erste Band verbreitet sich zunächst in einer mit großer Sachkenntniß geschriebenen Einleitung („Nationalité morale und Nationalité politique des Elsasses") über die politischen, gesellschaftlichen und Kunstverhältnisse Straßburgs in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts. In den folgenden Abschnitten lernen wir den ehrbaren, mannhaften Bädermeister Kastner und dessen verständige und warmherzige Frau kennen, denen unser Johann Georg am 9. März 1810 als ältestes Kind geboren wurde. Seine Jugend-, Schul- und Universitätszeit wird eingehend geschildert. Der Widerstreit der Pflichten gegen die Schule und der Befriedigung des Musiktriebes, der endliche Bruch mit dem theologischen Studium und die Entscheidung für die Künstlerlaufbahn — Alles ist höchst anschaulich und lebendig dargestellt. Künstlerisch und sittlich gereift, mit einem Stipendium des Straßburger Gemeinderaths ausgestattet, ging Kastner 1835 zum Zweck seiner musikalischen Weiterbildung nach Paris. Wie im ersten Bande die Schilderung der politischen Ereignisse vor und nach der Julirevolution, so bietet gleicherweise die Einleitung des zweiten Bandes: „Blick auf Paris im Jahre 1835" eine fesselnde Lectüre. Wir lernen den Boden kennen, den der intelligente, willensstarke Kastner betrat, um nach Verlauf weniger Jahre sich einen Platz neben den angesehensten Künstlern der Hauptstadt zu erringen. Er begann seine Thätigkeit als bescheidener Musiklehrer; vermöge seiner Begabung und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit kam er in verhältnißmäßig kurzer Zeit in geselligen und wissenschaftlichen Verkehr mit den hervorragendsten Tonkünstlern jener Zeit: mit Berton, Reicha (deren Unterricht er genoß), Cherubini, Auber, Halévy, Paër, Meyerbeer, Rossini, Berlioz u. a. Unter solch förderndem Umgange entwickelte er eine große Fruchtbarkeit als Componist, Kritiker und Schriftsteller. Als Componist vermochte er freilich keinen sonderlichen Erfolg zu erringen; die Pariser hörten seine Opern mit einem gewissen scheuen Respect und bezeichneten sie als „Deutsche Musik". In der That liegt auch seine eigentliche Bedeutung auf musikschriftstellerischem Gebiet. Neben einer Anzahl theoretischer Schriften verfaßte er nach und nach Unterrichtswerke für fast alle Orchesterinstrumente, in deren Kenntniß er wohl nicht übertroffen wurde. Seine „Instrumentationslehre" ist der Vorgänger von Berlioz' bekanntem Werk. — Im Jahre 1837 vermählte er sich mit einer hochgebildeten und daneben auch reichen Dame, Fräulein Léonie Boursault. Es erfüllt mit wahrer Hochachtung vor dem strengen Ernst seines Strebens, daß er trotz der glänzenden äußeren Gestaltung seines Lebens unausgesetzt weiter thätig blieb, als wären Laufbahn und Leben fortdauernd allein von seinem Schaffen abhängig. Die Anerkennung blieb nicht aus, und es haben sowohl seine musikwissenschaftlichen Leistungen als auch seine Verdienste auf dem Gebiete gemeinnütziger Bestrebungen (u. a. die Gründung der „Association des artistes-musiciens") ihm hohe und wohlverdiente Auszeichnungen eingetragen. — Der dritte Band umfaßt Kastner's Thätigkeit von 1849 bis zu seinem am 19. December 1867 erfolgten Tode. Nach einer eingehenden Besprechung seiner während dieses Zeitraumes entstandenen Arbeiten und seines öffentlichen Wirkens wird in einem „Rückblick" noch einmal seine Bedeutung als Mensch und Künstler zusammengefaßt. Das Buch sei warm empfohlen. Nicht nur der Musiker ernsterer Richtung, — jeder Gebildete wird es mit Genuß und Gewinn lesen.

ρ. **Goethe's Gedichte.** Zwei Bände. **Schiller's Gedichte.** Ein Band. **Buch der Lieder.** Von Heinrich Heine. **Neue Gedichte. Letzte Gedichte.** Von Heinrich Heine. Stuttgart, Carl Krabbe. 1887. 1888.

Man kann sich nichts Reizenderes denken, als diese Miniaturausgaben, die trotz ihrer zierlichen Gestalt dennoch in schönen klaren Typen gedruckt sind, auf festem, weißem Papier, ohne Goldschnitt (wofür wir dem Verleger besonders dankbar sind), aber in vorzüglichem Einband, der ebenso geschmackvoll ist, wie er dauerhaft scheint. Auch die Zusammenstellung hat unsern Beifall, denn es ist doch nun einmal die Wahrheit, und sie wird als solche sich je länger desto mehr herausstellen, daß unter allen großen Lyrikern, die nach Goethe kamen, Heine der größte ist. Vielleicht könnten wir mit dem Herausgeber rechten, daß er, namentlich in den „Letzten Gedichten", manch' eines unterdrückt, welches wir ungern missen, und dafür manch' anderes gegeben hat, dessen Aufnahme, wenn denn einmal Vollständigkeit nicht beabsichtigt war, uns zweifelhaft erscheint, wie z. B. „Die Wünnebergiade", das Jugendgedicht Heine's, welches zuerst an dieser Stelle (Deutsche Rundschau, 1875, Bd. III, S. 360—362) von Hüffer mitgetheilt worden ist, ohne den dort gegebenen Commentar aber kaum verständlich, noch auch, wenn man über Datum und Provenienz nichts erfährt, dem Ruhm des Dichters zuträglich sein dürfte. Dieses Bedenken indessen soll den Werth der uns hier gebotenen Ausgaben nicht verringern, die ja nicht mit dem Anspruch auftreten, kritische zu sein, sonst aber durch Inhaltsverzeichniß und Register der Anfangszeilen den Leser sehr wohl orientiren, so daß als Geschenkliteratur oder etwa zur Begleitung auf Reisen diese fünf anmuthigen Bändchen, einzeln und zusammen, warm empfohlen zu werden verdienen.

BINDING ... JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.56

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY